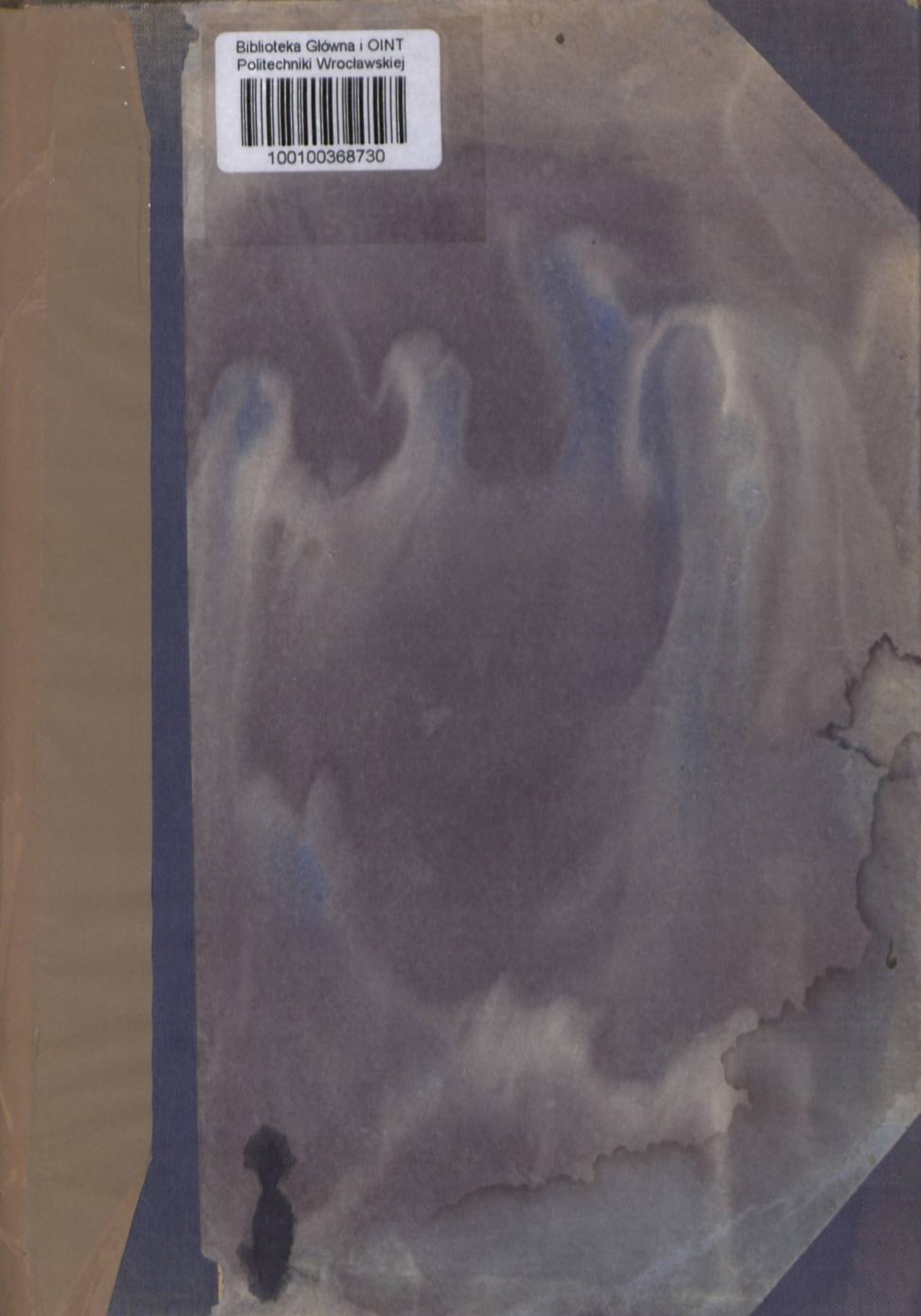



EX LIBRIS
BIBLIOTEKA GŁÓWNA
POLITECHNIKI WROCŁAWSKIEJ

5/ na str 310 mapa ziemi ząbkowickiej

ZAMKI:

1) CIEPŁOWODY str. 97.

2) WITOSTOWICE str 100.

3 „NOVUM CASTRUM" str. 102.

[signature]

Andrzej Tuszyński

1953



[illegible]

[illegible]

26 X 1951 r.



Kloster Heinrichau.

Widok na Kościół i część Klasztoru henrykowskiego


Münsterberger Land
Ein Heimatbuch für Schule und Haus
+Herausgegeben·von·Schulrat·Kretschmer+
+Unter·Mitwirkung·von·Freunden·der·Heimat+
Sanct+Georg
+M·Ü·N·S·T·E·R·B·E·R·G·1·9·3·0+
Eigentum der Volksschule Alt Heinrichau Kreis Frankenstein (Schles.)
Inv.-Verz. Nr. 15. Nr. 80e.



Selbstverlag des Herausgebers.

Druck: Münsterberger Zeitung, G. m. b. H.,
Münsterberg i. Schles.

Vorwort.

Eine Fülle von Reformen pochte in den letzten Jahren an die Pforten der Schule und verlangte mehr oder minder stürmisch Einlaß. Auch die Heimat stand vor der Schultür und bat um ihr Recht, nicht nur wie bisher als Heimatkunde ein bescheidenes Dasein zu führen, sondern Grundlage für Erziehung und Unterricht zu sein und somit die Schultätigkeit bodenständig und seelennah zu gestalten. Das vorliegende Buch möge der kundige Führer zu einer tiefinnerlichen Vermittelung der Heimat sein!

Heimat, wie bedeutsam klingt das kurze Wort! Gedanken und Bilder strömen aus ihm im Uebermaß hervor. Bilder der Scholle, der wir unser Dasein verdanken, der Menschen, die sie mit uns teilen. Die stille Beschaulichkeit sonnendurchglühter Landschaften wie die vielgeschäftige Regsamkeit auf den lauten Arbeitsstätten treten greifbar vor unser geistiges Auge. Und wäre die Heimat wirklich nicht so schön als sie ist, wir liebten sie trotz alledem. Wer kennt nicht das Heimweh, jene brennende Sehnsucht, der wir wehrlos verfallen, wenn das Band zerriß, das die Heimat um uns schlang. Alle Herrlichkeiten der Fremde verblassen vor dem Heimatbild. Diesen kostbaren Schatz haben wir auch nach seinem Werte zu würdigen und zu pflegen. Hast Du, lieber Leser, schon einmal daran gedacht? Hast Du die freien Stunden, die Dir Beruf und Arbeit gewährten, auch dazu benützt, Dich noch tiefer zu vertiefen in die Herrlichkeit und Pracht? Das Heimatbuch wird Dir der treue Berater und Führer zur Heimaterkenntnis sein.

Eine große stoffliche Mannigfaltigkeit spricht aus dem Buche. Viele Kräfte waren am Werk. Hilfsbereite Hände streckten sich dem Herausgeber von allen Seiten zu freudiger Mitarbeit entgegen. Dank, herzlicher Dank allen, welche dieses Buch schaffen halfen. Dank der Lehrerschaft des Kreises, die in ideeller wie materieller Hinsicht das Zustandekommen des Buches ermöglichte. Dank im besonderen den Mitherausgebern Lehrerin Pelke-Weigelsdorf, Lehrer Neumann, Kostka, Radzieowski-Münsterberg, Lehrer Vogt-Olbersdorf, Lehrer Knoblich-Steingrund und Lehrer Rösner-Petershagen, die in selbstlosester Hingabe, kein Opfer scheuend, in zahlreichen Kommissionssitzungen für das Werden des Buches gearbeitet haben. Die Münsterberger Zeitung hat es übernommen, das Heimatbuch in würdiger Form preiswert herauszubringen. Dank gebührt ferner der chemigraphischen Kunstanstalt Ankarstrand-Breslau, welche die Klischees in künstlerischer Ausführung bei günstigster Preisstellung geliefert hat. Die Mittel für die Herstellung der Klischees hat Landrat Dr. Kirchner dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

So wandere denn hinaus, du Münsterberger Heimatbuch, kehre ein in alle Häuser als der langersehnte, gabenreiche Freund! Gib Kunde von der Schönheit unseres Heimatkreises, berichte von dem Leben und Streben seiner Bewohner, stärke in ihnen die Liebe zur Heimat und rüttele die auf, welche der Heimat noch kühl und verständnislos gegenüberstehen!

Münsterberg, den 15. Januar 1931.

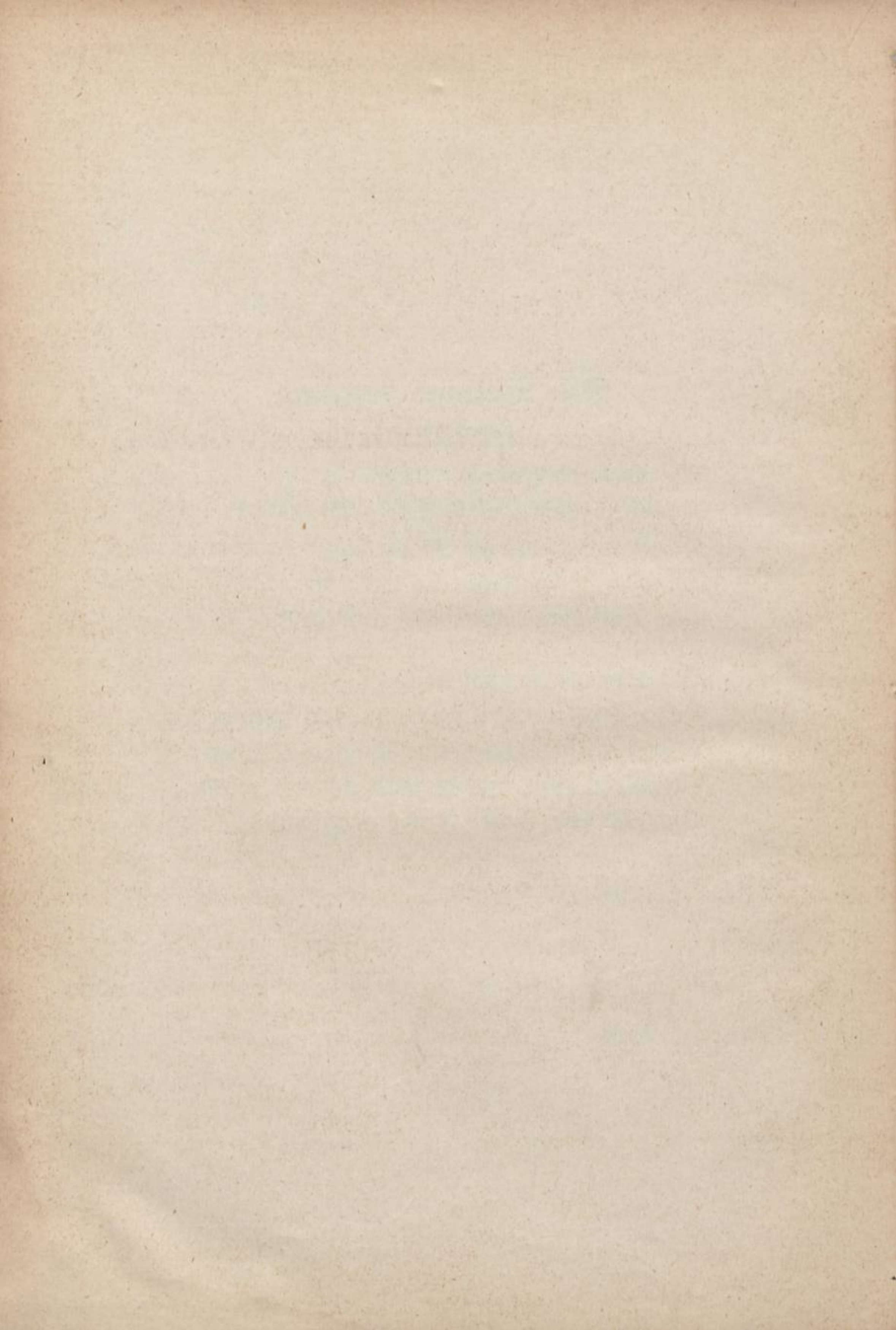
Kretschmer.

Die Heimat kennen.

Agnes Pelke.

Die Heimat kennen heißt
In ihrem heil'gen Boden lesen
Urmächtig schaffend Weltgesetz;
In jeder Schollenfurche achten
Das Schaffen derer, die einst drüber schritten.

Die Heimat kennen heißt
Erforschen, wie Sach zu Sach geworden,
Wie das, was scheinbar längst gestorben,
In unsrer Zeit fortzeugend, lebend wirkt,
Aus Altem unser Jetzt gestaltend.



Erdgeschichtliches des Münsterberger Landes.

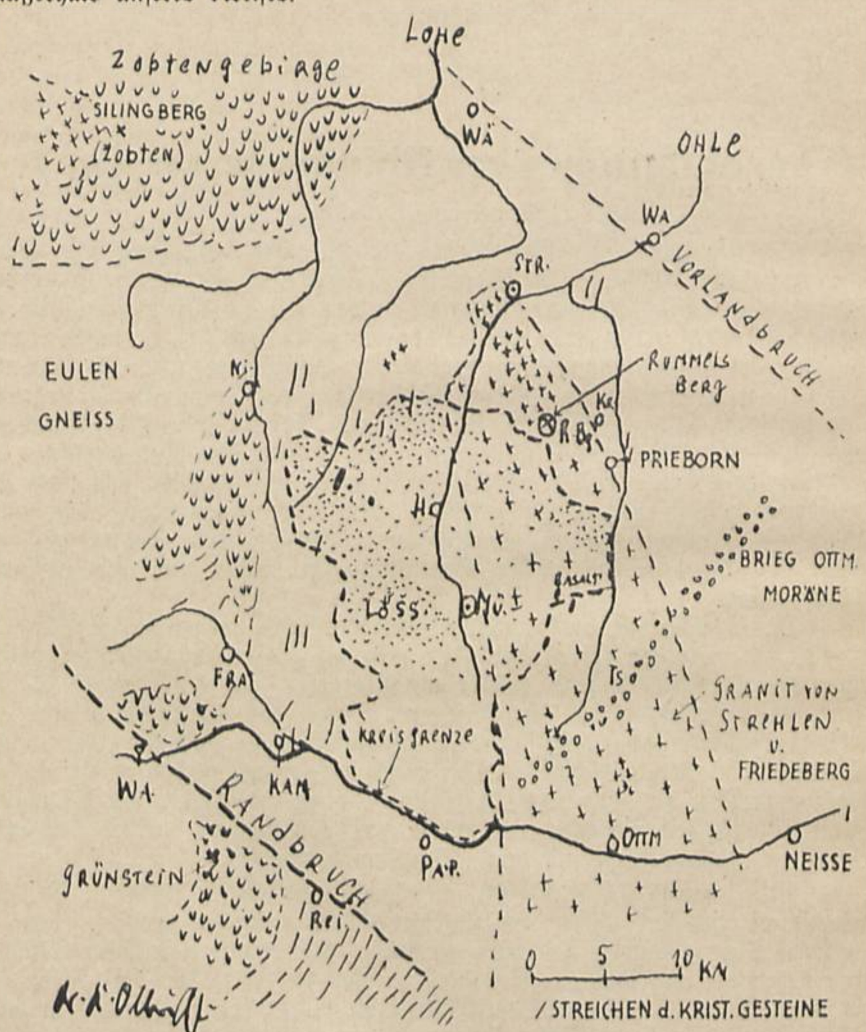
Dr. Konrad Olbricht.

Der Bau des schlesischen Bodens ist mit einer dreistufigen Treppe vergleichbar. Die höchste Stufe bilden die Sudeten. Ein großer Randbruch scheidet das Gebirge von dem Vorlande, in dem sich die Gesteine des Gebirges vielfach fortsetzen. Ist dieser „Sudetenrandbruch“ eine lebende Spalte, da sie noch heute landschaftlich deutlich in Erscheinung tritt, so kann der „Vorlandbruch“, der in der Nachbarschaft des Kreises im Untergrunde von Grottkau, Wansen (Wa des umseitig zum Abdruck gebrachten Kärtchens) und Wäldchen (Wä) verläuft, als eine tote Spalte bezeichnet werden. Die durch sie geschaffenen Geländeunterschiede kommen landschaftlich nicht mehr zum Ausdruck, sondern sind längst verebnet. Nur Bohrungen zeigen, daß nordöstlich der genannten Linie die kristallinen Gesteine des Sudetenvorlandes flacher lagernden Schichten des Decksteines, der Trias und der Kreidezeit Platz machen.

Das zwischen beiden Bruchlinien liegende Gebiet nennen wir Sudetenvorland. In ihm finden wir nicht mehr die großen langgestreckten Höhenzüge der Sudeten, sondern inselbergartig erheben sich durch breite Senken getrennte Hügelländer, wie die Striegauer Berge, das Zobtengebirge und das Münsterberg-Strehlener Hügelland. Man spricht daher auch von einer „mittelschlesischen Inselberglandschaft.“ Ihre Hügel und Berge verdanken ihre Höhenlage vermutlich in erster Linie besonders harten und gegen die Abtragung widerstandsfähigen Schichten, vor allem das aus hartem Gabbro bestehende eigentliche Zobtengebirge mit dem Silingberg (Zobten).

Meist nordsüdlich streichende alte Gneise und andere kristalline Gesteine, wie Glimmerschiefer, bilden den Untergrund des westlichen Kreises. Nur an wenigen Stellen kommen sie unter der Hülle tertiärer und eiszeitlicher Schichten zum Vorschein und sind an zwei Stellen (schwarze Flecke des Kärtchens) von tertiärem Basalt durchsetzt. Oestlich der Ohle bilden den Untergrund an zahlreichen Stellen aufgeschlossene, jüngere Gneisgranite (auf der Karte weit gekreuzelt), die an einigen Stellen von noch jüngeren Granitstöcken durchsetzt werden (eng gekreuzelt). Das Hauptverbreitungsgebiet dieser jüngeren Stockgranite liegt schon außerhalb des Kreises bei der Stadt Strehlen. Die an dieser klassischen Stelle einsetzenden Forschungen von Cloos haben ergeben,

daß auch diese jüngeren Granite eine Art Schieferung zeigen, die dadurch entstand, daß während der Erstarrung des granitischen Magmas der Gebirgsdruck andauerte. Oestlich der Stadt Münsterberg durchsetzen zwei unbedeutende Basaltvorkommen den Granit an der Kreisgrenze. Oestlich des Hügellandes weichen diese Gneisgranite wieder geschichteten Gesteinen, vor allem den berühmten Crummendorfer Quarziten, die in großartigen Brüchen abgebaut werden. Diese Gesteine liegen jedoch wie die Amphibolite von Nimptsch schon außerhalb unseres Kreises.



Geologische Uebersicht über den Kreis Münsterberg und seine Umgebung.

Noch heute findet man vielfach die Anschauung, daß die Sudeten den östlichen Bogen eines in der Steinkohlenzeit aufgefalteten und während der

Faltung von in die Faltenkerne eingedrungenen Graniten durchsetzten alpenhohen Gebirges (des sogenannten Varistischen Gebirges) bilden, das von Zentralfrankreich über das westliche Mitteldeutschland sich erstreckte und dann über die Sudeten nach Südosten umbog. Heute wissen wir, namentlich durch die neuen großzügigen Arbeiten des Breslauer Geologen Erich Bederke[1]), daß wir zwischen West- und Ostsudeten unterscheiden müssen. Zwischen beiden liegt die merkwürdige „Nordsüdzone", innerhalb welcher vielleicht in der Devonzeit die Grünsteine von Frankenstein, Nimptsch und des Zobtengebirges aufdrangen. Dabei sind in den Westsudeten außer dem Varistischen Gebirge noch Trümmer älterer Gebirge, wie die präkambrischen Eulengneise, zu einer Einheit verschmolzen. Die Granite des östlichen Kreises bilden mit den sie umrahmenden Gneisen und Quarziten einen Hauptzug der Ostsudeten, der, südlich von Mähren und der östlichen Grafschaft kommend, möglicherweise im Norden — heute tief versenkt und von jüngeren Schichten verhüllt — nach Osten umbiegt und wie eine Schlinge das oberschlesische Steinkohlenbecken nördlich umrahmend im polnischen Mittelgebirge (Lysa Gora) wieder als Ruine auftaucht.

Die Hauptfaltung dieser Ostsudeten erfolgte in der mittleren Steinkohlenzeit, also vor vielleicht 300 Millionen Jahren. In die Faltenkerne drang zweimal mit kurzer Unterbrechung granitisches Magma. Das ältere wurde, während der Faltung erstarrend, zu Gneisgraniten umgewandelt, das jüngere bildet den bekannten Strehlener Granit mit den drei „Granitmineralien" Quarz, Feldspat und Glimmer (Hornblende). Kurze Zeit nach der Erstarrung wurde der Granit an zahlreichen Stellen von Quarzgängen durchsetzt. Durch die Hitzewirkung des Granites entstanden, vermutlich aus Kalken des „Mantels", die Marmore von Prieborn (P) und Geppersdorf und aus Sandsteinen die Quarzite von Crummendorf (K). Die Strehlener Granite und Gneisgranite bilden eine Einheit mit den weiter südlich wieder auftauchenden Graniten von Weidenau und Friedeberg in der Tschechoslovakei. Unsere Granite erstarrten als Tiefengesteine im Kern eines hohen Gebirges und waren während ihrer Erstarrung von Deckschichten überlagert, deren Mächtigkeit wir auch nicht annähernd schätzen können. In der jüngeren Steinkohlenzeit wurden diese Altsudeten stark abgetragen zu einer welligen Rumpffläche, wobei auf weiten Strecken die Granitkerne bloßgelegt wurden. Wir können annehmen, daß die Rumpffläche im wesentlichen schon zur Permzeit, als sich im westlichen Deutschland die Kalisalze bildeten, Formen besaß, die der heutigen Oberfläche recht ähnlich waren.

Ueber das Schicksal unseres Kreises in den folgenden langen Zeitabschnitten des Erdmittelalters (Trias, Jura und Kreide) wissen wir nichts. Vermutlich überragte das Hügelland damals flache Meere, deren Ablagerungen wir sowohl im Glatzer Becken, wie nördlich des Vorlandbruches kennen.

In der Tertiärzeit senkte sich das Land. In der Ohlesenke entstanden geringe, nicht abbauwürdige Braunkohlenlager mit Resten von subtropischen Pflanzen, wie der Sumpfzypresse, und als Ablagerungen flacher Binnenseen die für das Wirtschaftsleben der Stadt Münsterberg so wichtigen in den großen Gruben aufgeschlossenen Tonlager. Neue Forschungen des

[1]) Eine endgültige Zusammenfassung seiner Arbeiten steht noch aus.

Breslauer Geologen Friedrich Zeuner zeigen, daß die groben grauen Sande und Kiese, welche, stellenweise bis 8 m mächtig, die Tone in einen oberen und unteren Horizont teilen (die unteren werden für die Herstellung feuerfester Gegenstände abgebaut), in einem Flusse abgelagert wurden, dessen Oberlauf sich vermutlich mit dem der Glatzer Neiße deckte. Diese „Urneiße" bog also nicht wie die heutige bei Kamenz nach Südosten ab, sondern floß durch das heutige Ohletal der Oder zu. Damals quollen auch die oben erwähnten Basalte auf, vermutlich als infolge ihrer Härte erhalten gebliebene Kerne von Vulkanen, deren Aschenkegel längst abgetragen sind. Bildeten sich doch die Münsterberger Tone in einem Zeitabschnitt mit warmem, teilweise subtropischem Klima vor vielen Millionen von Jahren! In der Tertiärzeit entstanden durch Verwitterung des Granites unter Zutritt von Kohlensäure die so wichtigen Kaoline (Porzellanerden). Wir finden eine solche Lagerstätte in Verbindung mit Graphit bei Sacrau.

Besonders wichtig für das Wirtschaftsleben sind die Ablagerungen der Eiszeit (Diluvium). Die Dauer des Eiszeitalters wird heute von den meisten Geologen auf etwa eine Million von Jahren geschätzt. Mehrfach (mindestens viermal) wechseln in ihr Zeiten starker Vergletscherung mit wärmeren Zeitabschnitten, in denen die Eisdecken vielleicht zeitweise sogar in Skandinavien völlig verschwanden. Die aus den gewaltigen Eisdecken herausquellenden Schmelzwasserströme schütteten mächtige Sande und Kiese auf. Da diese beim Vorrücken des Eises entstanden, werden sie auch als „Vorschüttsande" bezeichnet. Jede Sand- und Kiesgrube zeigt, daß sie bei uns meist rosteisenschüssig verwittert sind. Im Neißetal oberhalb von Kamenz lag vermutlich ein eiszeitlicher Stausee. In ihm entstanden horizontal geschichtete Sande, die oben in feine gebänderte Tone übergehen. Ueber diesen Sanden lagerte das Eis beim weiteren Vorrücken seine Grundmoräne als Geschiebemergel ab. In den großen Tongruben von Münsterberg wird dieser stellenweise 6 bis 12 m mächtig. Durchsetzt wird er von den Findlingsblöcken, deren Mehrzahl aus Graniten besteht. Im Gegenteil zu den heimischen Graniten sind die Feldspäte dieser „nordischen" Granite fast immer rot gefärbt. Ehemalige Randlagen des Inlandeises werden durch Endmoränenwälle bezeichnet. Im Kreise Münsterberg sind sie nur wenig entwickelt, die große Brieg-Ottmachauer Endmoräne, auf deren südlichen Ausläufern das Schloß Ottmachau liegt, beginnt erst östlich der Kreisgrenze. Der Verlauf ihres Hauptzuges ist aus dem Kärtchen zu ersehen. Er besteht aus zahlreichen, Schildbuckeln ähnlichen Höhen. Ein Eisenbahndurchstich bei Tscheschdorf (Tsch) zeigt, daß er aus stark gefalteten Sanden und Kiesen aufgebaut ist, also durch Aufstau am Eisrande entstand. Diese Sande und Kiese überkleidet meist eine Geschiebemergelhülle. Wahrscheinlich hängt mit der Bildung dieser Endmoräne auch die Verlegung des Neißelaufes zusammen.

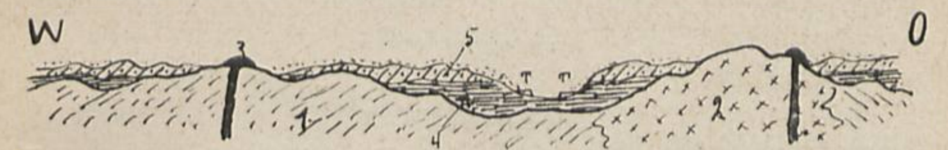
Das Inlandeis hat unser Gebiet vermutlich zweimal überflossen. Wohl fast alle in Gruben aufgeschlossenen Schichten (Sande, Kiese, Geschiebemergel) stammen aus der vorletzten Eiszeit (Rißeiszeit). Obwohl die Mächtigkeit des Eises von Skandinavien zu nach Süden ständig abnahm, muß sie doch auch in unserer Gegend noch mehrere hundert Meter betragen haben. Unser Hügelland lag sicher wie auch das Hauptgebirge in der Haupteiszeit unter dem Eise vergraben, das die Hügel stellenweise zu den heutigen Formen abrundete.

Die Vermutung von Frech, daß der Rummelsberg das Eis überragt, hat sich als unrichtig erwiesen. Gletscherschliffe finden sich im Hügelland nicht, dagegen war zeitweise bei Crummendorf ein schöner Gletschertopf zu sehen. Die vorletzte Eiszeit überkleidete also den größten Teil unseres Hügellandes mit einer dünnen Decke von Sanden, Kiesen und Geschiebemergeln.

In der nun folgenden Zwischeneiszeit war das Klima wärmer als gegenwärtig. Damals verwitterten die Sande und Kiese, aber auch stellenweise der Geschiebemergel, eisenschüssig. Zugleich schnitten sich in diese Deckschichten unsere heutigen Täler ein, vor allem das Neiße- und Ohletal. In ihnen sind aber die Ablagerungen der Rißeiszeit zumeist wieder abgetragen.

In der letzten Eiszeit (Würmeiszeit) stieß das Inlandeis nur noch bis an den Nordrand Schlesiens vor und erreichte wahrscheinlich die Linie Groß-Wartenberg, Praußnitz, Stroppen, Köben, Glogau und Grünberg.

Auch über diesem jüngsten Inlandeise lagen, wie heute über Grönland und der Antarktis, kalte schwere Luftmassen. Nach Süden abfließend entstanden so trockene Fallwinde (Eisföhne), die weit in das nicht mehr vergletscherte Gebiet wehten und den trockenen Staub der dortigen Ablagerungen zu hohen Staubwolken aufbliesen. Weiter südlich und namentlich im Gebiet der Hügel des Sudetenvorlandes verloren diese Winde ihre Kraft, und der Staub blieb liegen. So entstand der bekannte hellgelbe, mehlartige L ö ß, der an manchen Stellen bis 10 m mächtig werden kann. Der Löß bildet auch (6 m mächtig) das Hangende der großen Münsterberger Tongruben. An Tierknochen enthält er Reste von Rhinoceros antiquitatis und Equus Przewalskii, dazu an anderen Stellen solche des Mammuts, Renntieres und Moschusochsen, also durchaus polarer Tiere. Vermutlich haben auch schon diluviale Menschen jagend unsere Lößtundra durchstreift. Beweise hierfür häufen sich in Oberschlesien und der Troppauer Gegend. Von den südlichen Nebenflüssen der Oder führten die größeren (Görlitzer Neiße, Bober, Queis, Katzbach und Glatzer Neiße) damals beträchtliche Wassermengen und erfüllten ihre Täler mit mächtigen Schottermassen, die noch heute an vielen Stellen als Terrassen erhalten sind. So wird die Glatzer Neiße von einer besonders schönen Terrasse begleitet, die durchschnittlich 20 m über der heutigen Talaue liegt, und auch das Ohletal begleiten Reste einer Terrasse 10—15 m über dem Talboden.



Ideales Profil durch den Kreis Münsterberg in westöstlicher Richtung.

1. Aeltere Gneise, Schiefer und Quarzite. } Rumpfgebirge.
2. Jüngere Gneisgranite und Granite. }
3. Tertiäre Basalte.
4. Tertiäre Sande, Kiese und Tone (bis 80 m mächtig).
5. Eiszeitliche Sande, Kiese und Geschiebelehme (älteres Diluvium).

T Terrassenreste im Ohletal (Würmeiszeit).

... Jungdiluvialer Löß der Würmeiszeit.

Neuere Forschungen machen es immer wahrscheinlicher, daß die in der jüngeren Tertiärzeit neu einsetzenden Bewegungen der Erdkruste auch im Eiszeitalter anhielten und sogar heute noch nicht erloschen sind. Für das Gebiet der Glatzer Neiße und den Sudetenrand bei Wartha beweisen dies die Terrassenstudien von Zeuner. So ist es sehr wahrscheinlich, daß die Landschaft der mittleren Tertiärzeit geringere Höhenunterschiede als die heutige aufwies und das Münsterberg-Strehlener Hügelland seine heutige Höhenlage teilweise auch jüngeren Aufwölbungen verdankt.

Vermutlich um das Jahr 12000 vor Christus schmolzen über Skandinavien die letzten größeren Reste des Inlandeises ab. Für Schlesien beginnt die Nacheiszeit, d. h. der Zeitpunkt, in welchem sich die heutige Pflanzendecke einstellt, schon einige Jahrtausende früher. Während der jüngeren Steinzeit und Bronzezeit war das Klima sogar erheblich wärmer als gegenwärtig, wie dies pflanzengeographische Studien in anderen Teilen Schlesiens zeigen. Die lichten Grassteppen der mittelschlesischen Ackerbauebene reichten auf Grund der Verbreitung der vorgeschichtlichen Funde bis Münsterberg. Erst im Süden des Kreises weisen Waldhufendörfer auf früher vorhandene dichte Wälder hin.

Von der Fläche des Kreises (342,3 qkm) sind heute nur 38,6 qkm bewaldet, also sehr wenig für ein Hügelland, von dem größere Teile über 300 m hoch liegen. Dies, sowie die geringe Ausdehnung der Wiesen (17,1 qkm) ist die Folge der weiten Verbreitung der fruchtbaren Lößdecke. So nehmen auch Weizen- und Zuckerrübenfelder (49 bezw. 23 qkm) große Flächen ein. In den auf dem Kärtchen eng- und weitpunktierten Gebieten stieg vor dem Kriege der Grundsteuerreinertrag auf mehr als 30 bis 40 M. für den Hektar, und mit einem Durchschnittshektarertrag von 31 M. wurde der Kreis in Schlesien nur noch von Nimptsch, Striegau, Jauer und Liegnitz übertroffen. So ist etwas mehr als die Hälfte der Bevölkerung (ohne die Stadt Münsterberg sogar sieben Zehntel) in der Landwirtschaft tätig, und im Jahre 1925 lebten 2138 Menschen von der Industrie der Steine und Erden. Begründung hierfür sind die schon öfters erwähnten Tonlager im Südwesten der Stadt Münsterberg.

So sind geologische Kenntnisse nicht nur wertvoll für ein Verstehen des Erdbildes der Gegenwart, sondern greifen auch weit hinein in Fragen der Wirtschaft, wie dies die vorgehenden Darlegungen in größten Zügen zeigen sollen.

Literatur.

Georg Gürich, Geologische Uebersichtskarte von Schlesien mit Erläuterungsheft. Breslau 1890.

Hans Cloos, Der Gebirgsbau Schlesiens. Berlin 1922.

Fritz Enderwitz, Die Münsterberg-Strehlener Berge. Breslau, Priebatsch 1922.

Meßtischblatt Strehlen der geologischen Karte von Preußen mit Textheft 1921.

F. Zeuner, Diluvialstratigraphie und Dilivialtektonik im Gebiete der Glatzer Neiße. Borna bei Leipzig 1928.

Olbricht, Die Eiszeit in Schlesien. Alt-Schlesien 1927.

Uebersicht über die Erdgeschichte.

	Namen	Pflanzenwelt	Wirbellose Tiere	Wirbeltiere	Beginn mittl. Jahre	Uhrzeit
Neuzeit Kenozoikum	**Alluvium**	heutige Pflanzen	heutige Tiere	Ausbreitung des Menschen	0,015	Mitternacht
	Diluvium	verarmte Pflanzenwelt	wie heute	Aufsteigen des Menschen	1,5	23,59
	Tertiärzeit	Braunkohlenwald	ähnlich wie heute	Blüte der Sänger	65	23,00
Mittelalter Mesozoikum	**Kreidezeit**	Palmfarne und Laubhölzer	Ausklingen der Ammoniten	Zahnvögel, Beuteltiere, Riesenreptilien	150	21,50
	Jurazeit	Palmfarne und Nadelhölzer	Ammoniten	Urvögel, Beuteltiere, Riesenreptilien	195	21,10
	Trias	Araukarien, Palmfarne, letzte Riesenschachtelhalme	Vorfahren der Ammoniten	Urreptilien	240	20,40
Altertum (Palaozoikum)	**Perm**	Ausklingen der Steinkohlenpflanzen	Vorfahren der Ammoniten	Stegokephalen	280	20,00
	Karbon	Steinkohlenwald	Riesenlibellen	älteste kleine Stegokephalen	370	18,45
	Devon	erste Landpflanzen?	Trilobiten	Panzerfische	420	18,00
	Silur	Tange und Algen	Trilobiten, Panzerkrebse, Riesenkorallen	Panzerfische	590	15,60
	Kambrium			Appendikularien	700	14,10
Urzeit (Archaeszoikum)	**Algonkium**		Trilobiten, Muscheln, Schnecken	—	1100?	8,30?
	Archaikum	Graphit als Kohlenrest?	?	—	1700?	Mitternacht

Die letzte Reihe rechnet die mutmaßliche Dauer der Erdgeschichte auf die Länge eines Tages um, um eine bessere Vorstellung zu geben. Ueber die Dauer des vor dem Archaikum liegenden „Sternzeitalters“ wissen wir nichts. Aus Olbricht, Erde und Weltall, Priebatsch-Breslau 1930.

Wanderfahrt in die Rummelsberge.

Herbert Fellgiebel.

Komm mit, lieber Leser, in die herrlichen Wälder, verschwiegenen Täler und geheimnisvollen Waldgründe jener Berge, die als Rummelsberge, von den Sandbergen aus gesehen, den schönsten Teil im Rahmen des Münsterberger Stadtbildes ausmachen. Paul Keller läßt sie in seinem „Bergkrach" den Rummel in der Walpurgisnacht machen. Doch damit geschieht ihnen Unrecht. Trotz der schönen und gut markierten Wege gehört diese Gegend noch zu den stillen Winkeln, und der unsterbliche „Taugenichts mit dem ewigen Sonntag im Gemüte" träumt hier noch unberührt von den Vor- und Nachteilen eines Fremdenverkehrs. Soll man es bedauern oder nicht?

Die Bahnstrecke Breslau—Mittelwalde führt an dieser Berggruppe vorbei; wohl freut sich der Großstädter dieses ersten Berggrußes, wenn er am Wochenende ins Gebirge fährt. Aber noch lockt es ihn wenig, hierher das Ziel seiner Wanderung zu verlegen. Die meisten Einwohner Münsterbergs tun es ihm gleich. Nur einmal im Jahre, es ist wohl um Pfingsten herum, wandern größere Scharen zum Konzert und Rummel zur Bergschänke. An den übrigen Sonntagen der schönen Jahreszeit begegnen uns höchstens vier bis sechs Fremde auf der lohnenden Wanderung Strehlen—Rummelsberg—Münsterberg. Ahnst Du nun, warum ich Dich heute zu einer Wanderfahrt in die Rummelsberge einlade? Komm einmal mit hinaus, nicht um zu suchen, sondern nur, um ein schönes Fleckchen Erde vor Deinem Stadttore zu Dir sprechen zu lassen. Und wenn Du darauf noch in unverbildeter Natürlichkeit antworten kannst, weiß ich es sicher, — Du wirst öfter hingehen können!

Schon sind wir während unserer Begrüßung die Straße nach Heinrichau entlang gewandert, sind am Mittelwege abgebogen (Markierung blau-rot!) und wenden uns noch einmal am Rande des Stadtwaldes um. Da liegt unser freundliches Heimatstädtchen, umrankt von grünen Anlagen, betriebsam mit ragenden Fabrikschornsteinen. Noch ist es keine „steinerne" Stadt, noch schmiegt es sich an die grünen Hügel seiner Umgebung; im Hintergrunde winken die Berge der Grafschaft, beherrscht vom Gipfel des Glatzer Schneeberges. Doch nun hinein in den schattigen Wald! Wir folgen dem Mittelwege auch weiterhin, überklettern den Buchenberg mit seinem herrlichen Baumbestande, kreuzen die Landstraße von Heinzendorf nach Reumen und umgehen hierauf die mit Nadelholz bestandene Milchkoppe auf ihrem Westabhange. Die hohen rotbraunen und stark gelichteten Stämme geben schöne Ausblicke frei. Da liegen unter uns die Dörfer des Ohletales: Heinrichau mit seinem Schloß, Wiesenthal, Rätsch und Schönjohnsdorf mit seiner alten Wasserburg. Dahinter steigt der Tarchwitzer Kiefernberg auf, und am Horizonte schließen die Kuppen des Eulengebirges die Landschaft ab. Ueber eine größere Schonung hinweg führt der Weg an den Fuß des Kalinkeberges.

Hier, wo der Verbindungsweg von Sacrau nach Deutschneudorf unseren Weg schneidet, machen wir auf dem nächsten Waldwege in östlicher Richtung einen kleinen Abstecher. Nach etwa 10 Minuten schimmern uns durch die Bäume die Kalkhäuser von Deutschneudorf entgegen. Dort erhebt sich ein schöner wuchtiger Kalkofen mit 3 Feueröffnungen. Eine noch gut erhaltene Marmortafel zeugt von dem Stolz nnd dem Selbstbewußtsein dessen, der ihn

erbauen ließ, um den in der Umgegend gefundenen Kalk zu verwerten. Die Inschrift lautet:

Wessen Sorgfalt
diß gewesen
läst sich
in dem Marmor lesen.
Markus Abt
zu Heinrichau und Zierz,
ließ diesen Ofen baun,
um dadurch
sein Vortheil zu schaun,
mithin
zeigt dieser Ofen an
Was ein Wirtschafts Geist
noch kan.
Anno 1797.

Die Zeit machte den Bau überflüssig; Birken wachsen auf seiner Krone; wenige Wanderer verirren sich zu ihm, dem Zeugen vergangener Tage. Hier ruht es sich so schön; die Rast wird uns gut tun; denn wir kehren an den Fuß des Kalinkeberges zurück. Leute, die an sich schon ohne Rucksack zu tragen haben, beginnen zum mindesten hier zu schwitzen. Nach Osten zu öffnen sich schnurgerade von Lärchen eingesäumte Waldschneisen; wer sich rückwärts wendet, kann bei klarer Sicht die Hartmannbaude liegen sehen. Wir sind schließlich auf dem Gipfel der Kalinkekoppe angelangt. Es ist das jener Berg, der, vom Wasserschlosse aus gesehen, links vom Rummelsberge liegt und nur auf der einen Hälfte bewaldet erscheint. Der Weg geradeaus abwärts führt an Viehkoppeln vorbei nach Dobrischau. Wir verlassen ihn aber an der Stelle, wo links jüngerer Baumbestand einsetzt und ein ganz schmaler Fußweg einer Schneise folgt. Bei einer Buche (von einer Erdbank umgeben, „Rasenbuche" genannt) biegen wir in der Wegkreuzung rechts ab und gelangen so an die drei größeren Sacrauer Schluchten. Man darf sie wohl ohne Uebertreibung als Glanzpunkt des Rummelsgebirges ansehen, diese so eigenartig nebeneinander gesetzten Schluchten, darin sich vielleicht in grauer Vorzeit abschmelzende Gletscher ihren Weg gruben. Ein anbrechender Junimorgen, hier erlebt, ist ein Hochamt in des Hergottes Dome selber. Ehe wir die Sacrauer Schluchten verlassen, zweigen wir schnell einmal zum Kellerberge ab. Eine unter Baumwurzeln ausgemauerte Höhle ist natürliches Wetterdach und wohl so manchem Bruder von der Landstraße schon Herberge gewesen. Sollte hier wirklich ein unterirdischer Gang vom Rummelsberge her in früherer Zeit gemündet sein?

Wenn wir nicht nach unserem Ziele drängten, würden wir schnell das nahe Sacrau aufsuchen, wo wir etwas Interessantes sehen könnten. Nahe der Försterei bemerken wir zur rechten Seite der Straße nach Schönjohnsdorf einige aufgeworfene Erdhaufen. Hier wurde nach Graphit gegraben. Verfallene Schlämmbecken und kleine Häufchen mattschimmernder grauer Erde weisen noch darauf hin. Verreibt man ein wenig davon in der Hand, so ist sie graufettig überzogen. Heute ist der Betrieb eingestellt; üppig wachsendes Gras verbirgt mitleidig das gescheiterte Unternehmen den Augen der achtlos Vorüberziehenden.

Eine kurze Rast, und wir steigen die Landstraße Sacrau-Dobrischau aufwärts nach Dobrischau. Dieses freundliche Dorf lehnt sich an den Höhenzug, der die Kalinkekoppe mit dem eigentlichen Rummelsberge selber verbindet. Interessant ist hier die schlichte Dorfkirche. Die Walfischkanzel hat in ganz Schlesien meines Wissens nur ein Gegenstück in der katholischen Kirche in Reinerz, und das Marienbild, das infolge einer seinerzeit häufig angewandten Maltechnik den Beschauer auf allen Punkten ansieht, soll ein Gemälde von Willmann sein.



Windmühle in Dobrischau.

Noch ein kurzes Stündlein, und wir stehen auf dem Turme des Rummelsberges; er lohnt den friedlichen Wanderer mit reichem Fernblicke, namentlich an einem schönen Herbsttage: Die Berge der Grafschaft, der Zobten, in nördlicher Richtung die Häuser Brockaus, die Türme Breslaus. Doch bleiben wir in seiner näheren Umgebung, da grüßt zum Greifen nahe Crummendorf mit seinen Brüchen. Man findet hier Quarzit, einen feuerfesten Stein, den man gern auch zum Auskleiden von Hochöfen verwendet, und den man vor dem Weltkriege bis nach China versandte. Nicht weit davon liegt Prieborn mit seinen stillgelegten Marmorbrüchen. Nun ein Geheimnis für den Heimatfreund: in der Crummendorfer Gegend kann der örtlich Eingeweihte noch Bergkristalle finden. — Wandergefährte, hast Du die Spitze eines solchen Steinwunders schon einmal in schwellendem Moospolster eingebettet gesehen? Du wirst vergeblich suchen heute, denn scharfe Brillen und geschulte Geister haben gründlich suchend gearbeitet. Aber es sind noch welche da. Nach Norden zu liegt Strehlen und an dem Wege dahin die böhmischen Dörfer Podiebrad, Hussinetz und Mehltheuer. Ihre Bewohner haben sogar ihre Muttersprache als Eigenart bewahrt; Pfingsten stehen hier wie in den meisten Dörfern der Umgebung noch die Maibäume, mit bunten Bändern geschmückt. — Uebrigens soll von unserm Turm aus nach Siebenhufen (nordwestlich!) ein unterirdischer Gang geführt haben, daran sich folgende Sage knüpft: In diesem stellenweise geräumigen Gange pflegten die Raubritter der Rummelsburg mit ihren Gesellen aus der Umgebung Gelage zu halten und dabei die Beute zu teilen. So schoben sie einst auch Kegel zu mitternächtiger Stunde. Die Kugeln waren Totenschädel, die Kegel aus Menschenknochen. Einst trieben sie es wieder mit Fluchen und Gotteslästern. Da stürzte um Mitternacht der Gang zusammen mit tosendem Donner, Menschen und Schätze unter sich begrabend. Ein letzter Rundblick, und die Bergschänke ladet ein zur Rast!

Der Heimweg kann erfolgen über Strehlen, Waldneudorf und Steinkirche, Sacrau—Schönjohnsdorf (mit seiner Wasserburg)—Heinrichau—Reumer

Felsen — Münsterberg. Ich aber möchte Dich auf dem Mittelwege bei Vollmondschein heimbegleiten. Beim Abendläuten stehen wir wieder auf der Kalinkekoppe und sehen unter uns Dobrischau mit seiner Windmühle. Weit draußen glänzen die Lichter der Ortschaften auf. Ein singendes Bauernmädel schiebt einen Karren Grünfutter dem Dorfe zu, — und nun nimmt uns der Wald wieder auf. Es ist derselbe Weg und doch — ein neuer Weg, dieses geheimnisvolle Dämmerlicht gegenüber dem Sonnenfluten des Tages. Da wird auch der gesprächige Wandergefährte still, denn solches Erleben läßt sich nicht in Worte kleiden. Es trifft die mehr oder weniger verborgene Gefühlsweichheit jedes Schlesiers. — Zwei Wegstunden, und vor uns blinken die Lichter unseres Städtchens.

Von Münsterberg nach Patschkau.

Artur Knoblich.

Der Wanderer, der frohgemut durch das Patschkauer Tor über die nicht gerade schön bebaute Kommende ins Land hineinwandert, hat bald hinter den rauchenden Schloten der Tonwerke drei Wege vor sich. Der Weg über Wenig-Nossen, Neualtmannsdorf und Glambach in den südlichen Teil des Kreises ist vielleicht der schönste von diesen dreien. Aber auch die Wege über Bernsdorf, Bärdorf und Liebenau und ferner über Schlause nach Bärwalde sind abwechselungsreich. Der Wanderer wird erstaunt sein über die Fülle schöner Nah- und Fernblicke, über die lieblichen Täler und Hügel, die sich ihm unausgesetzt kulissenartig erschließen. Es ist, von irgend einer Höhe gesehen, wie ein wogendes Meer von bewaldeten Höhen, duftenden Ackerbreiten, lieblichen Flußtälern, eine echte deutsche Landschaft, wie sie Meister Thoma in ihrer schlichten und doch bezaubernden Einfachheit tausendfach verkündet hat.

Die breiten Kunststraßen führen sicher und bequem durch die vielgiebligen Dörfer, die in reichen Obstgärten träumen. Aber auch herrlich einsame, wenig bekannte Saumpfade locken zur Wanderung an taufrischen Sommermorgen. Und nicht zu vergessen die alten, verlassenen Landstraßen, die, durch neue verdrängt, vielfach nunmehr ein abseitiges, wehmütiges Leben zwischen stillen Feldern führen.

Die Menschen, die in diesem Stück Land die ersten Ortschaften gründeten, müssen fromm und demütigen Sinnes gewesen sein. In den schützenden Bodenwellen siedelten sie sich an, bald um ein Kirchlein geschart. Nur wenige dieser ersten Bauernhöfe erstiegen die Höhen und trotzten den Stürmen und den Gewittern. An den Wegen und Stegen aber errichtete man jene rührend schönen Bildstöcke und Wegkapellchen, wie sie heute noch, allerdings vom Zahn der Zeit schon arg zernagt, überall zu finden sind.

Groß und breit liegt hinter Neualtmannsdorf und Bärdorf eine Hochebene. Die „Breme" mit dem romantischen Zauber eines untergegangenen Dorfes und einem verschwundenen See trotzt hier eisigen Stürmen zur Winterszeit. Im Lenz aber jubeln tausend Lerchen über den grünen Saaten. Der Wanderer erblickt die majestätisch aus dem Dunst des Böhmerlandes herüberwogenden Sudeten, auf denen an solchen Tagen weiße Schneefelder schimmern, unter blauzerrissenen Himmeln.

Jäh fällt diese Hochebene nach Glambach und Liebenau zu ab. Nur ein Höhenrücken läuft fürwitzig mit Felswänden bis Neuhaus und erhebt sich

noch einmal zur Höhe des Jägerberges, dem Ausflugsorte der Patschkauer und zu den Bergkegeln bei Bruckstein. Aber es scheint, als seien diese Berge recht kleinlaut und verschüchtert ihren Bergbrüdern und Bergschwestern gegenüber, die herrlich breit und ruhig jenseits in das Neissetal herabsteigen. Dunkle, tiefe Wälder stürmen die Hänge hinunter. Zwischen Wiesen und Baumgebüsch silbert die Neisse, und weißgieblige Häuser liegen im Sonnenschein. Die grauen Türme von Patschkau stehen vor den grünen Bergen — das schlesische Rothenburg.

Urwaldhaft muß hier einst der gewaltige Bannwald zwischen Böhmen und Schlesien gewuchert haben. Tiefdunkel und geheimnisvoll in seinen moorigen Gründen ist hier tausendfältiges Leben, aber auch lichtscheues Gesindel nach den ewigen Gesetzen des Werdens und Vergehens dahingegangen, bis die ersten Kuttenträger mit deutschen Männern die Flußläufe aufwärts drangen und die scharfen Aexte an die riesigen Bäume schlugen und in den sonndurchfluteten Breschen ihre Blockhäuser aufrichteten. Aber das sind fast tausend Jahre her, eine lange und wildbewegte Zeit, und doch bloß ein Tropfen im Werden der Landschaft.

Von dem Glambacher Forst ist noch zu berichten, der an der abfallenden Hochebene nistet. Das ist ein wunderbarer Wald, so schön, so alt, so wild durchwuchert, so vielgestaltig und ehrfürchtig, daß der Wanderer, der in das Glambacher Tal die vielgewundene Kunststraße herabsteigt, überrascht den lockenden Waldtiefen folgt, in derem Dämmergrün der rote Seidelbast blüht, eine unendliche Schar von Sängern ihre Lieder erklingen läßt und in Sommergluten, schattenfeucht, die Waldbäche murmeln. Er sieht himmelhohe Erlen und Birken, trotzende alte Eichen und dichtes Unterholz.

Nur klein sind die Bauernstellen dieses Tales, wie überall, wo ein Herrensitz die fruchtbringende Ackerscholle zum größten Teile beherrscht. Das Schlößchen liegt am Ausgange des Dorfes. Es ist eines jener vornehmen, schlichten Schlösser, wie sie unsere Vorfahren zu bauen verstanden. Bescheiden, ohne Prunk, aber von edlen Linien, in die Landschaft gebettet, mit ihr verwachsen.

Die vergessene Landstraße.

Artur Knoblich.

Von dem hochgelegenen Groß-Rossen läuft eine alte Landstraße durch ein stilles Tal, klettert mühselig über ein paar Hügel, um, müde der beschwerlichen Wanderung, in Lindenau anzukommen. Es ist eine der alten Heerstraßen nach Neisse und manch reisiger Heerbann mag mit schweren Rossen und knarrenden Wagen darüber hingezogen sein. Lust und Leid hat die alte Landstraße getragen, dumpfe Armut und himmlischen Leichtsinn, herrischen Uebermut und fromme Demut. Sie trug die Menschen mit ihren vergänglichen Gedanken und Sorgen, die schwerziehenden Pferde. Sie trug sie mütterlich durch das Tal zu allen Zeiten des Tages und des Jahres. Sie führte sie treusorgend die Hügel hinan und wieder durch die stillen Felder bergab, bis die weißen Giebel winkten.

Nun liegt die alte treue Landstraße vergessen. Die neue Kunststraße führt weit drüben über Neualtmannsdorf nach Lindenau. Niemand fährt mehr die alte Straße entlang. Nur der Bauer, der seine Felder hier draußen

hat, oder ein paar nichtsnutzige Dorfjungen, die hier ungesehen auf die Kirschbäume klettern. Gras wächst über den zerfurchten Wegbreiten. Die Eidechsen liegen unbekümmert in der Sonne.

In den Frühlingstagen jauchzt das einsame Tal in den blauen Himmel hinauf. Die Kirschbäume tragen herrliche Blütensträuße und die alte Landstraße läuft erregt über die Höhen. An den Hügeln grünt der Brombeerstrauch und das Bächlein hat ein lustiges Lied. Zuweilen geschieht es, daß an solchen Tagen Menschen hier hinaus kommen. Dann erblicken sie erstaunt die Pracht dieses stillen Tales, die blühende alte Landstraße, und wandern neugierig weiter, bleiben sinnend an dem grauen, verwitterten Bischofsstein stehen und denken der Herren, die einst in Macht und Herrlichkeit diesen Stein gesetzt haben. Wohin sind sie?

Unbekümmert und herrlich ist das Blühen in diesem Tale. Träumend liegt die Landstraße zu Sommerszeiten im Schatten ihrer Bäume. Die Vögel haben einen reichen, überreichen Tisch in den leuchtenden Kirschen. Die wogenden Kornfelder strömen einen Duft von Sommer und Fruchtbarkeit aus. Die Stille ist tief und klingend. Das Bächlein verstummt inmitten der bunten Wiesenblumen.

Im Herbst schwanken die hohen Erntewagen über die alte Landstraße. Dann trägt sie die Frucht des Jahres stolz und mit mütterlicher Liebe. Dann ist es, als ströme die alte Freude zurück. Die Bäume greifen mit ihren Armen nach den hochgeschichteten Garben und reißen sich übermütig ein paar Aehren ab. Stürme durchbrausen das Tal. Die letzten Gespanne mit Pflügen und Eggen ziehen über die Straße. Dann liegt sie wieder still und abseitig. Die Füchse schnüren hungernd hinüber zum fernen Dorfe. Wandergänse ziehen schreiend hoch in den Lüften über das verlassene Tal mit seiner vergessenen Landstraße.

Und der Winter kommt von jenseits über die steile Talseite. Er deckt über Nacht die alte treue Straße warm und fürsorglich zu. Sie soll noch lange durch die Jahre ziehen.

Wieviel solcher vergessenen Landstraßen haben wir in unserem Münsterberger Lande? Eine ganze Zahl. Vergessen, übersehen führen sie ihr einsames, abseitiges Leben.

Aus der Pflanzenwelt unseres Kreises.

Rudolf Rösner.

Wer mit aufmerksamem Auge und offenem Herzen die gesegneten Fluren unserer engeren Heimat durchwandert, wird sich über manch schöne und seltene Blume an seinem Wege freuen können. Der wahre Naturfreund aber pflückt sie nicht, sondern bewundert sie in ihrer Feinheit und Schönheit. Wenn ich im folgenden neben häufigeren auch auf einige seltenere Pflanzen hinweise, so will ich damit einen bescheidenen Beitrag zur Heimatkunde liefern, nicht aber sammelwütige Leutchen zur völligen Ausrottung mancher nur noch in geringer Zahl vorkommenden Art anreizen. Möchten doch alle, die draußen in freier Natur Erholung suchen, sich beim Erblicken seltener Pflanzen bezähmen und nicht durch gedankenloses oder gar mutwilliges Abreißen vielleicht den letzten Vertreter einer Art vernichten. Kein ernsthafter Mensch dürfte es widerspruchslos

mit ansehen, wenn ein Flegel mit seinem Spazierstocke die Blumen am Wege köpft, oder wenn Kinder haufenweis die Blumen abreißen, um sie nach kurzer Zeit achtlos wegzuwerfen.

Frühlingsahnen liegt in der Luft. Noch deckt Schnee die erstarrten Fluren. Da erfreut uns in den Wäldern des Kreises, besonders im Buchwald, schon das gesellig blühende Schneeglöckchen (Galanthus nivalis). Obwohl bei uns noch häufig, gehört das Schneeglöckchen doch zu den seltenen Pflanzen, denn Schlesien bildet etwa die Westgrenze seines Verbreitungsgebietes. In seiner Gesellschaft finden wir oft truppweise das Gelbspitzchen (Leucoium vernum), auch großes Schneeglöckchen genannt. Etwas später, doch oft schon aus dem Märzenschnee, schaut mit seinen blauen Blütensternen das liebliche Leberblümchen hervor (Hepatica triloba). Es ist erfreulich, daß durch die neue Pflanzenschutzverordnung wenigstens die unterirdischen Dauerorgane dieser drei Frühlingsboten geschützt sind, denn die genannten Pflanzen dürfen nicht ausgegraben werden. In dieser Zeit blühen die Erlen, und die Haselsträucher stäuben und zeigen ihre karminroten Federnarben. Um Ostern leuchten weite Flächen von weißen Osterblumen (Anemone nemorosa), im Walde oft durch eingestreute, seltenere gelbe Anemonen (A. ranunculoides) angenehm belebt. Sehr ähnlich der weißen Anemone, jedoch viel zarter, ist das recht seltene, giftige Muschelblümchen (Isopyrum thalictroides), im Buchwald und in der näheren Umgebung desselben an feuchten Stellen wachsend. An lichten Stellen des gleichen Waldes treffen wir gar nicht so selten den geschützten, aber giftigen Seidelbast an (Daphne Mezerëum), dessen dunkelrosa Blüten schon vor den Blättern erscheinen. Wer ein Freund des Maitrankes ist, der gehe im Wonnemonat in unsere Wälder, er wird an geeigneten Stellen den Waldmeister (Asperula odorata) in großen Mengen sammeln können. Etwas später erscheint mit ihren goldgelben, kugeligen Blüten die Trollblume (Trollius europaeus), fälschlicherweise Glatzer Rose genannt, denn sie ist außerhalb der Grafschaft Glatz an über hundert Standorten nachgewiesen, und auch in unserem Kreise kommt sie zwischen Schildberg und Waldneudorf vor. (Geschützt!) Als merkwürdigste Seltenheit des Buchwaldes finden wir an drei schattigen, leicht sumpfigen Stellen den Aronstab (Arum maculatum) mit seinen spieß-pfeilförmigen, oft braungefleckten Blättern. Etwa Mitte Mai stehen die von einer großen Blattscheide umgebenen Kolben in voller Blüte. Man muß erst die Blattscheide zurückschlagen, um die Blüte in ihrer Eigenart und Schönheit zu erkennen. Der gelblichgrüne Blütenkolben, dessen oberes Ende keulig verdickt, braunviolett und nackt ist, trägt männliche und darunter weibliche Blüten. Mitte September reifen die erbsengroßen, scharlachroten Beeren. Die ganze Pflanze, namentlich aber der Wurzelstock, ist giftig. Wer die frischgrünen Blätter kaut, verletzt sich an den eingelagerten Kristallen (Raphiden) die Zunge, und ein scharfes, langanhaltendes Brennen warnt den Unvorsichtigen. Andere Fundorte aus dem Kreise sind bisher nicht bekannt geworden.

Als Standortsgefährten des Aronstabes erwähne ich den hochragenden Rohrkolben (Typha latifolia), die Waldsimse (Scirpus silvaticus) mit großer, ebensträußiger Spirre, den an feuchten Rändern wachsenden, tieffiederspaltigen Rippenfarn (Blechnum Spicant) und vor allem den großscheidigen Schachtelhalm (Equisetum maximum), dessen Schosse die stattliche Höhe von 1 m erreichen, ein kleines Abbild der urzeitlichen Pflanzenriesen. An trockenen Ab-

hängen finden wir den keuligen Bärlapp (Lycopodium clavatum), dessen lange, kriechende Stengel kurze, aufsteigende Aeste tragen, und dessen reife, schwefelgelbe Sporen als Hexenmehl früher in der Heilkunde Verwendung fanden. Den durch die drei letztgenannten Arten vertretenen Pflanzenfamilien kam in der Steinkohlenzeit ein überwiegender Anteil an der Vegetation zu. Aus den massenhaften Ueberresten jener baumartigen Schachtelhalme, Bärlappe und Farne haben sich größtenteils die Steinkohlen gebildet. Seltsame Pflanzen, die uns in ihrer Mannigfaltigkeit und Blütenpracht immer wieder erfreuen, sind die Orchideen oder Knabenkrautgewächse, deren Blüten die zweiseitig-symmetrische Gestalt angenommen haben. In einzelnen Fällen erinnert die Blüte an Fliegen, Spinnen, Hummeln. Das breitblättrige Knabenkraut (Orchis latifolia) mit braungefleckten Blättern und purpurroten Blüten auf hohlem Stengel dürfte noch am bekanntesten sein. Etwas seltener scheint das später blühende gefleckte Knabenkraut (O. maculata) zu sein — Blüten hell-lila, Stengel nicht hohl. An einer Stelle des Buchwaldes fand ich die gelbblühende Holunder-Orchis (O. sambucina). Im Bischofswalde zwischen Weigelsdorf und Eichau wächst das fleischfarbene Knabenkraut (O. incarnata), das sich durch kräftigen, röhrigen Stengel und an der Spitze meist kappenförmig zusammengezogene Blätter von der vorgenannten Orchidee unterscheidet. Häufig findet man das große Zweiblatt (Listera ovata). Man muß allerdings scharf hinsehen, um die einfarbig grüne, nur 2 große eiförmige, gegenständige Blätter tragende Pflanze im hohen Grase der feuchten Wiesen herauszufinden. Die gleichfalls einfarbige, jedoch bräunliche Nestwurz (Neottia Nidus avis), ein seltener, nur Blattscheiden tragender Gast der Buchenwälder, hat ihren Namen von den vogelnestartig verflochtenen Wurzelfasern. Noch seltener in der Ebene ist die Korallenwurz (Coralliorrhiza innata) mit korallenartig verwachsenem Wurzelwerk. Der Stengel ist ebenfalls blattlos, die wenigen Blüten sind grünlichgelb. (Buchwald!) Die weiße Waldhyazinthe oder Kuckucksblume (Platanthera bifolia) mit 2 gegenständigen, verkehrt-eiförmigen Blättern ist wieder häufiger. Man findet sie an trockenen Stellen, gern am Waldrande. Morgens und abends verraten sich die weißen, grün überlaufenen, langgespornten Blüten durch ihren angenehmen, an die Nelke erinnernden Duft. Im Neobschützer Walde ist die grünlich blühende Berg-Kuckucksblume (P. chlorantha) festgestellt. Im Hochsommer blüht die breitblättrige Sumpfwurz (Epipactis latifolia). Der gedrehte Stengel trägt eiförmige Blätter und grünliche Blüten mit rötlicher Lippe. Die violette Sumpfwurz (E. violacea), deren Stengel, Blätter und Blüten violett überlaufen sind, ist bei Wenig-Nossen festgestellt worden. Wohl die schönste der im Kreise vorkommenden Orchideen ist das rote Waldvöglein (Cephalanthera rubra), das ich bisher nur an einer einzigen Stelle des Moschwitzer Buchwaldes unter lichtem Gebüsch fand. Auf schlankem Stengel schaukeln wenige schön rubinrote Blüten. Die gelblichweiß blühende Schwester dieser einzig schönen Pflanze, das großblütige Waldvöglein (C. grandiflora), fand ich auch nur noch an einer Stelle unter hohen Buchen, leider an einem vielbegangenen Wege, sodaß es wohl bald verschwunden sein wird. Und nicht weit davon finden wir die dritte Schwester, das langblättrige Waldvöglein (C. longifolia), mit weißen Blüten und lanzettlichen, lang zugespitzten Blättern. (Auch im Bischofswalde, am Rummelsberge und bei Ober-Kunzendorf.) Die größte der in Deutschland wildwachsenden Orchideen, der Frauenschuh (Cypripedilum Cal-

ceolus), ist bisher nur an der Grenze des Kreises, bei Reichau, Kreis Nimptsch, nachgewiesen. Dafür können wir auf den Ohlewiesen eine andere Merkwürdigkeit ersten Ranges beobachten, den rundblättrigen Sonnentau (Drosera rotundifolia), ein zierliches Pflänzchen, merkwürdig deshalb, weil diese Pflanze zu den fleischfressenden gehört. Die Oberseite ihrer Blätter ist mit zahlreichen glänzenden Drüsenhaaren besetzt, welche einen klebrigen Saft in hellen Tropfen (Sonnentau) absondern, an dem kleinere Insekten hängen bleiben. Die durch die Bewegungen derselben gereizten Drüsenhaare schließen sich über dem Insekt zusammen, dessen Weichteile sich in dem sauren Safte lösen, so verdaut werden und zur Ernährung der Pflanze beitragen.

Nun treten wir in den sommerlichen Wald. Da laden uns ausgedehnte Teppiche von Immergrün (Vinca minor) und Haselwurz (Asarum europaeum) zum Lagern ein. Im Schatten hoher Laubbäume erhebt sich hie und da ein spannenlanger Stengel mit 4 quirlständigen Blättern und einer einzigen, gestielten, blauschwarzen, giftigen Beere, die Einbeere (Paris quadrifolia). An denselben Stellen wächst auch das ebenfalls giftige Christophskraut (Actaea spicata) mit glänzend schwarzen, rundlichen Beeren, die jedoch oft von einem weißen Schimmelpilz überzogen sind. Große Flächen bedeckt das Bingelkraut (Mercurialis perennis), das wegen seines Gehaltes an Indigo beim Trocknen dunkelblau wird. Dort locken uns große gelbe, herabhängende Blüten, der Kobold des Waldes, das Springkraut (Impatiens Noli tangere), ein Liebling der Kinder, die gern die reifen, schotenförmigen Früchte aufspringen lassen. Mancher Unkundige fährt mit einem Schreckensruf zurück, wenn sich bei leiser Berührung die beiden Fruchtklappen plötzlich spiralförmig zurückrollen und die Samen nach allen Seiten herumspritzen. Dort wieder leuchten uns über sattgrünem Laube blutrote Trauben entgegen, der Hirschholunder (Sambucus racemosus), der in unseren Wäldern recht häufig anzutreffen ist, oft in ganzen Gruppen. Führt uns unser Weg noch tiefer in den Wald hinein, so finden wir auch noch den größten unserer Lippenblütler, den Bienensaug oder das Immenblatt (Melittis Melissophyllum), der außer im Buchwalde auch bei Reumen, Tarchwitz, Ober-Kunzendorf und am Rummelsberge beobachtet worden ist. Professor Schube stellte als besondere Seltenheiten im Neuhof-Reumer Walde den Türkenbund (Lilium Martagon) und im Schlauser Großbusche die Judenkirsche (Physalis Alkekengi) fest. (Ob noch vorhanden?) Auf sonnigen Lichtungen stehen hunderte von schlanken Weidenröschen (Epilobium angustifolium). Die Blütentrauben strahlen weithin in bläulichem Rot. Stets gaukeln über ihnen bunte Schmetterlinge, die nach dem in der langen Blütenröhre tief versteckten Honig gelüsten. An Waldwegen und auf Waldwiesen prahlen die großen gelben Korbblüten des Bocksbartes (Tragopogon pratensis) und nicken die langzottigen, weißen Köpfe des Wollgrases (Eriophorum polystachium). Oft erst nach dem zweiten Schnitt erscheint auf den nassen Wiesen des Buchwaldes ein liebliches, weißblühendes Blümchen mit einem einzigen, sitzenden, herzförmigen Stengelblatt, das Herzblatt (Parnassia palustris), auch Studentenröschen genannt. An mehreren Stellen des Buchwaldes wächst der sonst nur in schattigen Gebirgswäldern, z. B. am Rummelsberge, gedeihende violett-purpurn blühende Hasenlattich (Prenanthes purpurea). Ebenfalls selten kommt an einigen sandigen Wegen des Buchwaldes das Berg-Johanniskraut (Hypericum montanum) vor, der Bruder des bekannteren

durchlöcherten Johanniskrautes (H. perforatum), dessen Blätter infolge Einlagerung von Oeltröpfchen wie durchlöchert erscheinen, und dessen gelbe Blüten beim Zerdrücken einen blutroten Saft geben. Deshalb sammelten ehemals Abergläubische dieses Kraut in der Johannisnacht, um sich vor Hexen und bösen Geistern zu bewahren. Vom Graben am Waldrande weht uns ein süßlicher Duft entgegen. Er entströmt den gelblich-weißen Blüten des Mädesüß (Ulmaria pentapetala). Und dort im Teiche steht eine merkwürdige Pflanze mit stacheligen Früchten, der Igelkolben (Sparganium ramosum). Die nicht weit davon, am Rande des Buchwaldes gegen Frömsdorf früher festgestellte Tollkirsche konnte ich trotz eifrigen Suchens nicht mehr finden. Sie dürfte dem Waldbau zum Opfer gefallen sein.

Das an Waldrändern häufige, meist strauchartige Pfaffenhütchen (Evonymus europaeus), an der Kirchhofsmauer in Altheinrichau als 6 m hohes Bäumchen, leitet uns mit seinen rosenroten Fruchtkapseln leise in den Herbst hinüber, und bald blüht an sandigen Stellen die Besenheide (Calluna vulgaris), bei uns meist fälschlich Heidekraut genannt. Gelbblühende Korbblütler, meist Habichtskräuter, bringen noch etwas Abwechselung. Von der in unserem Kreise recht häufigen, giftigen Herbstzeitlose (Colchicum autumnale) dürfte manchem nicht bekannt sein, daß diese Pflanze wohl im Herbste blüht, aber erst im folgenden Frühjahr Frucht bringt. Ihr Lebensrhythmus stimmt also mit unserem Klimarhythmus nicht überein, ein Beweis dafür, daß ihre Heimat in südlicheren Gegenden mit Sommerdürre und milden, feuchten Wintern zu suchen ist. Die Blätter der Laubbäume färben sich jetzt bunt, und der Wald bietet uns ein neues reizvolles Bild, während die Wiesen und Felder langsam veröden. Die Natur bereitet sich zum Winterschlaf vor.

Aber sogar noch im Winter wird das suchende Auge des Naturfreundes manchen Vertreter unserer heimischen Flora entdecken, der überhaupt keine Winterruhe zu kennen scheint, so das bekannte Gänseblümchen, das mit seinen weißen Blüten auch im Winter der Schmuck schneefreier Flächen in Gärten und Auen bleibt, ferner in milden Wintern zwei rote Taubnesselarten (Lamium purpureum und L. amplexicaule), zwei Ehrenpreisarten (Veronica Tournefortii und V. agrestis), die Vogelmiere (Stellaria media), das allbekannte Hirtentäschel (Capsella b. p.), die sonnenwendige Wolfsmilch (Euphorbia helioscopia) und das gemeine Kreuzkraut (Senecio vulgaris). Wir treten wieder in den Hochwald ein und stehen bald vor dem bekanntesten Baume des Kreises, dem Buchenkönig, halbwegs zwischen Moschwitz und Petershagen. Dieser Baumriese stellt bei einer Höhe von 39 m und einem Stammumfang von 3,98 m ein hervorragendes Naturdenkmal dar. Nicht weit davon steht die Kroneneiche (40 m hoch, 3,45 m Umfang), dadurch besonders bemerkenswert, daß der Stamm bis etwa 25 m Höhe astrein ist. Auf unserer Wanderung treffen wir auch einige zweibeinige Buchen an, d. h. solche, deren Stämme über dem Erdboden zusammengewachsen sind. Bei der einen am Wurzelhübel stehen die Beine am Boden etwa 90 cm auseinander, sind in Höhe von 3 m vollständig zusammengewachsen und gehen dann als ein Stamm weiter, ganze Höhe 26 m. Eine zweite zweibeinige Buche steht am Fuchsgraben, eine dritte am kleinen Buchberg. Bemerkenswert ist auch die Verwachsung zweier Hainbuchen (Umfang 1,05 m und 1,86 m) am Mühlberg, Entfernung voneinander 1,30 m. In 4 m Höhe ist ein 20 cm starker Ast der schwächeren Hainbuche mitten in

die stärkere hineingewachsen. Die starken Aeste der beiden Bäume umschlingen sich derart, daß ein Loslösen des einen Stammes vom anderen unmöglich ist. Nicht weit davon steht ein Henkelbaum, eine Hainbuche. Der Stamm teilt sich kurz über dem Erdboden, der schwächere Stamm (Umfang 0,36 m) wendet sich aber wieder gegen den stärkeren (Umfang 0,57 m), und in etwa 2 m Höhe sind beide wieder verwachsen, um als e i n Stamm weiterzugehen. Nahe am Ausgang des Buchwaldes, gegen Belmsdorf, stehen mehrere mit Efeu prächtig und üppig umkleidete Bäume. An einer Lärche hat der Efeustamm einen Umfang von 0,35 m und eine Höhe von etwa 20 m, an einer Kiefer 0,35 m Umfang und 15 m Höhe. Efeu ist im Walde recht häufig anzutreffen, aber nur selten klimmen seine Stämmchen bei ursprünglichem Wachstum zu nennenswerter Höhe an Bäumen empor. Als seltenster Baum Deutschlands ist noch die Eibe (Taxus baccata) zu erwähnen. Es ist die am langsamsten wachsende Holzart unter allen europäischen Nadelhölzern. Einzelne Eiben stehen bei den Förstereien Moschwitz, Reumen, Neuhof, im Park und Gemüsegarten zu Heinrichau; ursprüngliches Wachstum wohl nur im Schlauser Großbusch. Im Heinrichauer Park befinden sich viele ausländische Bäume. Etwa 40 Edelkastanien (Castanea vesca), vielleicht 70jährig, sind im Forstrevier Sacrau gepflanzt worden, die Früchte kommen sogar zur Reife. Auch die im Neuhofer Walde in etwa 30 Stück angepflanzte Hikory-Nuß (Carya alba), ein der Walnuß nahe verwandter Baum aus Nordamerika, bringt bei uns ihre großen walnußähnlichen Früchte zur Reife. Die im Kreise noch vereinzelt anzutreffenden Maulbeerbäume (Morus alba), z. B. bei Münsterberg, Bärdorf und am Bahndamm Münsterberg-Steinkirche, beweisen, daß dieser Baum bei uns durchaus zusagende Lebensbedingungen findet, sodaß die Seidenraupenzucht zu Nutzen unserer Volkswirtschaft in weit größerem Umfange betrieben werden könnte.

Zuweilen bemerken wir auf Laub- und Nadelbäumen, z. B. Zigeunertanne bei Moschwitz, auch im Winter grüne Nester. Es sind die Misteln (Viscum album), Schmarotzer, deren Blätter durch ihre lederartige Oberhaut gegen die Gefahr des Erfrierens gesichert sind, und die auch genug Feuchtigkeit für die Winterzeit angesammelt haben. Denn ihr Wirt könnte ihnen im Winter nicht genug Saft zuführen. Die Mistel spielte im Götterglauben unserer Vorfahren eine große Rolle. Noch heute vertritt sie in England unseren Weihnachtsbaum.

Es mögen hier auch einige merkwürdige Wanderburschen unter den Pflanzen erwähnt sein. Fast den ganzen Sommer über finden wir an Eisenbahndämmen, Wegrändern, Schutthaufen die strahlenlose Kamille (Matricaria discoidea). Sie ist zuerst an den Ufern kanadischer Flüsse beobachtet worden. Später tauchte sie in Rußland auf, verbreitete sich dann über die Ostseeprovinzen, 1861 wurde sie in Schlesien festgestellt und ist heute überall in Deutschland anzutreffen. Neuerdings ist ihr Vorkommen aus Australien gemeldet, und bald wird sie die ganze Erde erobert haben. Aehnlich ging es mit der Wasserpest (Elodea canadensis), die ebenfalls aus Kanada kam und seit ihrem Auftauchen in Deutschland vor etwa 90 Jahren sich so ungeheuer vermehrt hatte, daß sie im wahrsten Sinne des Wortes alle Gewässer verpestete, oft in den deutschen Strömen so starke Barren errichtete, daß die Schiffahrt behindert war. An Güterbahnhöfen, Speichern, überall dort, wo fremde Sämereien, Gesteine usw. verladen werden, kann man oft noch andere Wanderburschen bemerken,

Irrgäste, die meist nur eine kurze Gastrolle geben und wieder verschwinden. Ich möchte darauf hinweisen, daß auch Weizen, Gerste, Hirse, Erbsen, Linsen, Lein und deren Begleitpflanzen Klatschmohn, Kornblumen und Rittersporn, ferner Weinstock, Pflaume, Pfirsich, Aprikose und echte Kastanie solche Einwanderer sind, die allerdings seit Jahrtausenden Heimatrechte bei uns erworben haben.

Der Buchwald als Pilzwald.

R. Rösner, Petershagen.

Der Buchwald ist kein ausgesprochener Pilzwald, obwohl er in manchen Jahren große Ausbeute gewährt; aber hinsichtlich der Pilzarten ist er eine Fundgrube ersten Ranges. Bisher sind etwa 251 Arten festgestellt worden, darunter beachtenswerte Seltenheiten. Wenn auch die angegebene Zahl manchem hoch erscheinen mag, so ist sie doch nur ein Bruchteil der wirklich vorhandenen Arten. Die überwiegende Mehrzahl gehört den Blätterpilzen an, welche ja in ihrem Formenreichtum schier unerschöpflich zu sein scheinen; beschreibt doch Ad. Ricken 1412 Arten in seinem großen Werk: „Die Blätterpilze Deutschlands und der angrenzenden Länder." Es gilt also noch viel Forscherarbeit zu tun, um den Bestand des Buchwaldes auch nur annähernd vollständig aufzunehmen. Leider ist aber die Unwissenheit in der Pilzkunde noch immer so groß, daß wir alljährlich mit Schrecken und Bedauern in den Tageszeitungen von Pilzvergiftungen mit oft tödlichem Ausgang lesen müssen. Aengstliche Gemüter entsagen dann leicht dem Pilzgenuß. Der Widerwille gegen Pilze darf aber nicht so weit gehen wie im Rheinlande, wo der Pilzgenuß fast unbekannt ist und der Pilzsammler als Sonderling gilt, während andererseits auf dem Markte in München im Jahre 1902 an 8000 Ztr. frischer Pilze verkauft wurden. Gibt es doch unter rund 2000 höheren Pilzen neben etwa 150 eßbaren nur 15 giftige. Bei einiger Sorgfalt sind diese an Hand eines Taschen-Pilzbuches mit guten Abbildungen sicher zu erkennen. (Führer für Pilzfreunde von Michael.) Es ist durchaus falsch, sich auf das wohl unausrottbare Märchen (seit rund 2000 Jahren) vom Schwarzwerden einer mitgekochten Zwiebel oder eines eingetauchten silbernen Löffels als Beweis für das Vorhandensein eines Giftpilzes zu verlassen. Es gibt nur ein sicheres Mittel: „Lerne die Pilze so kennen, wie Du die giftigen Früchte anderer Gewächse von den nicht giftigen zu unterscheiden weißt." (Michael.) In Deutschland fallen jährlich etwa 100 Menschen Pilzvergiftungen zum Opfer. Im Herbst 1918 starben in Bierschlin bei Wreschen (Posen) 31 Kinder aus Castrop (Westfalen), die dort zur Erholung weilten. Sie hatten selbstgesammelte Pilze verspeist, die weder sie noch die aufsichtführende Lehrerin kannten, die aber die polnische Köchin für eßbar hielt. (Gramberg, Pilze der Heimat, S. 65.) Die Geschichte berichtet von solchen Opfern aus allen Zeiten; so starben an Pilzgiften die römischen Kaiser Diokletian und Claudius, Kaiser Karl VI. und der Papst Clemens VII. Die meisten tödlichen Vergiftungen werden durch die drei Arten des Knollenblätterpilzes hervorgerufen, den weißen, den gelblichen und den grünen Knollenblätterpilz. Alle drei Arten kommen im Buchwalde vor. Sie behalten auch in getrocknetem Zustande ihre Giftigkeit. Ausgewachsene Stücke dieser Pilze kann nur ein ganz Unerfahrener oder

Leichtsinniger mit eßbaren Pilzen verwechseln. Bei jungen Exemplaren ist jedoch eine Verwechselung mit dem Edelpilz (Champignon) möglich. Man achte daher gut auf die Blätter (Lamellen) an der Unterseite des Hutes und nehme keinesfalls junge, unausgebildete, weiße Hutpilze mit weißen Blättern. Die Unterseite der zu sammelnden Edelpilze muß stets farbig sein, schwach rötlich bis schokoladenbraun. Die große Gefährlichkeit des Knollenblätterschwammes liegt in der meist erst nach Stunden einsetzenden Wirkung des Giftstoffes. Dieser ist dann bereits in das Blut übergegangen, und ärztliche Hilfe kommt oft zu spät. Bei den übrigen im Buchwald heimischen Giftpilzen, dem Speitäubling, dem ziegelroten Rißpilz, dem Fliegenpilz, dem Birkenreizker, dem büscheligen Schwefelkopf und dem älteren Kartoffelbovist, äußert sich die Vergiftung schon nach kurzer Zeit, sodaß rasche Entleerung des Magens und des Darmes meist Rettung bringt. Der Kranke trinke auch möglichst viel Milch. In jedem Falle ist aber sofort nach Auftreten der ersten Vergiftungserscheinungen ein Arzt zu rufen. Bei dem Fliegenpilz ist die merkwürdige Tatsache festzustellen, daß er in Nordasien fast ungiftig ist und als Rauschmittel genossen wird. Auf dem Lande benutzt man ihn gern zur Vertilgung von Fliegen, indem man dünne Scheiben des Pilzes mit Zucker bestreut und in Milch auslegt. Der ziegelrote Rißpilz (Inocybe lateraria) ist ein erst seit wenigen Jahren bekannter, lebensgefährlicher Giftpilz. Er ist in Schlesien bisher nur bei Frankenstein und im Moschwitzer Buchwalde beobachtet worden. Ich fand ihn gesellig wachsend auf einem lichten, grasigen Waldwege. Die jungen Stücke dieser Art sind weiß mit weißlichen, zart rosa überhauchten Lamellen und daher leicht mit kleinen Edelpilzen (Champignons) zu verwechseln. Und darin liegt ihre große Gefährlichkeit. Anfangs sind die fleischigen Hüte verbogen — glockig, bald aber ausgebreitet, wellig verbogen und längsrissig, 4 bis 9 cm breit. Die Farbe des Hutes wie der Lamellen ist außerordentlich veränderlich und geht mit zunehmendem Alter von weiß über nach rahmblaß, strohgelb, ockergelb, lichtrot, schließlich ziegelrot. Verletzte Stellen röten sich stark, und beim Trocknen wird der ganze Pilz ziegelrot. Der ringlose Stil (2 bis 5 cm hoch) ist derb, voll, faserstreifig, weiß, oft rötlich angehaucht. Die Vergiftungserscheinungen: Speichelfluß, Schweißausbruch mit Schüttelfrost, Rötung des Gesichts, Brechreiz, heftige Krämpfe und Durchfall treten glücklicherweise sehr schnell nach dem Genuß auf, oft schon nach einer halben Stunde, sodaß rechtzeitig Gegenmittel angewandt werden können. Der Birkenreizker (Lactarius torminosus) ist leicht kenntlich an seinem weißen, pfefferartig scharf brennenden, bitteren Milchsaft und dem zottig behaarten, fleischfarbigen Hute. Und der Speitäubling oder Speiteufel (Russula emetica) mit seinem roten Hut und den grauweißen, spröden Lamellen verrät sich auch durch scharf brennenden Geschmack und unangenehmen Geruch. Außer diesen Giftpilzen gibt es eine größere Zahl giftverdächtiger Pilze, die ich in meiner Zusammenstellung der höheren Pilze des Buchwaldes mit einem + bezeichnet habe, während den eßbaren ein O vorangesetzt ist. Sehr oft treten auch Vergiftungen ein, wenn anerkannt eßbare Pilze zulange aufbewahrt werden. Die eiweißreichen, stark wasserhaltigen Pilze zersetzen sich sehr schnell und rufen dann lebensgefährliche Darmentzündungen hervor. Man nehme also jede Gelegenheit wahr, sein Wissen in der Pilzkunde zu erweitern. Gute Pilzbücher, die von einzelnen Pilzkennern veranstalteten Pilzausstellungen und

Pilzwanderungen, sowie die neuerdings von einigen Behörden eingerichteten Pilzberatungsstellen können uns dazu helfen. Allgemeine Regeln aber für das Unterscheiden eßbarer von giftigen Pilzen gibt es nicht. Eine Regel allerdings kann den Sammlern nicht scharf genug eingeprägt werden: „Nimm nur gesunde, Dir genau bekannte Pilze!" Dann ist für den, der Zeit und Gelegenheit dazu hat, das Suchen der Pilze ein ganz besonderes Vergnügen — oder besser noch ein Sport für sich — und ein gesunder, billiger und einträglicher dazu. Was uns die allgütige Mutter Natur in den Pilzen unserer Wälder so verschwenderisch für unseren Tisch beschert, sollte nicht ungenützt verderben.

Naturdenkmäler und Naturschutzaufgaben im Kreise Münsterberg.

Dr. Theodor Schube.

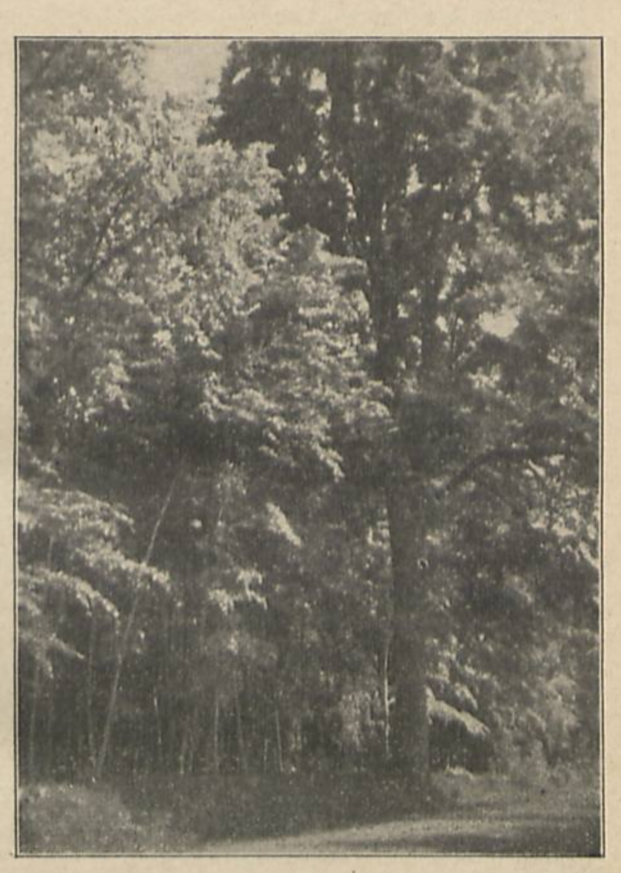
Als Denkmäler der Natur bezeichnen wir diejenigen ihrer Schöpfungen, die sich in irgendeiner Weise, sei es durch überwältigende Größe oder hervorragende Schönheit, durch Seltenheit des Vorkommens oder Sonderbarkeit der Gestalt, mehr oder minder auffallend aus der Gesamtheit herausheben, in denen sie also sich gleichsam selbst Denkzeichen ihrer Schaffenskraft gesetzt hat. Während in früheren Zeiten hierher Gehöriges, zum mindesten aus der Gehölzwelt, allenthalben zu sehen war, ist seit einer Reihe von Jahrzehnten sehr viel von diesen Schätzen, größtenteils durch Menschenhand, vernichtet worden; die Stimmen der Naturfreunde, die schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts begannen, auf die unserem Volke drohende Gefahr der hierdurch hervorgerufenen Gemütsverödung hinzuweisen, wurden seit Beginn des unserigen so laut, daß endlich auch von staatswegen der Versuch gemacht worden ist, auf gesetzlichem Wege dem weiteren Verfalle zu steuern. Doch werden die besterdachten Vorschriften nur wenig nützen, wenn es nicht gelingt, bei jung und alt die in den letzten Jahrzehnten in so betrübender Weise gesunkene Empfänglichkeit für die Reize der heimatlichen Natur wieder zu heben: in erster Linie erscheint hierzu die Schule berufen, auf deren Zöglinge von klein auf derart einzuwirken wäre, daß in ihnen eine gewisse Ehrfurcht vor der Natur geweckt wird; Hinweise gelegentlich der Schulwanderungen können hierzu viel beitragen. Vom Kreise Münsterberg sind zwar sehr ansehnliche Teile, des vortrefflichen Bodens wegen, durch die Feldwirtschaft so umgestaltet worden, daß in ihnen herzlich wenig zur Augenweide für den Naturfreund übrig geblieben ist, doch ist andererseits in den nicht unerheblichen Resten der Waldungen die in den meisten schlesischen Kreisen streng durchgeführte Bewirtschaftsweise, derzufolge an Stelle der mit Stumpf und Stiel ausgerotteten Altbestände eine einzige Gehölzart — überwiegend die Kiefer — in trostloser Einförmigkeit nachgepflanzt worden ist, hier nicht so schroff gehandhabt worden, so daß jenem noch mancherlei Erquickung zuteil werden kann. Und auch in und bei den Siedelungen bietet sich ihm manches Schätzens- und Schützenswerte.

Am ehesten überkommt wohl jeden Unbefangenen ein Gefühl der Achtung vor der Erhabenheit der Natur bei Betrachtung der durch ihre Größe ausgezeichneten Vertreter der Baumwelt. In unserm Schlesierlande sind es vor

allem die Eichen, von denen manche ganz erstaunliche Ausmaße zeigen; unsere stärkste hat (wie immer, in Brusthöhe angegeben) einen Umfang von mehr als 10 m. Auch im Kreise Münsterberg treffen wir noch bewunderns-werte an, freilich erreichen sie kaum die Hälfte der genannten Maßzahl. So üben z. B. diejenigen des Heinrichauer Schloßparkes in ihrer Gesamtheit einen mächtigen Eindruck aus, wenn auch die einzelnen bei etwa 4—4$^1/_2$ m Umfang wohl nur als wertvolles Mittelgut bezeichnet werden können. Und die in die Waldungen eingestreuten bleiben fast sämtlich noch hinter ihnen zurück, sowohl die in dem sonst recht lobenswerten Münsterberger Stadtwalde wie auch in denen des großherzoglichen Besitzes. Eine Ausnahme macht unter den letzteren jener Baum, der durch seine Auffälligkeit schon längst eine Auszeichnung durch Namengebung erfahren hat, die — auch im Meßtischblatt eingezeichnete — Kroneneiche im Moschwitzer Walde. Ihr Umfang beträgt zwar auch nur knapp 4 m, die Höhe aber gegen 35 m, wovon etwa 25 auf den astreinen Stammteil kommen, eine recht seltsame Erscheinung, da in der Regel die Kronenbildung ganz erheblich tiefer beginnt. Der Name Schafteiche träfe weit besser zu, zumal da die Krone ziemlich dürftig ausgefallen ist. Der Baum muß in seiner Jugend von dichtem Bestand umgeben gewesen sein, in dem das Geäst sich nur wenig ausdehnen konnte, während der Stamm, um dem Laubwerke den unentbehrlichen Lichtgenuß zu verschaffen, sich möglichst gestreckt hat. Zum großherzoglichen Besitztum gehört auch die stärkste Eiche des Kreises (Umfang reichlich 5 m), „Euleneiche" genannt, unweit des Forsthauses Sophienhof bei Neuhof. Von denen des offenen Geländes ist die bedeutendste (Umfang über 4$^1/_2$ m) diejenige zwischen den Vorwerken Schimmelei und Wiesenhof bei Krelkau; sie ist zwar längst hohl — ich fand unter ihr Gewölle von darin horstenden Eulen —, auch mehrmals durch Blitzschlag beschädigt, immerhin wäre ihr Verlust recht bedauerlich. Es sollte diesem durch einige Hilfeleistung entgegengearbeitet werden. Ueberhaupt müßte jede Gemeinde es als eine Art Ehrenpflicht ansehen, ihre Naturdenkmäler — um ein solches handelt es sich doch auch hier! — zu schonen und zu schützen; möchte jedem solchen Schaustück etwa drohende Gefahr in gleicher Weise abgewehrt werden, wie es z. B. bei der schönen Eiche oberhalb des Pfarrhofs von Neobschütz geglückt ist.

Den Eichen kommen in der Stärke am nächsten die Linden. Auch von ihnen finden sich einige hübsche Stücke in den Waldungen des Rummelsbergzuges, doch spielen sie, gleichwie in ganz Schlesien, ihre Hauptrolle in und bei den Ortschaften. Zuweilen stehen sie da in größerer Anzahl beisammen, so namentlich bei Tepliwoda, wo sie im Westen vom Gutshof eine Allee bilden; eine davon weist mit 6 m den größten im Kreise festgestellten Umfang eines Einzelbaumes auf. Unter denen neben dem Weg am Nordrande des Heinrichauer Parkes befindet sich freilich eine, die es im unteren Teile sogar auf 8 m gebracht hat, doch erkennt man leicht, daß es ein Drilling ist, d. h. daß drei anfangs getrennte Stämme untereinander verschmolzen sind. Unter den sonstigen Linden des Kreises gewährt vor allem die an der Ostseite des Altheinrichauer Kirchhofshügels ein eigenartiges Bild; in Brusthöhe beträgt der Umfang zwar nur 4 m, doch schwillt der Stamm gegen den Boden hin ungemein an.

Hinsichtlich des Besitzes an derjenigen Laubholzart, die meistens — wohl mit Recht — als unsere vornehmste gilt, der Buche, wurde und wird glücklicherweise auch jetzt noch der Kreis Münsterberg kaum von einem andern Schlesiens merklich übertroffen; der gesamte Forst Moschwitz führt ja immer noch offiziell den Namen Buchwald, und wenn auch ein größerer Teil von ihm ihn nicht mehr verdient, weil an die Stelle des früheren Laubholzes Nadelholz (das übrigens schon immer eingesprengt vorkam) getreten ist, so übt sie doch noch über weite Flächen hin die Herrschaft aus. Da sich seit einigen Jahren endlich an maßgebender Stelle die Auffassung geltend gemacht hat, daß die viele Jahrzehnte hindurch betriebene Ausmerzung der Buche zugunsten der Kiefer und Fichte in zahlreichen Fällen ein verfehltes Unternehmen gewesen ist und man jetzt vielfach den früheren Mischwald wieder herzustellen strebt, so ist zu hoffen, daß es auch hier in der Hauptsache beim alten bleiben wird. Schon längst ist durch seine Stattlichkeit aufgefallen jener Baum (Umfang $4^1/_4$ m, für diese Gehölzart recht beträchtlich!) an dem Gestell östlich der Trennungsstelle der Wege nach Petershagen und Belmsdorf, den man als Buchenkönig geehrt hat; man findet ihn auf Meßtischblatt und Generalstabskarte eingetragen. Mehrere Artgenossen in seiner näheren und weiteren Umgebung treten mit ihm in ziemlich scharfen Wettbewerb, am meisten wohl einer, den man im Verfolg der von Moschwitz herkommenden Hauptstraße bald nach dem Eintritt in den Wald streift. Doch wird diese Pracht fast noch überboten von der des Rummelsbergzuges; schon der Stadtwald beherbergt — unweit der Sommerlaube — recht Sehenswertes, und je weiter wir dann im großherzoglichen Anteile nordwärts vordringen, desto lohnender wird's. Wenigstens drei Prunkstücke des Reviers Schönjohnsdorf seien hervor-



Buchenkönig.

gehoben, die sämtlich dem Buchenkönig recht nahe kommen; eins nahe der Höhe des Buchenbergs, dann eins unmittelbar bei dem fünfstrahligen Wegestern auf dem Schloßberg und endlich eins am großherzoglichen Weg in der Nähe seiner Einmündung in die Heerstraße von Sacrau nach Dobrischau.

Von den andern Laubhölzern, die es zu auffallender Stärke bringen können, sei noch die Esche genannt; im Heinrichauer Park war sie wenigstens früher recht gut vertreten, eine sehr schöne von 30 m Höhe und 4 m Umfang steht vor Neuhof. Daß auch die Pappel nicht bloß einen mächtigen Stamm zu entwickeln, sondern auch zuweilen trotz der Brüchigkeit ihres Astwerks eine üppige Krone zu entfalten vermag, bewies bis vor wenigen Jahren die Riesin (Umfang fast 5 m), die vor dem Gutshofe von Altheinrichau stand. Leider ist sie wegen Sturzgefahr niedergelegt worden.



Bildkiefer bei Eichau.

Unter den Nadelhölzern behauptet in den sandigen Bezirken der Ebene schon längst den ersten Platz die Kiefer; infolge von Anpflanzung gilt, wie oben erwähnt, das gleiche jetzt für einen großen Teil des übrigen Flachlandes und des Hügellandes, für den Kreis Münsterberg glücklicherweise nur in ziemlich engen Grenzen. Untergeordnet kam sie in ihm an den ziemlich spärlichen, ihrem Gedeihen besonders günstigen Plätzen von jeher vor, und so stößt man denn hie und da auf einen ihrer Vertreter, der beweist, daß die in jenen Kunstschöpfungen so wenig ansprechende Gehölzart in alten, gutwüchsigen Stücken einen hohen ästhetischen Wert besitzt, sowohl wenn sie, in engerem Bestand aufgeschossen, einen sendenförmigen Schaft zeigt, als auch, wenn der in freierer Stellung erheblich niedriger gebliebene Stamm eine weit ausgebreitete Krone trägt. Letztere Form kommt u. a. der bisher stattlichsten des Kreises, der Bildkiefer am Wege von

Eichau nach Kunzendorf, zu. Ihr Stammumfang beträgt gegen 3¼ m, eine für Kiefern sehr beträchtliche Zahl. Es ist anzunehmen, daß sie ihrer Altersgrenze sich genähert hat, wie denn auch ihr Geäst in letzter Zeit merkliche Einbuße erfahren hat. Es wäre sehr zu wünschen, daß, wenn ihr baldiges Absterben sich nicht aufhalten läßt, wenigstens der unterste Stammteil mitsamt dem entsprechend tiefer anzubringenden Bilde als Denkzeichen erhalten bliebe.



Zigeunertanne.

Im höheren Bergland und an den ihr besser zusagenden Stellen des übrigen Gebietes hat man meistens die Fichte angepflanzt; da sie bereits ehedem daselbst vielfach eingesprengt vorkam, ja zuweilen die Vorherrschaft ausübte (in dem obersten Waldgürtel unter fast völligem Ausschluß anderer Arten), ist es nicht zu verwundern, daß sie auch in den Forstgebieten unseres Kreises in z. T. prächtigem Altholz zu sehen ist. Im Schönjohnsdorfer Revier sei vor allem auf die Umgebung des Kuhlochs unweit Dobrischau hingewiesen. An Schönheit werden die dortigen Fichten noch übertroffen von einigen Tannen. Als Unterscheidungsmerkmal zwischen den beiden so oft miteinander verwechselten und doch bei genauerem Zusehen in der Anordnung und Gestalt der Nadeln, in der Zapfenstellung und der Ausfallweise der Samen so verschiedenen Arten ist gar oft an ihnen wahrzunehmen, daß im Gegensatze zu der spitzig auslaufenden Krone der Fichte die schlankere der Edeltanne oben etwas abgeflacht ist. Befremdend muß dem Achtsamen der oberste Kronenteil der riesigen „Zigeunertanne" (beim Eintritt der Heerstraße in den Moschwitzer Wald) vorkommen; genauer zusehend wird er leicht erkennen, daß sich auf ihr die Mistel angesiedelt hat (vgl. weiter unten).

In den sandigen Kiefernheiden der Ebene erscheint als — oft fast einziges — ständiges Unterholz der Wacholder. In unserm Gelände ist er urwüchsig nur spärlich vorhanden. Im allgemeinen stellt er einen struppigen

Strauch dar, doch kann er auch baumförmig werden und dann unter Umständen eine „elegante Figur" zeigen, von weitem gesehen oft einem Lebensbaum (bis zu 12 m Höhe!) zum Verwechseln ähnlich. In dieser Gestalt sieht man ihn zuweilen in den Siedelungen; obgleich diese, wie z. B. in Tepliwoda (unweit des Steins 0,4 der Kosemitzer Heerstraße; Höhe 6 m, Umfang $\frac{1}{2}$ m), in Sacrau (je einer auf zwei benachbarten Grundstücken dicht neben der Heerstraße; Höhe 5 bezw. $4\frac{1}{2}$, Umfang $\frac{1}{2}$ bezw. $\frac{2}{3}$ m) und in Kraßwitz (in der Mitte des Ortes; Höhe $6\frac{1}{2}$ m), höchstwahrscheinlich angepflanzt sind, wird sich wohl kaum Widerspruch erheben, wenn man auch ihre Pflege als Aufgabe des Naturschutzes bezeichnet. — Und ebenso wird man sich sogar gewissen Fremdhölzern gegenüber verhalten, wenn es sich um ungewöhnliche Glanzstücke handelt, wie bei den Schierlingtannen des Kunerner Bergparks oder den Roßkastanien beim Gutshofe von Tepliwoda.

Gleich dem Wacholder können auch manche Laubholzarten, die ganz überwiegend ein unansehnliches Gesträuch ergeben, Baumform annehmen; es sei hier nur an den Spindelbaum (Evonymus europaeus), wegen seiner barettähnlichen Früchte auch Pfaffenhütlein und als Nahrungsspender für Singvögel Rotkehlchenbeere genannt, erinnert. Ein hübsches Bäumchen von 6 m Höhe und $\frac{2}{3}$ m Umfang steht in Altheinrichau am Ende der Pfarrhofmauer neben dem Zinkwitzer Kirchsteig, ein nicht viel schwächeres auch nahe der Kreuzung des Weges von Altheinrichau nach Moschwitz mit dem von Zesselwitz in den Buchwald führenden.

Handelt es sich hier nur um seltene Wuchsform einer an sich ziemlich häufigen Art, so gilt in noch höherem Maße die Notwendigkeit der Beschützung für die Gesamtheit von solchen, die, sei es in Schlesien überhaupt, sei es in einzelnen Kreisen, nur von wenigen Standorten bekannt sind. Eine Reihe derartiger Gewächse ist für den ganzen preußischen Staat bei Strafandrohung unter Schutz gestellt. Freilich läßt sich gegen den Wortlaut der Verfügung mancherlei einwenden. Durchaus berechtigt erscheint, soweit es sich um Holzgewächse handelt, das Allgemeinverbot einer Schädigung hinsichtlich der Eibe (Taxus baccata), leicht kenntlich an ihren Nadeln, die zwar in der zweizeiligen Anordnung und in der dunklen Farbe ihrer Oberseite denen der Tanne gleichen, jedoch durch das Fehlen der weißen Wachsstreifen auf der Unterseite leicht von den andern unterschieden werden können. Die einzigen beiden mir aus dem Kreise Münsterberg bekannten Bäumchen, die wohl urwüchsig sind — in Parken usw. wird die Eibe hie und da angepflanzt — stehen in einem Winkel des Schlauser Großbusches. In einer der dortigen Schluchten traf ich übrigens noch eine trautige Seltenheit ersten Ranges an, die Judenkirsche (Physalis Alkekengi). Sollte sie nicht inzwischen ausgerottet sein, so wäre sie aufs äußerste zu schonen.

Ein zweites Holzgewächs, das auf jener Tabuliste zu lesen ist, der Seidelbast (Daphne Mezereum), muß zweifellos bei einer an ihr vorzunehmenden Verbesserung daraus gestrichen werden, denn während allerdings in unserer nördlichen Ebene und z. B. auch in der Mark Brandenburg, auf welche jene Liste leidlich zutrifft, der Seidelbast als Seltenheit gelten muß, ist er im gesamten Berglande ziemlich verbreitet und auch in der höheren Ebene an geeigneten Orten allenthalben zu sehen. So ist er im Rummelsberggelände stellenweise in großer Stückzahl, doch auch u. a. im Buchwalde

vorhanden. Ich würde es niemanden verargen, wenn er aus einer reichlich blühenden Gruppe sich ein Zweiglein dieses ersten Frühlingsboten vorsichtig abschnitte. Dagegen möchte ich dringendst bitten, von dem Abschneiden eines Blütenzweigs oder gar eines Straußes der schönsten, zugleich einer der seltensten unserer Wildrosen, der Essigrose (Rosa gallica), Abstand zu nehmen, die mir von Tepliwoda und Liebenau bekannt ist. Zwecklose Zerstörung des anmutigen Bildes, an dem sich noch gar mancher hätte erfreuen können, würde geradezu an Naturfrevel streifen. Und noch ein zweiter Strauch, gleich dem Seidelbast im Buchwald zur Hochsommerzeit durch die glänzend roten Früchte auffallend, sei der Schonung empfohlen, obgleich bei ihm die Gefahr nicht so groß wie bei der Essigrose ist, die Heckenkirsche (Lonicera Zylosteum).

Eine gleichfalls zur Gattung Lonicera gehörige Art Lonicera Peri Cymenum, das Wilde Geißblatt, im nordwestlicheren Deutschland nicht gerade selten, bei uns aber nur im nördlicheren Landesteile recht zerstreut auftretend, ist im Nachbarkreise Strehlen von mehreren Standorten bekannt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie auch im Münsterberger noch aufgestöbert wird. Und noch besser ist die Aussicht auf Nachweis der Elsbeere (Pirus torminalis), die in Blüte und Frucht der Eberesche nahesteht, sich aber durch die nicht gefiederten, sondern nur eigentümlich eingeschnittenen Blätter unterscheidet. Im Strehlener Anteil des Rummelsbergwaldes kommt sie mehrfach, z. T. in wahren Prachtbäumen vor.

Weit beträchtlicher ist — auch auf jener „offiziellen" Liste — die Anzahl der zu schonenden Kräuter. Doch kommt im Kreise Münsterberg (abgesehen von den Bärlappen) von den dort genannten wohl nur der Türkenbund (Lilium Martagon) in Betracht. Es verhält sich mit ihm nicht viel anders als mit dem Seidelbast. Er ist im Rummelsbergwalde durchaus nicht so selten, im Strehlener Anteil sogar stellenweise in großer Stückzahl zu sehen. Immerhin liegt doch die Gefahr der Ausrottung nahe. Die hübschen Blüten locken allzusehr, und bei gewaltsamem Abreißen der Traube kann leicht die ziemlich locker im Erdreiche sitzende Zwiebel [1]) herausgezerrt werden.

Es gibt aber nicht wenige Staudenarten, die zwar in anderen Kreisen Schlesiens ziemlich verbreitet sind, in unserm aber nur so vereinzelte Standorte haben, daß sie aufs sorgfältigste zu schonen sind. Für zwei von ihnen, das Schneeglöcklein (Galanthus nivalis) und das Gelbspitzchen (Leucoïum vernum), auch großes Schneeglöckchen genannt, haben wir sogar wegen der argen Bedrängung, die ihnen in den letzten Jahrzehnten zuteil wurde, Pflückverbote durchsetzen müssen, da wenigstens das erstere, das in Schlesien die Westgrenze seines Vorkommens im Freien erreicht und schon im Regierungsbezirk Liegnitz fast gänzlich fehlt, schier frachtwagenweise nach andern Teilen Deutschlands versandt worden ist. Im Buchwald kann man — ein seltener Fall — beide Arten nebeneinander beobachten.

Auch sonst erweist sich der Moschwitzer Wald dem Pflanzenfreund höchst anziehend. Wir finden da: Rippenfarn (Blechnum Spicant;

[1]) Früher wurde oft gerade dieser gelbgefärbten Zwiebel halber der Pflanze arg zugesetzt; ähnlich wie man z. B. Leberblümlein und Lungenkraut ob angeblicher „Hinweise auf den Menschen" zur Heilung von Leber- bezw. Lungenleiden verwenden wollte, so galt diese „Goldzwiebel" als Mittel gegen die Güldene Ader, die Hämorrhoiden.

auch R.[1]), Riesenschachtelhalm (Equisetum maximum; auch ganz nahe der Kreisgrenze im R.), Aronstab (Arum maculatum), Muschelblümlein (Isopyrum thalictroides; auch R.), Gelbe Zahnwurz (Dentaria enneaphyllos; auch R.), Gedenkemein (Omphalodes scorpioides), Rauhes Johanneskraut (Hypericum hirsutum; auch R., hier mit Bergjoh., H. montanum), Immenblatt (Melittis Melissophyleum; auch R., sowie Tepliwoda), Bergehrenpreis (Veronica montana), Frühlingslabkraut (Galium vernum; auch Bernsdorf), Weiße Pestwurz (Petasites albus; auch R.), Waldklette (Arctium nemorosum) und Tollkirsche (Atropa Belladonna). Die beiden zuletzt genannten fallen wohl jedem zufolge ihrer gewaltigen Ausmaße auf. Im Gegensatze zu ihnen ist eine der größten Seltenheiten unserer Ebene die auch biologisch bedeutsame Korallenwurz (Coralliorrhiza innata) so unscheinbar, daß nur ein besonders scharfblickender Kenner sie hier entdecken kann. Schließlich ist aus dem Buchwald noch eine andere Orchidee, das Weiße Waldvögelein (Cephalanthera xiphophyllum), zu nennen; auch im R. und andernorts vorkommend, leider ob der Schönheit seiner Blumen durch deren „Freundinnen" besonders gefährdet.

Im übrigen seien dem Schutz empfohlen im R. der Hasenlattich (Prenanthes purpurea), das Alpenhexenkraut (Circaea alpina) und der Siebenstern (Trientalis europaea), in der Nähe der Kreisstadt die Prachtnelke (Dianthus superbus), in Tepliwoda der Ruprechtsfarn (Aspidium Robertianum), endlich im Gelände von Bärwalde die Färbekamille (Anthemis tinctoria) und die Wetterdistel (Carlina acaulis; auch bei Liebenau). Auffallen mag, daß einzelne in den benachbarten Kreisen stark verbreitete Arten in unsern kaum eindringen. So ist der im Strehlener recht häufige Wiesensalbei (Salvia pratensis) hier nur im äußersten Norden (Schildberg, Neobschütz) nachgewiesen.

Doch auch den verbreiteteren Blütenpflanzen gegenüber sollte größte Zurückhaltung obwalten. Man wird zwar kaum etwas gegen die Entnahme eines kleinen Sträußleins vom Maiglöcklein (Springauf, Convallaria majalis) einwenden. Empörend aber ist's, wenn alle nur erreichbaren, kaum aus dem Knospenzustande herausgetretenen Blütenschäfte abgerissen und zu „scheußlichen Klumpen geballt" werden, die nach kurzer Zeit, weil verwelkt, im Gemüll ihr Ende finden. Möchte es doch endlich der Lehrerschaft gelingen, in der eingangs angedeuteten Weise hier Besserung zu erzielen! Freilich wird ja leider auch von Erwachsenen arg gesündigt.

Als Naturdenkmäler möglichst zu schonen sind auch solche Gestalten aus der Gehölzwelt, deren Beobachtung sich dem biologischen Unterricht ersprießlich erweist, da sie Einblicke in wichtige Lebensvorgänge im Pflanzenkörper gewähren. Hierher gehört die schon bei der Zigeunertanne erwähnte Mistel, unter unsern Holzgewächsen der einzige Schmarotzer (richtiger Halbschmarotzer, da das reichlich vorhandene Blattgrün an den Ernährungsvorgängen sich ausgiebig beteiligt). Von solchen Bäumen, die wertvolles Holz oder Obst liefern, wie Ahorn oder Apfelbaum, ist sie selbstverständlich fernzuhalten, auf minder geschätzten aber, insbesondere auf den von ihr mit einer gewissen Vorliebe

[1]) R. hier stets Rummelsberggelände.

befallenen Pappeln, sollte man sie innerhalb nicht zu enger Grenzen, schon wegen der zur Winterszeit gelieferten Bilder, belassen. Noch schützenswerter sind die holzigen „Ueberpflanzen“ (Epiphyten), die ja von ihrem Träger nur den Wohnplatz, nicht auch Nahrung begehren, also gänzlich harmlos sind, sofern sie nicht etwa, allzu kräftig herangewachsen, durch ihr Gewicht ihn bedrängen. Daß ich von den sonderbaren Kopfweiden an der Heerstraße südlich von Liebenau (beim Straßenstein 75,0) im letzten Jahre die interessanteste, auf der eine Birke von 10 m Höhe sich entwickelt hatte, nicht mehr antraf, beruht wohl darauf, daß sie unter der Last zusammengebrochen war. Nur diejenige, aus deren Stamm eine kleinere, immerhin 5 m hohe „Ueberbirke“ zufolge von Ueberwallung wie ein Ast herausblickt, dürfte noch vorhanden sein. Der Birke ermöglicht die Vertragbarkeit der geflügelten Früchte die Ansiedelung, besonders auf dem hinlänglich mit Humus bedeckten Stammscheitel von Kopfweiden. Bei Ebereschen sind es Vögel, welche die unverdauten Samen der „Quietschbeeren“ in der luftigen Lage absetzen. Daß nicht bloß Kopfweiden als Wirte dienen, beweist die südlichste jener Linden bei Tepliwoda (s. o.), in deren Hauptverästelungsgestelle ein Ebereschenbäumchen gedeiht.

Beachtenswert sind auch einzelne Masern ob ihrer gewaltigen Ausmaße. Im Revier Neuhof sah ich an einer Eiche eine von ½ m Höhen- und 1 m Querdurchmesser. Schließlich mag noch auf jene Bildungsabweichungen hingewiesen sein, die durch wechselseitige Beeinflussung von Einzelstücken derselben Gehölzart zustandekommen. Am sonderbarsten nehmen sich wohl die „zweibeinigen“ Bäume aus, die durch gegenseitige Abscheuerung der Außenteile genau bis zum Kambium hin (jenem Zellgeweberinge, von dem die alljährliche Neubildung der Holz- und Bastteile ausgeht) entstehen. Daß alsdann zwei oder mehr Stämme, weil fortan die anfangs getrennten Kambien unter sich verschmelzen und nun das Weiterwachsen gemeinsam betreiben, vom Boden her in einen Zwilling bezw. Drilling usw. übergehen — wir haben in Schlesien mehrere „Siebenbrüderbäume“ und zwei „Zwölfapostelbäume“ —, tritt in mehr oder weniger sich selbst überlassenen Waldungen nicht allzu selten ein. Doch kann bei Schräglage ihre Vereinigung auch ziemlich hoch über der Erde erfolgen, sodaß später ein Einzelstamm auf zwei „Beinen“ zu stehen scheint. Aus dem Moschwitzer Walde sind mir zwei zweibeinige Buchen bekannt, die eine am Fuchsgraben, die andere an der Nordseite des Weges von M. nach Tepliwoda, wenige Schritte von einer Kreuzung mit dem auf den Forstgarten am Kleinen Buchberg führenden Gestell.

Naturdenkmäler und Naturschutzaufgaben haben wir selbstverständlich auch im Tierreiche, doch brauchen wir hier bei ihnen nicht lange zu verweilen, da es sich im Kreise M. wohl nur um allgemein Gültiges handelt. Beachtenswerte Sonderstücke sind mir aus ihm nicht bekannt. Es mag also bloß in Erinnerung gebracht werden, daß die Landbevölkerung in ihrem eigenen Interesse handelt, wenn sie von der in den letzten Jahrzehnten im Uebermaß betriebenen Ausrottung der Hecken an den Dorfrändern und Rainen, soweit dies noch möglich, abläßt, ja wohl an geeigneten Plätzen sie wieder herstellt. Bieten sie doch die beste Nistgelegenheit den Singvögeln, die eben nicht allein Auge und Ohr erfreuen, sondern geradezu Nutzen schaffen durch Vertilgung zahlloser Schädlinge unter den Kerbtieren. Auch jeder Städter kann einen kleinen

Beitrag zum Naturschutz liefern dadurch, daß er Kindern das zwecklose Wegfangen der bunten Schmetterlinge verwehrt. Leider lassen ja freilich selbst Erwachsene sich oft genug dazu verlocken, ein Tagpfauenauge oder einen Admiral zu erhaschen. Sie glauben am Ende gar, ein gutes Werk dadurch zu vollbringen, weil sie gehört haben, daß die Schmetterlingraupen arge Verwüstungen unter den Nutzpflanzen anrichten. Aber gerade die genannten, wie auch der zierliche Kleine (und der Hauptsache nach auch der Große) Fuchs ernähren sich vor der Verpuppung von Brennesseln, sie sind also gleich vielen andern der hübschesten harmlos, während das Unheil fast ausschließlich von den, jenen Fängern kaum bekannten unscheinbaren Nachtfaltern und den ihres geringen Farbenreizes wegen von ihnen wenig beachteten Weißlingen herrührt. Es ist doch zu bedenken, daß mit der immer stärker um sich greifenden Grünlandbewegung unsern Wiesen die letzten Reste ihres allenthalben bereits so sehr geschmälerten Schmuckes farbiger Blüten entschwinden und jene bunten Falter weithin nahezu das einzige bleiben, was noch etwas Abwechselung bringt.



Findlingsstein.

Daß selbst in der Gesteinswelt Naturdenkmäler vorhanden sind, leuchtet wohl jedem ein, der an die Felsungetüme im Riesengebirge (Mittagstein, Dreisteine usw.) oder an die wunderlichen Gestalten auf der Großen Heuscheuer und in den Wilden Löchern denkt. Von Schutzmaßnahmen hierfür kann freilich nicht die Rede sein. Doch gibt es auch in diesem Naturreiche Schutzaufgaben genug, die freilich lange Zeit hindurch kaum beachtet wurden. Es hätten sich z. B. zweifellos ohne sonderlichen Nachteil für den Grundeigentümer viele Steinbruchanlagen planvoller anlegen lassen, so daß das Landschaftsbild nicht so abscheulich entstellt worden wäre, wie wir es tatsächlich sehen!

Dem Flachlande mit seinem fast überall lockeren Boden möchten wohl die allermeisten die Möglichkeit des Vorhandenseins von Naturschutzaufgaben absprechen, doch sind sie da im Irrtum. Wie seit einigen Jahrzehnten von den Geologen allgemein angenommen wird, stammt die überwältigende Hauptmenge dieser obersten Erdschichten in unserer Ebene und sogar noch im Vorgebirge bis zu etwa 550 m Seehöhe aus Skandinavien. Vor Jahrzehntausenden ist sie durch Gletscherbewegung von dort in unser Land gebracht worden, und es sind zusammen mit den größtenteils so fein zerriebenen Gesteinsresten jene gewaltigen Felsblöcke hierher verschoben worden, die von den Geologen früher, da ihnen ihre Herkunft unerklärt blieb, als Findlingssteine bezeichnet wurden. Obgleich man viele von ihnen zersprengt hat, zum geringeren Teil deshalb, weil sie der Feldbestellung hinderlich waren, zum größeren, um die Trümmer beim Haus- und Straßenbau verwerten zu können, besitzt doch noch fast jeder Kreis Schlesiens etwas von diesen Naturdenkmälern. Sie dürften jetzt sämtlich vor dem Untergange gesichert sein, da es mir durch meine zahlreichen in Wort und Schrift gegebenen Hinweise auf die Wichtigkeit dieser Zeugen für den Ursprung unserer Ackererde gelungen ist, auch in den Kreisen der Landwirte Anteilnahme für sie zu erwecken. Insbesondere ist mein Vorschlag, sie durch Verwendung zu Heldendenkmälern vor dem Untergange zu bewahren, u. a. von mehreren Landgemeinden, z. T. mit beträchtlichem Kostenaufwand durchgeführt worden.

Auch der Kreis Münsterberg birgt außer einigen kleineren Stücken einen Riesenblock skandinavischen Granits. Er liegt neben der Straße gegenüber dem Forsthaus Bernsdorf. Die Forstverwaltung hat ihn auf meine Bitte hin soweit freilegen lassen, daß eine annähernde Schätzung seines Inhalts (10 cbm) möglich war. Sie hat hierdurch zugleich bekundet, daß sie für den Schutz dieses wichtigen Naturdenkmals einzutreten gewillt ist. Möchte auch alles übrige Schützenswerte solange als möglich erhalten bleiben und möchten von den hier ausgesprochenen Wünschen recht viele erfüllt werden!

Die Tierwelt des Münsterberger Gebietes.

Eberhard Drescher.

Der Zweck dieser Arbeit ist nicht die Aufzählung aller im Gebiet vorkommenden Tierarten, sondern es soll die Stellung der Fauna innerhalb des schlesischen mitteleuropäischen Faunengebietes, soweit es für ein so eng begrenztes Land möglich ist, herausgearbeitet werden. Zu einer durchgreifenden Stellungnahme gehört aber jahrelanges Suchen und Forschen an Ort und Stelle. Dem Verfasser war es aber nur vergönnt, das Land bei Ausflügen zu besuchen und kennen zu lernen. Er mußte daher ausgiebigen Gebrauch von der vorhandenen Literatur machen, die auch gerade für das Münsterberger Land recht spärlich ist. In der Hauptsache folgt er den Untersuchungen von Professor Dr. Ferdinand Pax, die in seiner „Tierwelt Schlesiens“ und der „Wirbeltierfauna“ niedergelegt sind. Ein Eingehen auf die Insektenwelt hätte den zur Verfügung stehenden Raum überschritten, es sei nur soviel gesagt, daß sie sehr reichhaltig und mannigfaltig ist und manche Seltenheit aufweist. So wird also der Münsterberger Tierkenner so manche Art vermissen, von der er aber nach dem Studium dieser Arbeit annehmen kann, daß sie für die Heraus-

arbeitung des gestellten Themas unwichtig war. Andererseits möge die Arbeit zu Betrachtungen anregen, und es wird dankbar empfunden werden, wenn recht zahlreiche Meldungen von Beobachtungen einlaufen. Besonders aufmerksam möchte ich auch noch darauf machen, daß alle Vogelarten, die nur als Gäste erscheinen, unberücksichtigt geblieben sind, denn ich bin von der Ansicht ausgegangen, daß das gelegentliche Erscheinen einer Schneeammer oder eines sonstigen Gastes, das Ueberfliegen des Landes von einem Schwarzstorch oder wilden Gänsen, für die Beantwortung der gestellten Frage von gar keiner Bedeutung ist. Derartige Zusammenstellungen seien besonderen Arbeiten vorbehalten.

Betrachten wir nun die faunistischen Verhältnisse von den verschiedensten Gesichtspunkten aus. Eine der interessantesten Fragen ist die nach der Entstehung der Besiedlung und Wandlung derselben. Freilich wird man in einem so eng begrenzten Gebiet nur recht wenig erfassen können, immerhin liegen aber für das Münsterberger Gebiet eine Anzahl allgemeine und lokale Verhältnisse vor, die uns wenigstens etwas darüber aufklären, wie das heutige Besiedlungsbild entstand. Die geologischen Verhältnisse des Zobten- und Rummelsberggebietes sind sehr verwickelte, erst die letzten Epochen werden etwas klarer, und uns interessiert besonders die Zeit vor und nach der großen Vereisung, die unser Land mit riesigen Gletschermassen überzog. Wir haben das Glück, daß gerade unser Land ein Tier beherbergt, welches die lang anhaltende Eiszeit überdauert hat, also die Verbindung der Jetztzeit bis zum Tertiär hinab vermittelt. Es ist dies eine kleine Schnecke mit Namen Patula solaria aus dem Moschwitzer Wald. Wir müssen uns vorstellen, und die geologischen Untersuchungen bestätigen dies, daß die Gipfel des Zobten- und Rummelsberges über die Eisfläche hinausragten und dort den Tieren die nötigen Lebensbedingungen auch während der Vereisung boten. Patula solaria ist also das älteste bis jetzt bekannte eingesessene Tier unseres Landes!

Nach dem durch Stillstandsperioden unterbrochenen Rückzug des Eises, welches bis auf wenige Reste alles Tier- und Pflanzenleben vernichtet hatte, besiedelt sich allmählich unser Gebiet durch Einwanderung. (Wer sich über die zeitliche Folge der Einwanderung orientieren will, lese in der Schlesischen Landeskunde von Professor Dr. Frech nach.) Wir treffen hier im Laufe der Zeiten eine einzigartige Gesellschaft an. Eine Anzahl Funde bei Münsterberg machen uns nämlich mit einigen Vertretern bekannt, deren Vorhandensein uns die Zusammensetzung der damaligen Münsterberger Tierwelt ahnen läßt. Es fanden sich hier Reste vom Mammut (Elephas primigenius), vom Moschusochsen (Ovibus fossilis), vom Auerochs (Bos primigenius), vom Wollnashorn (Rhinoceros tichorhinus), Elch (Alces alces) und vom Wildpferd (Equus caballus fossilis), einer kräftigen kurzbeinigen Form, gewiß eine Reihe stattlicher Vertreter jener Zeiten, die uns gar wunderlich anmuten, sieht man heute den Landmann auf den einst belebten Flächen friedlich hinter seinem Pfluge schreiten. Vergleichen wir die Funde mit der Zusammensetzung der damaligen Tierwelt anderer schlesischer Gegenden, so werden wir vermuten können, daß sich unter anderer Begleitfauna hierzu noch wenigstens Höhlenbär, Renntier und Urwisent gesellten. Betrachtet man einerseits diese Tierwelt und andererseits die heute noch lebende, so werden wir finden, daß sie durchweg dem Norden angehört. Hierhin zog sie sich auch, nachdem das Eis verschwunden war, zurück. Nur Wollnashorn

und Mammut überstanden den Wechsel nicht, verkümmerten und starben aus. Nach der Eiszeit, der eine windreiche Lößzeit mit einer Steppenfauna und Vegetation gefolgt war, trat Wald auf, und von da ab wechselte das Bild infolge von Klimaschwankungen mehrmals. Nur ganz allgemein sind wir über die Einwanderung einiger Arten in dieser langen Zeit unterrichtet. Wir sahen also, daß alle jetzt hier lebenden Tiere (außer Patula solaria) nach der Eiszeit eingewandert sind. Von einigen können wir die Zeit ungefähr, zum Teil ziemlich sicher bestimmen.

Ueber älteres Vorkommen von Haus- und Jagdtieren werden uns die Gräber der urgeschichtlichen Menschheit Auskunft geben. So wissen wir, daß damals die von dem Urstier Bos primigenius abstammenden Rassen, wie das Torfrind und die Fontosus-Rasse der Bronzezeit allgemein in Schlesien verbreitet waren, desgleichen Rassen des Schweines und Hundes usw., auch den Hirsch und andere Jagdtiere müssen wir hier vermuten. Ein heute seltenes Tier in unserem Gebiet ist der Ziesel. Das Tier tritt nach den Untersuchungen von Pax Anfang des 19. Jahrhunderts in Schlesien auf, wenigstens wird es von da ab in der Literatur erwähnt. 1815 soll es nach Kaluza in Münsterberg häufig gewesen sein. Ob das Tier nun schon während der Steppenzeit (Pferdespringerzeit) hier heimisch war, können wir erst dann beantworten, wenn wir Reste desselben in Löß aufgefunden haben. Aehnlich wird sich der Hamster verhalten haben. Als eingewandertes Tier muß man auch die Wanderratte bezeichnen, die Anfang des 19. Jahrhunderts sich stark verbreitet und unsere Hausratte verdrängt. Der unserem Gebiet am nächsten liegende Fund der Hausratte dürfte heut Brieg sein. Ueber das Erscheinen des Fasans und der Knoblauchskröte werden wir noch besonders berichten. Erst nach 1860 besiedelt das Kaninchen vom Westen her das Odergebiet und ist wohl noch später in unser Land eingedrungen. Jedenfalls kam es Anfang der 70er Jahre im benachbarten Ottmachauer Gebiet noch nicht vor. Zu etwa gleicher Zeit dürfte die Wacholderdrossel eingewandert sein. Der Girlitz erschien 1865 in Münsterberg und seit allerneuester Zeit haben wir das zweifelhafte Vergnügen, auch die Bisamratte als heimisches Tier begrüßen zu können. Auch die Reiherente ist neuerdings Brutvogel in Schlesien. Ob sie in Münsterberg gebrütet hat, entzieht sich meiner Kenntnis, jedenfalls wurde sie von mir im Nachbarkreise Grottkau auf ganz kleinen Gewässern als Brutvogel festgestellt.

Das Bild der Fauna wechselt aber nicht nur durch Neubesiedlung; der Kampf ums Dasein, Aenderung des Klimas und vor allem die Eingriffe des Menschen haben auch das Abwandern und Aussterben mancher Tierart zur Folge gehabt. Die Verminderung der Waldfläche hat fraglos einen sehr großen Einfluß auf den Vogelbestand ausgeübt. Freilich können wir heute nicht mehr feststellen, was alles hier brütete, aber bei Besprechung der Raubvögel werden wir die Wandlung erkennen. Noch im Jahre 1907 konnte für Münsterberg ein Storchnest nachgewiesen werden, aber bei der Zählung im Jahre 1922 war auch dieses verschwunden, sodaß man annehmen kann, daß unser Gebiet nun leider storchfrei ist. Mit ziemlicher Sicherheit kann man annehmen, daß auch dereinst der Wolf die Münsterberger Forsten besiedelte, denn noch 1787 werden bei einer Jagd am Zobten nicht weniger als 6 Wölfe erlegt. Vielleicht beherbergte unser Gebiet auch den Nerz und den Biber,

denn ersterer wurde sowohl im Kreise Brieg als auch im Nachbarkreise Neisse erlegt, und der Biber besiedelte bekanntlich früher das ganze Odergebiet und erst 1787 wurde das letzte Stück im Kreise Brieg erlegt. Das sind aber nur Vermutungen, und wir dürfen uns nicht im Ungewissen verlieren.

Das so entstandene heutige Bild der Fauna unseres Kreises hängt nun von den verschiedensten Faktoren ab. Zunächst können wir feststellen, daß die heutige Tierwelt hauptsächlich dem borealen, europäisch-sibirischen und mitteleuropäischen Element angehört (Stockente, Fuchs, Maulwurf, Igel, Eichhörnchen, Schermaus, Baumpieper, Hecht). Sehr interessant ist es, daß sich auch ein Vertreter des Sudeto-karpathischen Elementes, nämlich die Schnecke Helix karpatica vorfindet. Sie ist schon seit langer Zeit auf dem Zobten nachgewiesen, und ich selbst fand sie im südlichen Teil des Gebietes an der Ostgrenze. Das Tier reicht mit seiner Verbreitungsgrenze von Südosten her in schmaler Zunge über das Glatzer und Neisser Randgebirge hinweg in das Zobtengebiet hinein, wo es seine nördlichste Grenze findet.

Die Lage unseres Gebietes ist besonders interessant, denn es gehört noch zum nördlichsten Vorlande der Sudeten. Im allgemeinen noch mitten, in der auf der linken Seite der Oder gelegenen Ackerebene sich ausbreitend, erhebt sich der nordöstliche Teil, östlich von Heinrichau von der Nordgrenze bis etwa zur Ohlequelle, zu dem Rummelsberger Höhenzug, welcher zu den Vorbergen der Sudeten gehört. Dadurch gewinnt unser Land an Bedeutung und nach den Untersuchungen von Pax haben diese Höhenzüge submontanen Charakter. Allerdings prägt sich dieser Charakter in unserem Bergland (390 m) nicht so stark aus wie in dem nahe liegenden, aber höher gelegenen Zobtengebirge (718 m). Der vertikalen Gliederung nach unterscheiden wir folgende Stufen: Zunächst die Ebene bis etwa 200 m, ferner das Hügelland von da bis etwa 500 m und das Bergland von 500—1600 m. Die unterste Stufe hiervon wieder bis etwa 1250 m ist die montane Region. Wir sehen also, daß unser Bergland die montane Stufe nicht erreicht, trotzdem aber steigen in diesen Teil Angehörige der montanen Tierwelt bis in das Hügelland hinab. Wir finden also hier eine höchst interessante Mischfauna vor. Schon in allernächster Nähe der Stadt Münsterberg leben zwei Vertreter der Bilche, die dem größten Teil der einheimischen Bevölkerung jedenfalls garnicht bekannt sind, nämlich der Siebenschläfer und die Haselmaus. Das Verbreitungsgebiet des ersteren gleicht nach Pax auffallend jenem der Schlingnatter, die ebenfalls hier vorkommt. Vertreter der montanen Fauna sind ferner die Forelle, der Bergmolch und die schon einmal erwähnten Schnecken Helix karpatica und Patula solaria. Im nördlichen Teil und hart an der Grenze desselben im Rummelsberg-Gebiet findet man noch manch seltene Schnecken und Schmetterlinge, sowie den Strudelwurm der Gebirgsbäche Planaria genocephala. Der Schlingnatter steht die Kreuzotter nahe. Ueber ihr Vorkommen im Gebiet bin ich jedoch nicht unterrichtet. In dem südlichen Teil des Grottkauer Kreises ist sie jedenfalls noch nie beobachtet worden. Da nun Kreuzotter und Schlingnatter vikariierende, d. h. sich ausschließende und nur sehr selten zusammen vorkommende Arten sind, so muß man annehmen, daß die Kreuzotter im größten Teil des Gebietes fehlt oder wenigstens sehr selten ist. Sie kann aber nicht als montanes Tier angesprochen werden, denn ihre vertikale Verbreitung reicht von den tiefsten Lagen bis zu 1500 m Höhe. Nachrichten über ihr Vorkommen wären sehr

erwünscht. Die Zusammensetzung der Fauna und die Menge ihrer Individuen hängt also von der Lage und Beschaffenheit des Landes ab. So erkennen wir, daß entsprechend der kontinentalen Lage unseres Gebietes auch die Tierwelt einen kontinentalen Charakter zeigt, der sich besonders stark in der Zusammensetzung der Wirbeltierfauna ausprägt. Das zeigt sich vor allem deutlich in dem Fehlen mariner Elemente in der Zusammensetzung der Schwimmvögel. Es sei aber hier ausdrücklich betont, daß es natürlich nicht möglich ist, einen solchen Schluß auf die Beschaffenheit eines so eng begrenzten Gebietes, wie wir es betrachten, herzuleiten, sondern wir müssen bei derartigen Betrachtungen unseren Blick über die ganze Provinz und noch weiter hinaus schweifen lassen. Immerhin werden wir aber innerhalb des so eng begrenzten Betrachtungskreises genügend einschneidenden Verhältnissen begegnen, welche dartun, daß es lohnend ist, lokale Untersuchungen anzustellen.

Betrachten wir z. B. unseren Kreis in Beziehung auf die Wasserverhältnisse, so werden wir finden, daß nach Pax weniger als 1% der Bodenfläche mit Wasser bedeckt ist, daß wir also hier alle vom Wasser abhängenden Tiere nur spärlich antreffen werden. Beleuchten wir diese Verhältnisse in Beziehung auf die Schwimmvögel, so müssen wir feststellen, daß die von Schalow errechneten 18,9%, mit welchen sich die schlesischen Schwimmvögel an der Zusammensetzung der Wirbeltierfauna beteiligen, auf fast 0% herabsinken würde, flösse nicht die Ohle durch das Gebiet, und reichte dasselbe nicht im Süden bis an die Neißeniederung heran, sodaß hier und da Bruten von Stock- und Krickenten, vielleicht auch von Knäckenten gezeitigt werden. Untersuchen wir nun die unseren Kreis umgebenden Wasserverhältnisse, so werden wir zunächst die Lage zwischen Oder und Neiße feststellen und ferner, daß ihm nördlich ein Landgürtel vorgelagert ist, dessen Wasserbedeckung sich zwischen 1—2% hält und daß im Osten einer unserer wasserreichsten Kreise, das Falkenberger Gebiet, liegt. Daher kommt es, daß sich während der Brutzeit im Gebiet gelegentlich auch einmal andere, mit dem Wasser in Beziehung stehende Arten aufhalten, wie die Reiher- und Moorente. Auch die Löffelente habe ich an der Grenze des südlichsten Zipfels während der Brutzeit beobachten können. Von eigentlichen Wassertieren und solchen, die Wasser lieben, treffen wir trotz der schlechten Wasserverhältnisse noch eine ganze Anzahl an. Von ihnen ist das grünfüßige Teichhuhn zu nennen, welches mit dem kleinsten Tümpel vorlieb nimmt. Mit ihm zusammen haust die Schermaus oder Wasserratte, die auch gelegentlich als Landform in Gemüsegärten und Kartoffelschober und dergleichen eindringt. Während diese zu den Nagetieren gehört, reiht sich die ebenfalls hier anzutreffende Wasserspitzmaus in die Ordnung der Insektenfresser ein. Auch Vertreter der Reptilien und Amphibien sind anzutreffen. Von ihnen ist besonders das Auftreten der Sumpfschildkröte im südlichen Teil bemerkenswert, ein Vorkommen, das fraglos mit der verhältnismäßig reichen Besiedlung dieses seltenen Tieres im Neißetal zusammenhängt. Der Grasfrosch ist reichlicher vertreten als der Wasserfrosch. Ich selbst habe ihn bei meinen Streifereien nur selten angetroffen, niemals aber sah ich die Knoblauchskröte, die aber nach Pax von dem Odertal aus das Ohletal besiedelt hat, dagegen habe ich noch nie ein von der rotbauchigen Unke so stark besetztes Gebiet gefunden, wie jenes des südlich gelegenen Ortes Liebenau. Dieser Fundplatz ist insofern interessant, weil er einer der höchst gelegenen ist,

denn die Tieflandunke übersteigt die Isohypse von 300 m nicht. Ob sie heute noch dort vorkommt, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls habe ich feststellen können, daß sie aus vielen Tümpeln der Nachbarschaft verschwunden ist. (Heute noch bei Petershagen.) Von der Häufigkeit der Erdkröte kann man sich während der Laichzeit überzeugen. Bedeutend seltener dagegen ist die grüne Wechselkröte, die im allgemeinen mehr dem Osten angehört. Von den schlesischen Salamandern trifft man, außer dem Feuersalamander, alle Arten zur Laichzeit in den Gewässern an. Die Auffindung des Feuersalamanders würde aber immerhin zu den Möglichkeiten zu rechnen sein, da dieses Tier auch am Zobten vorgekommen sein soll. Daß das Gebiet im Verhältnis zu seiner Landfläche nicht als fischreich angesprochen werden kann, ergibt sich von selbst. Immerhin ist es interessant, daß der obere Lauf der Ohle durch das Vorkommen der Forelle charakterisiert wird. Man kann im allgemeinen in jedem Flußlauf 4 Hauptfischtypen unterscheiden, die von der Quelle an sich in Forellen-, Aeschen-, Barben- und Brassen-Region zerlegen lassen. Die Ohle weist also in ihrem oberen Lauf eine reine Forellen-Region mit den Begleitfischen Schmerle, Ellritze und Gründling auf. Nach Pax schließt sich eine Aeschen-Region an. Ob der weitere Lauf der Ohle zur Barben- oder Brassen-Region zu rechnen ist, dürfte noch nicht entschieden sein, jedenfalls trifft man im Unterlauf beide Arten mit ihren Begleitfischen an. Eine besondere Stellung unter den Tieren, welche an das Wasser gebunden sind, nimmt der Fischotter ein, denn es liegen keinerlei Nachrichten über sein Vorkommen vor, obgleich das Tier in den benachbarten Kreisen Grottkau, Neisse, Frankenstein und Nimptsch nachgewiesen ist und im Neißetal sogar häufig war. Meldungen über das Vorkommen dieses interessanten Tieres wären daher sehr zu begrüßen. Aehnlich verhält es sich mit anderen von Feuchtigkeit abhängenden Tieren, trotzdem sich im Gebiet doch noch eine ganze Anzahl nasse Wiesen, feuchte Waldteile und feuchte Täler vorfinden. Hierzu müssen wir den Kiebitz rechnen. Als seltenen Brutvogel aus dem Kreise der Regenpfeifer ist noch der Flußregenpfeifer und von den Strandläufern der Flußuferläufer zu erwähnen. Von den beiden Vögeln, welche ihre Nester in tiefen, in senkrechte Erdwände selbst gegrabene Röhren anbringen, dem prachtvoll schillernden Eisvogel und der zierlichen Uferschwalbe ist zu sagen, daß sie wohl vorkommen, aber recht selten sind. Ersteren konnte ich selbst in der Wenig-Nossener Gegend feststellen. Stärker charakterisiert wird die Ackerebene und trockene Wiese. Hier sind vor allem Hase, Rebhuhn, Wiesel, Feld-, Brandmaus und Lerche das belebende Element, am Waldrand der Baumpieper, an der Straße die Grauammer. Einzeln stehende Dornbüsche besiedelt der rotrückige Würger, in dichteren gesellen sich hierzu die Grasmücken usw. Leider verbietet es der Raum, auf die hier weiter vorkommenden Arten einzugehen.

Neben den Wasserverhältnissen beeinflußt die Bewaldung Art und Stärke der Tierbesiedlung in bedeutendem Maße. Wenn auch das Münsterberger Land zu jenen Kreisen zu zählen ist, deren Bodenfläche noch nicht 20% Bewaldung erreicht, so wird uns doch ein Blick auf die Karte dahin orientieren, daß die Verteilung des vorhandenen Baumbestandes für die Besiedlung eine immerhin günstige sein muß. Besonders im nördlichen Teil erfreuen uns noch die zusammenhängenden Heinrichauer- und Prieborner Forsten, und der durch

seine Seltenheiten berühmte Moschwitzer Buchwald. Aber auch in der Ackerebene des südlichen Teiles hat die Axt einzelne geschlossene Parzellen verschont, sodaß an sich eine noch als günstig anzusprechende Waldverteilung übrig geblieben ist, die der Besiedlung günstig sein müßte, ständen hier nicht auf der anderen Seite die Interessen der Jagd gegenüber. Es soll hier keineswegs gegen eine weidgerechte Jagdpflege Stellung genommen werden, im Gegenteil sie ist zu stützen, wo es nur angeht, aber niemand kann zwei Herren dienen, und dort, wo Wild über die natürlichen Verhältnisse hinaus gehalten wird, muß das ursprüngliche Bild verwischt werden. So wissen wir, daß dort, wo viele Fasanen gehegt werden, die Zusammensetzung der Insektenwelt und der Niedertiere eine andere als die ursprüngliche wird. Insbesondere wirkt sich dies im Bestand der Schnecken, Schmetterlinge und Hummeln aus. Wir wissen ferner, daß der Fasanenheger kein Raubwild duldet und alles das entfernt, was er für schädlich hält. Das hat in unserem Bezirk zunächst auf den Bestand der Raubvögel eingewirkt, sodaß der hier ursprünglich heimische Mäusebussard nebst vielen anderen Raubvögeln fast ganz verschwand. Mit besonderer Freude kann ich jedoch bekannt geben, daß sich die Leitung des gegen 3000 Morgen großen Reviers des Großherzoglich Sächsischen Forstamtes zu Heinrichau für den Schutz des heimischen Mäusebussards, sowohl als auch für unseren Wintergast, den Rauhfußbussard, einsetzt. Es ist daher zu hoffen, daß der prächtige Vogel, welcher ja jetzt ganz geschützt ist, wieder sein Horstgebiet vergrößern wird, zumal nach dem Bericht des Großherzoglichen Forstamtes noch Horste in den anstoßenden Wäldern vorhanden sind.

Von den Raubvögeln trifft man ferner noch den Turmfalken, Sperber und Baumfalken und von den Eulen den Wald- und Steinkauz, die Waldohreule und recht selten die Schleiereule an. Von den großen Raubvögeln hat sich aber noch der Wespenbussard erhalten, dessen Horstplatz wir aber aus begreiflichen Gründen nicht bekannt geben. Ob der so stark verfolgte Habicht und der Wanderfalk noch beheimatet sind, ist mir nicht bekannt, jedoch kenne ich einen erfreulicherweise geschützten Horst des letzteren unweit der Ostgrenze des Gebietes.

Sehr stark verfolgt werden auch Fuchs, die Marderarten, der Iltis und die Wiesel. Das Münsterberger Gebiet liegt zwischen der Grenze, welche das fuchsärmere östliche Schlesien von dem fuchsstarken westlichen trennt und muß nach der Preußischen Jagdstatistik zu den stark besetzten Fuchsrevieren gezählt werden. Wer sich einmal von den zahlreichen Fuchsbauten der Glambacher Feldmark überzeugt hat, wird obiger Aufstellung gefühlsmäßig recht geben. Sein Vetter, der Dachs, der viel seltener vorkommt und heimlicher lebt, gehört heute auch noch zu den Bewohnern des Gebietes, doch wird es ratsam sein, die Wohnungen desselben nicht bekannt zu geben.

Werfen wir noch einen Blick auf die eigentlichen hier in Betracht kommenden Jagdtiere, so wäre hierüber folgendes zu sagen: Das Reh nimmt eine der ersten Stellen im Bestand der freien Wildbahn ein. Wenn auch unser Gebiet nicht an erster Stelle innerhalb Schlesiens steht, so muß man doch bedenken, daß Schlesien das best besetzte Revier in ganz Preußen ist. Der Bestand ähnelt im Verhältnis ausgedrückt außerordentlich jenem des Fuchses, denn auch in diesem Falle liegt unser Gebiet hart an der Grenze eines östlich schwächeren und westlich stärkeren Rehgebietes. Der weid-

gerechten Hege der herrschaftlichen Reviere ist es zu danken, daß das Münsterberger Land Gehörne mit ausgezeichnet ausgebildeten Stangen, guter Perlung und Rosenbildung aufzuweisen hat, wovon ich mich in meiner Eigenschaft als Preisrichter gelegentlich einer Jagdausstellung in Münsterberg überzeugen konnte, obgleich hier die besten Stücke der großen Jagden fehlten. Zeichnet man die Stärke des Abschusses unseres verbreitetsten Wildes, des Hasen, in die schlesischen Kreise ein, wie es Pax in seiner Wirbeltierfauna ausführte, so erkennen wir sofort, wenn wir diese bildliche Statistik mit der Waldkarte vergleichen, daß die schlesische Ackerebene das Haupthasenrevier darstellt. Obgleich aber unser Gebiet von den hasenreichsten Kreisen Grottkau, Strehlen und Nimptsch umgeben ist, erreicht es dennoch nicht die erste Stelle, was wohl auf den größeren Waldbestand im Norden des Gebietes, die vielen durch das Hügelland geschaffenen Nordlehnen mit kalten Lagen und nicht zuletzt auf den starken Fasanenbestand zurückzuführen ist. Ueber den Bestand des wilden Kaninchen sind wir schlechter unterrichtet. Auf das ganze Gebiet übertragen, dürfte sich der Bestand an die dem Sudetenland vorgelagerten kaninchenärmeren Kreise angliedern, wobei aber zu berücksichtigen ist, daß der Bestand dieses Nagers außerordentlich schwankt und sich in letzter Zeit innerhalb der Provinz außerordentlich verschoben hat.

Von dem Flugwild sind als ursprüngliche Bewohner das Rebhuhn und die immer seltener werdende Wachtel zu erwähnen. Es ist fast selbstverständlich, daß das Vorkommen des Rebhuhns an die Ackerebene gebunden ist, daß also im Verhältnis dasselbe Verbreitungsbild wie jenes des Hasen zu entwerfen sein wird, und doch zeigt es sich, daß die bei Beschreibung des Hasenbestandes hervorgehobenen Hindernisse auf das Huhn noch stärker einwirken, und so kommt es, daß unser Revier, trotzdem es von drei Seiten von den stärkstbesetzten Hühnerrevieren Schlesiens umgeben ist, doch keinen besonders guten Hühnerbestand aufweist, der noch durch den allgemeinen Bestandrückgang seit 1914 gelitten hat. Der Fasan ist seit seiner Einbürgerung im Jahre 1567 langsam in die freie Wildbahn übergegangen und bildet heute einen wichtigen Bestandteil derselben. Er kann aber nur dort im Bilde der Natur richtig eingeschätzt werden, wo seiner Entwicklung freier Lauf gelassen wird. Das ist in unserem Gebiet nicht der Fall, da sein Bestand, der mit zu den besten der schlesischen Reviere gehört, stark durch die Fasanerien der Herrschaft Heinrichau beeinflußt wird. Er gehört aber fraglos nunmehr zu den Charaktertieren unserer Landschaft, was jeder Reisende, welcher die das Land durchschneidende Bahn Camenz—Breslau benutzt, bestätigen kann; denn besonders in der Gegend von Heinrichau wird der Beobachter durch das anziehende Bild einherstolzierender, farbenprächtiger Hähne entzückt. Wenn wir im Rahmen dieser Beobachtung auch nicht annähernd alle faunistischen Verhältnisse beleuchten können, so wollen wir doch noch einiges von den Rabenvögeln erwähnen, welche der Jagd so nahestehen. In erster Linie wird den Naturfreund und den Heger die Nebelkrähe interessieren. Da dieser an sich stattliche, von Kraft strotzende und kluge Vogel ein arger Schädling ist, der deshalb auch nicht unter Schutz steht, wird er in unserem Gebiet auch infolgedessen sehr kurz gehalten, sodaß man das Vorkommen als selten bezeichnen muß. Man darf sich hierbei nicht durch die vielen herbstlichen Zuwanderer täuschen lassen, die im Herbst und Winter bis in das Frühjahr hinein unser

Land besiedeln. Anders verhält es sich mit der Saatkrähe, die keinesfalls trotz aller Anfeindungen zu den Schädlingen zu rechnen, leider aber vogelfrei ist. Unser Gebiet nimmt eine sehr charakteristische Stellung in Bezug auf das Verbreitungsgebiet der Krähe ein, denn es liegt hart an der Westgrenze des starken östlichen Vorkommens. Schon in den beiden angrenzenden Kreisen Grottkau und Neisse befinden sich nach den Erhebungen von Pax nicht weniger als 8 Kolonien mit mehr als 100 Horsten und, wie ich selbst feststellen konnte, sind neue Ansiedlungen im Entstehen begriffen. Solche Kolonien fehlen in unserem Gebiete ganz. Zur Sippe der Krähenvögel rechnen wir noch Dohle, Elster und Eichelhäher, die bei uns beheimatet sind. Während die schöne und interessante Elster durch unvernünftige Verfolgung so gut wie ausgerottet wurde, ist der mindestens ebenso schädliche, nesträuberische Eichelhäher in Zunahme begriffen.

Wir lernten im Vorhergehenden in großen Umrissen das Bild der Besiedlung und die Gründe hierfür kennen und stellten einen Faunenwechsel von der Tertiärzeit bis zur Gegenwart fest. Aber außer den Tieren, welche infolge des Klimawechsels hier verschwanden oder einzogen, lernten wir auch schon solche kennen, die entweder durch die Menschen eingeführt wurden (z. B. Fasan und Bisamratte), oder aber infolge der menschlichen Kultur verschwanden (z. B. Raubvögel). Wir nennen die letzteren Kulturflüchter. Nun gibt es aber auch eine Menge Arten, welche der Kultur von selbst folgten, d. h. sich in der Nähe des Menschen ansiedelten. Das sind die Kulturfolger. Von diesen kämen bei uns unter anderen im besonderen die Ringeltaube, Amsel und Singdrossel in Betracht, die in letzter Zeit aus dem Walde bis in unsere Gärten eindrangen. Aber durch die Beseitigung der Feldgehölze, durch die Bespannung der Wegseiten, der Eisenbahndämme und Feldmarken mit Drähten und Telegraphie und der Starkstromleitungen, durch unvernünftigen Abschuß und Fang, durch Entwässerung und viele andere Eingriffe verschwand unsere Vogelwelt immer mehr, da ihr die Brutgelegenheit genommen wurde und der Tod von allen Seiten auf sie lauerte. Landmann, Forstmann und Gärtner verloren ihre treuesten Helfer bei der Vertilgung schädlicher Insekten und dem Naturfreund schauerte vor dieser Verödung der Natur. Das wurde in der Zentrale des Gebietes rechtzeitig erkannt, und durch die Gründung eines Tierschutzvereins, unter der tatkräftigen Leitung seines Vorsitzenden, des Rektors i. R. Kassner, entstanden Vogelschutzgehölze, und es wurde für Schaffung von Nistgelegenheiten für Höhlenbrüter durch Aufhängen von künstlichen Bruthöhlen gesorgt, sowie eine Art Polizeiaufsicht ausgeübt. Außerdem traten eine Anzahl Münsterberger Kreisinsassen dem Verein Schlesischer Ornithologen bei, und unter den Jägerkreisen tritt ein starkes Interesse für weidgerechte Jagd auf. Mögen all diese Bestrebungen, die nun neuerdings einen festen Boden durch die Polizeiverordnung zum Schutze von Tier- und Pflanzenarten in Preußen vom 16. Dezember 1929 unter sich haben, zur Erhaltung und Vermehrung der Münsterberger Fauna, zum Nutzen der Wissenschaft, zur Hilfeleistung der landbearbeitenden Bevölkerung und zur Freude und Aufheiterung aller beitragen!

Benützte Literatur:

Drescher, Eberhard „Das Gebiet Ellguth, Kr. Grottkau O/S." Sonderbeilage zum 39. Bericht der wissenschaftl. Ges. Philomathie, Neisse 1928.

Frech, Fritz Dr. und Dr. Franz Kampers, Professoren an der Universität Breslau „Schlesische Landeskunde". Verlag Veit & Comp., Leipzig 1913.

Kollibay, Paul „Die Vögel der Preußischen Provinz Schlesien". Verlag Wilhelm Korn, Breslau 1906.

Partsch, Joseph Dr. „Schlesien, eine Landeskunde für das Deutsche Volk". Verlag F. Hirt, Breslau 1896.

Pax, Ferdinand, Dr. a. o. Prof. der Zoologie an der Universität Breslau „Die Tierwelt Schlesiens". Verlag G. Fischer, Jena 1921.

Derselbe „Wirbeltierfauna von Schlesien". Verlag Gebrüder Borntraeger, Berlin 1925.

Vom Siebenschläfer.

Rudolf Rösner.

Siebenschläfer — seinen Namen führt wohl mancher im Munde, lebend gesehen haben diesen Bewohner unserer Vorgebirgs- — Laub- und — Misch-wälder nur wenige Menschen. Denn tagsüber schläft der Siebenschläfer oder Bilch (Glis glis L.) meist in Baumhöhlen, Felsspalten, Mauerlöchern oder Starkästen; in der Dämmerung erst beginnt er mit der Nahrungssuche und zeigt sich da als ein ebenso gewandter Kletterer wie das Eichhörnchen. Die Hauptnahrung bilden Haselnüsse, Bucheckern, Eicheln, Hagebutten und Käfer, aber auch Vogeleier, junge Vögel und saftige Birnen werden nicht verschmäht. Doch darf dies noch kein Grund sein, „den Siebenschläfer zu verfolgen, vielmehr sollte er als ein für Schlesien beachtenswertes Naturdenkmal Schonung genießen." (Pax.) Im Oktober schon verfällt er in den Winterschlaf, den er bis Ende April kaum unterbricht. Sieben Monate — Siebenschläfer. Professor Pax nennt als Hauptverbreitungsgebiet in Schlesien die niederen Teile der Sudeten. Im alten Rom galten die Bilche als Leckerbissen, sie wurden in besonderen Gehegen gezüchtet und gemästet. Der Siebenschläfer ist ein niedliches Tierchen mit lebhaften, glänzendschwarzen Augen und feinem, weichem Pelze, oben aschgrau, unten weiß. Der Körper ist etwa 14 cm lang, der Schwanz etwa 12 cm. Der Schwanz ist buschig-zweizeilig, gleichmäßig daumendick, breit abgestutzt. Die Schnurrhaare sind sehr lang und schwarz, die großen Ohren fast kahl. Auch in Gefangenschaft bleibt der Bilch scheu; böse gemacht faucht er und beißt um sich. Im Sommer 1910 traf ich einen Siebenschläfer schlafend in einer dunklen Ecke meines Kellers an, und im Spätherbst desselben Jahres fand ich nach einem heftigen Unwetter ein männliches Tier tot in meinem Garten. Nach langer Pause wurden Siebenschläfer erst wieder im Jahre 1924 im Buchwalde und im Neuhofer Walde häufig beobachtet. Im September 1924 wurden von jungen Burschen in Petershagen 2 Tiere getötet. (Beide ausgestopft in meinem Besitz.) Ein Zigeuner zeigte mir etwa zur selben Zeit einen im Buchwalde gefangenen Siebenschläfer. Gelegentlich einer Treibjagd im Buchwalde im Winter 1924/25 wurde ein aus dem Winterschlaf aufgestörter Bilch gefangen. Seitdem ist mir keiner mehr zu Gesicht gekommen. Sein Auftreten scheint demnach recht periodisch zu sein. Der Siebenschläfer ist durch Polizeiverordnung das ganze Jahr über geschützt.

Helft die Geschichte der Heimat erforschen!

Dr. Franz Geschwendt.

Der Spaten schlägt klirrend auf etwas Tönernes. „Aha, schon wieder ein alter Topf“, denkt Nachbar Schulze und stößt noch einmal kräftig zu, ob in diesem Gefäße vielleicht etwas steckt, wobei nicht bloß der Nachbar im Stillen an Gold denkt. Aergerlich wirft er die Scherben auf den Erdhaufen; er hat schon das fünfte Baumloch ausgehoben, viermal hat er tönerne Gefäße zerschlagen, nie war auch nur das kleinste Goldstück drin; Knochen, Asche, meist auch garnichts. Der gute Mann wußte nicht, daß er sich an der Geschichte unserer Heimat und unseres Vaterlandes versündigt hatte.

Stellenbesitzer Müller pflügt seinen Acker um; an einer Stelle bringt die Pflugschar dunkle Erde heraus, dann Scherben, auch Knochen. Sein Sohn sammelt sie. Die Großmutter hat stets die Berichte über Altertumsfunde in den Zeitungen gelesen und weiß, daß solche Sachen für Kundige wichtig sein können; Enkel und Enkelin melden von den Funden, und der sofort hineilende Sachverständige stellt eine ausgedehnte Siedlung aus frühgermanischer Zeit fest, also aus der Zeit um 550 bis 300 vor Christi Geburt. Unser Wissen von der frühgermanischen Besiedlung Schlesiens konnte wieder bedeutend bereichert werden.

„Ja, wenn ich gewußt hätte, daß auch Scherben nützlich sind, so hätte ich schon manches abliefern können“, meinte ein der vorgeschichtlichen Forschung neugewonnener Freund. Auch Leute, die Kenntnis der Vorzeit besitzen, glauben, es müßten stets schöne Urnen, Krüglein, Tassen oder blitzende Metallgeräte sein, die das Museum sammelt; rostige metallische Teile, grün patinierte Bronzen, zerbrochene Gefäße und ähnliches wurden meist achtlos beiseite geworfen. Ein Bauer schalt alljährlich, wenn sich die „alten Matratzenfedern“ den Pferden beim Pflügen um die Hufe wickelten; daß er die schönsten bronzenen Armspiralen verkommen ließ, erfuhr man erst als es zu spät war. Also auch das, was dem Laien unscheinbar und wertlos dünkt, kann von hohem wissenschaftlichen Werte sein. Der Forscher sucht gerade zu Beginn der Grabung nach Scherben, da sie ihm wichtige Fingerzeige geben können, oder er kann sogar aus Scherben vollständige Gefäße zusammensetzen.

„Nächstes Frühjahr pflüge ich recht tief“, sagte eifrigst ein Landwirt, „da können Sie sich darauf verlassen, da reißt der Pflug alle Altertümer herauf“. Ihm mußte bedeutet werden, daß eine sachgemäße Hebung des Fundes ebenso wichtig ist, wie der Fund selbst. Messungen, Zeichnungen, Photographien u. a. gehören unbedingt zu den erforderlichen Arbeiten, und am besten ist es, man läßt Fundstelle und Fundstücke möglichst unberührt, meldet den Vorfall dem zuständigen Vertrauensmanne und wartet auf die Ankunft eines Fachmannes. Jeder Verständige sollte heute wissen, daß unsere Kenntnis der Vorzeit auf den erhaltenen Bodenaltertümern beruht. Der Forscher muß aber von einem Funde erfahren, wenn er die nötigen Maßnahmen zur Rettung und Bergung einleiten soll. Darum sei nochmals betont: Alle Funde von Gefäßen, steinernen oder metallenen Geräten, Knochen, Scherben u. dergl. melde man dem staatlichen Vertrauensmanne. Man schreibe nur an die Geschäftsstelle des Altertumsmuseums, Breslau I; Graupenstraße Nr. 14.

Hat der Zufall Gerätschaften aus ihrer oft mehrtausendjährigen Ruhe aufgestört, so kommt es auf den Finder an, ob er weiß, daß jeder Bodenfund von größter Wichtigkeit sein kann. Meldet er seinen Fund dem zuständigen Vertrauensmanne, so dient er der vorgeschichtlichen Forschung und somit der Heimatkunde. Sehr oft aber sieht sich der Finder die Altertümer einige Tage an, dann spielen die Kinder damit, schließlich geht alles verloren, und die heimatliche Landeskunde wird schwer geschädigt. Mancher schüttelt den Kopf, wenn er erfährt, daß die Altertümer aus seinem Acker gar nicht ohne weiteres sein Eigentum sind, daß die Entscheidung darüber, wohin die Funde kommen, der Staat fällt. Und mancher erschrickt, wenn er sogar hört, daß er sich in hohem Maße strafbar gemacht hat. Tatsächlich darf niemand Bodenfunde zerstören, verkaufen oder Beschädigung zulassen. Seit dem 26. März 1914 besteht das Ausgrabungsgesetz, zu dem am 20. Juli 1924 erläuternde Ausführungsbestimmungen erlassen wurden. Funde können von keinem Laien sachgemäß gehoben und geborgen werden; oft ist wochenlange Behandlung vieler Stücke nach der Hebung nötig, damit sie nicht binnen kurzem völlig zerfallen. Schließlich verlangt jeder Fund seine wissenschaftliche Auswertung, die nur erfolgen kann, wenn der Forscher selbst alle Fundumstände beobachtet hat. Daher verbietet das Gesetz Grabungen von Unberufenen nach Altertümern und verlangt Meldung aller Bodenfunde bis zum nächsten Tage bei der Ortsbehörde oder dem staatlichen Vertrauensmanne. Das Gesetz ist aber nur ein Notbehelf. Wichtiger ist die Mitarbeit weiter Volkskreise. Darum verteilt die Geschäftsstelle des Altertumsmuseums ein Merkblatt für Altertumsfunde:

Bei den verschiedensten Erdarbeiten (zum Häuser-, Straßen-, Brückenbau, beim Pflügen, Bäumesetzen u. dergl.) werden oft alte Gefäße, merkwürdige, bearbeitete Steine, tönerne Scherben, grünspanige Geräte, rostige Waffen, Skelette u. dergl. gefunden. Alle diese Funde unterliegen einer gesetzlichen Anmeldepflicht; Finder, Bauführer, Eigentümer usw. sind zur sofortigen Meldung an den Amtsvorsteher, der für die Weiterleitung der Meldung an den staatlichen Vertrauensmann für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer Sorge trägt, verpflichtet, falls sie sich nicht unter Umständen strafbar machen wollen.

Dieser Aufruf wendet sich aber an den Heimatsinn aller Schlesier; jedermann sollte daran denken, daß die Bodenaltertümer für die Erforschung der Geschichte der Heimat von großer Wichtigkeit sind, daß selbst der unscheinbarste Fund (Scherben usw.) Aufschluß über vergangene Jahrtausende geben kann. Es wird gebeten, auch die geringfügigsten Reste zu melden.

Der Staatliche Vertrauensmann für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer,
Breslau I, Graupenstraße 14. Fernruf 248 48.

Die Besiedlung unseres Kreises.

Agnes Pelte.

Für die vorgeschichtliche Besiedlung einer Landschaft sind ihre Bodenfunde die einzigen Urkunden. Im Vergleich mit anderen Gebieten sind die Funde, die aus dem Boden unseres Kreises bis jetzt gehoben worden sind, gering. Am zahlreichsten sind sie auf der westlichen Talseite der Ohle, während die östliche nur Streufunde aufweist. Mithin muß die westliche Seite in prähistorischer Zeit dem Menschen günstigeren Siedlungsraum geboten haben als die östliche, die Bergseite.

Als die Gletscher der Eiszeit die rundgeschliffenen Kuppen unserer Hügel freigegeben und gewaltige Nordweststürme den feinen Lößstaub angeweht hatten, mag der Mensch zum ersten Male als flüchtiger Jäger in unser Gebiet vorgestoßen sein. Diese Menschen, die der älteren Steinzeit angehörten, lebten als Nomaden. Ihr Aufenthalt hat daher in Schlesien nur sehr geringe Spuren hinterlassen. Für Oberschlesien ist das Dasein des älteren Steinzeitmenschen durch Bodenfunde sicher nachgewiesen.

Von Böhmen und Mähren her drangen später durch den Paß von Wartha Völkerscharen ein, die, sich nordwärts wendend, dem breiten Tal der Lohe folgten, bis sie das schlesische Schwarzerdegebiet zwischen Oder und Zobten erreichten. Wo der Wald ihnen Raum gab, siedelten sich die Menschen der jüngeren Steinzeit an. Sie waren auch im westlichen Teil unseres Kreises seßhaft, wie Funde von Aexten, Hämmern, Beilen, Meißeln beweisen. Der östliche Teil unseres Kreises war in dieser Zeit wahrscheinlich mit Urwald bedeckt, während die zum Ansiedeln auffordernde Heide- und Aulandschaft der westlichen Hälfte zum damals dicht besiedelten Lohegebiet (Jordansmühl) hinüberleitete.

In der jüngeren Steinzeit lebte der Mensch in kleinen Dorfgemeinschaften. Die Hütten standen über Wohngruben. Die Wände bestanden aus Holz und waren mit Rutengeflecht und Lehm abgedichtet. Die Herdstelle war in der Mitte der Hütte. Die Abfallgruben lagen außerhalb der Hütte. Zwei Arten Getreide, Roggen und Hirse, kannte der Steinzeitmensch. Schaf, Hund, zweierlei Rinder waren seine Haustiere. Durch Spinnen und Weben schuf der Steinzeitler seine Kleidung. Steinwirtel und Webgewichte wurden in Wohngruben häufig gefunden. In der Herstellung von Tongefäßen (Handkeramik) besaß er, was Formgebung und Verzierung anbelangt, schon eine erstaunliche Fertigkeit.



Steinhammer aus Serpentin. Streitaxt aus Serpentin.

Die Toten wurden anfangs in oder dicht neben der Hütte beigesetzt. (Hausbestattung.) In Gefäßen wurde ihnen Speise und Trank mitgegeben. Skelettreste aus dieser und den späteren Besiedlungsstufen sind (bis jetzt) im Kreise nicht gehoben worden. (Leichter Boden.) Die Verschiedenheit der Gefäßverzierung zeigt, daß die von Süden eingedrungene Bevölkerung (Bandverzierung) durch nordische Völkergruppen (Tiefstich und Schnurverzierung) Zuzug erhielt, die mit der ersteren vollständig verschmolz, sodaß wir in Schlesien gegen Ende der Steinzeit, etwa ums Jahr 2000 v. Chr., eine einheitliche Bevölkerung haben, die gewöhnlich mit dem Namen „Illyrer" bezeichnet wird, wobei dieser Ausdruck als Arbeitsbegriff als auch als Volksbezeichnung zu werten ist.

Dort, wo steinzeitliche Funde gemacht wurden, muß man auch meist eine steinzeitliche Siedlung annehmen. Unser Kreis hat bis jetzt folgende Funde aus der Steinzeit aufzuweisen:

T e p l i w o d a: Streitaxt aus Serpentin (Abb.), beim Schlämmen eines Teiches gefunden, polierter Hammer aus Serpentin, 22 cm lange Hacke und 2 Aexte aus Amphibolitschiefer.

Liebenau: Steinbeil aus Diorit. (Abb.)

Zinkwitz: Steinhammer aus Serpentin. (Abb. Seite 49.)

Krelkau: Streitaxt.

Heinzendorf: Hammer.

Korschwitz: Arbeitsaxt aus Kieselschiefer.

Heinrichau: Reibestein (zum Zerquetschen des Getreides); in der Nähe der Heiligenbrücke Feuersteinabsplisse.

Schildberg: Serpentinaxt und Steinbeil.

Petershagen: Zwei Steinbeile aus Serpentin.

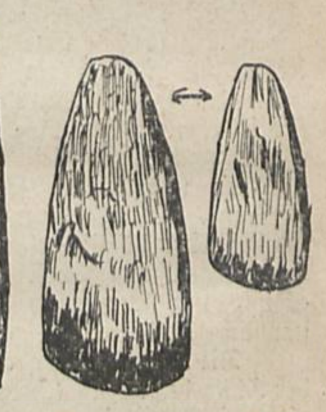
Neualtmannsdorf: Zwei Steinbeile aus Serpentin.

Olbersdorf: Steinhammer und Steinhacke.

Reindörfel: Serpentinaxt mit angefangener Bohrung.

Moschwitz: Steinhammer mit angefangener Bohrung.

Der Steinzeit folgte die Bronzezeit. 2000 bis 600 v. Chr. Man unterscheidet eine ältere, mittlere und jüngere Bronzezeit. Am Uebergang steht eine kurze Spanne, in der der Mensch seine Werkzeuge aus Kupfer herstellte. (Stein-Kupferzeit.) In Form und Größe waren diese den Steinwerkzeugen nachgebildet. In Frömsdorf und Niederkunzendorf (Abb.) sind Kupfermeißel gefunden worden. Nachdem im sächsischen Erzgebirge Zinnlager entdeckt worden waren, erkannte der Mensch den Wert der Legierungen. Das weiche Kupfer wurde rasch verdrängt und die härtere Bronze wurde zum begehrten Tauschartikel.



Meißel aus Kupfer. **Steinbeil aus Diorit.**

Die zahlreichen Funde aus der Bronzezeit erzählen von einer zahlreichen Bevölkerung in dieser Periode. In der ältesten Bronzezeit änderte sich die Bestattungsart. Der Körper wurde unter einem aus Steine und Erde getürmten Hügel beigesetzt. Im Moschwitzer Walde gibt es eine Anzahl von Hügeln, die als „Hügelgräber" angesprochen werden. (So Zimmermann: Alphabetisches Kreisverzeichnis.) Ein sicherer Beweis für diese Annahme soll durch demnächst stattfindende Grabungen erbracht werden. Von der Hügelbestattung ging man allmählich zur Brandbestattung über. Die Urne mit der Asche wurde der Erde übergeben. Dazu zahlreiche Beigefäße, Schmucksachen, vor allem Ringe und lange Gewandnadeln. Charakteristisch für die Bronzezeit sind die auch in unserem Kreise gefundenen Buckelurnen. Auch Kinderklappern aus Ton finden sich häufig. Jedes Bronzezeitdorf hatte seinen Urnenfriedhof. Im Kreise Münsterberg sind an folgenden Orten Urnenfunde gemacht worden: Kummelwitz, Krelkau, Schönjohnsdorf, Moschwitz, Frömsdorf, Heinrichau, Schlause, Olbersdorf, Münsterberg (Bronzeschmuck, Armberge im Museum zu Halberstadt), Schildberg (Buckelurnen), Reindörfel, Taschenberg, Neukarlsdorf, Zesselwitz. Der wertvollste bronzezeitliche Fund aus unserem Kreise ist eine Gußform aus rötlichem Sandstein, die in der

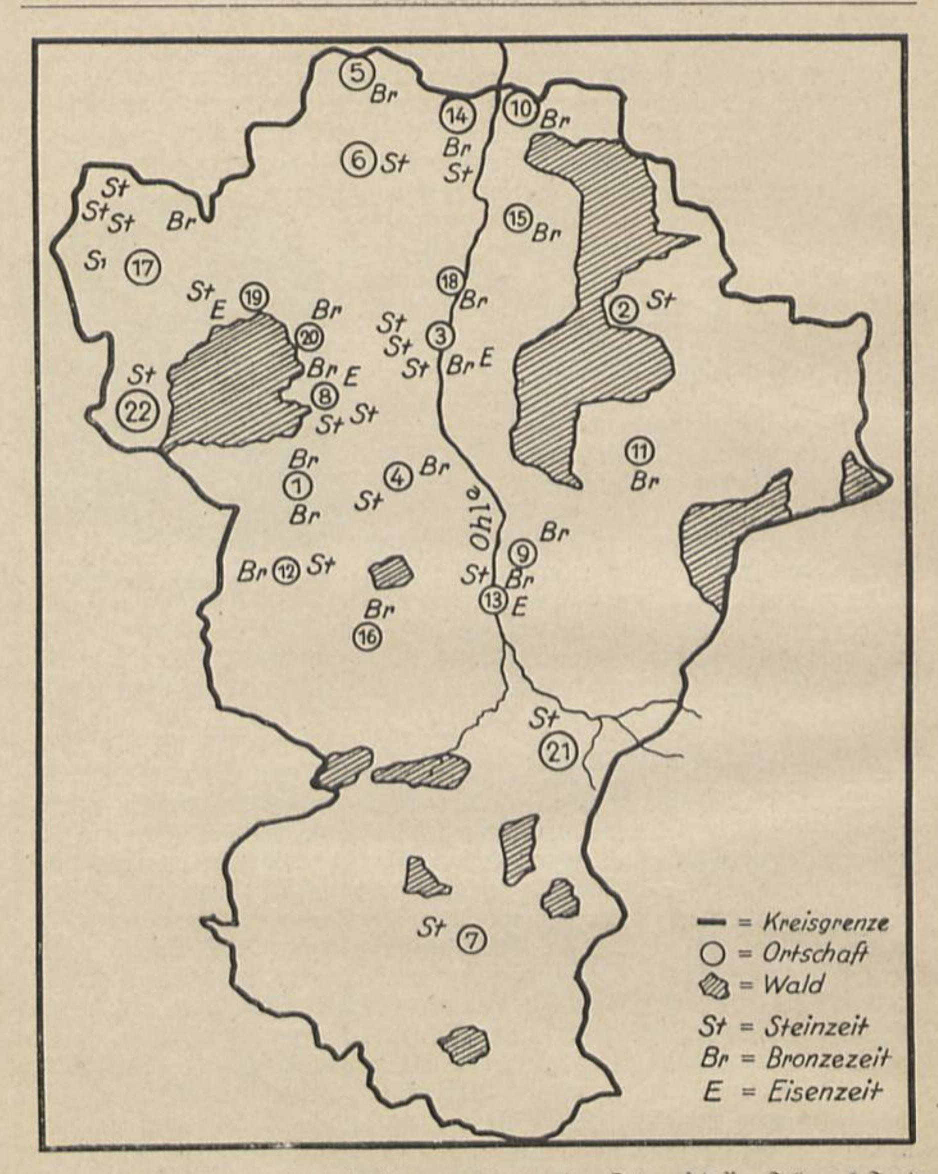
Nähe der Steinmühle in Tepliwoda gefunden worden ist. (Abb.) Es ist eine der schönsten Gußformen, die das Breslauer Museum besitzt. Bei einer amtlichen Grabung wurden im Herbst 1929 auf dem Gohlischberge bei Schlause 24 Grabstätten der jüngeren Bronzezeit aufgedeckt. Die Urnen standen nur 40 cm unter der Erdoberfläche und kaum ½ m von einander entfernt. Neben jeder Haupturne, die den Leichenbrand enthielt, standen 3 bis 6 Beigefäße von ganz verschiedener Form. Die Urne war meist mit einer weiten Schüssel zugedeckt. Sämtliche Gefäße waren wenig verziert. Auffallend war es, daß keine Bronzebeigaben gefunden wurden.


Gußform aus Sandstein.

Die Entwicklung ging hin zur Eisenzeit. Man war hie und da auf den zutage tretenden Raseneisenstein gestoßen und hatte trotz der primitiven Verhüttung die Härte des Eisens kennen gelernt. Der Rohstoff fand sich im eigenen Lande. Die Eisenzeit beginnt mit der Einwanderung fremder Völkergruppen. Die Urnenfelderleute wurden hart durch Völker bedrängt, die durch Witterungsunbilden gezwungen waren, ihre nordische Heimat zu verlassen, und um 550 v. Chr. in Schlesien eindrangen. Es waren die Frühgermanen oder Bastarnen. Die illyrische Bevölkerung verließ nach und nach Schlesien und wanderte südwärts. Diese ersten Germanen sind in unserm Kreise bis jetzt nicht nachweisbar.

In der nun kommenden Zeit der Völkerumschichtung, die volklose Räume und raumlose Völker schuf, sind durch Bodenfunde zwei andere Völker nachgewiesen. Die Skythen stießen auf ihren Eroberungszügen von Südrußland nach Schlesien vor. Die Kelten, deren Wohnsitze südlich von Breslau sicher nachgewiesen sind, überfluteten um 400 v. Chr. von Böhmen aus das Land. Um 300 v. Chr. ist Schlesien von den Bastarnen vollständig verlassen. Mehr als ein Jahrhundert später beginnt die Einwanderung germanischer Völker, sodaß wir um 100 v. Chr. die Vandalen im größten Teile Schlesiens, von der Niederlausitz bis in die Umgebung von Breslau in festen Wohnsitzen finden. Im ersten christlichen Jahrhundert erhielten diese Zuzug von den zur gleichen Kultgemeinschaft gehörenden Silingen, die um den Zobten ansäßig wurden. Die zahlreich nachrückende Bevölkerung bedingte eine Ausbreitung des germanischen Siedlungsraumes. Um Christi Geburt ist ganz Oberschlesien von Germanen bewohnt. Die Silingen, jetzt nur als Vandalen bezeichnet, übernehmen die Führung des Volkes. Ihre Könige (Fürstengräber von Sakrau, Kreis Oels, und Wichulla, Kreis Oppeln) herrschten mehr als 400 Jahre über ein mächtiges Reich, das vom Sudetenwall bis tief nach Rußland hinein, bis hin zum Bug reichte.

Im Kreise sind germanische Funde (vandalische Gefäßscherben) in Heinrichau, hart südlich der Heiligenbrücke, und in Moschwitz gemacht worden. Die bis jetzt geringen Fundstellen sind kein Beweis für eine geringe Besiedlung unseres Kreises in dieser Zeit. Die germanischen Brandgrubengräber, in denen der gesamte Rückstand des Scheiterhaufens beigesetzt wurde, liegen nicht so dicht unter der Oberfläche, wie die bronzezeitlichen Urnengräber. Die Scherben, die



Anmerkung zur Karte: Ring mit Nummer bedeutet den Ort, auf dessen Feldmark Funde gemacht worden sind. Siehe Namensverzeichnis. Die Buchstaben sind möglichst an die Fundstelle gesetzt. Orte ohne Fundstellen sind nicht verzeichnet.

St bedeutet Funde der Steinzeit (5000—2000 v. Chr.).
Br „ „ „ Bronzezeit (2000—600 v. Chr.).
E „ „ „ Eisenzeit, hier vandalische und frühslavische Zeit (600 v. Chr. bis 1000 n. Chr.).

Namensverzeichnis:

1. Frömsdorf, 2. Heinzendorf, 3. Heinrichau, 4. Krelkau, 5. Kummelwitz, 6. Korschwitz, 7. Liebenau, 8. Moschwitz, 9. Münsterberg, 10. Neukarlsdorf, 11. Niederkunzendorf, 12. Olbersdorf, 13. Reindörfel, 14. Schildberg, 15. Schönjohnsdorf, 16. Schlause, 17. Tepliwoda, 18. Taschenberg, 19. Zinkwitz, 20. Zesselwitz, 21. Neualtmannsdorf, 22. Petershagen.

beim Pflügen so häufig heraufgebracht werden, fordern von selbst zum Aufmerken auf. Ueber dunkelgefärbte Stellen im Boden, Brandstellen, geht achtlos der Pflug. Vieles mag noch in der Erde verborgen sein. Ein Bruderstamm der Silingen, die Hasdingen, hatte sich in Ungarn niedergelassen und hier eine hohe Kultur entwickelt. Ums Jahr 400 brachen beide Vandalenstämme auf, trafen sich an der Mainmündung, um gemeinsam unter Führung des Königs Godegisel nach Süden zu ziehen. 409 drangen sie in Spanien ein. Hier fanden die Silingen 416—418 im Bruderkampfe mit den Westgoten ihren Untergang. Die Hasdingen, die nun den Stammesnamen Vandalen allein tragen, gründen in Nordafrika ein großes Reich, das 533 durch den Oströmischen Kaiser Justinian I. vernichtet wird.

In das volkleere Schlesien drangen in den nächsten Jahrhunderten von Osten nur langsam slavische Volksstämme ein. Der Slave siedelte stets am fließenden Wasser, folgte dem Lauf der Flüsse, stieg aber nie über 300 m Höhe. Die slavische Bevölkerung war anfangs sehr gering an Zahl. Aus der frühslavischen Zeit bis zum Jahre 1000 sind im Kreise (bis jetzt) zwei Funde gemacht worden: Reindörfel: Gefäßscherben; Zinkwitz: Hacksilberfund. In der spätslavischen Zeit bestanden in unserem Kreise eine Anzahl slavischer Dörfer, deren Namen uns die Geschichte überliefert hat. (Siehe Clemenz: Die Ortsnamen im Kreise Münsterberg. Namen slavischer Herkunft.)

Die niedrige Kultur der Slaven hatte in Schlesien traurige Zustände verursacht. Die Leibeigenschaft der Bauern erstickte jeden Aufstieg. Auch nach Einführung des Christentums ums Jahr 1000 blieb der Slave hörig. Zweihundert Jahre später, im 13. Jahrhundert, begann die Wiedereindeutschung durch die Rückwanderer. Franken, Schwaben, Bayern und Sachsen kamen aus dem übervölkerten Westen in den menschenarmen Osten. Die Fürsten waren die Träger der neuen Besiedlung. Sie übergaben das zu besiedelnde Land einem Unternehmer (Lokator), der das Land an seine Stammesgenossen verteilte. Oft wurde der neugegründete Ort nach ihm benannt. Die Siedler legten die Dörfer entweder mitten im Wald an, „Gründungen auf grünem Rasen" (u. a. Weigelsdorf, Kunzendorf, Eichau, Berzdorf, Heinzendorf) oder ihre Siedlung lag neben oder im Verbande slavischer Dörfer. Oft sind dies die Dörfer mit um- und angedeutschten Namen. (Ueber die Entwicklung des Siedlungsdorfes siehe Ortsgeschichte von Weigelsdorf.) Lange harte Arbeit und zähes geistiges Ringen waren nötig, um das Slaventum allmählich aufzusaugen und unser Land dem Deutschtum wiederzugeben.

Die Herzöge von Münsterberg.

Von Alfred Sabisch.

Als um die Mitte des 13. Jahrhunderts aus dem alten slavischen Sambice die deutsche Stadt Münsterberg entstand und einige Jahre später das benachbarte Frankenstein gegründet wurde, gab es noch kein eigentliches Fürstentum Münsterberg. Die beiden Städte und das sie umgebende Land gehörten zum Herzogtum Breslau und kamen nach Heinrichs IV. Tode (1290) mit Striegau, Schweidnitz, Reichenbach und Strehlen durch eine erzwungene Erbteilung an den Piastenherzog Bolko I.

I. Herzöge von Münsterberg aus dem Geschlecht der Piasten (1291—1428).

Bolko I. (1291—1301) ist der erste Herzog des mit dem Schweidnitzer Lande vereinigten Herzogtums Münsterberg. Er war ein tapferer und energischer Fürst, der mit starker Hand die Ordnung aufrecht erhielt und viele Burgen baute. Auch die älteste Burg von Münsterberg soll von ihm angelegt worden sein. Er sorgte für die Städte seines Landes und begünstigte vor allem Schweidnitz. Frankenstein erhielt 1298 von ihm das Niederlagerecht für Salz und Blei. Der berühmte Herzog starb 1301 und liegt im Kloster Grüssau, in das er Zisterzienser aus Heinrichau berufen hatte, begraben.

Nach dem frühen Tode ihres Vaters regierten seine drei z. T. noch unmündigen Söhne zunächst gemeinsam unter der Vormundschaft des ältesten, Bernhard. Im Jahre 1322 trennte sich Bolko von seinem Bruder Bernhard und trat selbständig als Herzog von Münsterberg die Regierung an. Sein Herzogtum umfaßte ungefähr die heutigen Kreise Münsterberg, Frankenstein, Reichenbach, Strehlen, den Wansener Halt und Stadt und Land Patschkau.

Bolko II. (1322—1341), in vielem unähnlich seinem Vater, mutete durch kostspielige Hofhaltung in seiner Residenz Münsterberg seinen Einkünften mehr zu, als diese ertragen konnten. Zur Aufbesserung seiner Finanzen unternahm er weite Beutezüge in das seit 1290 bischöfliche Ottmachauer und Neisser Land, überfiel 1329 bei Oppeln einen päpstlichen Legaten und plünderte trotz Bann und Interdikt 1334 das Kloster Kamenz. Natürlich mußte der fürstliche Raubritter, um vom Banne der Kirche für sich, seine Familie und das ganze Land losgesprochen zu werden, den Kamenzer Klosterleuten wichtige landesherrliche Rechte überlassen. Auch der Stadt Münsterberg verlieh er gegen angemessene Bezahlung 1334/35 wesentliche Rechte.

Inzwischen waren die meisten, durch das unglückliche Teilungsrecht der Erben geschwächten schlesischen Fürstentümer lehnsabhängig von Böhmen geworden. Bolko II. weigerte sich zunächst, freiwillig die Lehnsoberherrschaft der böhmischen Krone anzuerkennen, wurde aber 1335 vom Sohne König Johanns von Böhmen, dem Markgrafen Karl von Mähren und späteren Kaiser Karl IV., im festen Frankenstein belagert, willigte schließlich in die Lehnsübertragung ein und leistete dem böhmischen König 1336 in Straubing (Bayern) persönlich den Lehnseid.

Wegen seines andauernden Geldmangels hatte der Herzog bereits früher Reichenbach verpfändet. 1337 überließ er dem böhmischen König das Recht der Einlösung des Reichenbacher Gebietes und verpfändete ihm auch noch Frankenstein, Strehlen und Wansen, sodaß ihm nur noch das Münsterberger Land blieb.

Seine Schuld ist es, daß die ihm folgenden Herzöge aus seinem Geschlecht, verarmt und machtlos und nur zum Schein noch Herren des Landes, Bedeutung nicht mehr erlangten, während freilich die Stadt Münsterberg daraus für ihre Entwicklung großen Nutzen zog.

Bolko II. starb 1341 und liegt mit seiner Gemahlin Jutta in Heinrichau begraben. (Abb. Seite 55.)

Ihm folgte in der Regierung sein einziger Sohn Nikolaus, der Kleine genannt (1341—1358). Seine Erziehung erhielt er bei den gelehrten Mönchen des Klosters Heinrichau. Nach dem Tode seines Vaters leistete er 1341 dem

Markgrafen von Mähren den Lehnseid. 1343 huldigten auf seine Veranlassung auch die Vertreter des Münsterberger und wieder eingelösten Frankensteiner und Strehlener Landes dem böhmischen König. 1344 traten sie auf Wunsch des Herzogs zu einem Schutzbündnis gegen das stark überhandnehmende Raubritterunwesen zusammen.



Bolkograbmal in der Klosterkirche.

Auch Herzog Nikolaus sah sich, wohl um die Schulden seines prachtliebenden, aber wenig weitsichtigen Vaters Bolko zu decken, gezwungen, 1346 Stadt und Weichbild Frankenstein und Kloster Kamenz zu verpfänden. 1348 ging die Pfandherrschaft an Karl IV. über, und 1351 verkaufte der Herzog die verpfändeten Gebiete dem böhmischen König erb- und eigentümlich. Da Nikolaus 1350 auch auf das Strehlener und Wansener Gebiet zugunsten der Breslauer Bischöfe hatte verzichten müssen, so verblieb auch ihm nur noch das kleine Münsterberger Land.

Aus Reue über seine Sünden beschloß der Herzog, eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande zu machen, zu welcher er bereits 1354 die dazu notwendige Erlaubnis des Papstes Innozenz VI. erhalten hatte. Doch trat er die beschwerliche Reise nicht sofort an, sondern zog 1355 im Gefolge Karls IV. zur Kaiserkrönung nach Rom. Erst 1357 begab sich Nikolaus, durch Krankheit an sein Jerusalemgelübde erinnert, auf die Pilgerfahrt; 1358 starb er auf der Rückreise in Ungarn. Seine Leiche wurde in die herzogliche Familiengruft nach Heinrichau überführt.

Der älteste Sohn Bolko III. regierte sein kleines Land von 1358—1410. Unter der langen Regierung gelangte Münsterberg zu einer durch keine äußeren Gefahren bedrohten Blüte. Auch der dritte Bolko, der mit den äußerst geringen Einnahmen aus dem kleinen Restherzogtum seine Ausgaben als Herzog nicht bestreiten konnte, sah sich gezwungen, den Münsterbergern weitere hochwichtige Rechte zu überlassen, d. h. zu verkaufen. „Immer tiefer war Fürstenmacht gesunken, immer mehr Städtemacht emporgekommen" (Bretschneider).

Nach Bolkos III. Tode führten seine beiden Söhne Johannes und Heinrich, da eine weitere Teilung des schon arg zusammengeschmolzenen Herzogtums unmöglich war, bis zum Tode Heinrichs (1420) gemeinsam die Regierung.

Herzog Johann erbaute in seiner Alleinregierung (1420—1428) die wunderschöne Marienkapelle am Georgsmünster seiner Residenzstadt und stattete sie mit einer Fülle eigener Gottesdienste aus.

In den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts begannen die Hussitenkriege, die über das Herzogtum und ganz Schlesien unermeßliches Elend brachten. — Herzog Johann zog 1421 mit einem schlesischen Heere gegen die Hussen zu Felde und schloß 1424 mit dem Hauptmann von Glatz und den umliegenden Städten ein Schutzbündnis gegen die drohende Feindesgefahr. 1428, im Jahre des großen Hussensturmes, versuchte Johann zunächst, durch einen Vertrag mit den Feinden Stadt und Land Münsterberg zu retten, zog aber im Dezember 1428 mit einem kleinen Heere gegen sie, griff ihre wohlbefestigte Stellung bei Altwilmsdorf (in der Nähe von Glatz) an und starb dabei am 27. Dezember 1428 den Heldentod. — Eine Kapelle bei Altwilmsdorf und ein Wandbild im Münsterberger Rathaus bewahren das ehrende Gedächtnis des letzten Münsterberger Piasten, des Herzogs Johann.

II. Interregnum (1429—1456).

Nach Herzog Johanns Tode begann eine herrenlose Zeit im Herzogtum, die man sehr wohl als Interregnum bezeichnen kann. Bei den Wirren der fortdauernden Kämpfe mit den Hussen, der Verwüstung auf dem Lande und in den Städten und dem sich breitmachenden Raubrittertum, das aus der allgemeinen Not seinen Nutzen zu ziehen hoffte, fehlte überall die starke ordnende Hand eines mächtigen Landesfürsten.

Da Herzog Johann von Münsterberg kinderlos gestorben war, übernahm Kaiser Sigismund das erledigte böhmische Kronlehen, verpfändete es an den Glatzer Hauptmann Puota von Czastalowitz und nach dessen Tode 1434 an die Schwester Johanns von Münsterberg, die Fürstin Euphemia von Oettingen. Die Lage des Landes verschlimmerte sich noch mehr, als Hinko Kruschina von Lichtenburg, der die Witwe Puotas geheiratet hatte, die Pfandherrschaft über Münsterberg, Frankenstein und Glatz an sich brachte und als echter Raubritter mit noch anderen adligen Räubern Stadt und Land brandschatzte. In ihrer Ratlosigkeit übertrugen deshalb die Stände des Landes 1443 die Herrschaft dem Herzog Wilhelm von Troppau, einem Enkel Bolkos III. von Münsterberg mütterlicherseits, „als ihrem mächtigen Beschirmer". Aber auch dieser neue Herzog von Münsterberg aus dem Geschlechte der Premisliden zu Troppau und Leobschütz wurde selber wider Erwarten ein gefürchteter Raubritter. Vor seinem Tode (1452) trat er 1451 die Münsterberger Herzogswürde an seinen

Bruder Ernst von Troppau ab. Aber auch dieser kümmerte sich wenig um das ihm anvertraute Land. Als der damalige Landesverweser und spätere böhmische König Georg von Podiebrad und Kunstadt die Pfandherrschaft über Münsterberg, Frankenstein und Glatz von den Erben Hinko Kruschinas kaufweise erworben hatte, überließ ihm Herzog Ernst von Troppau 1456 alle seine Rechte auf das Herzogtum Münsterberg.

III. Herzöge von Münsterberg aus dem Hause Podiebrad (1456—1569).

Die Verwaltung des neu erworbenen Herzogtums Münsterberg, des Weichbildes Frankenstein und der Grafschaft Glatz übertrug Georg Podiebrad, seit 1458 böhmischer König, seinen Söhnen Viktorin, Heinrich dem Aelteren und Heinrich dem Jüngeren, Hinko genannt. Doch die im Jahre 1467 ausbrechenden langjährigen Kämpfe zwischen der Stadt Breslau und König Georg, die vor allem im Münsterberg-Frankensteiner Lande ausgetragen wurden, fügten dem Herzogtum, das sich kaum von den Schrecken der Hussitenzeit hatte erholen können, erneut schweren Schaden zu. Die beiden Städte Münsterberg und Frankenstein hatten durch mehrfache Belagerungen besonders zu leiden.

Nach dem Tode Georg Podiebrads (1471) teilten seine Söhne die Erblande ihres Vaters, wobei 1472 Heinrich d. Aelt. (1472—1491) das Herzogtum Münsterberg-Frankenstein und die Grafschaft Glatz erhielt. Infolge gütlicher Verhandlungen erhielt Heinrich, der im festen Glatz residierte, 1474 und 1477 die noch von den Feinden seines Vaters besetzten Länder Münsterberg und Frankenstein. Der Herzog verheiratete im Jahre 1488 seine drei Söhne Albrecht, Georg und Karl mit drei Töchtern Herzog Johanns II. von Sagan-Glogau und erhoffte für jene die Erbfolge in den Ländern ihres Schwiegervaters. In dem ausbrechenden Kriege gegen Matthias von Ungarn verlor er sogar sein Stammland, das Herzogtum Münsterberg-Frankenstein, das er erst nach dem Tode des ungarischen Königs zurückerhielt. — 1495 gelang ihm die Erwerbung des Fürstentums Oels, wofür er das Schloß Podiebrad und eine Geldsumme hergab. — Heinrich d. Aelt. starb 1498 und liegt in Glatz begraben.

Seine drei Söhne Albrecht, Georg und Karl regierten zunächst gemeinsam. Zur Deckung der von ihrem Vater überkommenen Schuldenlast mußten sie 1501 die Grafschaft Glatz verkaufen, behielten sich jedoch den Titel „Grafen von Glatz" vor. 1502 starb Georg, 1511 Albrecht. Von diesem Jahre an regierte Karl allein als Herzog zu Münsterberg-Oels und Graf zu Glatz.

Karl I. (1511—1536) ist der bedeutendste Fürst seines Geschlechtes. Er hat viel für Stadt und Land getan. Besonders Frankenstein, seine Residenz, in der er den Bau des prächtigen, leider nie vollendeten Schlosses begann, entwickelte sich unter seiner Regierung zu einer ansehnlichen Stadt mit festen Mauern und Toren, schönen massiven Bürgerhäusern und einer aufwärts strebenden gewerbefleißigen Bevölkerung. Für die Entwicklung des Zunftwesens in beiden Städten war der Herzog sehr besorgt.

Karl I., der auch hohe politische Stellungen in Schlesien bekleidete, hat die damals aufkommende lutherische Lehre nach anfänglichem Zaudern kräftig unterdrückt. Unter seiner Regierung ist das Münsterberg-Frankensteiner Land katholisch geblieben, wenn auch nur äußerlich, da die neue Lehre insgeheim schon viele Anhänger gefunden hatte.

Der Herzog starb 1536 und liegt mit seiner Gemahlin Anna in der Pfarrkirche seiner Residenzstadt Frankenstein begraben. Ein prächtiges Hochgrab, heute leider an einen sehr ungünstigen Platz versetzt, schmückte seine Ruhestätte vor dem Hochaltar. Er verdient es, als der bedeutendste Herzog von Münsterberg-Frankenstein bezeichnet zu werden.

Karls Söhne Joachim, Heinrich, Johann, Georg regierten nach des Vaters Tode sechs Jahre lang zunächst gemeinsam (1536—1542). Ihr Vater hatte es nicht verhindern können, daß seine Söhne sich im geheimen der neuen Lehre angeschlossen. In den Jahren 1537/38 führten sie die Lehre Luthers in den Städten und auf dem Lande ein, vertrieben die katholischen Priester und beriefen lutherische Prediger.

Die vier jungen Herzöge hatten von ihrem baulustigen Vater eine große Schuldenlast geerbt. Deshalb mußten sie schon 1542 das Herzogtum Münsterberg-Frankenstein verpfänden und sich mit dem Oelser Lande begnügen. Der Pfandherr Friedrich II. von Liegnitz, ein begeisterter Anhänger des Protestantismus, hat die lutherische Lehre im Münsterberg-Frankensteiner Lande weiter gefördert. Daran konnte auch Kaiser Ferdinand I., der 1550 das Land einlöste, trotz seiner Gegenbestrebungen nichts ändern. Auch trat er schon 1552 die Pfandherrschaft an die Königin Isabella von Ungarn ab, nahm sie jedoch wieder an sich, da Isabella offen den Protestantismus begünstigte. Im Jahre 1559 kam das Herzogtum nach Bezahlung des Pfandschillings durch Herzog Johann von Münsterberg-Oels wieder in den ungeschmälerten Besitz des Geschlechtes Podiebrad.

Herzog Johannes hat das Land bis zu seinem Tode allein regiert (1559—1565). Jedoch es war ihm nicht möglich, die vielen Mißstände, die sich im Verlauf der ein Jahrzehnt währenden Pfandherrschaft herausgebildet hatten, nur annähernd zu beseitigen. Als er 1565 starb, hinterließ er seinem Sohne ein schlecht regiertes Land und zerrüttete Finanzen als Erbe. Herzog Johann liegt in der Schloßkirche zu Oels mit seiner ersten Gemahlin Christina begraben.

Auch Karl Christoph (1565—1569), der letzte Herzog von Münsterberg aus dem Geschlechte Podiebrad, hat es nicht mehr vermocht, den Niedergang seines Hauses aufzuhalten. Um seiner drückenden Schuldenlast ledig zu werden, dachte er an einen Verkauf des Frankensteiner Landes an die Familie Logau. Doch die Stände des Weichbildes Frankenstein kamen ihm zuvor, kauften ihm aus eigenen Mitteln ihr Land ab und übergaben es dem Kaiser Maximilian als Erbland. Das Gleiche taten nach dem frühen Tode Karl Christophs (1569) auch die Münsterberger Stände.

IV. Das Herzogtum Münsterberg als unmittelbares Kronland Böhmens (1569—1654).

So war das Herzogtum Münsterberg mit dem Weichbild Frankenstein unmittelbares böhmisches Kronland geworden. Um die Stände für die ihm bewiesene Treue und Anhänglichkeit zu belohnen, erließ Kaiser Maximilian am 30. Mai 1570 für die Städte und Stände ein Landesprivilegium, in dem er die nunmehrige Zusammengehörigkeit des Herzogtums und des Weichbildes und ihr dauerndes Verbleiben bei der böhmischen Krone „für ewige Zeiten“ feierlich bestätigte und dem Lande eine neue Verfassung ähnlich der, welche die österreichischen Erbherzogtümer besaßen, verlieh.

Mit dem Jahre 1570 begann eine Zeit des Blühens im Münsterberg-Frankensteiner Lande, die freilich durch den 50 Jahre später einsetzenden Dreißigjährigen Krieg ein Ende mit Schrecken finden sollte. Furchtbar hat es unter der Kriegsgeißel gelitten, unermeßlich waren die Schäden in den Städten und auf dem Lande. Jahrzehntelang dauerte es, bis die schlimmsten Wunden des Krieges geheilt, die bitterste Not der Bevölkerung behoben war.

Kaiser Ferdinand III. war nicht gewillt, an dem Versprechen seines Vorgängers Maximilian inbetreff der „ewigen" unmittelbaren Zugehörigkeit des Herzogtums und Weichbildes zur Krone Böhmen festzuhalten. Trotz der eifrigsten Bemühungen der Stände, die mit allen Mitteln versuchten, die Absichten des Kaisers zu hintertreiben, verlieh er 1654 seinem Günstling und Minister am Wiener Hofe, dem Reichsfürsten Johann Weikhard von Auersperg, das Herzogtum Münsterberg-Frankenstein als erbliches Lehen.

V. Herzöge von Münsterberg aus dem Geschlechte Auersperg (1654—1791).

Mit dem Jahre 1654 trat das letzte Fürstenhaus, das die Herzogswürde von Münsterberg tragen sollte, die Herrschaft an. Die Auerspergs waren fast durchweg unbedeutende Fürsten, die sich wenig oder garnicht um ihr Land kümmerten, auch nicht mehr allzu viel zu bestimmen hatten, da das königliche Oberamt in Breslau, die Zentrale der gesamtschlesischen Landesverwaltung, fast unumschränkt im Namen des Kaisers regierte.

Johann Weikhard von Auersperg (1654—1677) hat sein neues Land nie besucht und die auf seine Mithilfe gesetzten Hoffnungen zur Beseitigung der schweren Kriegsschäden enttäuscht. Nach seinem Sturz als Minister am Hofe in Wien wohnte er zu Laibach (Krain) in der Verbannung und starb dort, verbittert und mit seinem Lose hadernd, 1677.

Auch sein Sohn Ferdinand (1677—1706), ein in jungen Jahren schon kranker Mann, der eifersüchtig auf seine landesherrlichen Rechte bedacht war, hat dem Lande durch seine kleinliche Verwaltung mehr geschadet als genützt. Ebenso wie sein Vater ist auch er niemals nach Schlesien gekommen. Die weite Entfernung des Landes von der Residenz des Fürsten (Laibach) aber mußte sich ungünstig auf den Ablauf der Regierungsgeschäfte auswirken. — Im Jahre 1696 trat Ferdinand, wohl infolge des Ausbruchs einer Geisteskrankheit, die Regierung an seinen Bruder Franz Karl ab, behielt sich jedoch die Unterschriftleistung bei allen wichtigen Erlassen vor. Franz Karl hat die Regierungsgeschäfte bis zum Tode seines Bruders 1706 vertretungsweise verwaltet.

Da Ferdinand kinderlos gestorben war, übernahm Franz Karl im Alter von 46 Jahren die Regierung (1706—1713). Dieser dritte Auerspergfürst hat, ganz im Gegenteil zu seinem Vater und seinem Bruder, versucht, tatkräftig für sein Herzogtum zu sorgen; er kam 1709 persönlich nach Schlesien und hielt sich längere Zeit in Frankenstein, der jetzigen Hauptstadt des Landes als Sitz der fürstlich-Auersperg'schen Regierungsbehörde, auf. Durch eine Reihe von Reformerlassen versuchte Franz Karl, die Verwaltung seines Landes zu verbessern und wenn ihm auch die endgültige Durchführung seiner Reformpläne wegen seines baldigen Todes (1713) nicht gelang, so darf er doch als der bedeutendste Auerspergfürst gelten.

Franz Karls Sohn **Heinrich Josef** (1713—1781) war noch unmündig, als sein Vater starb. Auch er kam öfters nach Schlesien, aber das von seinem Vater begonnene große Reformwerk hat er nicht fortgeführt. Während seiner langen unbedeutenden Regierung kam Schlesien an Preußen; dies machte auch den letzten landesherrlichen Rechten des Fürsten Auersperg ein Ende. Er behielt nur den Titel Herzog von Münsterberg und die Einkünfte aus den Kämmereidörfern. — Heinrich Josef starb 1781 im Alter von 83 Jahren.

Ihm folgte als letzter Herzog von Münsterberg sein Sohn, der 63 jährige **Karl Josef** (1783—1791). Es mußte im eigensten Interesse des Fürsten Auersperg wie auch des preußischen Staates liegen, wenn dem nicht mehr ganz zeitgemäßen Zustande der Lehnsabhängigkeit eines österreichischen Edelmannes vom preußischen König ein Ende gemacht wurde. Die bald nach 1783 angeknüpften Verhandlungen kamen 1791 endgültig zum Abschluß. Karl Josef von Auersperg verkaufte mit Zustimmung seines Erstgeborenen das Herzogtum Münsterberg und Weichbild Frankenstein für 300 000 Reichstaler an die Krone Preußens. Im Jahre 1795 ging das Land, das aus einem Herzogtum in eine Mindere Standesherrschaft umgewandelt worden war, für dieselbe Summe in den Besitz des Grafen Schlabrendorff zu Stolz über.

Karl Josef von Auersperg aber, der letzte Herzog von Münsterberg, starb im Jahre 1800.

Benutzte Literatur:

Bretschneider P.: Münsterberger Landesherren als Jerusalempilger (Münsterberger Zeitung, 3. 5. 24).

Derselbe: Rede zur Fünfhundertjahrfeier des Todes Herzog Johanns von Münsterberg (1929).

Engelbert K.: Geschichte der Stadt Wansen und des Wansener Haltes I. Teil (1927).

Grünhagen C.: Geschichte Schlesiens I und II (1884 und 1886).

Haeusler W.: Geschichte des Fürstentums Oels (1883).

Hartmann F.: Geschichte der Stadt Münsterberg (1907).

Knauer: Aus der Geschichte des Zisterzienserklosters Kamenz. Uns. Heimat II 2 (Frankenstein 1925).

Luchs H.: Schlesische Fürstenbilder des Mittelalters (1872).

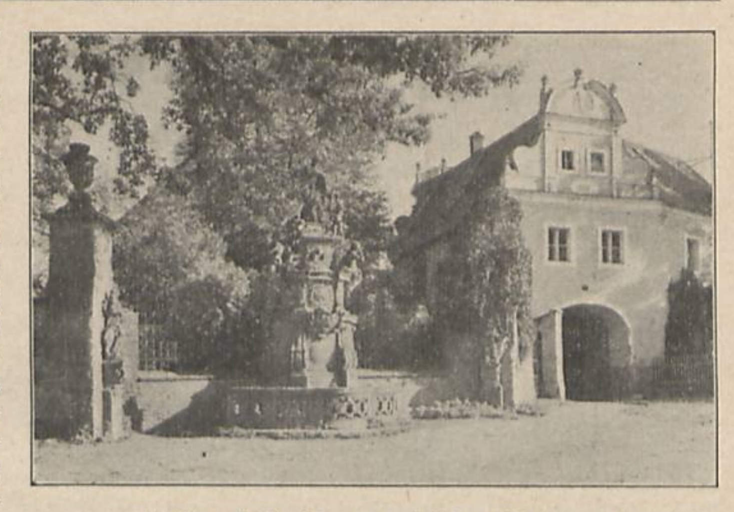
Sedláček A.: Ein Beitrag zur Geschichte der Herzöge von Troppau-Münsterberg. Zeitschrift f. Gesch. Schl. 48 (1914).

Wutke K.: Stamm- und Uebersichtstafeln der schlesischen Fürsten (1911).

Das kulturgeschichtliche Heinrichau.
Bauten und Denkmäler.

Hanns Ullmann.

Fährt man mit der Bahn von Breslau nach der Grafschaft Glatz und hat Strehlen und Steinkirche passiert, so erblickt man nach einigen Minuten Fahrt westwärts eine große Kirche mit hohem Turm: Die Klosterkirche Heinrichau. Und schon hält der Zug auf der Station Heinrichau. Wir verlassen dieselbe, um einen Bummel durch das Dorf zwecks Besichtigung der bemerkenswertesten, alten Baudenkmäler zu unternehmen und gehen die Bahnhofstraße entlang dem Dorfe entgegen.



Kloster Heinrichau, westliches Torhaus.

Während auf der Südseite der Straße durch den Park eine Fernsicht verhindert ist, bietet sich nördlich ein schöner Ausblick über die Wiesen und Felder nach Wiesenthal mit seiner hübschen Dorfkirche, und im Osten schließen dunkel bewaldete Höhen auf den Ausläufern des Strehlener Gebirges das Bild gegen den Horizont ab. Wir überschreiten auf einer alten gewölbten Brücke das Ohleflüßchen, das Heinrichau durchfließt und der Oder zueilt, in die es in Breslau seine Wasser ergießt. Der Weg führt an einem alten Gebäude, der sogenannten Ranke-Mühle vorüber, das, aus dem Ende des 15. Jahrhundert stammend, durch einen Frührenaissancegiebel bemerkenswert ist. Die Mühle und die dabei liegenden beiden kleinbäuerlichen Stellen sind die Reste des alten Dorfes „Randwitz". Es wird erzählt, daß im 30jährigen Kriege die Schweden in dieser Mühle ihre Gottesdienste abgehalten hätten. Jetzt enthält das Gebäude Wohnungen für landwirtschaftliche Arbeiterfamilien.



Apsis der Andreaskirche.

Die Straße, idyllisch an der Ohle entlang führend, geht zunächst durch das Niederdorf mit ländlichen Gehöften und steigt dann stark an nach dem oberen Dorfe. Eingangs desselben wird unser Blick gefesselt durch eine geradezu wundervolle Baugruppe. Dieselbe umfaßt ein Torhaus

mit schönem Barockgiebel durch Abt Daniel im Jahre 1680 erbaut und daneben die Reste (Apsis) einer kleinen, gotischen, dem Apostel Andreas geweihten Kirche (Abb. S. 61), welche wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert stammt.

Vor der Kirche steht, beschattet von einer alten Eiche, das entzückende Johannes-Denkmal mit einem Relief der Moldau-Brücke, von welcher Johannes von Nepomuk, Priester und königlicher Beichtvater in Prag, am Vorabend vor Christi Himmelfahrt, den 16. Mai 1383, in die Moldau gestürzt wurde. Zur Erinnerung an dessen Heiligsprechung durch Papst Benedikt XIII. im Jahre 1729 ließ Abt Gregorius dieses herrliche Denkmal 1730 aus Sandstein errichten.

An der Kirche liegt ein seit Jahrzehnten ungenützter Friedhof, der vom Bischof Martin von Kolsdorf am 1. November 1617 geweiht wurde, wie aus einer Inschrift auf einer Steinplatte zu entnehmen ist, die an einem Strebepfeiler der Kirche angebracht ist. Einige alte Grabtafeln und Kreuze sind auf dem Friedhofe noch vorhanden.

Wir schreiten durch dieses alte Torhaus hindurch und kommen nach etwa 200 Schritt auf den Gutshof Heinrichau, den „Kammerhof". Hier ist das alte Gesindehaus bemerkenswert, das unter Abt Nikolaus VI. als Wohnhaus für Klosterleute ums Jahr 1588 aufgeführt wurde. An diesem Hause sind die gotischen Türeingänge und Fensteröffnungen sowie die Kleeblattfenster am Giebel beachtenswert.

Wir gehen zurück und betreten durch das Torhaus wieder die Dorfstraße. Gehen wir dieselbe südlich weiter, so kommen wir an ein zweites Torhaus, den Haupteingang nach dem ehemaligen Kloster. Er zeigt ein riesiges Zwiebelkuppeldach, das von zwei überlebensgroßen Sandsteinfiguren auf hohen Steinpostamenten flankiert wird. Das Haus ist im Jahre 1701 erbaut und enthielt die Wohnung des Torwächters. Die im Ausdruck stark bewegten Statuen stellen den Gründer des Zisterzienserordens, St. Bernhard mit dem Kreuz und St. Benedikt mit dem Hirtenstab dar.

Durchschreiten wir das Torhaus, so kommen wir nach etwa 100 m an einen zweiten Durchgang. Ueber dem Torbogen sehen wir die Jahreszahl 1691 und daneben das Namenszeichen des Erbauers, des Abtes Heinrichs III. Hinter diesem Gebäude liegt der alte Klosterhof, der heutige Schloßplatz.

Nun bietet sich dem Beschauer ein prächtiges Bild: Die ehemalige „Fürstliche Zisterzienserabtei Heinrichau" mit ihrem Wahrzeichen, dem weithin sichtbaren, 72 m hohen Kirchturme liegt vor uns.

Die preußische Regierung ist seit der Säkularisation des Klosters im Jahre 1810 Patron der Kirche und hat als solcher in letzter Zeit vieles zur Erhaltung der Kirche getan.

Turm, Kirche und Schloß, obgleich aus verschiedenen Stilepochen, bilden eine wunderbare Einheit. Das Klostergebäude, bezw. das heutige Schloß, ist in den Jahren 1681 bis 1702 unter dem kunstsinnigen Abt Heinrich III. anstelle des alten, großenteils aus Lehm gebauten Klosters errichtet worden. Es lehnt sich an die Kirche an. Zwischen Kloster und Kirche befindet sich der alte Kreuzgang. Die Fassaden, deren Stil man als Spätrenaissance bezeichnen kann, wirken durch die weitachsige Pilasterteilung und die großen Verhältnisse — das Erdgeschoß hat eine Höhe von 7 m — ruhig und vornehm. Nur einzelne Details an Fenstern und Eingängen gehen in den Barockstil über.



Schloß Heinrichau.

Die Vorderfront des Schlosses mit ihren drei, in schlesischem Marmor architektonisch reich gestalteten Portalen wird durch die beiden Ecktürme straff zusammen gefaßt. Das linke Portal führte zu den Gerichts-Sälen und trägt aus diesem Grunde über der Tür auf einer Spitzverdachung, die auf Säulen ruht, die Statue der Gerechtigkeit. Ueber dem ganz gleich ausgebildeten Mittelportal, welches nach dem Kreuzgang führt, steht die Statue des heiligen Benedikt. Das rechte Portal, der Haupteingang zum ehemaligen Kloster, ist mit dem Wappen desselben geschmückt, welches beiderseits von großen Engelsfiguren flankiert wird. Mit besonders feinem Empfinden ist der etwa 28 m hohe Südgiebel ausgebildet. Im Innern ist der Barockstil reicher entfaltet. Die mit vielem Stuck versehenen Deckengewölbe einiger Säle sind von großer Schönheit.

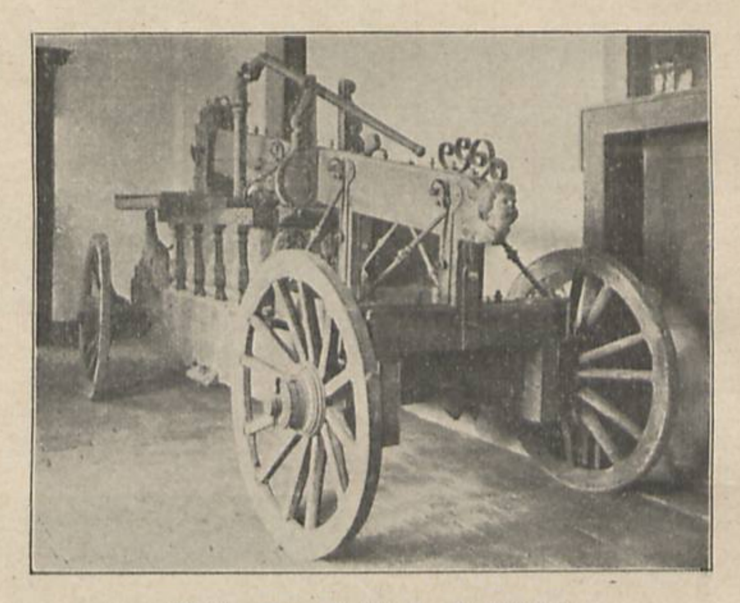


Gobelinsaal im Schloß Heinrichau.

Sehenswert sind auch die heute noch im Schlosse vorhandene Kloster-Feuerspritze (Abb. S. 64) und das große Tretrad auf dem Dachboden. Die kolossale Spritze, zu deren regelrechter Bedienung ungefähr 20 Mann erforderlich waren, ist in allen Teilen künstlerisch ausgeführt, mit reichem Holzbildwerk und kunstvoller Schmiedearbeit geschmückt. Sie trägt die Jahreszahl 1717 und zwei eingeschnitzte lateinische Inschriften, die übersetzt wie folgt lauten:

Diese Lastträgerin Neptuns ist zur Bekämpfung Vulkans in unseren Häusern gegossen worden auf Befehl des erhabenen Vorstehers des Klosters zu Heinrichau und Zirz. Tobias.

Ich bin des Klosters Beschützer vor dem Feuer; um so edelgesinnter, je mehr ich trinke; um so ruhmvoller, je berauschter ich mich mit vollem Wasserstrahle gegen die Feuer ergieße.



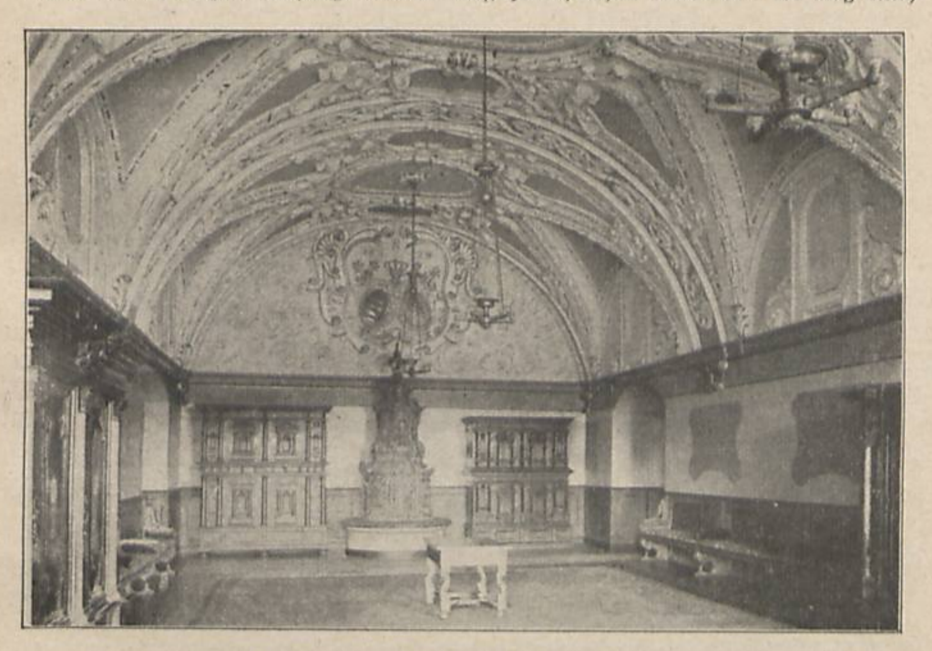
Kloster-Feuerspritze in Heinrichau.

Das ums Jahr 1690 auf dem Dachboden des Klosters eingebaute Aufzugstretrad hat einen Durchmesser von 4,80 m bei einer Breite von 1,10 m. Es ist kunstvoll aus Holz gearbeitet. Zwei oder drei Mann müssen, im Rade neben und hinter einander stehend, dasselbe bewegen, wodurch Lasten mittels eines Seiles nach dem Dachboden befördert werden. Das Rad wird noch jetzt bei Bauarbeiten gern und mit Vorteil zum Aufziehen von Materialien gebraucht.

Den zweiten Teil der Gebäudegruppe bildet die Klosterkirche. Der Turm ist später an die Kirche angebaut worden. Er soll urkundlich im Jahre 1608 vom Abt Nikolaus VI. von Grund aus errichtet worden sein. Durch einen Blitzstrahl wurden im Jahre 1633 der Turmhelm und wahrscheinlich auch ein Teil des massiven Turmes zerstört. Erst 40 Jahre später, unter Abt Melchior, wurde 1673 der Turm wieder hergestellt. Er erhielt die obere Ballustrade, 3 Glocken, die Uhr und das Bildnis mit der Inschrift des ersten Erbauers des Turmes, des Abtes Nikolaus VI. Uhr mit Zifferblatt wurden im Jahre 1730 erneuert.

Im Jahre 1713 wurde der Turm neu eingedeckt. Nach genau 200 Jahren war aber die Zerstörung des Holzwerkes soweit fortgeschritten, daß der Turmhelm vollständig abgetragen werden mußte. Er wurde in allen Teilen genau nachgebildet und im Jahre 1913 von neuem Holzmaterial wieder aufgeführt und mit Kupfer eingedeckt.

Die Klosterkirche wurde in verschiedenen Abschnitten und zu verschiedenen Zeiten erbaut. Es sind noch Reste aus der romanischen Stilepoche — 13. Jahrhundert — vorhanden. Nach der vollständigen Zerstörung der alten Holzkirche wurde ein neuer Bau aufgeführt, der aber auch durch einen Brand zerstört wurde. Abt Andreas I. (1554—1574) baute dann die Kirche 1554 im ungefähren heutigen Umfange wieder auf, jedoch ohne Gewölbe. Er ließ auch



Refektorium im früheren Kloster Heinrichau.

einen Verbindungsbau zwischen der alten Begräbniskapelle „Zum heiligen Kreuz" und der Kirche errichten. Diese Kapelle war im Jahre 1506 unter Abt Vincentius (1504—1554) erbaut worden. Die gewölbte Decke erhielt die Kirche erst unter Abt Nikolaus VI. (1577—1611) etwa um 1600. Während des 30jährigen Krieges hatten Kloster und Kirche wieder schwer zu leiden; es wurde wiederholt das Kircheninnere verwüstet.

Ihre heutige Gestalt erhielt die Kirche unter Abt Heinrich III. (1681 bis 1702). Die Regierung dieses in Wort und Tat kräftigen Prälaten wird „das goldene Zeitalter" des Stiftes genannt. Das Kloster hatte aber auch schon unter seinem Vorgänger, dem Abt Melchior (1656—1680), welcher der zweite Gründer des Stiftes genannt wird, großen Aufschwung genommen und gebot über reiche Mittel. So konnte Abt Heinrich III. den prächtigen Klosterneubau aufführen und außerdem dem Kirchengebäude seine besondere Fürsorge widmen. Er ließ das Innere der gotischen Kirche, dem Geschmack der damaligen Zeit entsprechend, einschließlich Hochaltar, im Barockstil neu ausbauen und außen mit dem Kloster in demselben Stile verbinden. Der Kirchengiebel trägt die Zahl 1692.

Stenzel sagt in seiner „Geschichte des vormaligen fürstlichen Zisterzienserstiftes Heinrichau“ über Abt Heinrich III.: „Das Chor der Geistlichen verzierte er mit überaus kunstvollem Schnitzwerk in Holz, gründete die an den Säulen befindlichen, den Heiligen Bernhard und Benedikt gewidmeten Altäre, die er mit den Gemälden beider, von Willmann, versah. Er bereicherte die Kirche mit schönen Ornaten und sorgte für anderweitige, der Würde des Gottesdienstes angemessene Gegenstände. Er erweiterte die Kirche mit den Kapellen „Zur heiligen Dreifaltigkeit“ (1687) und des „Heiligen Joseph“, erbaute die dem heiligen Hause zu Loretto treu nachgebildete Kapelle gleichen Namens, welche er der Jungfrau Maria widmete. Am 4. August 1698 wurde die Kirche eingeweiht.“

Erst später unter dem Abt Tobias I. 1702—1722 wurde der architektonisch reich gestaltete, schöne Barockkuppelvorbau zur Kirche, wahrscheinlich unter Preisgabe eines älteren Vorbaues, im Jahre 1730 errichtet.

Abt Candidus (1749—1763) verband die beiden von Heinrich III. angebauten Kapellen, indem er eine dritte, die Magdalenenkapelle, ums Jahr 1760 dazwischen bauen ließ.

Die Kirche ist dreischiffig und von großen Ausmaßen. Sie hat innen einschließlich der Kapellen eine Länge von ca. 70 m und eine Breite von 19,5 m. Das Innere ist reich an Kunstschätzen.

Dem schon erwähnten künstlerisch in Holz geschnitzten Chorgestühl stehen die kunstvoll geschmiedeten Gittertüren aus dem Jahre 1685 ebenbürtig zur Seite, die das Hochchor von dem übrigen Teile der Kirche abschließen. Ueber dem Chorgestühl befindet sich eine kleine Orgel, während die Hauptorgel auf einer Empore über dem Kircheneingang eingebaut ist.

Außer dem Hochaltar und den Kapellenaltären enthält die Kirche zwölf weitere Altäre, die ebenso wie die Kanzel, teils in Holz, teils in Marmor kunstvoll gearbeitet sind.

Viele herrliche Gemälde schmücken die Wände. Die hervorragendsten sind diejenigen von Willmann's Meisterhand. Denkwürdige Begebenheiten aus dem Leben des heiligen Bernhard sind durch den italienischen Maler Johann Bonora auf 14 großen Bildern aus der Zeit um 1730 dargestellt. Besonders erwähnenswert sind auch die prächtigen Deckengemälde auf den Kuppelgewölben der drei angebauten Kapellen, welche vom Maler Joseph Kynast in Breslau geschaffen wurden.

Von kunstgeschichtlichem Werte sind auch die vielen vorhandenen Grabdenkmäler und Grabtafeln. Die bedeutendsten davon sind die des Herzogs Bolko von Münsterberg und seiner Gemahlin Jutta, aus den Jahren 1341/42 in der Magdalenenkapelle, sowie die mit Inschriften und Wappen geschmückten Grabtafeln mehrerer Aebte.

In der Kirche, die nur auf der Nordseite Fensteröffnungen hat, herrscht eine weihevolle Stimmung. Wir sind von all dem Geschauten noch ganz benommen, wenn wir nach unserem Rundgange durch die Kirche wieder hinaustreten auf den von Sonne überfluteten Klosterhof, welcher der Kirche und dem Schlosse vorgelagert ist.

Der Hof ist von gleichartigen, zweigeschossigen Gebäuden, die in den Jahren 1681 bis 1760 erbaut wurden, rings umschlossen. Zu Klosterszeiten enthielten dieselben Wirtschaftsbetriebe, als: Fleischerei, Bäckerei, Brauerei, auch

Stallungen. Heute dienen diese vormaligen Wirtschaftsräume als Büros, teils auch als Dienstwohnungen für Beamte der Herrschaft. Ein Gebäudeteil enthält den großherzoglichen Marstall.

Der Schloßhof wirkt in seiner baulichen Geschlossenheit mit dem alten Baumbestand und mit den verschiedenen Denkmalsanlagen äußerst reizvoll und nur in seiner unregelmäßigen Wegeführung läßt er die gewünschte Ruhe vermissen.



Dreifaltigkeitssäule im Klosterhof.

Wir unternehmen nunmehr einen Rundgang über den Schloßplatz. Das größte und künstlerisch bedeutendste Monument daselbst ist die 11 m hohe Dreifaltigkeitssäule. Dieselbe wurde durch Abt Heinrich III. etwa im Jahre 1698 zum Andenken an die 1696 erfolgte kanonische Errichtung der Dreifaltigkeitsbruderschaft aus Sandstein errichtet. Auf einem hohen Barocksockel, reich mit Flachreliefs und Inschriften geschmückt, erhebt sich nunmehr der eigentliche Säulenschaft. Aus Wolkennachbildungen schauen Engelsköpfchen hervor, darunter erheben sich die Symbole der Dreieinigkeit. Das ganze ist als eine recht wundervolle Bildhauerarbeit anzusprechen. Eine lateinische Inschrift besagt:

„Dem ewigen Schöpfer und Lenker des Weltalls,
dem lebendigen und wahren Gott,
einer im Wesen und dreifach in Personen,
Vater, Schöpfer, Sohn, Erlöser, Heiliger Geist, Tröster,
dem Mächtigen, Weisen, Gütigen,
der Gerechtigkeit und Vorsehung Abgrund,
sei ewig Preis für das vollbrachte Werk."

Gegenüber der Dreifaltigkeitssäule befindet sich der St. Josephs-Brunnen, durch denselben Abt im Jahre 1696 ebenfalls aus Sandstein errichtet. Die jetzige Josephsfigur ist eine genaue Nachbildung der ursprünglichen, die durch eine vom Sturm umgestürzte Pappel im Jahre 1912 zertrümmert wurde. Die alte Statue ließ der Großherzog in Weimar kunstvoll zusammensetzen. Sie steht jetzt im Lichthof der dortigen Kunstgewerbeschule. Die Nachbildung wurde

in Wünschelburger Sandstein durch Bildhauer, Professor Elster in Weimar ausgeführt und aufgestellt.

Als letztes Denkmal des Klosterplatzes und auch als letztes unter der Herrschaft des Klosters erbautes Kunstwerk ist die St. Johannesgruppe, aus drei Statuen bestehend, zu erwähnen. In der Mitte steht auf hohem Postament Johann von Nepomuk, zu beiden Seiten befindlich je eine Engelsfigur. Die hohen Sockel sind mit zierlichen Barockornamenten geschmückt. Diese Gruppe ließ Abt Markus Welzel im Jahre 1789 errichten.

Wir verlassen nun das Klostergebiet und gehen wieder zurück nach der Dorfstraße. Hier finden wir vor der katholischen Schule die etwa 9 m hohe Mariensäule, die Abt Antonius II. im Jahre 1724 aus Sandstein errichten ließ. Eine lateinische Inschrift lautet: „Dem Ruhme und der Ehre der ohne Makel empfangenen Jungfrau, der Siegerin über die Schlange, der Beschützerin des Klosters."

Auf derselben Seite der Dorfstraße liegt der, unter demselben Abt im Jahre 1723 in Barock erbaute große Getreidespeicher. Dieses Gebäude ist 71 m lang, 18 m tief und hat bis zur Dachtraufe 4 Geschosse und im Dach zwei weitere Lagerböden. Der gesamte Innenausbau besteht aus kräftigem Gebälk, wie es in dieser Stärke heute nicht mehr anzutreffen ist.

Geht man auf der Chaussee nach Münsterberg weiter, so findet man noch ein drittes Torwächterhaus, das den Zugangsweg zum Kloster von Süden her abschloß. Der Torbogen wurde vor einigen Jahren zu einer Wohnung ausgebaut.

Auf derselben Straße weitergehend, kommen wir an die sog. Heiligenbrücke. Dieselbe überspannt in 4 Bogen die alte Ohle. Auf dem mittelsten Brückenpfeiler befinden sich zu beiden Seiten in der Brüstungsmauer auf hohen Postamenten je eine Sandsteinfigur. Auf der Südseite steht die Statue des heiligen Laurentius, den Blick dem Kloster zugewendet, zur Erinnerung an den Unglückstag, den 10. August 1779, an dem durch Wasserflut der angelegte Damm vernichtet und die Aecker verwüstet wurden. Eine lateinische Inschrift am Sockel besagt: St. Laurentius möchte Fürbitter sein, damit nicht das Wasser unsere Fluren überschwemme.

Auf der Nordseite steht die Statue des Brückenheiligen St. Johannes von Nepomuk. Am Sockel zeigt ein Relief die Zunge des Heiligen von Strahlen umgeben, ferner die Jahreszahl 1780 und die lateinischen Worte: „Wenn die Berge von dem Dröhnen und gepreßten Donner widerhallen, dann stehe uns bei, schone die Frommen und sei ihnen mit deiner Hilfe gnädig. Die du durch deine Macht bewahrest, denen schadet nicht des Wassers Ungestüm, sondern deine mit Freude erfüllende dankenswerte Gnade möge sie beglücken." Auf der Brücke ist unser Rundgang beendet.

Wir schauen über saftig grüne Wiesen und dunkle Waldflecken im Ohletal aufwärts bis nach der 7 km entfernt liegenden Kreisstadt, wo die Umrisse des prächtigen Münsters deutlich erkennbar sind. Am Horizont erblicken wir die Warthaer Berge und darüber ragt der stumpfe Kegel des Glatzer Schneeberges.

Es ist ein kulturhistorisch wertvolles und landschaftlich schönes Stückchen Erde — unser Heinrichau.

Wie das Kloster Heinrichau zerstört wurde.

Geschichtliche Erzählung aus dem 13. Jahrhundert.

Agnes Pelke.

Das war ein böses Jahr, das Jahr 1241. Sechs lange Monde hatten Schnee und Eis unerbittlich geherrscht. Kalt und naß zog endlich das Frühjahr herauf. Nicht befreiend, wie der Frühling sonst ins Land kam, nein, lastend und schwer, wie das Unglück, das beim ersten Lichtschein dieses Jahres rechteheischend gestanden hatte und ihm bis zum Ende treubleiben wollte.

Allerlei schlimme Anzeichen gab es. Und der alte Bruder Pförtner, der mit den ersten grauen Mönchen in das durch herzogliche Huld gegründete Kloster Heinrichau gekommen war, wußte aus tausend Ahnungen schon immer alles Unglück im voraus. Noch nie hatten die Kraniche in den Zugnächten so heiser geschrieen wie dieses Jahr. In der blühenden Schlehdornhecke, die den Garten des Klosters Heinrichau umgab, standen mitten im weißen Blust, wie Blutströpflein anzuschauen, drei dunkelrote Blütchen. Der alte Bruder Pförtner stand davor wie vor einem Wunder. „Blut", sagte er, „Blut und Brand bedeutet dies."

Von neuen Anzeichen wußte er zu erzählen. In der ersten lauen Frühlingsnacht glaubte er den silberhellen Ruf des Froschkönigs gehört zu haben, und als er an der Hecke die ersten Blauveilchen suchte, waren sie weiß statt blau.

„Weiß ist der Tod", sprach er klagend und seine Stimme erzitterte leise.

Von dem dunklen Holztürmchen des Klosters rief die Abendglocke und tönte hinüber bis zu den breiten Kronen des Buchenwaldes. Die grauen Mönche, die beim Stundengebet in dem Kapellchen knieten, erhoben sich. „Angelus Domini", begann der Vorbeter. Wie Wogenschwall schwang sich der Gebetschor zum Himmel, voll und tief, aus gottdurchglühten Herzen. „Amen, Amen", sprach der Mönchschor und der verhallende Glockenton spann das Amen fein und silbern fort im Himmelsraum.

Die Mönche verließen die Kapelle. Grobe Schuhe klapperten auf unregelmäßigem Steinpflaster. Rauhe Kutten schleiften dahin. Vom Kirchlein schritten sie wortlos zum Refektorium. Nach harter Arbeit mit Hacke und Pflugschar, nach Bäumeroden und Ackerreuten winkte das wohlverdiente Mahl.

Bruder Burchardus eilte zur Klosterpforte und öffnete. Zwei Frauen standen davor, zerrissen, von Schmutz starrend. Die eine stützte ihre gichtischen Glieder auf einen derben Eichenknüppel. Aus dem Bündel, das die andere trug, lugte oben ein krauseliges Haarbüschel. Darunter strahlten zwei schwarze Aeuglein, die verrieten, daß das armselige Lumpenbündel Leben umschloß. Zwischen den Frauen stand ein Büblein von sieben oder acht Jahren. In einer großen, abgeschabten Pelzmütze steckte der kugelige Kopf. Kaum war der Mund darunter sichtbar. In bedenklicher Wölbung neigten sich die Beine nach außen.

Noch andere Arme eilten über die Wiese der Klosterpforte zu, darunter ein Greis mit wehenden grauen Haarsträhnen, gebückt, ein armseliger Krüppel, der sich schwerfällig fortbewegte. Aus der durchlöcherten Hose guckten die Knie. Die Füße waren mit Lederflecken umhüllt. Riemen hielten sie an den Knöcheln fest. Der rechte Aermel schlotterte um den Armstumpf, der nur bis zum Ellbogen reichte und schlenkerte unterhalb desselben traurig wie das Fähnlein des

Besiegten. Die Beine waren völlig verkrümmt. In der Achselhöhle des linken Armes steckte eine fellgepolsterte Krücke. Der Arme drückte fest darauf, und so kam er langsam vorwärts.

„Kika, Kika", rief lachend der Junge. Die beiden Frauen, die selbst vom Elend gezeichnet waren, stimmten in den Spottruf ein.

Der Krüppel warf den beiden einen Blick unsagbarer Verachtung zu. Sekundenlang flammte in seinen Augen ein ungeheurer Haß auf, daß der Junge sich ängstlich an die Mutter drängte.

Bruder Burchardus entnahm unterdes einem runden geflochtenen Weidenkorb einen Laib Brot nach dem andern. Dazu reichte er jedem Armen einen Napf mit dampfender Suppe. Hastig, ohne den darin steckenden Holzlöffel zu benutzen, schlürften sie den warmen Brei. Einige bröckelten von dem erhaltenen Brot hinein. Die andern nahmen den Brotlaib unter den Arm. Mit einem flüchtigen „Dank, Panje, Dank, Panje!" eilten sie dahin.

Der, den sie „Kika" gerufen, stand noch immer auf seine Krücke gestützt. Nachdem die andern gegangen, winkte ihm Burchardus und beide schritten in die Klosterküche. Hier setzte sich der Krüppel schwerfällig auf eine Bank, lehnte die Krücke in die Ecke und starrte vor sich hin.

Eckardus, der Klosterkoch, stellte vor ihn zwei Näpfe mit dampfendem Brei und schnitt große Stücke von einem Brotlaib. Mit gierigen Augen verfolgte der Hungrige das Tun des Mönches. Dann neigte er sich, kippte die Schüssel mit der lahmen Linken ein wenig und schlürfte sie aus.

Zu aller Last körperlicher Hilflosigkeit mußte Quetik — d. i. Blümel — so hieß der Krüppel in Wirklichkeit, noch den Spott gefühlsroher Zeitgenossen tragen. „Kika" oder „Kikut" d. h. Stummel, klang es, wo er sich blicken ließ. Sein wertloser elender Körper war das getreue Abbild seines Lebens. In seinen jungen Jahren verstand Quetik nicht nur den Pflug zu halten und die herzoglichen Jagden anzuführen, wenn sie in dieser Gegend stattfanden, sondern aus seinem Herzen und Gemüt quoll unaufhörlich der köstlichste Humor, der sich in übermütigen Späßen Luft machte.

Das gefiel dem Herzog. Mondelang behielt er ihn auf seiner Burg Nimptsch, wo er durch allerlei köstliche Späße den Herzog und das Hofgesinde unterhielt. Ja, am Abend, wenn der Herzog nach hartem Gericht und strengem Regieren beim Mahl saß, dann durfte Quetik, der Hofnarr, nicht fehlen.

Und Quetik übertraf sich selbst. Immer toller, immer übermütiger wurde er. Hei, das war ein lustig Leben im Gefolge des Herzogs! Doch daheim verfielen Aecker und Wiesen, Haus und Hof. Feindliche Nachbarn halfen dabei. Und da der Herzog seiner überdrüssig wurde, kehrte er heim auf seinen Hof.

Die Arbeit auf der Scholle war mühseliger als Späße machen. Da kam ein großer Unwille über ihn. Aus dem übermütigen Hofnarr wurde ein verbitterter Mensch. Zum wirtschaftlichen Unglück gesellte sich noch der Verlust des rechten Armes und um seine Seele legten sich zwingend wie Eis die Fesseln der Verzweiflung und des Menschenhasses.

In den Tagen, da er sich, ängstlich vor den Menschen verbergend, unstet durch Feld und Wald schlich und alle Dämonen in seiner Brust entfesselt waren, traf ihn einer der Mönche und brachte ihn zu Abt Bodo. Der goß aus mildem, weltgereiften Herzen das Oel des Gottvertrauens und den Wein des Trostes in seine Seelenwunden. Quetik fand sich selbst wieder. Aber

seine Körperkräfte waren dahin. Er schenkte sein Besitztum dem Kloster und bat sich nur aus, was zur Erhaltung seines armseligen Lebens nötig war. Seit diesem Tage fand sich Quetik jeden Tag an der Klosterpforte ein.

Der Bruder Pförtner brauchte kein Prophet zu sein. Das Unglück war in diesem Jahre schon da. Ein gräßliches Unglück: Die Heiden im Land. Nicht Worte vermögen es zu schildern. Seit Wochen brachte der Nord den scharfen Brandgeruch. Feuerschein stand jeden Abend am Himmel und wanderte immer weiter. Alle Christenherzen erzitterten. Die tierische Grausamkeit der Heiden fand keine Grenzen. Eine Wüstenei wurde das eben erst besiedelte Schlesierland. Wo die Rosse der Heiden hintraten, wuchs kein Gras mehr. Was nicht floh, starb eines jammervollen Todes. Nach dem Heiligsten streckte verwegen der Heide seine unwürdigen Hände, Kirchen und Klöster fielen in Asche. Die neugegründete christliche Kultur Schlesiens, die, von den Klöstern ausgehend, eben erst die ersten Blüten trug, schien der Vernichtung verfallen.

Botschaft über Botschaft flog durchs Land. Ungewiß, widersprechend. Bald hieß es Sieg der Heiden, bald Sieg des Christenheeres. Bedrängte Menschenherzen setzten ihre letzte Hoffnung auf den Herrn der Kriegsheere. Der hörte ihr Rufen und rettete in wunderbarer Weise die Dominsel vor der Zerstörungswut wilder Horden. Am 9. April 1241 fiel der christlichste aller Streiter, der junge Herzog Heinrich. Ein Wehschrei hallte durchs Land. Mit der Herzogin Hedwig beklagte ihn jedes Christenherz. Jede Mutter hatte in ihm einen Sohn verloren.

Im Kloster Heinrichau verfolgte man ängstlich jede Kunde. Da — an einem Maiabend, kurz vor Mitternacht, tauchte der gefürchtete Feuerschein wieder auf. Diesmal im Süden. Abt Bodo hatte seinen Entschluß schon gefaßt. Am nächsten Tage, nach der Frühmette, versammelte er den Konvent. Ernst, niedergeschlagen erschienen die Mönche. Zwei jüngere Brüder stützten den Abt und geleiteten ihn zu seinem Sitz. Traurig überblickte sein Auge die kleine Schar. Dann begann er leise:

„Brüder, ernst ist diese Stunde, da ich Euch zusammengerufen. Die Hand des Herrn hat uns schwer getroffen. Kaum pflanzten wir unseres heiligen Ordens Reis in dieses sumpfige Land. Mühsal war unser Leben hier, Mühsal und Arbeit. Nun, da unter Eurem Spaten schon der Acker sproßt, unter Eurer Hand das Edelreis Früchte trägt, hat Gott es anders beschlossen. Mordgierige Hände strecken sich aus nach dem Heiligtume. Wir alle wissen, was uns bevorsteht, wenn wir hierbleiben. Wohl steht in Euren Augen Festigkeit und der Mut der Blutzeugen. Doch, Brüder, dies rohe Metzeln erheischt keinen Kampf. Die Martyrerkrone wäre billig. Darum auf, laßt uns fliehen, hin gen Nordwest, wo die großen Wälder sich dehnen. Gott will es! Auf zur Flucht! —. Doch: lasset uns den Herrn preisen!“ so sprach laut der Abt und Tränen erstickten seine Stimme. „Gott sei Dank! Jetzt und allezeit!“ rief schluchzend der Chor der Mönche. Sie umarmten sich, wechselten den Bruderkuß, und jeder wurde ergriffen von dem tränenüberströmten Antlitz des anderen. Der Abt erhob sich und stimmte laut das „Magnifikat“ an.

Festen Schrittes und erhobenen Hauptes gingen die Mönche hinaus. Als die Sonne um Mittag kreiste, standen die Zugochsen vor den hochbeladenen Wagen. In Kisten waren die heiligen Geräte und Gewänder geborgen.

Fässer, mit alten Pergamenten gefüllt, lagen oben auf dem Wagen. In einem schnell gezimmerten Käfig gackerten die Hühner. Auf einen Wagen schob man die wolligen Schäfchen. Der andere nahm das quiekende Schwarzvieh auf.

Der Abt drängte zur Eile. Peter, der Kellermeister, rollte noch ein Weinfäßchen auf den Wagen. Eckardus, der Küchenmeister, war schon so verworren, daß er seinen zweirädrigen Karren, vor dem ein Grautier unruhig stand, mit dem unsinnigsten und wertlosesten Küchenzeug belud.

In diesem Wirrwarr erschien Quetik, der Krüppel. „Komm mit uns", rief man ihm zu.

„Wenn alles fortgeht, ich bleibe hier", sprach er so entschlossen, daß einige trotz aller Eile zu ihm aufblickten. Dann humpelte er bald hierhin, bald dorthin. Mit seiner lahmen Hand versuchte er vergeblich das Kätzchen zu streicheln, das oben auf den Fässern laut miauend hin- und hertrippelte. Ueberall hatte er seine Augen. An die vollgeladenen Karren band man auf seinen Rat die Milchkühe. Die schwarzgefleckte Färse führt einer der Klosterknechte.

Der West brachte unverkennbar neuen Brandgeruch. Alle sahen sich stumm, verstehend an. Da erschien der Abt im Reisemantel mit dem Krummstab. Er hob die Hände zum Reisesegen, den alle knieend empfingen. Dann half man ihm in den Wagen. Die Brüder bekreuzten sich. Der Abt an der Spitze, setzte sich der Zug in Bewegung.

Die Mönche hatten vergeblich versucht, Quetik zur Flucht zu bewegen. Er wollte dableiben und auf Kloster und Kirchlein achtgeben. „Was sollen sie mir Krüppel antun," war seine Rede. „Ich habe mich im Leben vor niemand gefürchtet und fürchte mich vor diesen Heiden nicht; sie seien wie der Teufel. Mehr als totschlagen habe ich nicht verdient."

Als der Zug der Mönche die Ackerbreiten durchschritt, wo man noch des Tages zuvor den Samen gebettet hatte, blickten sie wehmütig auf die noch frisch duftende Ackerfurche. Als der Zug in den Buchenwald, Bukowina genannt, einbog, konnte es sich Bruder Rupertus nicht versagen, einen Blick auf das fruchtbare Tal zu werfen.

„Hilf Gott, daß wir bald zurückkehren", sprach er traurig. „So Gott will!" setzte hoffnungsfreudig Burchardus hinzu.

Quetik sah noch lange auf die Stelle, wo der Zug im Walde verschwunden war. Tränen rannen über seine rauhen Wangen und seine vom Alter gebleichten Augensterne leuchteten auf einmal tiefblau wie in der Jugend. Dann saß er auf einem Baumstamm im Klosterhofe und starrte vor sich hin. Erst als die Abendfrische seine Glieder steif machte, erhob er sich. Der Wind brachte scharfen Brandgeruch. „Merkwürdig", dachte er, „es riecht, als ob es drüben hinterm Wald brenne. Und doch, man sieht nichts."

Als die Dämmerung vorüber, humpelte er ins leere Kloster. Fledermäuse huschten aufgeschreckt aus den Fensternischen. Ein Uhu strich mit großen Schwingen durch die Dunkelheit. In der Küche am Herd lag das Kätzchen und schnurrte. Es war nicht mit auf Wanderschaft gegangen. Auf dem Herde glimmte unter der Asche noch das Feuer. Quetik durchschritt alle Räume, hielt dabei in der lahmen Hand mühsam den brennenden Kienspan, schloß alle Türen, kniete schwerfällig vor dem leeren Altare nieder, besah im Stall die Krippen, wo das Futter noch unberührt lag.

Mit offenen Augen, doch traumbefangen, ging er von Raum zu Raum. Einmal, als er den gesenkten Blick hob, war es ihm, als drücke sich ein widerlich verzerrtes Gesicht ans Fenster. Schnell hob er den Kienspan, um näher hinzusehen. Aber er sah nichts. Nur eine Eule schlug, vom Licht geblendet, in vollem Flug ans Fenster. Quetik erschrak, daß ihm der Kienspan entfiel. Trotz aller Mühe, ihn wieder zum Leuchten zu bringen, erlosch er. So tastete er im Finstern zurück zur Klosterküche.

Hier leuchtete noch die glimmende Asche. Wie er so über die Küchenbank dahintastete, umfaßten plötzlich seine Finger ein Stückchen Unschlittkerze. Winzig zwar, aber doch so groß, um für einige Zeit Licht zu spenden. Bald strahlte in der noch warmen Küche das Unschlittstümpfchen. Die Katze kam vom Herde und schmiegte sich an. Das tat ihr wohl.

„Armes Kätzchen," sprach er und streichelte das Fell, — „bist jetzt auch einsam. Aber paß auf, bald sind alle wieder da." Er öffnete die Tür des Wandschränkchens, nahm daraus ein paar Brotrinden und legte sie dem Kätzchen hin. Das fuhr mit dem rosa Näschen darüberhin, rührte es aber nicht an. Quetik sah ihm zu.

Da fiel sein Blick aufs Fenster. Wieder glaubte er draußen ein gräßlich grinsendes Gesicht zu erkennen. Rasch hob er das Lichtstümpfchen und hielt es ans Fenster. Doch nichts war zu sehen. Nur der Nachtwind rauschte in den Wipfeln.

Wie er das Lichtlein zum Tische trug, fiel heißes Talg auf seine Finger. Er zuckte zusammen, das Stümpfchen fiel zu Boden. Eine kleine Flamme loderte hell auf, um bald zu versinken. Der Einsame starrte darauf mit einer Bitterkeit, als wäre es sein eigenes verlöschendes Leben. Dann war es finster um ihn.

Noch einmal trat er ans Fenster und lauschte in die Nacht hinaus. Alles still. Nur drüben von der großen Eiche klang langgezogen das „Kuimit" des Käuzchens. Quetik bekreuzte sich, sprach ein „Gottbefohlen" und streckte sich auf die Holzbank am warmen Ofen. Auf dem Herde erlosch das Glimmen mehr und mehr. Nur die Augen des Kätzchens funkelten.

Der Einsame mochte mehrere Stunden geschlafen haben. Da — ein heftiger Schlag gegen die Tür, daß die Holzwände beben. Pferdegetrampel, Gejohle, Geschrei. Zitternd erhebt sich der Greis. Da prasselt ein Steinhagel gegen die Tür und ihre Festigkeit ist dahin. Mit aller Kraft schiebt Quetik den schweren, nun in seinen Klammern gelockerten Balkenriegel zurück. Wie ein Geist steht er auf der Schwelle. Der Nachtwind wühlt in seinen grauen Haarsträhnen. In seinen Augen steht das Entsetzen. Einen Augenblick trat Stille ein. Zwei, drei Fackeln drängten sich aus dem undurchdringlichen Dunkel nach vorn. Breite gelbe Gesichter wenden sich mit listigem Augenzwinkern ihm zu. Krummbeinige, kleine Gestalten sind zu erkennen. Vom Scheitel stehen wunderlich steife Haarbüschel. Lange Bärte hängen schwarz von beiden Seiten der wulstigen Lippen. Das alles übersieht Quetik mit einem Blick. Die Feinde sind ebenso betroffen wie er. Doch bald ist die Bestürzung vorüber. Ein krummer Säbel fährt zischend durch die Luft. Dann zwei, dann drei, viele. In fremden Lauten gellen gräßliche Verwünschungen. Der Streich, der dem Kopfe galt, verwundet nur die Stirn und fährt tief in die Schulter. Quetik stürzt blutend über die Schwelle in den Hof. Füße stoßen wütend auf

ihn, treten nach ihm. Ueber seinen blutenden Körper hinweg stürmt die wilde Horde ins Kloster.

Beutegierig geht es von Raum zu Raum. Hier muß ja aller Reichtum sein, kostbare Gefäße, Kleider, Wein und Fleisch. Die eben ankommende Schar sprengt um das Haus herum.

Auf Quetik achtet keiner. Von seiner Schulter rinnt das Blut in Strömen. Seine Linke ist von Schwerthieben zerfetzt. Trotz brennendem Schmerz wälzt er sich im Finstern über den Hof. Immer weiter, immer weiter rollt er bis drüben an den Wassergraben. Laut aufplatschend schlägt er ins Wasser. Das tut ihm zunächst wohl. Das Wasser wäscht seine Stirnwunde, kühlt die brennende Schulter, den blutigen Arm.

Neues Pferdegetrappel kündet neue Scharen. Das Schreien wird immer größer. Wutverzerrt kommen die ersten aus dem Kloster. Der eine bringt in zwei Hälften zerschnitten das Kätzchen und schleudert es seinen Genossen ins Gesicht, daß das Blut des Tieres weit herumspritzt.

Die andern verstehen das Zeichen : Keine Beute, kein Fleisch, keine Waffen, alles leer. Krummsäbel werden geschwungen, Fäuste geballt. In wilder Lust wird auf dem Platz vor dem Kloster eine wilde Attacke geritten. Dann springen die ersten wieder ins Haus.

In wenigen Minuten schlagen die Flammen aus allen Fenstern, lodern zum Dach hinaus, lecken zum Holztürmchen, und klirrend sinkt das Glöcklein mit seltsamem Wehton in die Glut.

In das Knistern der Flammen und Krachen der Balken mischt sich der wilde Kriegsschrei der Tartaren. Ein Taumel hat sie erfaßt. Sie reißen die Pferde herum und jagen mit wildem Geheul um das zusammenstürzende, flammende Gebälk.

Hie und da senkt sich eine Fackel zur Erde. Man sucht das einzige menschliche Wesen, das man hier erblickt hatte. Vergeblich. Der Platz wird nochmals umritten. Hie und da fährt eine Fackel in den Graben. Das sieht Quetik noch. Dann legt sich Dunkelheit um seine Sinne.

Nach Stunden erwacht er, durchnäßt, blutend, kraftlos. In seinen Gliedern rast das Fieber. Die Klostergebäude sind ein Gewirr von rauchenden Balken. Hie und da zuckt noch eine müde Flamme auf. Nicht ein Balkenpfeiler steht aufrecht. Da schießen ihm Tränen in die Augen. War es der beißende Rauch, der aus den Trümmern ihm entgegenschlug? Oder der Schmerz, der wie sinnlos in seinen verstümmelten Gliedern raste? Wie ein verwundetes Tier brüllt er laut auf. Dann schüttelt er sich, wie um alles Häßliche, was er erlebt, abzuschütteln. Wieder überblickt er das rauchende Gebälk. Unaufhörlich rinnen Tränen über sein zerfurchtes Antlitz und mischen sich mit dem Blute seiner Wunden. Dann sinkt er kraftlos zusammen.

Mehrere Tage vergingen, bevor ein menschliches Wesen die Stätte der Zerstörung betrat. Man fand Quetik mehr tot als lebendig, vom Fieber verzehrt, fast verhungert, in den letzten Zügen. Als bald darauf die ersten Mönche zurückkamen, gossen sie heilsame Kräutersäfte in seine Wunden, flößten ihm Wein und starke Getränke ein. Und was keiner zu hoffen gewagt, geschah. Die Wunden schlossen sich. Dieser elende Leib erlangte wieder die Gesundheit. Denn in ihm wohnte eine starke Seele, die ihre hinfällige, armselige Hülle siegreich bezwang.

So war aus dem Krüppel ein noch größerer Krüppel geworden, ein bemitleidenswerter Menschenstumpf. Doch keiner rief mehr „Kika, Kika". Mit Ehrfurcht betrachtete man den einzigen lebenden Zeugen grauenhafter Ereignisse.

Er blieb im Kloster bis an sein Lebensende. Wenn er in der Klosterküche saß, dann kamen wohl Brüder und Klosterknechte und baten: „Erzähl' uns etwas, Quetik". Und Quetik erzählte immer und immer wieder von der Zerstörung des Klosters durch die Heiden. Andächtig hörten alle zu und manch einer fuhr wohl dann wie liebkosend über seine vernarbten Wunden.

Sein Geist aber blieb ganz der Vergangenheit ergeben. Die Gegenwart hatte keinen Teil mehr an ihm. Mit den Jahren nahm die Umnachtung seines Geistes zu, bis seine Seele von dem siechen Körper befreit wurde.

Der Klosterküchengarten in Heinrichau.

Hanns Ullmann.

Das Schloß Heinrichau ist, wie bekannt, ein ehemaliges Zisterzienserkloster. Unmittelbar dabei liegt der frühere Klosterküchengarten, in welchem das für die Klosterküche benötigte Gemüse, Gewürz und Obst angebaut und gezogen wurde. Heut dient dieser Garten der Schloßgärtnerei teils als Blumen-, teils als Gemüsegarten. Durch seine neuzeitliche Benützung hat viel Altes neueren Baulichkeiten und gärtnerischen Bedürfnissen weichen müssen. Aber trotzdem ist die Schönheit der alten Anlagen noch ersichtlich. Der alte Klostergarten, der eine Fläche von fast 10 Morgen deckte, wurde von den Mönchen unter der Regierung des Abtes Heinrich III. (1681—1702) höchst künstlerisch angelegt. Der Garten zeigt streng geometrische Formen. Der Garten war früher ringsum durch hohe Mauern aus Ziegeln und örtlichen Bruchsteinen, Gneis von der sog. Steinlehne, abgegrenzt, die auch großenteils heute noch stehen. Im Norden war die Mauer durch den großen Orangeriebau und im Osten durch ein Gärtnerhaus unterbrochen. Auf der Südseite hatte die Einfriedigung zwei Tore nach der vorüberführenden Hauptstraße. Die Oeffnung ist vermauert, aber der hohe Toraufbau mit seitlichen Pilastern, zierlichen jonischen Kapitälen und der großen Spitzverdachung ist noch ziemlich gut erhalten. Für den heutigen Verkehr dient nur noch die im Zuge des Mittelweges liegende Rundbogen-Toröffnung. Wie die Abbildung zeigt, ist dieselbe ebenfalls architektonisch reich ausgebildet. Pilaster, Voluten und Simswerk schmücken den Durchgang. Auf dem Hauptgesims



Blick in den Klosterküchengarten.

über der Tormitte stand eine etwa 1 Meter hohe schöne Sandstein-Barockvase, die leider vor einigen Jahren von dem verwitterten Mauerwerk abgestürzt ist und beschädigt wurde. Ein noch heute vorhandenes, kunstvoll geschmiedetes Gittertor verbindet den Gemüsegarten mit dem Park. Vor dem Orangeriegebäude liegt ein etwa 40×30 m großer, durch eine 1 m hohe Mauer umrahmter Platz. Die Mauer, in welcher sich 2 Eckſteine mit den eingemeißelten Initialen des Abtes Gregorius und die Jahreszahl 1727 befinden, ist durch starke Pfeiler gegliedert. Diese sind abwechselnd mit Kugeln und Pinienzapfen aus Sandstein, die mit Fuß eine Höhe von 85 cm haben, bekrönt. Inmitten des Platzes befindet sich ein aus Sandsteinplatten hergestelltes, 80 cm tiefes und 4 m im Durchmesser großes, achteckiges Wasserbassin, in dessen Mitte noch ein Postament vorhanden ist, worauf ehemals eine Sandsteinfigur gestanden haben mag. Jedenfalls muß der Platz mit den verschiedenartigen, südländischen Bäumen- und Pflanzengruppen um das Bassin ein wundervolles Bild abgegeben haben. Heute sind nur noch verfallene Reste der Mauer übrig und der Platz ist großenteils durch Frühbeetkästen aufgeteilt. Aber der wertvolle Inhalt der Orangerie ist noch vorhanden, nur daß er während der Sommermonate andernorts zur Aufstellung gelangt. Die Orangerie enthält aus Klosterzeiten 200—300-jährige Myrten-, Feigen-, Apfelsinen- und Lorbeerbäume, 4 m hohe Zimmeredeltannen, Palmen und vieles mehr. Zu Winterszeiten, während draußen in der Natur alles abgestorben unter Schnee und Eis ruht, ist ein Gang durch die großen Orangeriehallen zwischen blühenden und zugleich früchtetragenden Orangen, unter hohen Lorbeerbäumen und Palmen ein seltener Genuß, von hohem Reiz für jeden Naturfreund.

Die Mitte des Klostergartens wird durch einen reizenden Barockpavillon mit Zwiebelkuppeldach stark betont. Der Pavillon ist unter dem Nachfolger Heinrichs III., dem Abt Tobias I. (1702—1722) erbaut. Er enthielt im Erdgeschoß Wirtschaftsräume und im Obergeschoß, nach welchem eine geschwungene Holztreppe führte, die oben durch eine schöne Holzballustrade abgeschlossen wurde, einen Speisesaal mit reich gegliederter Holzdecke, in dem die Mönche an bestimmten Tagen im Sommer ihre Mahlzeiten einnahmen. Jetzt dient der Pavillon der Gärtnerei zur Aufbewahrung von Gartengerätschaften, und von der einstigen Pracht im Innern ist nichts mehr zu finden. Aber außen ist durch eine vor Jahren erfolgte Renovation die reizvolle Architektur mit dem in Kalk angetragenem Stuckwerk noch ziemlich erhalten. Durch seine Gliederung wirkt der 9 m im Durchmesser große Pavillon äußerst ansprechend; er erinnert an französische Vorbilder. Vermutlich haben



Pavillon im Klosterküchengarten.



Brunnenfigur im Klosterküchengarten.

von Westen gekommene, weit umher gereiste Zisterzienser am Entwurf des prächtigen Bauwerkes und der Gartenanlagen mitgewirkt. Um den Pavillon liegen in den Schnittpunkten der diagonalen Wege 4 sechseckige, 80 cm tiefe und 3,60 m im Durchmesser große Wasserbecken, ebenfalls aus Sandstein erbaut. Inmitten eines jeden Beckens steht auf hohem Sandsteinpostament eine überlebensgroße, männliche Statue. Eine derselben ist auf nebenstehender Abbildung dargestellt. Die Figuren, welche im Stile der damaligen Zeit kräftig und stark bewegt sind, sollen anscheinend durch einen Schmied das „Handwerk", durch Merkur den „Handel", durch die Gestalt, die ein Füllhorn mit Gartenfrüchten trägt, den „Gartenbau" und schließlich durch einen Fischer mit Netzen die „Fischerei", die damals sehr bedeutend war, bildlich darstellen. Zu Füßen dieser kraftvollen Männergestalten sind Tierkörper, die in symbolischer Beziehung zu der betreffenden Gestalt stehen, angebracht, deren Köpfe als Wasserspeier ausgebildet sind. So sind dem Merkur zu Füßen zwei große Vögel, deren Schwingen sich hoch an die Beine der Gestalt anlehnen, und der Figur des Fischers zwei Delphine als Attribute beigegeben. Außer diesen Brunnenstatuen bildeten verschiedene Zwerggestalten aus Sandstein auf hohen Postamenten einen weiteren figürlichen Schmuck des Gartens. Die Gnomen tragen Kniehosen, Wams und Schlapphut, haben meist langes, lockiges Haupthaar und langwallenden Bart. Solche Figuren sind für die Barockzeit charakteristisch, war es doch damals Liebhaberei an Fürstenhöfen, Zwergmenschen im persönlichen Gefolge zu haben. Die Füllung der Bassins und die Versorgung des alten Klostergartens mit Wasser erfolgte durch ein kunstvoll angelegtes Netz aus hölzernen Wasserleitungsröhren, die von einem künstlich angelegten Röhrgraben aus gespeist wurden. Es war dies nur ein kleiner Teil einer großzügig angelegten Wasserversorgung und Wasserableitung des ganzen Klostergebietes, ein für damalige Zeit nicht zu unterschätzendes technisches Meisterwerk der Zisterzienser. Die nach dem Mittelpavillon führenden vier Hauptwege waren ehemals beiderseits mit Buchenhecken bepflanzt, die vollständig geschlossene Laubgänge bildeten, unter



Zwergfigur im Klosterküchengarten.

denen an heißen Sommertagen die Mönche lesend oder plaudernd sich ergingen. Später wurden die Hecken durch Obstspaliere ersetzt, die aber auch wieder neueren Anpflanzungen weichen mußten. Der geschlossene Eindruck ging dadurch allerdings mehr und mehr verloren.

Der Winter 1928/29 mit seiner ganz außergewöhnlichen Kälte hat auch im Gemüsegarten bös gehaust. Der größte Teil der edelsten Obstbäume ist erfroren; auch einige große mehrhundertjährige Eiben sind der großen Kälte zum Opfer gefallen.

Die Heiligenbrücke in Heinrichau.

Hanns Ullmann.

Die Hauptstraße von Breslau über Strehlen und Münsterberg nach der herrlichen Grafschaft Glatz führt in nord-südlicher Richtung durch das Dorf Heinrichau.

Am Südausgang des Dorfes biegt die Straße fast rechtwinklig ab und führt in östlicher Richtung am Park entlang nach dem Dorfe Neuhof. Fast am Ende des Parks kreuzt ein Wassergraben, von Süd nach Nord fließend, die Straße, welche in vier mächtigen Brückenbogen das Tal und den Bach überspannt. Es ist dies die sogenannte „Heiligenbrücke".



Heiligenbrücke in Heinrichau.

Dieses Stück jetzige Straße vom Knickpunkt ab in östlicher Richtung bis unmittelbar hinter die Heiligenbrücke ist ein von den Mönchen im 13. Jahrhundert geschütteter Staudamm. Nach der Gründung des Zisterzienserklosters Heinrichau im Jahre 1227 galt die Tätigkeit der Mönche zunächst der Urbar-

machung des Bodens und dem Herrichten der Aecker, sowie der Anlage der notwendigsten Bauten. Nach diesen ersten Kulturarbeiten widmeten sich die Mönche aber sofort großzügigen Wasserbauarbeiten und Teichanlagen.

Bekanntlich ist den Zisterziensern jeder Fleischgenuß untersagt. Sie brauchten also Fischteiche. Die vorhandenen kleinen Teiche genügten ihnen nicht, so legten sie größere an. Der bedeutendste war der sogenannte „Großteich", nach welchem noch heute die Großteichwiesen südlich der vorgenannten Neuhofer Straße benannt sind. Mit dem Ertrag aus den Teichen wurde nicht nur der eigene Bedarf gedeckt, sondern auch durch Fischverkauf in weitem Umkreise flossen reichlich Geldmittel dem Kloster zu. Die Fischzucht machte sich gut bezahlt, denn „lebendfrische Seefische" gab es nicht. Dieser Großteich, der eine ungefähre Fläche von etwa 250 Morgen deckte, wurde gewonnen, indem die Mönche quer in das Ohletal von West nach Ost einen etwa 700 m langen Staudamm aufschütteten, also eine ganz regelrechte „Talsperre" bauten. Der Damm hat eine Höhe von reichlich 2 m und ist auf der Wasserseite zum Schutz gegen das Ausspülen mit Bruchsteinen befestigt und angemauert. Das Mauerwerk ist bis auf den heutigen Tag gut erhalten. Diese großartige Stauanlage nebst den erforderlichen Ablaßgräben wurde unter Abt Petrus I. (1259—1269) ausgeführt.

Der Weg nach Neuhof führte ehemals weiter nördlich des Dammes entlang, etwa in der Nähe der heutigen Fasanerie. Die damalige Hauptstraße Breslau—Münsterberg führte von Heinrichau über Schimmelei und Leipe. Erst viel später wurde der Damm nach und nach zur Straße ausgebaut.

Jahrhunderte lang hat der Damm einem immerhin beträchtlichem Wasserdruck Stand gehalten. Am 10. August 1779 aber hat der Teichdamm den infolge langandauernden Regens hochgestiegenen Wassermassen und Gewitterstürmen nicht mehr widerstanden und ist an der tiefsten Stelle des Tales, wo also der Druck am stärksten war, gerissen und weggespült worden. Und nun ergossen sich die Wasserfluten, sich einen breiten Weg durch den Damm bahnend, ungehindert über das talabwärts gelegene Land, großen Schaden an Fluren und an den im Tale gelegenen Wirtschaften anrichtend.

An der Südostecke der Parkmauer befindet sich eine Sandsteinmerktafel aus jener Zeit über den damaligen Wasserstand. Danach hatte dort das Wasser eine Höhe von 1,10 m erreicht, an der tiefer gelegenen Talsohle ist es noch etwa $^1/_2$ m höher gewesen. Man kann sich vorstellen, mit welcher Gewalt ein derartig hoher Wasserstrom über das Tal dahinbrauste, alles mitreißend, was sich in seiner Reichweite befand.

Der weggerissene und fortgespülte Damm wurde jedoch von den Mönchen klugerweise nicht wieder geschüttet, sondern die Lücke wurde von ihnen durch einen Viadukt, die „Heiligenbrücke" geschlossen. Das Bauwerk besteht aus vier, in Bruchsteinen gewölbten Bogen von je 5,80 m Spannweite. Die drei Zwischenpfeiler sind 1,75 m stark und die beiden Enden bilden gemauerte Pfeiler von 5 m Länge, die in den Damm bezw. in das gewachsene Erdreich überführen. Somit hat der Viadukt eine Gesamtlänge von 38,50 m bei einer Breite von 7,30 m und einer Höhe von 3,40 m bis zur Fahrbahn. Die Bögen haben von der gepflasterten Sohle ab eine lichte Höhe von 2,80 m. Der Brücke wurde ein Erddamm in der Höhe des zu stauenden Wassers vor-

gelagert. Erreichte das Wasser diese Höhe, so floß es durch die vier Brückenbogen ab. Durch diesen sehr breiten Teichüberlauf war die Gefahr einer zu hohen Anstauung und damit eines Dammbruches beseitigt.

Auf den mittelsten Brückenpfeilern kamen zur Erinnerung an den Dammbruch in die beiderseitigen Brüstungsmauern die Statuen des heiligen Laurentius und des Brückenheiligen Johannes von Nepomuk zu stehen, daher der Name: „Heiligenbrücke". Der Brückenbau wurde unter der Regierung des vorletzten Abtes des Klosters, dem Abt Markus 1779/1781 ausgeführt. Die beiden Heiligenfiguren stehen auf 2 m hohen, sehr schön in Sandstein gearbeiteten Barock-Postamenten. Dasjenige des heiligen Laurentius ist mit dem Doppelwappen des Klosters geschmückt, während das Postament des heiligen Johannes in einer Kartusche die Zunge des Heiligen zeigt, von der ein Strahlenkranz, gleich einer Sonne, ausgeht. Auch trägt dieser Sockel die Jahreszahl 1780. Sehr schön gesagt sind die lateinischen Inschriften, die in die Postamente eingemeißelt sind und Bezug nehmen auf das große Unglück infolge des Dammbruches.



Johannes von Nepomuk.

Die Uebersetzungen [1]) lauten: „Wenn es donnern und widerhallen sollte, möge St. Laurentius uns beistehen, damit nicht das Hochwasser unsere Fluren überschwemme; hierfür soll die ganze Nachbarschaft sich Gelübden unterwerfen und Markus wird mit gebeugtem Knie Dank sagen. Mit diesen demütigen Bitten, die er für sich und die Gemeinde dargebracht hat, fleht der Abt Markus — 10. August 1779 —. Wenn du an diesem Tage mit lauter Stimme klagst: Rette uns, wir gehen zu Grunde, da erschallt dir gleichsam der Ruf: Wende dich an einen von den Heiligen! Wenn das göttliche Strafgericht wütet, möge als Vermittler der heilige Laurentius vortreten, damit er alsdann die ihm Ergebenen gnädig verteidige und schütze. Als ein großer Sturm ausgebrochen und ungeahnter Wassersturz erfolgt war, brach das Wasser durch und beschädigte diese Dämme."

Am Postament des heiligen Johannes lautet die Inschrift: „Wenn die Berge von dem Dröhnen und gepreßten Donner widerhallen, dann stehe uns bei, schone die Frommen und sei ihnen mit deiner Hilfe gnädig. Die du durch deine Macht bewahrest, denen schadet nicht des Wassers Ungestüm, sondern deine mit Freude erfüllende dankenswerte Gnade möge sie beglücken. Ewige Verehrung, Ruhm, Glanz und Ehre sollen verbleiben. Flehend betet Abt Markus am Boden knieend und das Volk wird ehrfürchtig heilige Wünsche darbringen. Unter solchen Bitten wird der Abgrund verschlossen bleiben und auch bei schrecklichem Ungemach wird der Damm unversehrt bleiben."

---

[1]) Uebersetzungen: Pfarrer R. Schneider-Heinrichau.

In den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts wurde der Großteich trocken gelegt. Das Kloster war aufgehoben, und die Bewirtschaftung im Laufe der Zeiten eine andere geworden. Wo ehemals Jahrhunderte lang eine glänzende Wasserfläche, belebt von allerhand Wasservögeln, sich dehnte, grünen heute saftige Wiesen, durch die sich Bäche schlängeln. Dunkle Waldflecken, dem Wilde Schutz bietend, unterbrechen die weiten Grasflächen.

Die Wasser sind vergangen, aber der Damm mit der „Heiligenbrücke" ist als Wahrzeichen der bedeutenden Teichwirtschaft der Zisterzienser der Nachwelt verblieben.

Das Wappen des ehemaligen Zisterzienser-Klosters Heinrichau.

Hanns Ullmann.

Das Haupteingangsportal zum ehemaligen Kloster Heinrichau, das in der ersten Abbildung wiedergegeben ist, ist im Barockstil höchst künstlerisch durchgebildet.

Die verkröpfte und geteilte Verdachung, die auf zierlichen jonischen Säulen ruht, trägt inmitten das Klosterwappen, das zu beiden Seiten von großen Engelsfiguren flankiert ist. Die architektonische Portaleinfassung ist aus schlesischem Marmor, die Engelsfiguren und das Wappen dagegen aus Heuscheuer - Sandstein gearbeitet. Das von stilisiertem Blattwerk umrahmte Wappen wird von der Mytra (Abthut) und dem Pedum (Hirtenstab) bekrönt und trägt unterhalb in einem Band die Initialen des Erbauers des Klosters, des Abtes Heinrichs III., mit der Jahreszahl 1698.

Das Wappen selbst ist durch ein rotes Kreuz geteilt und hat in den äußeren Ecken je einen Buchstaben des Wortes „Mors" (Tod).



Haupteingang zum ehemaligen Kloster Heinrichau.

Alle diejenigen Klöster, die vom Mutterkloster Morimond (Morimundus), einem Tochterkloster von Zisterz, abstammen, führen diese vier Buchstaben im Wappen. Das Kloster Morimond, von dem das Kloster Leubus und von diesem wieder Kloster Heinrichau abstammen, liegt in der Champagne an der Grenze von Lothringen und wurde von Odalrich von Agrimonte im Jahre 1115 gestiftet. Morimond heißt soviel als „der Welt absterben".

Das Wort „Mors" im Klosterwappen ist also einmal ein Hinweis auf das Mutterkloster Morimond und besagt damit zugleich, daß diejenigen, die sich dem geistigen und geistlichen Leben des Klosters zu eigen geben, dem weltlichen Leben entsagt haben, damit gleichsam für die Welt tot sind.

Der in der Mitte des Wappens im runden Schild auf dem roten Kreuz befindliche Adler kann jedenfalls als „Schlesischer Adler" angesehen werden, da doch das Kloster von Herzog Heinrich I. von Schlesien 1227 gestiftet wurde.

Im Jahre 1699, am 15. Dezember, erwarb Abt Heinrich III. für 31 000 Gulden das Zisterzienser-Stift Zircz in Ungarn, und dieser Kauf wurde am 17. März 1708 vom Kaiser Joseph I. als König von Ungarn bestätigt. Schon 1701 gingen Mönche von Heinrichau nach Zircz, um das von den Türken zerstörte Kloster wieder aufzubauen, was bis zum Jahre 1730 andauerte.



Vereinigtes Wappen von Heinrichau und Zircz an der „Heiligenbrücke".

Seit der Zeit dieses Klosterkaufs führt das Kloster Heinrichau neben seinem Wappen noch dasjenige von Zircz.

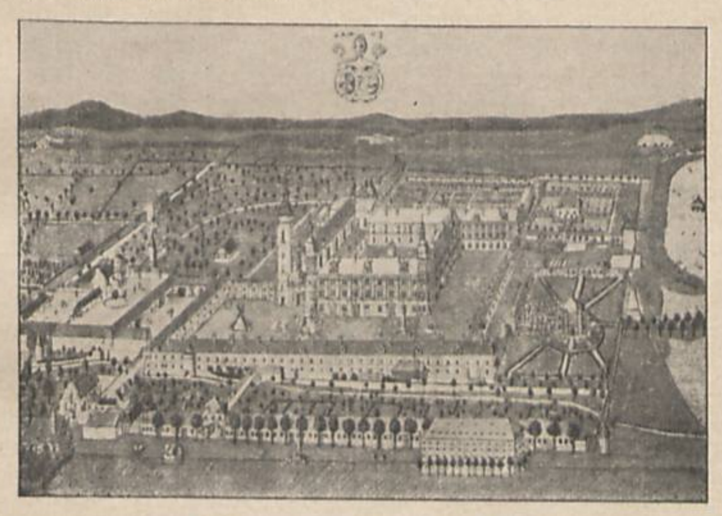
Dieses Wappen des Klosters Zircz zeigt ebenfalls in den vier Ecken die Buchstaben Mors, hat aber an Stelle des roten Kreuzes, das wohl nur für die schlesischen Zisterzienserklöster gilt, einen Kranich im blauen Felde, der in der Kralle des einen aufgehobenen Beines einen Stein hält. Der Kranich ist das Symbol der Wachsamkeit. Das Wappen ist ebenfalls mit Mytra und Hirtenstab geschmückt.

Die zweite Abbildung zeigt die beiden Klosterwappen, wie sie auf der von Abt Markus im Jahre 1781 erbauten „Heiligenbrücke" bei Heinrichau auf dem Sandsteinpostament einer Brückenstatue angebracht sind. Das Zirczer Kloster, das im Kom. Veszprim im Bakonywald liegt, ist noch heute im Besitz des Zisterzienser-Ordens.

Die Bedeutung des Klosters Heinrichau für die Kultur des Münsterberger Landes.

Dr. Erich Randt.

Das Becken der oberen Ohle war zu Beginn des 13. Jahrhunderts noch mit tiefem Urwald bedeckt, in dessen Lücken nur wenige und dürftige slavische Siedlungen verstreut waren. In diese von Menschen kaum bewohnte Unkultur des Waldes hinein trugen im dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts die deutschen Zisterziensermönche aus Leubus ihre kolonisatorische Tätigkeit. Auf sich allein und ihrer Hände Arbeit angewiesen, eröffneten sie gemäß den Vorschriften der Ordensregel von Citeaux in Waldabgeschiedenheit und Einsamkeit ihr klösterliches Leben und segensreiches Wirken, rodeten den Wald und schufen Saatfelder, Wiesen und Weiden.



Kloster Heinrichau um 1730.

Aber die Anfänge des Klosters Heinrichau stehen noch ganz unter dem Einfluß des polnischen Rechts und der polnischen Wirtschaftsweise. Bei den ersten Besitzerwerbungen dieses Klosters vor dem Mongoleneinfall (1241) ist von einer deutschen Besiedelung mit deutschem Sonderrecht — abgesehen von Schönwalde — noch nicht die Rede. Aus kleinen polnischen Erbgütern setzte sich das Gebiet der um das Kloster gelegenen Besitzungen zusammen. Gerade diese Erwerbungen aber konnten und mußten dem Kloster nach polnischem Erbrecht viele Schwierigkeiten und Prozesse um die Erhaltung seines Besitzes bringen und die Zisterziensermönche deutschen Ursprungs und deutschen Namens, die zweifellos nicht unter Verzicht auf die Vorrechte und Vorteile ihres Mutterklosters Leubus, auf deutsches Recht und deutsche Besiedlung, im Jahre 1227 nach Heinrichau zogen, mußten gewappnet sein, durch sorgfältige Ueberlieferung der einzelnen Rechtstitel ihre Besitzungen allen späteren Anfeindungen dieser Art zu begegnen.

Das war der Anlaß, daß bereits etwa 40 Jahre nach dem Einzug der Zisterzienser in Heinrichau ihr dritter Abt, Peter, der noch mit den ersten Heinrichauer Mönchen aus dem Kloster Leubus herübergekommen war und in den verschiedensten Stellungen der Entwickelung des Klosters von seiner Gründung an hatte folgen können, daran ging, ein Güterverzeichnis mit historischer Begründung anzulegen, um Ursprung und Ursache einer jeden Schenkung durch die Klosterbrüder gegen jedermann und jederzeit belegen zu können, das dann bis zum Jahre 1310 eine zeitgenössische Fortsetzung erfuhr. Dieses Gründungsbuch des Klosters Heinrichau, das in seinem lateinischen Urtext nach der jetzt im Breslauer Diözesanarchiv befindlichen Original-Pergamenthandschrift von dem Altmeister der schlesischen Geschichtsschreibung Gustav Adolf Harald Stenzel im Jahre 1854 als letztes Werk seines Lebens herausgegeben wurde, trägt den Titel: „Liber fundationis claustri sanctae Mariae Virginis in Heinrichow.“ Es ist die älteste schlesische Geschichtsquelle dieser Art, die wie kein anderes heimisches Quellenwerk des frühen Mittelalters in einfacher, bis in die kleinsten, scheinbar unbedeutendsten Kleinigkeiten gehender Weise jene frühen Zustände, wenn auch nur eines engen Bezirkes unserer Heimat, schildert und deren ungewöhnlich hohe Bedeutung noch dadurch gesteigert wird, daß sie zugleich das älteste von allen uns bisher bekannten Bischofsverzeichnissen von Breslau enthält, das in seiner Art ungleich vollkommener ist, als viele alten Kataloge aus westdeutschen Diözesen. Der Umstand aber, daß wir keine andere Quelle jener Zeit besitzen, die mit gleicher Anschaulichkeit und Lebendigkeit ein ähnlich frisches zeitgenössisches Bild des Einzuges der deutschen Kolonisation im alten Waldgrund zeichnet, die uns zugleich eine Hauptquelle ist zur Kenntnis des polnischen Erbrechts, des ältesten schlesischen Geschäftsverkehrs und Güterrechts, der Gesetze der slavischen Ortsnamenbildung, der Genealogie alter schlesisch-polnischer Geschlechter u. a. m., macht dies Heinrichauer Gründungsbuch zur wertvollsten zeitgenössischen Quelle für die Geschichte der deutschen Kolonisation Schlesiens überhaupt. Dank der historischen Einsicht und opferfreudigen Unterstützung der Kreise und Städte Münsterberg und Frankenstein ist als Band XXIX der Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, die mit wertvollen neuen Erläuterungen und einer Uebersichtskarte versehene geschmackvolle Verdeutschung aus Paul Bretschneiders bewährter Feder erschienen. Nach dieser Quelle fand die Gründung des Klosters im Jahre 1222 statt.

Im Jahre 1226 müssen dann die ersten Mönche aus Leubus nach Heinrichau abgegangen sein, um dort die notwendigsten Unterkunftsmöglichkeiten herzustellen, denn am 28. Mai 1227 hielten Abt Heinrich und die Zisterzienserbrüder Bodo, Peter, Arnold, Burchard, Adelmann, Berthold, Judäus, Witigo und Heinrich ihren feierlichen Einzug „aus dem Leubuser Klosterparadies an diesen damals noch recht rauhen und waldumdüsterten Ort“. „Hier mit Hacke und Pflugschar die Erde furchend, aßen sie ihr Brot nicht bloß im Schweiße ihres Angesichtes zur Erhaltung des Lebens, sondern auch in Herzensfreude, weil sie für würdig befunden worden waren, daß durch sie diesem Ort die Blume des Zisterzienserordens eingepflanzt würde.“

Und ein Jahr später, nachdem die deutschen Heinrichauer Mönche bereits eine einfache Holzkirche errichtet hatten, die am 22. Januar 1228 durch Bischof Lorenz von Breslau zu Ehren der Jungfrau Maria und Johannes des Täufers geweiht war, wurde bei einem Gastmahl am 6. Juni 1228 durch Herzog

Heinrich die formelle Gründung der neuen Stiftung vollzogen. Durch eine große Zahl rasch aufeinander folgender Käufe und Schenkungen wuchs der Besitz des Klosters in wenigen Jahrzehnten auf beiden Ufern der Ohle zu einem geschlossenen Ganzen an, das durch geschickten Tausch immer mehr verbunden und abgerundet wurde. Ihrer ursprünglichen Ordensregel folgend, bearbeiteten die Mönche jahrzehntelang den engeren Umkreis von Heinrichau selbst, während der dem Kloster fernere Besitz in Klosterhöfe umgewandelt oder — wo das nicht angängig war — gegen Zinszahlung verpachtet wurde. In Gemeinschaft mit den Laienbrüdern und, wenn es not tat, mit Lohnarbeitern, arbeiteten die Zisterziensermönche selbst auf den Feldern der Klosterhöfe, wenn die Hauptlast der Feldbestellung und der Viehzucht — zumal in den entfernter gelegenen Wirtschaftshöfen — auch den Konversen: den Ochsenknechten, Schäfern, Stalleuten und Kutschern zufiel. Solcher Wirtschaftshöfe besaß das Kloster nach der von Schulte (Kleine Schriften, S. 143/44) abgedruckten Urkunde vom 8. Dezember 1336, also etwa 100 Jahre nach der Gründung, die folgenden: Heinrichau, Moschwitz, Neuhof, Reuenthal, Zinkwitz, Jesselwitz, Willwitz, Rätsch, Taschenberg, Skalitz und Jaurowitz, wobei der Personalbestand des Klosters nach einer Urkunde vom 11. Juni des gleichen Jahres (Schles. Reg. 5659) sich auf 44 Mönche und 30 Konversen belief.

Die ungeheure Bedeutung dieser Wirtschaftshöfe für die Entwickelung der noch in den Uranfängen steckenden schlesischen Landwirtschaft lag darin, daß damit Mustergüter geschaffen wurden, die — mit den Gütern der anderen Zisterzienserklöster — über ganz Schlesien verteilt waren, und so den einheimischen Bewohnern ein Vorbild für die höhere Wirtschaftsform geben mußten, die sie praktisch darin zur Einführung brachten, und zu deren Durchführung sie neben den Konversen vielfach auch die slavischen Bewohner als Lohnarbeiter heranzogen.

Das für die Zisterzienserklöster bis zum Jahre 1208 geltende Prinzip der Höfewirtschaft war durch einen Beschluß des Generalkapitels zu Cisterz in diesem Jahre aufgehoben worden. Von nun an war es erlaubt, Ländereien, die weit vom Kloster ablagen und deren Bewirtschaftung dadurch schwierig und wenig ertragreich war, gegen Zins an Bauern auszutun. So beschritten denn auch die Heinrichauer Mönche für ihre ferner liegenden Besitzungen diesen Weg, der sie durch Heranziehung deutscher Siedler auch direkt teilnehmen läßt an der den Fürsten und Bischöfen Schlesiens vorzugsweise zu dankenden Großtat des Deutschtums im Mittelalter, der deutschen Besiedlung Schlesiens.

In dem Maße, wie mit dem Hinzutritt der Neuerwerbungen die für die Selbstbewirtschaftung verfügbare Zahl von Laienbrüdern und Hintersassen immer unzureichender wurde, gewann die Zinswirtschaft des Klosters zunächst Eingang in den ferner liegenden Besitz, dann aber gegen Ende des 13. Jahrhunderts auch in die Güter in der Nähe des Stifts, wodurch auch hier deutschrechtliche Bauerndörfer unter Umwandlung einzelner Grangien oder Klosterhöfe entstanden.

Planmäßig vollführten die Heinrichauer Mönche zur Melioration ihrer Aecker und zur Heranführung des notwendigen Wassers für ihre Mühlen, sowie zur Versorgung ihrer Fischteiche umfangreiche Wasserarbeiten, durch die sie den ursprünglichen Lauf der Ohle ihren Bedürfnissen entsprechend verlegten. Im Heinrichauer Kloster und dessen Wirtschaftshöfen beschäftigten sie Handwerker aller Art, und Schuster, Bäcker, Weber, Walker, Schneider, Kürschner,

Schmiede, Stellmacher, Maurer und Zimmerleute arbeiteten nach dem einheitlichen Willen der Klosterleitung, die diesen Großbetrieb zur Musterwirtschaft in viel höherem Sinne gestaltete, als das heute unser moderner landwirtschaftlicher Großgrundbesitz für den Fortschritt der Agrikultur ist.

Folgen wir einem Kulturbild, das auf päpstlichen Befehl Abt Nikolaus und sein Konvent im Jahre 1336, wenig mehr als hundert Jahre nach der Gründung des Heinrichauer Stifts, in dem Verzeichnis der Einkünfte dieses Klosters gibt (Schles. Reg. 5659): . . . „Da der Klosterzins, der von dem Börsenmeister eingenommen wird, wegen der Kriege und Landeswirren besonders unsicher ist, beläuft er sich zur Zeit auf 956 Floren, wovon der Börsenmeister an lebenslänglichen Pensionen jährlich 349 Floren bezahlt. Der Klosterkellermeister verbraucht dazu wegen des Mangels an Schafen und anderen Tieren für Käse, Butter, Eier, Oel, Fische, Heringe, Erbsen, Salz und für andere der Küche des Konventes und des Abtes notwendige Sachen, sowie für Bewirtung Edler und Unedler, Geistlicher und Weltlicher, für die jährlichen Visitationen, für Gesindelohn, für die Bäckerei, die Klostermühle, Brauerei und andere derartige Klosterbetriebe, für Fuhrleute, Landarbeiter und andere verschiedene Arbeiter zur Ernte und zum Heuschnitt, für Eisen, Wagen und andere Bedürfnisse, für seine Ausgaben in Klosterangelegenheiten und zur Ehrung der Edlen und Wohltäter des Klosters bei aller Sparsamkeit mehr als 327 Gulden. Für die Kranken und die Pietantien des Konvents gibt er mehr als 100 Gulden aus. Der Klosterkämmerer verbraucht für die Bekleidung und die Beschuhung des Konvents mehr als 100 Gulden; dieser Betrieb leidet wegen Abgangs der Wolle und Fehlens der anderen Sachen an solchem Mangel, daß der Konvent in sieben Jahren nur einmal bekleidet werden konnte. Der Sakristan verbraucht für die Beschaffung von Wachs und Oel für die Lichte und den Kirchenschmuck 24 Gulden und darüber. Ferner gibt der Abt für Angelegenheiten des Klosters, Wegeunkosten, Ehrung von Edlen und Freunden des Klosters, Hafer für die Gastpferde aus seiner Börse über 100 Gulden bei aller Sparsamkeit aus. Das Kloster hat acht große und kleine Wirtschaftshöfe, von denen einer unbenutzt ist, von den anderen wird die Hälfte des Getreides für Brot und Klosterbier verbraucht; die andere Hälfte mit einigen anderen Früchten geht drauf für die Ernte, für Gesindelohn, für notwendige Anschaffungen für die Wirtschaftshöfe, für den Ersatz der vor Ueberarbeitung sterbenden Pferde. Mithin können sie ohne Aufnehmung von Schulden nicht auskommen. Ihr Zustand sei beklagenswert, dem Untergange geweiht. Von den vielen Uebeltätern, welche sie bedrücken, wollen sie nicht sprechen. Ihr zeitlicher Herr, in dessen Gebiet fast alle ihre Güter liegen, preßt sie aus, schädigt sie eigenhändig und durch seine Schergen, Pferde, Jagdhunde, Jagdvögel so maßlos, daß ihnen fast nichts übrig bleibt. Ferner läßt er nicht ab, sie mit Schmähworten fortgesetzt zu beschimpfen, seine gottesschänderischen Hände gegen ihre Laienbrüder zu erheben, sie mit den schwersten Gelderpressungen, mit Niederhauen der Wälder, gewaltsamer Wegnahme ihrer Pferde und ihres Viehes, Wegnahme des Linnens und des Getreides usw. fortgesetzt zu bedrücken, so daß ihr Schaden sich auf über 12 000 Gulden beläuft. Es fehlt ihnen der notwendigste Lebensunterhalt, so daß sie gezwungen sind, ihn anderswo zu suchen und sich dem größten Wucher auszuliefern. Ihre Schulden belaufen sich auf 2732 Gulden, die von längst verübten, gewalttätigen Erpressungen ihres Herzogs herrühren, und mit

Sorgen denken sie an die Zinsen. Für die Kosten zum Generalkapitel, für die Kontributionen, den sechsjährigen Zehnten für den Papst und zur Deckung der vorgenannten Schulden hätten sie kein Geld, ebensowenig wie für ihren Lebensunterhalt und ihre Kleidung. Es sind bei ihnen 44 Mönche und 30 Laienbrüder. Wenn die Statuten über die Entfremdung von liegendem Klosterbesitz nicht streng bewahrt bleiben und ihnen nicht irgendeine Hilfe zuteil wird, so wird das Kloster unwiederbringlich seinen Untergang erleiden."

Nun, so wörtlich ist dieser Klagebericht des Klosters, der zur Herabminderung der Leistungen an die päpstliche Kammer die Lage absichtlich düster schildert, nicht zu nehmen. Mit aller Deutlichkeit aber zeigt er die ungemeine Bedeutung dieses mittelalterlichen Klostergroßbetriebes, seine Organisation, sein Leben und seine Pflichten.

Aber grelle Streiflichter fallen daraus auch auf die vielfachen Nöte und Bedrängnisse, die der Heinrichauer Stiftung aus Kriegen und Landeswirren, aus Habgier und Neid erwuchsen und denen die Heinrichauer Mönche — wie die anderen Zisterzienserklöster — mit diplomatischem Geschick zu begegnen wußten. Den schwersten Schlag hatte der jungen Stiftung der Tatareneinfall in Schlesien 1241 geschlagen, der auf seinem Rückzuge auch die Gegend von Heinrichau berührte. Damals mußten die Mönche die Flucht ergreifen, und ihre aus Holz aufgeführten Klostergebäude wurden mit der ebenfalls hölzernen Kirche ein Raub der Flammen.

Aber kaum war der Feind abgezogen, gingen die Mönche mutig ans Werk, ihre vernichtete Klosterstätte, die bisher an einem Nebenbache der Ohle, in Altheinrichau, bestanden hatte, auf dem rechten Ufer der Ohle von neuem zu erbauen. Hier erstanden außer der Stiftskirche der Kapitelraum für das gemeinsame Leben der Mönche, die Schlafräume und Refektorien für die Ordensbrüder, wie für die Konversen, ein Gasthaus für die Fremden und die Lohnarbeiter, ein Siechenhaus für die Kranken.

Die Aebte von Heinrichau strebten — wie die anderen großen Abteien Schlesiens — zunächst nach Abrundung ihres Besitzes durch Ankäufe und nach größerer grundherrlicher Selbständigkeit, die sie die Obergerichte und die übrigen herzoglichen Rechte im weitesten Umfange auf ihren alten Besitzungen erwerben ließen. Schon am 14. Oktober 1343 sehen wir anläßlich der Lehnsaufreichung der schlesischen Fürstentümer an die Krone Böhmens den Abt von Heinrichau mit seinem Konvent dem böhmischen Könige huldigen (Lehnsurk. II, 135) und allmählich werden die Heinrichauer Aebte der erste und vornehmste Landstand im Fürstentum Münsterberg, die auf den Landtagen des Fürstentums die erste Stelle neben dem Landeshauptmann hatten. Seit 1663 Administratoren, werden sie seit 1702 selbst Landeshauptleute des Fürstentums. Der von Croon (Landständische Verfassung von Schweidnitz-Jauer, 347 ff.) abgedruckte Bericht über die neuere Verfassung des Herzogtums Schlesien (1711—1719) sagt über die Fürstentümer Münsterberg und Frankenstein: „Daselbst ist eine landeshauptmannschaft, welche alternatim der älteste praelat zu Heinrichau oder Camenz Cisterzienserordens, so lange er lebet, ohne besoldung verwaltet. Ihme seynd zwey regierungsräthe und ein secretarius cum voto adjungiret. Dann fündet sich in diesem fürstenthumb ein landrechtscollegium, dessen praeses allemahl der landeshauptmann ist . . ." Zudem waren die Heinrichauer Aebte, wie die anderen Zisterzienserklöster, kirchlich frei von der Jurisdiktion des Diözesan-

bischofs und seit 1701 zugleich Aebte des im Jahre 1699 für 31 000 Gulden käuflich erworbenen Zisterzienserstifts Zircz in Ungarn, das sie durch Administratoren verwalten ließen.

Dieser fürstlichen Stellung der Abtei entsprach lange nicht die Residenz des Abtes, „ein beinahe ganz von Lehm ausgeführtes, einer Hütte ähnliches Gebäude", das erst bei dem vollständigen Neubau des Klosters durch Abt Heinrich III. in den Jahren 1681—1702 errichteten prunkvollen Bau in würdigen Einklang mit dem Glanz und der Bedeutung der fürstlichen Abtei Heinrichau gebracht wurde. Die Hussitenstürme und die Zerstörungen und Verwüstungen des 30 jährigen Krieges überdauert hatte lediglich — wenn auch nur in einzelnen Teilen — die bald nach der Tatarenschlacht (1241) zu bauen begonnene und um die Mitte des 14. Jahrhunderts vollendete Stiftskirche, die zwar 1428 in Asche gelegt war, deren massive Teile aber erhalten blieben und unter Abt Heinrich III. nur einen „oberflächlich" ausgeführten Umbau in Barockform und zugleich eine Verlängerung durch einen Neuanbau erhielten. Sie zählt hinsichtlich ihrer Abmessungen, wie der formalen Durchbildung zu den bedeutendsten Kirchen Schlesiens, wie sie eine der hervorragendsten Barockschöpfungen unserer Provinz ist. Der mit zahlreichen Meisterwerken barocker Schnitzkunst ausgestattete Bau ist durch Wort und Bild Gemeingut des Schlesiervolkes geworden. Erinnert sei nur an die durch ihr Alter ehrwürdigen Sandsteinbilder Herzog Bolkos II. von Münsterberg († 1341) und seiner Gemahlin Jutta († 1342) auf der Grabplatte beider, die den Hussitensturm überstanden hat, an das herrliche Chorgestühl, an die Meisterwerke Willmannscher Malerei und an des Goldschmiedes Christian Mentzels Hauptwerk, die bekannte Heinrichauer Monstranz vom Jahre 1671.

Wie sein Mutterkloster Leubus, seine Tochterabtei Grüssau (1292), seine Schwesterabtei Kamenz (1249) nnd die anderen großen Abteien Schlesiens, war auch die Heinrichauer Zisterzienserabtei bis zu ihrer Auflösung infolge des Säkularisationsedikts vom 30. Oktober 1810 — 583 Jahre nach ihrer Gründung — allezeit eine Kulturstätte von ganz hervorragender Bedeutung. Die Lateinschule des Klosters war die Spenderin höherer Bildung nicht nur für die nähere Umgebung, und Kunst und Wissenschaft fanden hier berufene Pflege.

Nur eins — abgesehen von der stolzen Erinnerung der Vergangenheit Heinrichaus in Denkmälern und Schriften — ist dieser uralten Kulturstätte auf schlesischem Boden auch über die Säkularisation hinaus voll erhalten geblieben. Die hohe Bedeutung, die das Kloster einst für die Entwicklung von Ackerbau und Gärtnerei, Wasser- und Forstwirtschaft, Vieh- und Geflügelzucht gehabt hat, ist auch dem landwirtschaftlichen Großbetriebe, der durch Verkauf der Klostergüter 1812 in die Hände der Prinzessin der Niederlande und 1863 in den Besitz des Großherzogs von Sachsen-Weimar kam, treu geblieben. „So ist" — sagt Partsch (Schlesien II, 323) — „Heinrichau nun der Verwaltungsmittelpunkt eines unvergleichlichen Großgrundbesitzes (8434 ha mit [im Jahre 1911] 233 340 Mark Grundsteuer-Reinertrag), in dem herrliche Waldungen (2448 ha) zum Teil auf dafür beinahe zu kostbarem Boden mit wohlbenetzten Wiesen (717 ha) und ausgezeichneten Ackerflächen (4864 ha) sich zusammenschließen zu einem Gesamteindruck, den die Baumpracht eines geräumigen Parkes (64 ha), die Obst- und Gemüsegärten (63 ha) und die eingelegten Teichspiegel nur noch erhöhen können . . ."

Die Bischofsteine.

Paul Bretschneider.

Dort, wo die Kunststraße zwischen Neualtmannsdorf und Lindenau die Grenze der heutigen Kreise Münsterberg und Grottkau schneidet, erhebt sich ein roh bearbeiteter Stein aus Granit, der auf einer Seite in ausdrucksvollen, eingehauenen Großbuchstaben die Inschrift TMI SCI IOHIS mit vier über einzelnen Buchstaben stehenden Abkürzungsstrichen trägt. Sie bedeutet Termini Sancti Johannis, Grenzen des heiligen Johannes [des Täufers], d. h. des seinem Schutze unterstellten Bistumslandes. Die drei Wörter der Inschrift sind in drei Zeilen zwischen vier doppelte Zierlinien gesetzt. Die Rückseite des Steines ist leer, die Seite rechts von der Inschrift (im Sinne des Beschauers) trägt einen Bischofstab, die Seite links ein schräges Kreuz ×, beide Zeichen eingemeißelt. Die Höhe des Steines über dem Erdboden ist etwa 170 cm.



Bischofstein zwischen Neualtmannsdorf und Lindenau.

Anderthalb Kilometer von diesem Steine nach Nordnordost wird die Grenze der genannten Kreise durch einen die Dörfer Groß-Nossen und Lindenau verbindenden Fahrweg geschnitten. Dort steht ein unserem ersten Stein nahezu gleicher, ebenso groß, aus demselben Material roh zugehauen, mit der gleichen Inschrift zwischen denselben Doppellinien, mit Krummstab und Kreuz an den dem ersten Stein entsprechenden Stellen. Nur haben die beiden ersten Buchstaben die runden, sogenannten unzialen Formen, und über der Abkürzung SCI schwebt statt des kleinen Abkürzungsstriches das zusammenfassende Abkürzungszeichen ⎍. Man vergleiche diese Einzelheiten an den Steinen selbst oder an den Abbildungen in den Schlesischen Geschichtsblättern.

Nach weiteren drei Kilometern trifft die Kreisgrenze einen Fahrweg von Groß-Nossen nach Koschpendorf. Dort findet sich ein dritter Stein, etwa 225 cm hoch, sonst in allem dem ersten entsprechend.

Ein vierter Stein im weiteren Grenzverlauf der beiden Kreise erhebt sich zwischen den Feldmarken von Weigelsdorf und Gläsendorf, auf dem Grenzabschnitt zwischen den Wegen Weigelsdorf-Schützendorf und Weigelsdorf-Gläsendorf, etwa 190 cm hoch, in allem Sonstigen dem zweiten entsprechend.

Ein fünfter Stein steht an der Grenze der Gemarkungen von Seiffersdorf und Polnisch-Tschammendorf, also an der Grenze des Grottkauer und Strehlener Kreises, etwa 200 m westlich vom Durchgange des Weges von Polnisch-Tschammendorf nach Seiffersdorf durch die Kreisgrenze. Er ist etwa 240 cm hoch und entspricht in allem Sonstigen dem ersten Steine.

Ein sechster Stein steht mitten im heutigen Grottkauer Kreise, wo der Fahrweg von Schönheide nach Falkenau die Grenze der Feldmarken Friedewalde und Falkenau schneidet. Er ist etwa 200 cm hoch und entspricht in den Buchstabenformen dem zweiten, in den Abkürzungszeichen dem ersten Steine. Bischofstab und Schrägkreuz sind angebracht wie überall.

Die hier beschriebenen Steine heißen im Volksmunde „Bischofsteine". Sie sind durch ihre Inschriften und Hirtenstäbe als Grenzsteine des ehemaligen weltlichen Besitzes des Bistums Breslau hinlänglich ausgewiesen.

Außer unseren sechs Bischofsteinen sind auch Grenzsteine des Breslauer Bistumslandes bekannt, die ganz andere Typen darstellen und durch Bischofsnamen oder Jahreszahlen ihren Ursprung aus dem 17. und 18. Jahrhundert bekennen. Ebenso nennt das Volk „Bischofsteine" Grenzsteine des ehemaligen Leubuser Klosterbesitzes vom Jahre 1741 im Kreise Jauer. Diese beiden Gruppen sollen uns hier nicht beschäftigen; wir befassen uns nur mit den sechs eingangs beschriebenen Steinen.

Wann sind diese entstanden? Nähere Angaben zur Datierung können zunächst in der Form der Buchstaben, in den Abkürzungen der Schrift und in der Form des Stabes gesucht werden. Aber seltsamerweise hat man bisher gerade diese Dinge nicht ins Auge gefaßt, dagegen in dem Schrägkreuz, das an sich jeder beliebigen Zeit angehören könnte, wegen seiner landläufigen Bezeichnung als Andreaskreuz einen Beweis zu finden geglaubt, daß die Steine unter Bischof Andreas von Jerin (1585—1596) entstanden seien. Matzig weist sie ins 16. Jahrhundert, ohne den Versuch einer Begründung, Lutsch mit Beziehung auf Andreas von Jerin, Kutzer, indem er Lutsch zitiert. Aber schon Schulte gibt für das Schrägkreuz die einzig annehmbare Erklärung als Grenzkreuz.

Der Gebrauch, das Kreuzzeichen auf Grenzsteinen oder Grenzbäumen zu verwenden, ist als uralt bezeugt und zieht sich bis in unsere Tage, in denen noch jeder offizielle Grenzstein aus Granit auf seiner quadratischen Oberfläche ein eingemeißeltes Kreuz aufweist. Schon in einer Grenzbeschreibung für Kloster Dargun in Mecklenburg vom Jahre 1174 ist eine Eiche mit einem eingehauenen Kreuz als Grenzzeichen erwähnt. Schlesische urkundlich bezeugte Beispiele kenne ich vom 14. Jahrhundert ab. Ein Findlingstein, der sogenannte Brigittenstein am „Grenzweg", der Fortsetzung des Brunetals bei Wartha, bezeichnet wahrscheinlich bereits seit dem 13. Jahrhundert durch ein 22×24 cm großes eingehauenes Kreuz die Grenze des ehemaligen Kamenzer Klosterbesitzes.

Daß die Kreuze auf unseren Bischofsteinen Grenzkreuze, nicht Symbole des Christentums oder der geistlichen Herrschaft sind, ergibt sich schon aus ihrer schrägen Lage. Andernfalls wären sie bestimmt in der natürlichen Stellung eines aufgerichteten Kreuzes dargestellt worden.

Es ist übrigens leicht einzusehen, warum Grenzkreuze hier wie auf den Steinaltertümern am Zobten die Form von Schrägkreuzen erhalten konnten. Würde man heute einen Holzfäller veranlassen, einen stehenden Baum mit der Axt durch ein Kreuz zu zeichnen, er würde ohne Ueberlegen ein schräges Kreuz hauen, weil er ein senkrechtes ohne Künstelei in Körperhaltung und Axtführung gar nicht zustande brächte. Nun wurden aber in alter Zeit die Grenzkreuze eben vielfach in Bäume eingehauen, und so gewöhnte man sich wohl daran, diese technisch bedingten schrägen Hiebe als charakteristisch und wesentlich anzusehen und sie so auch auf Grenzsteine zu übertragen.

Jeder Gedanke aber, unsere Bischofsteine wegen ihrer „Andreaskreuze" der Zeit des Bischofs Andreas von Jerin zuzuweisen, vergeht einem aufmerksamen und mit dem Wandel von Schriftformen einigermaßen vertrauten Beschauer der Inschriften. Diese können unmöglich einer so späten Zeit angehören. Den Beweis der Einzelheiten habe ich in den Geschichtsblättern durch Vergleiche mit Grabinschriften, Handschriften, Bildbeischriften, Siegel- und Münzumschriften ausführlich geboten, und zwar mit dem Ergebnis, daß die Steine, allein den Inschriften nach, vor 1350 gesetzt worden sein müssen. Dem widersprechen auch nicht die Abkürzungen und Abkürzungszeichen, die Zierlinien, die Ausdrucksweise des Inschrifttextes, wie wiederum an Parallelen erwiesen wird. Die Vergleichung des Bischofstabes auf den Steinen mit Hirtenstäben auf Siegeln und Wappen, auf Münzen, auf Grabdenkmälern und anderen Bildwerken legt uns sogar eine weitere Begrenzung des Alters der Bischofsteine nahe, etwa auf die Zeit vor 1320. Die Einzelbeweise mögen wiederum aus den Schlesischen Geschichtsblättern ersehen werden.

Schließlich müssen wir die Standorte der Steine beachten. Daß sie im Laufe der Zeiten von ihren ursprünglichen Stellen an andere Orte übertragen worden wären, haben wir keinen Anlaß anzunehmen. Wohl aber dürften einige von ihnen umgefallen und wieder aufgerichtet worden seien, denn sie haben ihre Schriftseite heute teils nach außen, teils nach innen und teils nach einer Seite vom Standpunkte des bischofsländischen Grenzverlaufes. Die fünf ersten Steine unserer Zählung stehen an der Grenze des einstigen bischöflichen Kastellaneidistrikts Ottmachau, des ältesten Kerns des Bistumslandes, das sie gegen das Münsterberger und Strehlener Herzogsland abgrenzten. Der sechste Stein aber schied den alten bischöflichen Distrikt Neisse von dem weltlichen Herzogslande Grottkau. Dieses Grottkauer Gebiet erwarb Bischof Preczlaw und sein Domkapitel am 19. Januar 1344 für 3250 Mark Prager Groschen vom Herzog Boleslaw III. von Brieg. Vor diesem Datum muß also unser sechster Stein bereits gestanden haben, denn nachher, zwischen altem und neuem bischöflichem Gebiet, wäre er sinnlos gewesen. Wahrscheinlich hat man seine anderen Gefährten an jener hinfällig gewordenen Grenze zerstört, während er vergessen oder aus unbekannten Gründen geschont wurde. Jedenfalls ist seine Existenz ein Beweis für die Herstellung aller sechs auf uns gekommenen, in ihrer Mache ganz gleichartigen, also auch gleichzeitigen Bischofsteine geraume Zeit vor dem Jahre des Grottkauer Kaufes, dem ein nicht mehr genau datierbarer Pfandbesitz durch den Bischof vorangegangen war. Wir dürfen nicht mit Unrecht annehmen, daß Bischof Preczlaw von Anfang seiner Regierung an (1341) sich um diese Gebietserweiterung bemüht hat. Dann aber wird er es nicht gewesen sein, der kurz vor Abschluß derselben eine Umsteinung des alten Gebietes in solcher Großartigkeit angeordnet hätte. Nahe liegt es, an seinen großen Vorgänger Heinrich von Würben (1302—1319) zu denken, den Urheber des Bistums-Gründungsbuches, denn die Umsteinung des Neisse-Ottmachauer Bischofslandes durch ihn wäre gewissermaßen ein Gegenstück und eine Ergänzung zu seiner großartigen Buchung des Besitzstandes der Breslauer Kirche. In die Zeit Bischof Heinrichs würden sich, wie wir sahen, die Steine auch aus stilistischen Gründen gut fügen. Diese stilistischen Gründe würden es aber auch nicht verbieten, die Steine noch früher anzusetzen und in ihnen Denkmäler des Abschlusses jenes großen Kirchenstreits zwischen Bischof Thomas II.

und Herzog Heinrich IV. zu sehen. Die Uebertragung des Neisse-Ottmachauer Kirchenlandes durch den Herzog an den Bischof durch Urkunde vom 30. Juni 1290 wäre dann der mittelbare oder unmittelbare Anlaß zur Setzung der Bischofsteine gewesen. Daß hohe Herren, wenn sie in den Besitz neuer, namhafter Privilegien und Rechte gekommen waren, es zu allen Zeiten sehr eilig hatten, diesen Zuwachs auch nach außen glänzend zu bekunden, ja daß sie dazu oft kaum den völligen Abschluß der vorangehenden Rechtsgeschäfte abwarteten, weist uns die Münz- und Siegelgeschichte an zahlreichen Beispielen nach. Auch Thomas II. gebrauchte nachweislich seit 1288, also vor Abschluß seines Streites, ein neues Siegel, das uns erstmalig die Wappenlilien des Bistums Breslau statt der blaß füllenden Sterne seines älteren Siegels zeigt, während es ihm erst nach dem 30. Juni 1290 angestanden und sich als notwendig erwiesen hätte, ein Wappen seines Landes zu führen, gleich jedem anderen Fürsten. Diese Wappenwahl mag der Bischof also bald nach seiner Versöhnung mit dem Herzoge im Spätherbst 1287 getroffen haben, sodaß wir in seinem neuen Siegel ein Denkmal des von ihm heiß umstrittenen Abschlusses erblicken dürfen. Ein würdiges Seitenstück zu dieser Siegel- und Wappenwahl des Bischofs wäre dann die Grenzbetonung durch die Bischofsteine.

Noch ein Stück weiter in der Ansetzung der Bischofsteine zurückzugehen, würden stilistische Erwägungen allein noch nicht geradezu unmöglich machen; ein mehr einleuchtender und größerer historischer Anlaß aber würde sich in der Bistumsgeschichte nicht finden lassen.

Das Ergebnis ist: Die Bischofsteine sind nicht vor 1290 (oder allenfalls nicht vor 1287) und nicht nach der Zeit Heinrichs von Würben († 1319) errichtet. Sie sind Denkmäler aus der glanzvollsten Zeit des Breslauer Bistums und gehören zugleich zu den ältesten inschriftlichen Monumenten Schlesiens überhaupt. Möchten sie darum auch noch durch viele folgende Jahrhunderte die ihnen gebührende Ehrfurcht und Beachtung finden!

Mordsühnekreuze im Kreise Münsterberg.

Paul Bretschneider.

Im Jahre 1923 gab zu Liegnitz im Selbstverlage Max Hellmich ein 34 Seiten starkes und mit 434 Abbildungen auf 13 Tafeln versehenes Büchlein heraus unter dem Titel: „Steinerne Zeugen mittelalterlichen Rechtes in Schlesien". Es ist ein Verzeichnis der dem Verfasser in mehr als zwanzigjähriger Sammeltätigkeit bekannt gewordenen Steinkreuze, Bildstöcke, Staupsäulen, Galgen und Gerichtstische. Wir entnehmen dem Werkchen hier dasjenige, was für den Kreis Münsterberg von Interesse ist.

Die Errichtung von Steinkreuzen gehörte zu den unter dem Einfluß der Kirche an die Stelle der Blutrache und des Wer- oder Manngeldes getretenen Sühnen, die ein Totschläger zum Heile der Seele des Erschlagenen und zur Versöhnung der Familie leisten mußte, um danach wieder „ehrlich" zu werden. Daneben waren noch Messen zu bestellen, Wachs an die Kirchen zu geben, Wallfahrten auszuführen (selbst bis Jerusalem), die Kosten eines feierlichen Begräbnisses und der Arzt zu bezahlen und die Gerichtskosten zu erlegen, zu denen auch das bei der Sitzung getrunkene Bier gehörte.

Ueber die erzielte Einigung wurde eine Verhandlung durch eine Urkundsperson aufgenommen und die Ausführung des Versprochenen, insbesondere auch die Leistungen für den Unterhalt der geschädigten Familie und die Erziehung der ihres Ernährers beraubten Kinder überwacht. Der Täter aber durfte nach Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen nicht weiter von den Gerichten belangt werden, ja seine Tat durfte ihm nicht einmal mehr vorgehalten werden.

Solche Urkunden lassen den Ursprung der Steinkreuze klar erkennen. Leider sind nicht allzu viele bekannt, und eine große Zahl von Steinkreuzen ist bereits verschwunden. Manche in den Urkunden genannte Kreuze werden sich auch darum nicht mehr feststellen lassen, weil sie umgesetzt worden sind, oder weil die Beschreibung des Standortes ziemlich unbestimmt gehalten ist. Sehr viele Kreuze sind aus Gleichgültigkeit oder Unverstand zerschlagen und beseitigt worden, andere hat man aus Aberglauben in früheren Zeiten umgelegt und vergraben. Nichtsdestoweniger konnte Hellmich in seiner durchaus nicht vollständigen Aufzählung noch 541 solcher Mordsühnekreuze in Schlesien namhaft machen, eine Zahl, die in uns bezüglich der Sicherheit von Leib und Leben in der „guten alten Zeit“ nicht gerade übertrieben ideale Vorstellungen erweckt.

Aus den erhaltenen Urkunden lassen sich für die Wahl des Aufstellungsortes zwei Gesichtspunkte unterscheiden. Der eine bevorzugt den Ort der Tat, der andere Oertlichkeit mit lebhaftem Verkehr. Beide wollen die Erinnerung an den Toten wachhalten, der zweite noch mit dem besonderen Nebengedanken, dadurch zu möglichst zahlreichen Gebeten für die Seele des unversehen Abberufenen anzuregen. Man kann wohl annehmen, daß ursprünglich der Tatort allein in Frage kam. Da er aber häufig versteckt lag, und selten nur ein Vorübergehender das Kreuz zu Gesicht bekam, hat man später öffentliche Wege und Plätze, namentlich die Nähe der Kirche bevorzugt. Wo also ein solcher Stein seitwärts von betretenen Wegen, vielleicht gar tief im Gebüsch verborgen gefunden wird, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er am Tatort steht. Weniger gewiß ist das bei den am Wege stehenden. Hier haben Verbreiterungen oder Verlegungen von Wegen vielfach eine Umsetzung notwendig gemacht. Oft auch sind die Steine erst in neuerer Zeit an ihre jetzige Stelle verbracht worden, zum Teil zu ihrem Schutze.

Die Mehrzahl der Kreuze ist ohne Schrift oder Zeichen, ein Beweis, daß ihre Bedeutung so volkstümlich war, daß sie einer Erklärung nicht bedurfte. Doch finden sich auch zahlreiche Kreuze mit primitiven Darstellungen von Mordwaffen, meist in vertieften Umrissen: Messer, Beile, Schwerter, Armbrüste, Speere.

Der Brauch der Mordsühnekreuze hört etwa gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts auf. An die Stelle der vom Totschläger selbst gesetzten Kreuze treten dann die einem Erschlagenen von seinen Hinterbliebenen errichteten Gedenkkreuze oder Bildstöcke. Um die Steinkreuze schlingt sich ein ganzer Kranz von Sagen. Diese sind für den örtlichen Sagenforscher natürlich wertvoll, für die Erkenntnis des einzelnen geschichtlichen Sachverhaltes aber meist ohne jeden Wert, und oft nur von einem Orte auf den anderen willkürlich übertragen.

Heutzutage weist nach Hellmich der Kreis Münsterberg noch fünf Mordsühnekreuze auf. Sie sind sämtlich in Hellmichs Büchlein auf Tafel 2 abgebildet. Das hier zuerst genannte ist aus Sandstein, die vier anderen aus Granit. Die angegebenen Maße bezeichnen der Reihe nach die Höhe des aus der Erde hervorragenden Kreuzes, die Breite des Querbalkens und die Höhe des Steines.

1. Bärwalde. An der Kreuzung des vom Bahnhof Altaltmannsdorf nach Schlause führenden Weges mit dem von Hertwigswalde nach Bärwalde. 65, 52, 22 cm. Mit einer Sichel in vertieften Umrissen. Es ist das einzige schlesische Mordsühnekreuz, das eine Sichel als Mordwerkzeug trägt. Der Stein ist durch Aufschrift als Wegweiser mißbraucht worden, die Schrift aber erfreulicherweise fast wieder verlöscht.

2. Bruckſteine. Im Dorfe, westlich der Kapelle. 82, 79, 15 cm.

3. Heinzendorf. Südlich vom Dorfe am Waldrande, nördlich vom Butterberge. 159, 59, 16 cm. Mit einem Dolch in vertieften Umrissen.

4. Hertwigswalde. Hellmich vermerkt das Kreuz als „vor der Besitzung von Pohl an der Grabenböschung liegend", und gibt die Maße 210, 114, 18 cm an. Auf der Tafel ist es wie ein sogenanntes Petruskreuz, d. h. auf dem Kopfe stehend gezeichnet. Es ist aber seit langem wieder in ordentlicher Lage zwischen dem oberen Grabenrand und dem Vorgärtchen der genannten Besitzung eingesenkt und hat dadurch natürlich an sichtbarer Höhe eingebüßt.

5. Ober-Pomsdorf. Außen an der Kirchhofmauer, östlich neben dem Tore. 145, 102, 13 cm.

Das Verzeichnis Hellmichs kann noch durch folgende Nummern ergänzt werden:

1. Olbersdorf. Steinkreuz aus Granit, dem die Seitenarme abgeschlagen sind, da es als Stufe beim Aufgang zur Kirche gedient hatte. Es ist jetzt an der Außenseite der Kirchhofmauer, rechts vom Eingang, würdig eingelassen und trägt in eingemeißelten Umrissen die Zeichnung eines großen Schwertes, eines sog. Zweihänders. Höhe des Steines 142, Breite 40 cm.

2. Schimmelei. Steinkreuz aus Granit mit breitem, erhabenem Kreuz als Abzeichen. Etwa 100 m vom Transformatorenhaus auf Leipe zu, rechts von der Straße, 58 cm hoch, 46 cm breit.



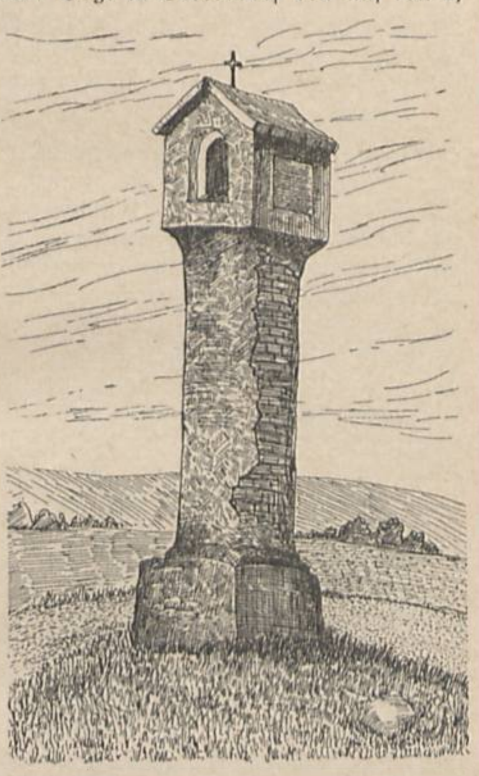
Bildstock in Neuhof.

3. Waldneudorf. Steinkreuz aus Granit ohne Abzeichen, außen in der Kirchhofmauer eingelassen. Nicht gemessen, schätzungsweise 60 cm hoch.

4. Weigelsdorf. Steinkreuz aus Granit ohne Abzeichen. In der Kirchhofmauer außen links vom Tor unter wildem Wein, 140 cm hoch, 38 cm breit.

5. Weigelsdorf. Steinkreuz aus Granit ohne Abzeichen. Im Niederdorf vor der Besitzung von Wilde, etwa 140 cm hoch. Es ist im April 1924 von mutwilligen jungen Burschen in den vorbeifließenden Bach geworfen worden und beim Herausholen zerbrochen, aber wieder an Ort und Stelle eingesetzt worden.

Herrn Hauptlehrer Alfred Zimmer in Weigelsdorf verdanke ich den ersten Hinweis auf Nr. 1 und 5, Herrn Kantor Vogt in Olbersdorf den auf Nr. 2, Herrn Pfarrer Georg Mannigel in Waldneudorf den auf Nr. 3, Herrn Geistl. Rat Erzpriester Johannes Lehnert in Weigelsdorf den auf Nr. 4 der fünf neu erschlossenen Kreuze.



Bildstock bei Neualtmannsdorf.

Anschließend möchte ich hier noch auf einige andere bemerkenswerte Steinkreuze unserer Gegend hinweisen.

1. In die Südostkante des Kirchturms von Hertwigswalde ist in beträchtlicher Höhe ein ganz einfaches, aus Haustein in einem Stück gearbeitetes Kreuz eingefügt, das schätzungsweise 75—100 cm lang ist. Auf dem Querbalken ist die Jahreszahl 1559 eingemeißelt, darüber B C, darunter aber Schrift, die auch mit dem Fernglase nicht mehr entziffert werden kann. Form und Größe des Kreuzes würden es sehr wohl zulassen, auch in ihm ein älteres Mordsühnekreuz zu sehen, das zunächst als solches gedient hat, bis man es mit Beschriftung versah und so als Wahrzeichen des Turmbauabschlusses verwendete. Aehnlich geschah es ja mit dem Kreuze auf dem aufgelassenen Kirchhofe am Berliner Platz in Breslau, das 1574 beschriftet wurde, um der Nachwelt die Erweiterung des Kirchhofes zu verkündigen (Hellm. S. 10). Selbst die Anbringung eines solchen Kreuzes in der Höhe des Turmes ist nicht ohne Parallele, denn auch in Ludwigsdorf, Kreis Schönau, ist eines in Dachhöhe in den Turm eingelassen (Hellm. S. 7).

2. Ueber dem Haupteingange der Kirche zu Bärdorf ist ein Steinkreuz von schätzungsweise 50 cm Höhe und gleichgroßer Breite eingemauert, zweifellos in den Neubau von 1823/24 aus dem abgebrochenen mittelalterlichen Kirchenbau herübergenommen samt dem darüber eingemauerten steinernen Köpfchen, das bei seiner unbeholfenen Fratzenhaftigkeit eine bestimmte Deutung nicht zuläßt.

3. Von gleicher Größe und Beschaffenheit wie das Bärdorfer Kreuz sind zwei Steinkreuze, die sich in Giebelfirsten der Kirche zu Olbersdorf ein-

gemauert finden. Ihr Alter dürfte dem des Kirchengebäudes entsprechen, dessen Errichtung von Hans Lutsch (Kunstdenkmäler Schlesiens II 102) aus Stilgründen um 1300 angesetzt wird.

Für diese Kreuze von Bärdorf und Olbersdorf fehlt mir z. Zt. jede Erklärung.

Bildstöcke.

Artur H. Knoblich.

Wer besinnlich und offenen Auges durch die Münsterberger Landschaft wandert, dem werden an Wegkreuzungen und Feldwegen Kreuze, kleine Kapellen und Bildstöcke auffallen, die zumeist von einer rührenden Schönheit sind. Sie bilden in den schlesischen Ländern und damit auch im Kreise Münsterberg ein besonderes Merkmal der Heimat. Sie sind sichtbare Zeichen eines kindlich-frommen Gemütes und einer gottergebenen Demut. Je älter sie sind, desto malerischer sind sie mit der Landschaft verwachsen und garnicht wegzudenken aus ihr. Kreuze und Bildstöcke, die in den letzten Jahrzehnten entstanden sind, heben sich nachteilig von den Werken unserer Altvorderen ab und reden eine mehr als deutliche Sprache von dem Niedergang dörflicher Kunst. Umso mehr müssen wir die alten Bildstöcke lieben und pflegen; sie sind immer wertvolles Kulturgut, ebenso wie die Sühnekreuze, die freilich in der Mehrzahl ein noch ehrwürdigeres Alter haben.



Bildstock in Heinrichau.

Im Münsterberger Kreise haben wir noch sehr viele schöne Stücke, besonders in der ehemaligen Klostergegend. Aus dieser Zeit stammen auch die zahlreichen noch vorhandenen Heiligenfiguren, die vielfach auf Brücken und an Wegen aufgestellt wurden. (Schönjohnsdorf, Wiesenthal, Heinrichau, Bernsdorf, Glambach.) Zwischen Liebenau und Bärdorf steht eine überaus liebliche Wegekapelle und in Liebenau selbst zwei schöne und große Barockbildstöcke.

Aus Raummangel können diese Zeilen nur Hinweise auf diese kleinen und bescheidenen Kunstwerke sein. Sie gehören in die Landschaft und sind zu Stein gewordene fromme Lieder der Heimat zum Preise ihres Schöpfers.

Burgen und Schlösser.

Artur H. Knoblich.

I. Wasserburg in Tepliwoda.

Die Burgen im Münsterberger Lande waren fast durchweg Wasserburgen. Das ist eine für uns unverständliche Erscheinung, daß in einer Gegend, die Berge und Höhen in genügender Auswahl hatte, Wasserburgen bestanden. Besonders Neuhaus hätte fast uneinnehmbare Bergfestung sein können, wenn man sie anstatt in die Sumpfniederung auf den heutigen Jägerberg gesetzt hätte. Der Einwand, daß gerade die Wasserburgen durch die tiefen und doppelten Wallgräben und durch die gewöhnlich noch davor lagernden Sümpfe die größte Sicherheit boten, muß damit zurückgewiesen werden, daß diese Gräben und Sümpfe, im Winter zugefroren, gar kein Hindernis bedeuten konnten. Somit läßt sich diese merkwürdige Tatsache nur mit einer traditionellen Entwicklung erklären und zwar insofern, als frühere arme und unbedeutende slavische Herren sich inmitten von Sumpf und Wald primitive Befestigungen anlegten, die dann später von mächtigeren Herren zu den großen Wasserburgen ausgebaut wurden. Die älteste Burg dieser Art ist die Wasserburg von Tepliwoda. Ursprünglich bestand sie nur aus einem auf gewaltigen Gewölben emporsteigenden viereckigen Turm, dem erst später südöstlich ein runder Anbau angegliedert wurde, so daß der heute noch vorhandene kleine dreieckige Hofraum und eine Art Rundschlößchen entstanden. Um diesen Festungsturm lag der jetzt trockene, gemauerte innere Graben. Dahinter erhebt sich ein über 10 m hoher, mächtiger Wall, mit ebenso mächtigen Bastionen. Sie fallen an einzelnen Stellen jäh bis zu dem 50 m breiten Wallgraben ab. Von der Höhe dieser Bastionen sieht man in die Wiesen und Felder hinaus, die in weitem Bogen noch von einer uralten Steinmauer umzogen sind. Spuren eines geräumigen unterirdischen Ganges, auf die schon Bug hinweist, deuten auf eine einst gewaltige mittelalterliche Befestigung hin. Auf der Südseite ist heute der Wallgraben zugeschüttet und das Schloß mit den Wirtschaftshöfen verbunden.



Schloßeingang in Tepliwoda.

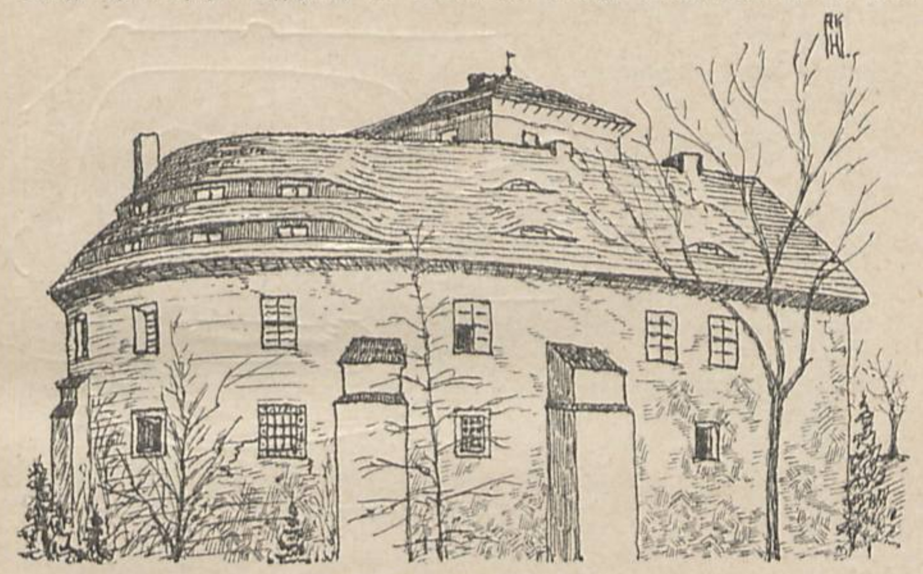
Diese Wasserburg hat eine fast tausendjährige Geschichte aufzuweisen. Freilich beginnt die eigentliche Geschichtsschreibung über die Burg wie überall

erst im 13. Jahrhundert mit dem Eindringen der deutschen Kolonisten und der schreibkundigen deutschen Mönche. Als der erste Herr von Tepliwoda wird 1222 der polnische Ritter Albert mit dem Barte, genannt Lyka, verzeichnet. Zum Seelenheile seiner jungverstorbenen Gattin schenkt er dem neugegründeten Kloster Heinrichau 1229 zwei Hufen. Er macht einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen mit, kehrt glücklich zurück und verheiratet sich mit einer Deutschen und hat mehrere Söhne und Töchter. In der allgemeinen Verwirrung, die durch den Tod des jungen Herzogs Heinrich II. in der Mongolenschlacht in den Münsterberger Landen entstand, bereichert er sich an Grund und Boden: Er vertreibt die polnischen Bauern aus Zinkwitz und besetzt auch seine anderen Güter mit deutschen Kolonisten, sehr wohl wissend, daß diese ihm durch den Zins mehr einbringen, als seine trägen Alteingesessenen. In den folgenden Jahrzehnten treten in den Urkunden nebeneinander als Herren von Tepliwoda Grabissius, Albert der Jüngere, Sigrod und Nikolaus auf. Nach dem Nekrologium des Klosters Heinrichau starb Albert der Jüngere am 10. Dezember 1315. Vier Jahre später, also 1319, erscheint als Besitzer von Tepliwoda der Kanzler des Herzogs Nikolaus und zwar ein Johannes Seclilin. Dieser verkauft am 23. Mai 1323 für 50 Groschenpfennige dem Abt von Kamenz das Recht, in Frankenstein drei Fleischbänke einzurichten. Damit ist bewiesen, daß die Herren von Tepliwoda Rechte bis weit in den Frankensteiner Kreis hinein besaßen. Von seinem Nachfolger „Benisch Seckel de Thepelowod" sind Urkunden vorhanden aus den Jahren 1364, 1402 und 1403. Nach dem Tode des letzten Seckils oder Seckel muß die Burg von Tepliwoda ein Raubritternest gewesen sein, das die ganze Umgebung bedrängte. Aus dem Jahre 1441 vom 5. Dezember ist ein jammervoller Klagebrief über die Raubritter von Tepliwoda erhalten geblieben, der denn auch den Erfolg hatte, daß der Herzog von Troppau, als Landesherr von Münsterberg, die „gemauerte Veste" am 2. Juli 1442 zerstört und die Raubritter vertreibt.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gehört Tepliwoda einem Ulbrich Schaffgotsch. (Urkunde vom 30. Oktober 1464, Dienstag nach Simon und Judä, Ulbrich Schoff zu Töppelwude.) Nach seinem Tode fällt Tepliwoda als erledigtes Lehen an den Herzog Heinrich von Münsterberg, der es 1476 an die Gebrüder Heinrich und Konrad von Seidlitz auf Kemmendorf (Kaundorf) als Lehen verkauft. Lehnsurkunde von 1476 noch vorhanden.

Damit vollziehen sich für die Bewohner des Dorfes Tepliwoda durchgreifende Veränderungen. Die neuen Herren der Burg werden die „Obrigkeit". Und die Bauern, Gärtner und anderen Bewohner werden zu „Untertanen", die alle Abgaben, Leistungen, Zinsen und Renten an die Besitzer der Burg abzuführen haben. Die geschäftstüchtige Familie erhält durch die Herzöge Albrecht, George und Karl von Münsterberg im Jahre 1502 Burg und Gut Tepliwoda für treue Dienste als Allodialgut, das heißt als Erbgut. Desgleichen die Braugerechtigkeit und einen Wochenmarkt am Sonnabend. Indes scheint die Vererbung in der Familie kein besonderer Wunsch gewesen zu sein, denn schon 1577 verkaufen Hertwig und Kaspar von Seidlitz die Herrschaft an Wolfram von Rothkirch und Panthen für 37 000 Taler. Sicher waren die Steuerlasten, die auf Tepliwoda lagen, ziemlich erheblich, denn um die Jahrhundertwende bittet ein Rothkirch um Ermäßigung der schweren Steuern, die er ohne die Leistungen für seine Untertanen mit 8164 Talern angibt.

Seltsam sind die Schicksale, die über Tepliwoda walten. Reichlich 100 Jahre später heiratet eine Tochter des Hans Wolfram von Neukirch einen Joachim Sigismund von Seidlitz, sodaß Tepliwoda in die Familie Seidlitz zurückkommt und wieder ein Seidlitz in die Burg einzieht. Diese Burg hat in den vergangenen Jahrhunderten manchem Sturm widerstanden. Doch scheint sie besonders im 30jährigen Kriege mehr der Schauplatz von Saufgelagen lustiger Offiziere, als Brennpunkt blutiger Kämpfe gewesen zu sein.



Schloß in Tepliwoda.

Indeß muß es die stolze Wasserburg über sich ergehen lassen, daß der Konkurshammer über ihr geschwungen wird. Der allzu gutmütige und freigebige Herr von Seidlitz hat große Schulden bei seinem Tode hinterlassen, sodaß Burg und Gut am 2. Oktober 1722 im Zwangsverkauf von dem Breslauer Karl Anton von Schreyvogel für 80000 Taler erworben werden. Interessant ist eine in dem Kaufvertrage eingeflochtene Notiz, die das Schloß betrifft und die lautet: „Sollte sich in den verfallenen ruderibus (Ueberresten) oder im Walle des Tepliwoda'schen Schlosses, obwohl das zu dem casus carissime (seltesten Fällen) bei jetzigen Zeitläuften zu rechnen, einiges Geld oder prëtiosa (Schatz) finden, so sollten sich die Kontrahenten bona fide unter sich einigen."

Durch Heirat gelangt die Herrschaft Tepliwoda erneut in den Besitz eines Abkömmlings des Hauses Seidlitz, Georg von Schweinichen, der aber schon nach 11jähriger Ehe, kurz nach seiner Rückkehr aus dem 7jährigen Kriege, stirbt. Die Witwe verkauft Tepliwoda 1793 an ihren Sohn Ferdinand von Schweinichen und Thomaswaldau für 120000 Taler, der es bis 1836 besaß. Von seinen Erben gelangt es durch Kauf an das Haus Oranien.

In diese Zeit fällt der Brand des Schlosses. Am 15. Oktober 1841 vernichtet eine Feuersbrunst teilweise den ehrwürdigen Bau. Nur die Grund-

mauern und die gewaltigen Gewölbe blieben stehen. Auf diesen wurde die Burg in bescheidenem Umfange wieder aufgebaut. Trotzdem ist die so wiedererstandene noch heute eine Sehenswürdigkeit.

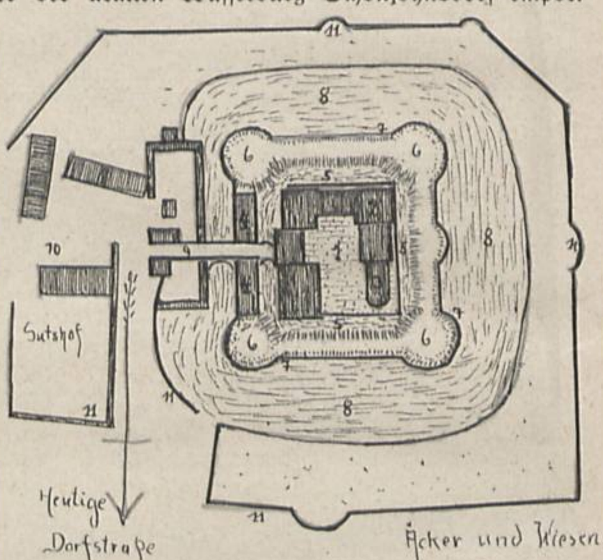
WITOSTOWICE
2

II. Die Wasserburg Schönjohnsdorf.

Zu Füßen der Strehlener Berge ragt über die Dächer eines kleinen Dorfes das graue Gemäuer der uralten Wasserburg Schönjohnsdorf empor.

Grundriß der Wasserburg Schönjohnsdorf.

1. Schloßhof mit Brunnen.
2. Turm (im Verfall).
3. Schloßkapelle (heut Stall).
4. Kasematten (Gewölbe).
5. Innerer Wassergraben.
6. Bastionen.
7. Wehrgang (im Verfall).
8. Aeußerer Wassergraben.
9. Zugang mit 2 Brücken.
10. Wirtschaftshof.
11. Aeußere Wehrmauer (noch teilweise erhalten).



Diese Wasserburg ist eine der schönsten und besterhaltenen, mittelalterlichen Festungen dieser Art. Die gesamte ehemalige Anlage umfaßte eine Fläche von etwa 70 Morgen, die von einer 2 m hohen, mit Schießscharten versehenen Steinmauer umzogen war. Innerhalb dieser Mauer lag der Dominialhof und ein Teil des Dorfes. Dann erst kam das Kernstück, die von 2 Wassergräben umgebene Burg. Heute ist die äußere Umfassungsmauer größtenteils verschwunden; jedoch die Wasserburg selbst mit den Wassergräben ist in ihrer alten machtvollen Schönheit erhalten geblieben. Der 50 m breite, heute noch bewässerte äußere Graben umschließt einen bis 7 m aufsteigenden Wall mit 4 Bastionen. Ueber dem Wasserspiegel läuft um den ganzen Wall und die 4 Bastionen ein allerdings stark im Verfall befindlicher gemauerter Wehrgang. Die Bastionen erscheinen uns heute noch von außergewöhnlicher Breite und Wucht. Hinter diesem Hauptwall erblickt man den noch teilweise bewässerten inneren Wallgraben, der von einer starken Steinmauer gedeckt ist. Dann erst kommen die Mauern des Schlosses. An dem nördlichen Eingang, der mit 2 Zugbrücken versehen war, lagen zu beiden Seiten die Kasematten. Ein etwa 30 m hoher viereckiger Turm beherrscht den inneren sehr geräumigen Schloßhof. Im Innern des Schlosses sind noch die mittelalterlichen Räume, Kemnaten, Fensternischen, Gewölbe und Winkel erhalten. In einzelnen Zimmern sollen sich unter den Tapeten und Farben alte Wandgemälde befinden. Der innere Schloßhof mit den Efeu umsponnenen Fenstern erinnert in sommerlicher Stille

an das Dornröschen-Schloß. Auf den Wällen rauschen uralte Bäume. Von der Höhe der Bastionen, die den Strehlener Bergen zugerichtet sind, blickt man in ein fast undurchdringliches Sumpf- und Schilfgelände. Leider ist an diesem Stück Mittelalter fast überall der allmähliche Verfall zu bemerken, und es ist sehr beklagenswert, daß gerade diese Wasserburg nicht für die späteren Geschlechter erhalten bleiben kann.



[illegible] Wasserburg in Schönjohnsdorf.

Wann und von wem dieser stolze Bau aufgeführt wurde, ist aus der Geschichte nicht mehr zu ersehen. Im Jahre 1222 gehörte Schönjohnsdorf unter dem Namen Withostowici zu dem polnischen Gutsbezirk Colacowe. Ringsherum war Wald und Sumpf, aber schon ein „castellum“. Aus dieser frühesten Zeit sind auf uns eine Anzahl von Urkunden gekommen, die Schönjohnsdorf und seine Besitzer nennen. 1250 und 1268 erscheint ein Ritter Johannes, Sohn des Zerucha, als Herr dieses Ortes, 1328 Witzko von Jahnsdorf (Dienstmann des Herzogs), 1333 Jesko von Johnsdorf, 1351 Peter von Domantz, 1374 Ritter Wenzel von Haugwitz, 1413 Bernhard von Donyn. 1463—1482 Hans und Georg von Stosch, 1487 Franz und Peter von Stosch, 1497 Peter von Sebottendorf, 1516 Przibislaus von Zierotin. Im Jahre 1578 fällt Schönjohnsdorf als erledigtes Lehen an den Kaiser. Nun kommt es in den Besitz der Familie von Burghaus, die es über 100 Jahre ihr eigen nennt. Allerdings werden in dieser Zeit auch andere Namen genannt als Bewohner der Wasserburg, so z. B. 1592 Sigismund von Zedlitz und Neukirch, das ist wohl damit zu erklären, daß diese Familie ihren Hauptsitz in Stolz im Kreise Frankenstein hatte, und in Schönjohnsdorf selbst Verwalter oder Burgherren saßen. Zeitweise müssen aber auch einzelne Mitglieder der Familie Burghaus in Schönjohnsdorf gelebt haben; denn in der Kirche des benachbarten Waldneudorf sind eine Reihe von Grabsteinen dieser Familie zu sehen

Im 30jährigen Kriege wurde die feste Wasserburg wohl als Zufluchtsort gewählt; denn am 12. September 1632 wird die nach Schönjohnsdorf flüchtende Frau des Fürstentum-Hauptmannes von Burghaus bei Heinrichau von den Schweden überfallen, vollständig ausgeraubt und halb nackt zu Fuß laufen gelassen. Die Familie von Burghaus muß sehr wch!habend gewesen sein; denn sie kauft und vereinigt fast alle umliegenden Güter und Dörfer von Schönjohnsdorf zu einer größeren Herrschaft. 1680 fällt die Herrschaft wieder an einen Freiherrn von Zierotin. 1707 erscheint als Besitzerin von Schönjohnsdorf Anna Karolina Gräfin Gallas, geborene von Mansfeld. Von einer Tochter Karolina Josefa Gräfin von Herberstein, die 1776 starb, ist ebenfalls noch ein Wappen in der Kirche von Waldneudorf erhalten. 1739 erwirbt Abt Gerhard von Heinrichau die gesamte Herrschaft Schönjohnsdorf. Aus dieser Klosterzeit stammen die beiden Sandsteinfiguren des hl. Johannes von Nepomuk und Florian, die auf der Brücke zum Schloßeingang stehen. Im Jahre 1810 kommt die Wasserburg durch Säkularisation mit Heinrichau an das Haus Oranien, und gehört heute der Großherzogin von Sachsen-Weimar.

III. Die einstige Burg Neuhaus bei Patschkau.

In dem kleinen Dorfe Neuhaus, das mit Bauernstellen und einem großen Dominium im Neißetale liegt, sind an der Straße nach Patschkau noch die Wälle einer einst berüchtigten Raubburg zu sehen. Die Menschen, die dort vorüberkommen, ahnen nicht, was für wilde Geschehnisse in früheren Jahrhunderten über dieses Stückchen Erde brausten, das nun friedlich unter Gras und Blumen und dichten Tannen ruht. Es muß eine feste, fast uneinnehmbare Burg gewesen sein, die, von doppelten Wällen umgeben, in den sicher damals unwegsamen Sümpfen und Wasserläufen lag.

Schon im 13. Jahrhundert wird das „Neuhaus" urkundlich erwähnt. Als Burggraf tritt Peter von Lybnow (Liebenau) auf. Später wird als Burgherr Sigismund von Reichenau genannt, der mit seinem Bruder zusammen dem „edlen Raubritterhandwerk" oblag. Das ganze Herzogtum Münsterberg und Frankenstein, bis hinauf nach Glatz, wurde von diesen hochgeborenen Wegelagerern unsicher gemacht. 1438 überfielen sie (nach Kopietz) das Kloster Heinrichau, vertrieben die Mönche, hausten den ganzen Winter in dem wohl reichlich mit Vorräten versehenen Kloster, um im Frühjahr mit reicher Beute nach Neuhaus zurückzukehren. Als das saubere Brüderpaar im gleichen Jahre die Tochter des ehemaligen Hussitenführers Hinko Kruschina von Lichtenburg auf Glatz raubte und sie in ihrer Burg mißhandelte, zog Hinko mit großer Macht vor das vermaledeite Neuhaus und eroberte es nach langer Belagerung 1440. Leider entkamen die Strauchritter durch einen geheimen Gang in das damals bischöfliche Gebiet von Ottmachau, wo sie mit Hilfe befreundeter Sippe sich vollends in Sicherheit bringen konnten. Der racheburstige Hinko Kruschina, der nun brandschatzend in das schuldlose Bischofsland eindrang, mußte durch gütige Verhandlungen, in deren Verlaufe ihm öffentlich die Güter der Flüchtigen zugesprochen wurden, beruhigt werden.

Aber der von Hinko auf Neuhaus eingesetzte Vogt trieb bald die gleichen Räubereien, wie die Brüder von Reichenau, weshalb reisige Heerhaufen des Bischofs von Breslau und des Herzogs von Münsterberg und Troppau das Raubnest aushoben und den Vogt mit samt seinen räuberischen Genossen nieder

machten. Das war das Signal zu einem zweiten Rachezuge des Hinko Kruschina in das bischöfliche Land. Im Verlaufe dieses Zuges gelang es dem kriegsgewohnten Hussitenführer durch Verrat in den Besitz der überaus starken Burg von Ottmachau zu gelangen, die er erst gegen Zahlung eines Lösegeldes von 2000 Gulden wieder frei gab.

In den folgenden Jahrzehnten erwuchs in den Herren der Burg Neuhaus dem Lande wieder ein ganzes Raubrittergeschlecht und zwar die „Unwirde", die durch Einheirat in die Familie von Stosch, die in der Zwischenzeit, als die Herren von Neuhaus genannt werden, in den Mitbesitz der Burg gelangten. Diese „Unwirde" werden, wie die von Reichenau, ebenfalls der Schrecken der ganzen Gegend. Sie lebten nur von Raub und Plünderungen. Eine ihrer größten Missetaten war der Ueberfall auf einen reichen Breslauer Kaufmannszug, der, von Olmütz nach Breslau ziehend, bei Neuhaus vorbei mußte. Wie wohl vorbereitet durch Kundschafter- und Botendienste dieser Ueberfall war, beweist allein die Tatsache, daß fast ein Dutzend adliger Räuber aus der Grafschaft Glatz und aus Böhmen sich in Neuhaus versammelt hatten. Diese erlauchte Räubergesellschaft überfiel denn auch den Zug, schlug die Begleitung nieder, plünderte die hochbepackten Wagen und schleppte die Pferde als Beute in alle Himmelsrichtungen davon.

Nun endlich raffte sich die geistliche und weltliche Obrigkeit zu einem energischen Schritt gegen das Raubnest auf. Der Bischof Turzo von Breslau rückte mit den vereinigten Heerhaufen von Breslau, Neisse, Frankenstein, Ottmachau, Patschkau und Münsterberg heran, umstellte die Burg und ließ sie am 18. November 1509 erstürmen. Dabei wurden Hans und Friedrich von Unwird, Clemenz Pradel von Bruckteine, Nickel Pradel von Scharfeneck, Mathausche und Heinrich Conath gefangen genommen und in Neisse auf dem Markte enthauptet. In dem benachbarten Patschkau wurden zwei Knechte von Neuhaus und zwar Tschastna und Hensel Platner, genannt Holy, gehängt.

Nun scheint der Fluch, der bisher über Neuhaus gelegen hat, endgültig beseitigt zu sein. Denn der Name der Burg taucht in den folgenden Urkunden nur aus friedlichen Anlässen auf. Mit Unterstützung von Patschkauer Geldgebern kauft der Bischof die Herrschaft Neuhaus und setzt in die wieder aufgebaute Burg einen Hans Jordan als Vogt daselbst ein.

Im Jahre 1559 wird als Besitzerin von Neuhaus Hedwig Promnitz, Witwe des Ritters Heincze Schoff Gotsche von Neuhaus und Hertwigswalde genannt. In den Wirrnissen des 30jährigen Krieges muß die Burg zerstört worden sein; denn sie wird in den nachfolgenden Jahrhunderten nur noch als Ruine erwähnt. Als Besitzer der Herrschaft Neuhaus treten in diesen Jahrhunderten nach Hedwig Promnitz die Herren von Maltitz und später wiederum die „Schafgotsche" auf. Durch Erbschaft fällt Neuhaus im vorigen Jahrhundert an die Grafen von Chamaré in Stolz.

Der Burgturm wurde 1830 leider abgebrochen, und die gewaltigen Steine wurden zu Bauzwecken verwendet. Damit wurde ein Denkmal trauriger Heimatsgeschichte zerstört.

Fhedebrief des Hans Unwirde von Neuhaus im Jahre 1507
an George von Tschaterwang auf Gostiz.

„Ich hannocz Unwirde los dich George Tschaterwang wissen, wie das du lossen George Foiten uff mich martern und mich mit deinen fischen zu einem

dibe machen und umb meine ere bringin, das du ap got wil, nymermer geleben wirst mit allen deinen fire ahnen und salst wissen, daß ich habe fische zu essen an deine fische und dorbey vorbitte ich dir den Teich, als weis nevhevser gut breit, das du den teich nich semen solst, noch mit nist doruf zu schicken haben. Is sei cleyn obir groß noch nymant von deinetwegen. Wo ich deine ymantß obir das dergreiffe, was ich denne an ehn uben werde, das clage er nymantß denne em selber, darnach wisse dich und eyn iczlicher zu richten.“ (Nach Kopietz.)

Im heutigen Deutsch ungefähr: „Ich Hans Unwirde laß dich Georg T. wissen, weil du den Georg Foiten hast foltern lassen (um schlechte Aussagen gegen mich zu erpressen) und mich wegen deiner Fische zum Diebe machen und mich um meine Ehre bringen wolltest, daß du so Gott will, nimmermehr erleben wirst mit deinen vier Ahnen (Spott auf den jungen Adel von Tschaterwang) du sollst wissen, daß ich Fische zu essen habe ohne deine Fische. Ueberhaupt verbitte ich dir den Teich (Fluß) in seiner ganzen Neuhauser Breite, daß du dort weder fischen, noch jemand darauf zu schicken hast. Es sei ganz gleich, weder von anderer Seite noch von dir jemand. Wenn ich jemand dort ergreife, was ich dem antun werde, das soll er niemand anderem klagen als sich selbst. Darnach wisse dich und ein jeglicher zu richten.“

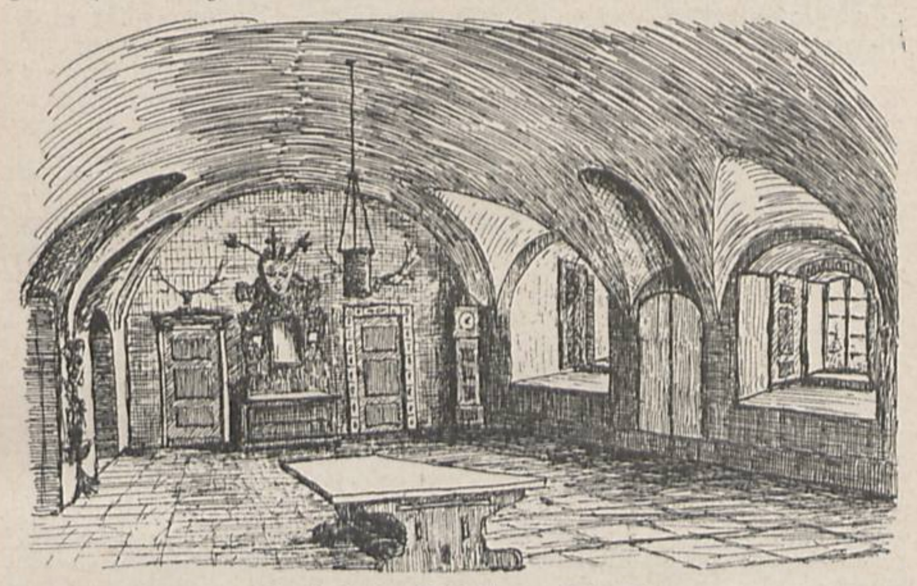
IV. Das Schloß zu Schlause.

Südlich der Bahnstrecke Münsterberg—Kamenz, etwa 5 Kilometer hinter der Stadt, ragt, aus uralten Parkbäumen weithin sichtbar, das Schloß zu Schlause hervor. Dieses Schloß, fast die ganze Gegend beherrschend, ist eines der großartigsten Baudenkmäler des Mittelalters im Münsterberger Kreise. Freilich liegt es abseits der großen Heeresstraße und ist wenig bekannt, trotzdem es in den früheren Jahrhunderten eine bedeutende Rolle gespielt hat.

Auf gewaltigen Grundmauern, die an einzelnen Stellen eine Stärke von 10 Metern erreichen, erhebt sich der stolze Bau. Rund 25 hohe und weiträumige Zimmer, Treppen- und Flurräume liegen unter dem schweren Satteldach. Die Mitte des Schlosses beherrscht der 50 Meter hohe mächtige Turm, der sich über dem Haupteingang erhebt. Durch die wappengeschmückten Renaissancetüren gelangt man über breite Stufen in die Eingangshalle, die mit ihren imposanten Gewölben, den drei Meter tiefen Fensternischen, den großen Steinplatten noch heute den Geist stolzen Rittertumes atmet. Dieses viele Jahrhunderte alte Schloß konnte nur zu einer Zeit gebaut werden, in der Geld und Arbeitskräfte in Hülle und Fülle zur Verfügung standen. Manch Bauernfluch mag in diesen Mauern stecken.

Es ist einleuchtend, daß der einzelne in unserer Zeit Bauten von solch großartigen Ausmaßen kaum noch zu erhalten vermag. So zeigt sich denn der allmähliche Verfall des einstigen Rittersitzes schon in erschreckender Deutlichkeit an den dicht daneben liegenden Wirtschaftsgebäuden. Das gleiche trostlose Bild bietet die Grabkapelle der einstigen Herren von Schlause. Das graziöse Türmchen der 1805 in dem klassischen Stile jener Zeit erneuerten Kapelle, das einen lieblichen Gegensatz zu dem wuchtigen Schloßturm bildet, wird schon in den nächsten Jahren, von Wind und Wetter zermürbt, herunterstürzen. Die letzten Besitzer der Herrschaft, die in den Grabgewölben beigesetzt wurden, sind: 1878 Wilhelmine Gräfin Matuschka, 1877 Maria Emanuela, Gräfin Matuschka und Toppelczan, Freiin von Speetgen, Ehrendame des Stiftes von

Brünn und 1859 Edmund Stanislaus Graf von Schlabrendorf, der 1795 in Schlause geboren wurde. Der jetzt vermauerte Keller des älteren Grabgewölbes weist noch einen Denkstein auf von Hans Czirn und seiner Gemahlin geb. von Pannwitz, 1599. Ebenfalls ruht daselbst der 1660 im Breslauischen erstochene Friedrich von Netz.



Vorhalle im Schlosse zu Schlause.

Die Geschichte von Schlause reicht bis in das früheste 13. Jahrhundert zurück. Ja, die neuesten Urnenfunde daselbst scheinen die Annahme zu bestätigen, daß wir es in Schlause mit einer jahrtausende alten Siedlungsstätte zu tun haben. Die erste Erwähnung von Schlause erfolgt am 1. November 1210 in einer Urkunde des Bischofs Lorenz, der der in Kamenz neugegründeten Augustinerpropstei den Zehnten von Schlause vermacht. 1260 bestätigt Bischof Thomas diesen Zehnten. 1290 verkauft Poltzko von Schnellewalde dieses Schlause (Slusow) an den Erbrichter Johannes von Münsterberg, der es an seinen Sohn Wigandus vererbt, der 1310 als Zeuge Wigandus de Slusow erwähnt wird. Dann geht die Herrschaft durch die Hände folgender bekannter Adelsgeschlechter: Wolfart von Stercza, Christoph von Logau, Hans von Schromau, Hans von Wernsdorf, Heinrich von Bischofsheim auf Altmannsdorf. Wahrscheinlich fällt es nachher als erledigtes Lehen an die Krone zurück; denn 1483 schenkt Herzog Heinrich Schlause als Erb- und Eigentum an Hans von Pannwitz. (Wappen über dem Schloßportal.) Durch Verkauf gelangt die Herrschaft, zu der nunmehr auch Reindörfel und das „Kammergut" Neualtmannsdorf gehören, an die Familie von Zischwitz und später an die von Czirn, die es 1622 an Christoph von Gellhorn veräußern. Die nachfolgenden Besitzer sind die Herren von Landskron. In diesen Jahrzehnten scheint über Schlause ein besonders böses Geschick zu liegen. Die Besitzerin, Helene von Landskron, eine geb. von Schilling, verliert ihren Gatten und ihren Erben, die zu beiden Seiten des

Altars der Kirche von Bärwalde begraben liegen. In den gleichen Jahren wird der Bruder ihres Schwiegersohnes, Friedrich von Netz, im Breslauischen von Konrad von Klaußnitz erstochen, nach Schlause überführt und daselbst beigesetzt. Ueber hundert Jahre sind nun Dorf und Schloß im Besitze der Familie von Netz, die auch in Olbersdorf sehr bekannt ist. Mehrere Mitglieder dieser Familie liegen im dortigen reizvollen Kirchlein begraben. Ein in die Kirchenwand eingelassener großer marmorner Grabstein berichtet davon:

DOMS

„Daß Gottseligkeit und Tugend der wahre Adel der Seelen,
dessen war ein Meister der Hochwohlgebohrne Ritter und Her
Herr Ernst Sigemund von Netz
Erbherr auf Schlause, Olbersdorff und antheil Beerwaldau,
Deputierter deß Münsterbergischen Kreyßes.
Schlause war der Ort seiner Geburt und Erziehung.
Breslau und Jena die Schulen seines gelehrten Fleißes,
die Vermählung mit der Hochwohlgebohrnen Frl. Fräulein
Maria Florentina v. Kottulinhsky Sien Glück.
Die 8 Pfänder Ehelicher Liebe, 4 Söhne und 4 Töchter seine Freude.
daß Absterben 3 Jungen Herren, die an seiner Seite Ruhn,
Heinrich Sigemund, Carl Ernst und Carl Friedrich Sein Schmerz,
Da er lebte war die Erkenntniß der Religion Jesu seine Lust,
die Wissenschaften sein Vergnügen. Vor Gott war er andächtig,
gegen Menschen redlich, vor die Seinen zärtlich und sorgfältig.
Gegen Untertanen gnädig, vor das Vaterland Patriotisch, in
mancherlei Leiden geduldig, niemandem mit wißen schädlich.
Da er auf das Verdienst seines Erlösers im 43. Jahre
starb, verehrte die asche dießes Gerechten mit diesem Denkmal
der Liebe seine theuerste Frau Gemahlin, Seine Seele ist bey
Gott, sein Andenken bleibt im Segen, der Leib erwartet ohnweit
diesem Grabmahl der Fröhlichen Auferstehung.
Suchet waß droben ist."

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erwirbt Schlause und Olbersdorf der Generalleutnant von Rothkirch, der 1785 stirbt und in der Kirche von Olbersdorf beigesetzt wird. (Grabdenkmal ebendaselbst im Presbyterium.) Durch Kauf gelangt nunmehr Schlause an die Grafen von Schlabrendorf und durch Heirat an die Grafen Chamaré auf Stolz, die es heute noch besitzen. Bewohner dieses Schlosses ist zur Zeit Baron Rinck von Baldenstein.

Aus der Geschichte des Rummelsberges.

Agnes Pelke.

Unmittelbar aus der weiten Ebene erhebt sich zwischen Ohle und Krynbach ein breitgestrecktes Gebirgsmassiv, das sich nach Süden in unregelmäßige Höhenzüge auflöst und langsam dem Neißetale zu absinkt. Sein höchster Gipfel, der Rummelsberg (393 m), beherrscht durch seine Lage das weite Münsterberg—Strehlener Land.

Bis heute ist es noch nicht gelungen, den Namen des Berges endgültig zu erklären. Der Name soll von tschechisch chroma = Blitz, Gewitter abgeleitet sein. Mithin bedeute er Gewitterberg. Da der Berg die Gewitter, die sich häufig an seinem Westabhang schwer entladen, beeinflussen kann, erscheint diese Erklärung nicht ganz willkürlich. Im Schlesischen Musenalmanach Jahrgang 1826 S. 238 schrieb der Breslauer Dichter Geisheim folgendes Distichon:

Ruhmsberg hießest du sonst,
Doch Rummelsberg nennt man dich jetzt,
Weil man sich minder auf Ruhm,
Besser den Rummel versteht.

Hier wird der Name Rummelsberg mit Ruhm (Ehre) und Rummel (Tumult) in Beziehung gebracht, was aber bei allem Beweis für eine Entwickelung des Namens nur als dichterisches Wortspiel zu werten ist.

Professor Stolle hat über die Bedeutung und Ableitung des Namens tiefgründige Untersuchungen in den Strehlener Heimatblättern veröffentlicht, die hier nicht unerwähnt bleiben sollen. Er lehnt die Ableitung aus dem Tschechischen ab und erklärt Rummelsberg als „Berg Rabes" oder „Rabensberg". Dafür bringt er folgende Beweise:

Der Rabe heißt mittelhochdeutsch rabe, raben, ram, im Schlesischen der Röbe und Röm, also schon mit der Verdunkelung von A zu O. Die Gebrüder „Razlaus und Myslebor, genannt von Rabynswalde", verkaufen 1322 ihre Güter im Dorfe „Thopperdorph" (Töppendorf, Kr. Strehlen) an die Strehlener Bürger Peter und Thomas. (S. R. 4242.) Razlaus wird später „Ramswalt" genannt, sein Sohn hat den Namen „Johann von Rabinswalde". (S. R. 3554.) Die Herren von Ramswalt oder Rabynswalde waren also in der Nähe des Rummelsberges ansässig und es ist nicht ausgeschlossen, daß der Rummel- oder Rabesberg ihnen einmal gehört hat.

In Rabesberg kann aber auch der Beiname einer anderen Person enthalten sein. Der in der Nähe des Rummelsberges gelegene Ort Deutsch-Tschammendorf ist, wie der Name sagt, eine Gründung des Herrn von Tschammer, Ort des Zambor, Sambor, Czambor, Tschambor, Tschamber, Tschammer. Es ist anzunehmen, daß die Familie Tschammer im 14. Jahrhundert viele Besitzungen in dieser Gegend hatte, vielleicht den Berg selbst besaß. Bei Jägel (Kr. Strehlen) liegt noch ein weiteres Tschammendorf. Johann Zambor von Schildberg († zwischen 3. Februar 1318 und 5. Juni 1320) hatte 6 Söhne, deren Güter sicher am Rummelsberge lagen. Heinrich, der jüngere Bruder Johann Czambors, hat den merkwürdigen Beinamen Corons, d. h. Rabe. Er wird erwähnt 1322 als „Heinrich Rabe von Schiltberg" (S. R. 4220), 1324 als „Heinrich von Schiltberg genannt Rabe" (S. R. 4322) und 1326 als „Heinrich genannt Rabe" (S. R. 4503). Sein Tod wird auch im Heinrichauer Nekrologium vermerkt. Sicher wurde der dem Heinrich gehörende Teil des Rummelsberges Rabesberg genannt. Vielleicht ist auch Heinrich zu den oben erwähnten Herren von Rabynswalde in verwandtschaftliche Beziehungen getreten und hat daher seinen Beinamen Corons bekommen. In der Czirnschen Güterverteilung 1570 heißt nur der obere Teil des Rummelsberges um Pogarth herum „Rombsbergk". Mithin hatte der Berg bis dahin noch keinen Gesamtnamen.

Soweit Professor Stolle. Seine Beweisführungen zeigen den Weg zu der ältesten urkundlich nachgewiesenen Namensform „Rabesperg" und können daher als wohlbegründet gelten. Die Schlesischen Regesten, die heute bis zum Jahre 1342 reichen, erwähnen den Rummelsberg nicht. In der Chronik des Sigismund Rositz, zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, heißt er „Robisberg alias Rohnberg". In den Jahrbüchern von Namslau um 1500 „Rovisbergk". Später finden wir Rombsberg, auch Romsberg, Romis- oder Romesberg. Friedrich Lukas nennt in seiner Chronik 1689 den Berg zum ersten Male Rommels- und Rummelsberg. Der Homann'sche Atlas Silesiae bringt Ruhmsberg.

Die erste Erwähnung des Rummelsberges geschieht 1427 in einer Urkunde des Herzogs Ludwig von Brieg, wo „Tschambendorf (jetzt Tschammendorf) unter dem Rabesperge gelegen" genannt wird. In dieser Zeit waren die Czirne (älteste Form Czirnaw) um den Berg herum ansässig. Die Czirne sind eines der ältesten schlesischen Adelsgeschlechter und werden schon um 1200 in der Familiengeschichte der Zedlitze erwähnt. Nach dem Prieborner Kopialbuch besaß Opitz von Czirn 1429 die Hälfte von Prieborn. Dazu kam 1433 die Anwartschaft auf Siebenhufen und Habendorf. 1435 kauften die Gebrüder Opitz und Hayn von Czirnaw das „Gregerdorfsche Erbteil in Habendorf" und damit den in der Feldmark Habendorf gelegenen Rummelsberg.

Die Zeiten, da die Czirne in den Besitz des Rummelsberges kamen, waren durch die Hussiteneinfälle äußerst unruhig. Um Leben und Eigentum zu sichern, dachte man an eine Befestigung des neu erworbenen Berges. Dazu war die Einwilligung des Landesherrn nötig. Am Sonnabend vor St. Andreä 1439 erlaubt die Herzogin Elisabeth von Liegnitz und Brieg, den „ehrbaren und wohltüchtigen Gebrüdern Opitz und Hayn von Czirnaw den Berg, Romsberg genannt, der da liegt über Prieborn, zu bauen, zu festigen und anzurichten, doch also, daß derselbige Berg und Haus unser und unserer Nachkommen offen Haus und Schloß sein soll." Die Czirne verpflichten sich dagegen „den Berg zu bauen und zu festen und dem Lande zu Gute zu besetzen". (Prieborner Kopialbuch.)

Die Zeitumstände brachten es mit sich, daß die Czirne gleich anderen Rittergeschlechtern sich in Kampf und Streit stürzten. Anfänglich waren es wohl lauter ehrlich angesagte Fehden. Stets standen sie treu zu ihrem Lehnsherzog und dienten ihm mit Ergebenheit. Ihr Kampf richtete sich gegen den Bischof, gegen die mächtige Stadt Breslau und ihre Verbündeten. Der Breslauer Geschichtsschreiber Eschenloer, der allerdings in allen Gegnern seiner Heimatstadt nur Räuber und Mörder sieht, hält die Czirne für die übelsten Raufkumpane. Die Namslauer Jahrbücher nennen als Spießgesellen der Czirne die von Dyprant, von Reibnitz, von Peterswaldau und andere. Jedenfalls gehörten sie zu der gefürchteten Raubritterzunft, die unter Führung des Herzogs Konrad des Weißen von Oels (Bruder des Bischofs Konrad von Breslau) im Bunde mit Cholda von Zampach (auf dem Zobtenschloß) und Hynko Kruschina von ihren schwer angreifbaren Felsennestern aus fast ganz Schlesien beunruhigte. Wieviel Raubtaten man den Czirnen zur Last legen kann, ist nicht erwiesen. Die Macht des Kaisers Wenzel reichte nicht hin, um die übermütigen schlesischen Ritter in ihre Schranken zu weisen. Da griffen die Schlesier zur Selbsthilfe. Der Bischof von Breslau schloß mit dem Herzog Wilhelm von Münsterberg-Troppau und einigen anderen schlesischen

Fürsten einen Bund, um vereint gegen die Raubritter vorzugehen. Am 22. Juli 1443 zogen die Breslauer zur Belagerung des sichersten Stützpunktes, des Rummelsberges, aus. Nach 14 tägiger Belagerung fiel die Feste. Keiner der Czirne war auf der Burg anwesend. Besonders tapfer zeigten sich hier die Münsterberger. Auf Befehl des Bischofs wurde die Rummelsburg vollständig zerstört. Die Bürger Breslaus aber gerieten bei der Nachricht hiervon in einen wahren Freudentaumel. „Es läuteten alle Glocken", berichtet der Chronist.

Nach dem Fall des Rummelsberges konnten sich auch die anderen Raubschlösser nicht mehr halten. Neuhaus bei Patschkau, Karpenstein bei Landeck, Warkotsch bei Strehlen fielen bald nacheinander.

Merkwürdigerweise stehen die Czirne zwei Jahre nach der Zerstörung der Burg bei ihrem Lehnsherren schon wieder in Ehren. 1445 verpfänden die Herzöge Johann und Heinrich von Brieg und Lüben Land und Stadt Strehlen für 1750 Floren ungarisch an Opitz und Hayn von Czirnaw und geben denselben 1446 die Erlaubnis, den Berg neu zu festen. Rasch begann der Wiederaufbau. Holz und Steine lieferte der Berg, Kalk das nahe gelegene Prieborn. Schon 1447 ist die neue Burg bewohnt. Am Donnerstag nach Bartholomäi weilen die Herzöge in der neuen Burg zu Gaste und beurkunden mit Brief und Siegel, daß die Czirne ihnen Schloß Prieborn verkauft hätten. 1448 nennt sich Opitz von Czirn „Hauptmann von Strehlen auf dem Romisberge gesessen."

Von dem Besitz der Czirne erzählt ferner das Brieger Landbuch. Der Reichtum der Ritter wurde damals an der Anzahl der leibeigenen Bauern gemessen. In dem „Anschlag (für Kriegsdienste) zu Strehlen reisigen Gezeuges" aus dem Jahre 1470 heißt es: Drei Bauern mußten immer einen vierten ausrichten. Hans von Czirn, des Opitz Sohn, mußte 32 „Fußgeer" (Fußgänger) und für je 10 immer einen Wagen (also 3) und 6 Pferde (gerüstete Reiter) stellen.

Im Jahre 1475 verkauften die Czirne ihre Burg an Friedrich I., Herzog von Liegnitz, für 2000 ungarische Gulden. In der Kaufsumme ist das Darlehen von 1750 Gulden enthalten, sodaß der Preis 250 Gulden betrug. Nach des Herzogs Tode fiel der Rummelsberg an seine Gemahlin Ludmilla. Hans von Czirn wird 1490 das letzte Mal erwähnt, wo er als Mitglied der schlesischen Deputation im Namen der Fürsten und Stände am 9. Oktober 1490 dem König Wladislaus von Ungarn zu Ofen die Huldigung leistete.

1493 tritt Herzogin Ludmilla den Rummelsberg wieder an die Czirne ab und erlaubt ihnen, das Schloß neu zu bauen. Sie „sollen aber nicht mehr als drei Gräben an solch gebrochen Schloß wenden". Die Urkunde ist ausgestellt zu Brieg am 16. Januar 1493. Hier ist also das Schloß ein „gebrochenes". Wäre es eine Ruine gewesen, so wäre das wohl in der Kaufurkunde des Herzogs erwähnt worden. Vermutlich ließ der Herzog, als er Besitzer des Schlosses war, die Mauern niederreißen, um das Schloß größer und weiter erstehen zu lassen, wie er auch die Schlösser zu Nimptsch, Liegnitz und auf dem Gröditzberge umbauen und vergrößern ließ.

Die Czirne haben sich nach dem Rückkauf nicht mehr auf dem Rummelsberge angesiedelt. Hans von Czirn baute sich in Siebenhufen ein Schloß. Die Zeiten waren ruhiger geworden, das Leben im Schloß war bequemer als auf der steilgelegenen Burg. Hans von Czirn (der jüngere), noch genannt

„Hans von Romsberg“ starb 1515 und ist wie fast alle Glieder dieses Geschlechts in der Kirche zu Krummendorf begraben. Einige ihrer Epitaphien sind noch heute unversehrt erhalten.

Hans von Czirn hinterließ drei Söhne. Georg der Aeltere saß auf Türpitz, Hans und Christoph, die beiden jüngeren, auf Prieborn und Siebenhufen. Letztere starben kinderlos. 1570 wurden die Güter des verstorbenen Hans von Czirn auf Prieborn an die vier Söhne des Georg verteilt. Im Jahre 1615 starb der letzte des Geschlechtes, Heinrich von Czirn auf Prieborn, Siebenhufen, Krummendorf und Tschammendorf. Damit fiel der Familienbesitz der Czirne an den Herzog zurück.

Im Jahre 1665 gab Herzog Christian von Liegnitz die Herrschaft Prieborn seinem Stiefbruder, August Graf von Liegnitz, als Lehen. Nach dessen Tode (1672) fiel sie an das Herzogtum Brieg zurück und 1675 mit diesem an die Krone Böhmens. 1687 wurde das ganze Gebiet an den Wiener Bankier Freiherrn Ludwig von Waffenberg für 150 000 Floren verkauft. Als Friedrich der Große Schlesien in Besitz nahm, löste er alle Lehen und Pfänder ein. So auch 1743 die Herrschaft Prieborn. Er gab sie dem Königlichen Charité-Krankenhaus zu Berlin, das bis heute noch Besitzer ist.

Auf dem Berge sind heute noch Spuren einer dreifachen Umwallung zu sehen, die aus geschichteten Steinen und Erde bestanden haben muß. Es ist bis heute nicht erwiesen, daß diese aus der Zeit der Burg oder gar aus vorgeschichtlicher Zeit stammt. Wahrscheinlich gehören die Erdwälle der neueren Zeit an. 1761 lag Friedrichs Heer bei Strehlen. Das Hauptquartier war in dem Dorfe Woiselwitz. Es ist möglich, daß der Rummelsberg als beherrschender Aussichtsposten gegen die in Richtung Heinrichau-Münsterberg stehenden Oesterreicher leicht befestigt worden ist.

Heute erhebt sich auf dem Gipfel des Berges ein Aussichtsturm. Er soll an der Stelle des alten Bergfrieds stehen. Ein ehemaliger Pächter der Charitégüter, Krüger, hat ihn erbauen lassen. Von der Plattform des Turmes hat man einen herrlichen Rundblick bis hin zum kühn geschwungenen Sudetenrand und weit hinaus in die dunstige Oderebene. Altes Gemäuer, das mit Sicherheit in das Zeitalter der Burg gerechnet werden kann, ist nicht mehr vorhanden.

Lehnsbrief.

Seibt, Aus Tepliwodas Vergangenheit.

Wier Heinrich der Elter von Gottes gnaden deß heiligen Römischen Reiches Fürste, Hertzoge zu Munsterberg, Graue (Graf) zu Glatz und Herr von der Cunstadt und Podibradt, thun kundt und bekennen offentlich mit diesem Briffe vor allen den, die ihn sehen, hören oder lesen, das wir unser Lehengütter, die Gemauerte Veste und das gantze Dorff Töppelwude im Münstergischen und Sackerau zu Frankensteinischen Fürstenthümern und Landen gelegen, die uns als einem geordneten Erbfürsten der obengenannten Fürstenthümer und Lande, nach geordnetem Lehnsrechte, nach Tode Beruch Gotzen zu uns Gedächtnis anerstorben und ledig worden sein, vor bereit Geldt, das uns voll-

kömmlich bezahlt worden ist, Recht und Rechtlich unbetrogen, mit vollbedachtem Mute, freyer Wilkhür verkauft haben und in demselben Kauffe — von unserer Fürstlichen macht in Krafft diß Briffes zu gesammelten Lehen, der wolbenambten Cuntzen (Konrad) und Heintzen (Heinrich) Seidlitzern von Kammerdorff, Gebrüdern, Ihren Erben und Ehelichen Nachkommen, die obengenannte Gemauerte Feste, den Hoff und Forwerg und das gantze Gutt Töppelwude in Münsterbergischen und Sackerau in Frankesteinischen Landen gelegen, mit allen derselben Feste, Höfe und Dörfer, Renten, Zinsen, geübten Ehrungen, Hofarbeiten, Zinsleuten, Gebauern, Gärtnern, Forwergen, Erben-Gärten, Eckern, Wiesewachsen und Felden, Welden, Puschen, Weiden, Murlen, Murlstedten, Teichen, Teichstedten, Wasserflussen und Wasserlaufften, Fischerwegen, mit dem Scholtheiße, mit dem Hertzogengeschösse, müntzgeldt Hertzogengetraybe, mit den Kirchlen und sunst mit allen und jeglichen Zugehörungen, nutzen, genießen und zufallen, wie die in ihren sonderlichen Nahmen mögen genannt und ausgedruckt werden, keines ausgenommen, noch auszunehmen, wie sie in ihren reinen Zirkeln und Grentzen von alters auf gewießen und ausgesetzt sein und von andern umbliegenden Güttern gesondert, auch mit allen und jeglichen Gnaden, herrlichkeiten, Freyheiten, unsern obersten und niedersten Gerichten und Gerichtspurschen, auch mit dem Gerichte, das sich zeihet zu richten über Hals und über Handt, durch die obengenannten Gebrüder und ihr beyder Erben, zu haben, zu halten, zu genißen, und gebrauchen Erblich und Ewiglich zu einem Lehen-Rechte und Ritter-Rechte zu besitzen und von einem auf den andern und des andern Erbe — zu verkaufen, zu versetzen, zu verwechseln, zu vergeben — und an ihrem nutz und frommen, nach ihrem besten zum Gutdünken zuwenden, doch unserem Lehen und Diensten unschädlich, auch bescheidentlich und sonderlich freyen wir das gutt und Dorf Töppelwude mitsambt allen seinen Gebauern und Innewonern, daß unser Hofrichter und Landrichter und Landvoigt von Munsterberg darinnen kein Gericht sitzen sollen, noch die Gebauer und Innewoner desselben Dorffs und Gutts geladen noch geheißen sollen werden — sondern die obgenannten Brüder und ihre Erben Herren desselben Dorffs oder ihre gesetzten Richter, die itzund sein und hernachmals gesetzt werden, sollen über sie frey Gericht haben und sie richten nach Ordnung aller Rechte. — Auch besonders wollen wir, daß die obgenannten Gebrüder — sollen aller Anschlege, Steuer und Angel — des frey sitzen von uns, unsern Erben und Nachkommen ungehindert — sondern so uns und unsern Erben und Nachkommen die obgenannten Lande eine Hülfe zu thun verwilligten — die vorgemeldeten Gebrüder — mögen und sollen solch Hulff von ihren Leuten und Innewonern fordern, heben und nemmen und sie zu ihrem (und unserm) Nutze wenden — zu dienste verbunden — nachachtung der Gütter neben andern unsren Mannen wann sie erfordert werden, nachdem es gewöhnlich ist.

Bey allen solchen stücken Verschreibungen, Punkten und Artikeln wie oben ausgedrucket und geschrieben stehet Wir obgenannten Hertzoge Heinrich wollen die obgemelten Gebrüder — Erblich und Ewiglich zu behalten und zu bestetigen, befesten und bekräften in die zukünftigen Zeiten von unsrer hochfürstlichen Macht in Krafft disses Briffes versygelt mit unserm fürstlichen, Majestätischen Insigel.

Geschehen auf Glatz am Freitag vor Clementis nach Christi unsres Herrn Geburt 1476.

Eine Gerichtsverhandlung vor dem Ortsgericht in Nieder-Pomsdorf.

Franz Schmidt.

Actum Nieder-Pombsdorf, den 20. August 1752 ist bei dem Hochreichsgräflichen Schaffgottschen Ambte gegenwärtiges Verhör zwischen der Rosina Tielscherin, Hans Tielschers eheleiblicher Tochter, Gärtner zu Hermbsdorf gehalten worden.

Praesente Me Antonio Aust, dermaliger Verwalter.

Wie heißt du, wer bist du, wie alt, was vor Religion?

Ich heiße Rosina Tielscherin, alt 10 Jahre, ledig, katholisch, Hans Tielschers Tochter, Gärtner von Hermbsdorf.

Weißt du, warum du in Arrest bist?

Ja, wegen einem Diebstahl.

Ist es wahr, daß du dem Hans Christoph Praßke zu Hermbsdorf vor ohngefähr 6 Wochen aus dem Kasten $12^1/_2$ Sgr. entwendet?

Ja, es ist wahr, und damals, da derselbe nicht zu Hause war.

Wie hast du es angestellt?

Ich habe die Tür offen gefunden, da selber verreiset war und die Praßkin in der Kirche. Es steckte der Schlüssel in der Lade, so nahm ich das Geld aus dem Fache.

Ist es wahr, daß du des Thaners Jungen einen 5-Böhmer gegeben?

Ja, und zwar dem 5 Jahre alten, und dieses ist auf der Gasse geschehen.

Ist es wahr, daß deine Mutter keine Wissenschaft von dem Diebstahl gehabt?

Ja, ich habe solches den 3. Tag ihr erstlich entdeckt.

Zu was Ende hast du dem Thaner Jungen den 5-Böhmer gegeben und zu des Hans Böhster Kinder gesprochen, sie sollten mit dir in Patschkau gehen, Goldblatt zu kaufen?

Ich habe wollen Nüsse zum Verkauf vergolden.

Ist es wahr, daß die Mutter den 3. Tag das Geld zu sich genommen?

Hat solches nicht zugestanden. Nach erlangten 20 Streichen Staupenschilling die Wahrheit umständlich erkennt, daß, wie die Mutter sei zu den Gerichten gerufen worden, sie das Geld versteckt hätte unter das Stroh.

Warum hast du das Geld unter das Stroh gestecket?

Daß es die Gerichte nicht finden sollten, wenn sie meiner Mutter Krohm durchsuchen werden.

Ist es wahr, daß deine Mutter der Caspin 5 Fünfböhmer vorgelöhnet?

Ja, sie wollte es ihr in das Gesicht sagen.

Was sagte dir die Mutter bei der Löhnung des Geldes?

Sie sagte, ich sollt ihr das Buttergeld holen, ich brachte ihr aber das Gestohlene.

Ist es wahr, daß dir die Mutter gesagt, du sollst bei den Gerichten nichts gestehen?

Ja, ich sollte nicht das mindeste sagen, man möchte mit mir verfahren, wie man wolle.

Ist wahr, daß deine Mutter von dem Gelde noch vorrätig habe?

Ja, das ist das Geld, was ich bei Forderung der Mutter vor die Gerichte ins Bett versteckt.

Da also die Mutter eingezogen wurde und allhier und öffentlich gerufen, ist zu ebener Zeit Inquisition, nachdem sie alles zugestanden mit 60 Streichen Staupenschilling ihrer Bosheit bestrafet worden und mit gnädiger Einwilligung des Arrestes entlassen worden.

Actum ut supra.

Anton Aust, p. A. Verwalter. Karl Lindner, Wirtschaftsschreiber.

Aus der Ortsgeschichte von Weigelsdorf.

Agnes Pelle.

Von der Gründung unseres Dorfes.

„Bauer, die Scholle ruft! Komm, brich auf die duftende Ackerfurche, die deiner Arbeit, deines Schweißes harrt! Komm, hilf verborgene Schätze heben!" Das war der Ruf, der zu Beginn des 13. Jahrhunderts aus den großen Waldgebieten Schlesiens in die hochentwickelte Kultur des Westens hineinscholl. Franken und Bayern, Schwaben und Sachsen kamen in langen Zügen, um hier in Schlesien Landeigner zu werden. Der Westen gab den Menschenüberschuß an den Osten ab. Nachgeborene Bauernsöhne waren es meist, denen in der Heimat das harte Los des Knechtseins zugefallen war, Hagestolze in des Wortes ursprünglichster Bedeutung, denen die Heimat nicht Raum zur Gründung eines eigenen Hausstandes gab, die hier in Schlesien durch unermüdliche harte Arbeit sich Scholle und Heim erringen wollten.

Weigelsdorf verdankt seine Entstehung Herzog Heinrich I. dem Bärtigen, dem Gemahl der hl. Hedwig. Er schenkte „1234 dem Stifte Trebnitz 200 Hufen Landes bei Münsterberg (sambice) zur Aussetzung nach deutschem Rechte, auf denen bald darauf die deutschen Dörfer Wygandisdorph, Conzendorf und Brenthe Eyche (Eichau) entstanden".

Obgleich die Echtheit dieser Urkunde neuerdings in Frage gestellt worden ist, fällt doch die Gründung der Dreidörfergruppe in jene Zeit. Denn schon „1244 schenkt Herzog Boleslaw von Schlesien auf Bitten seiner Tante Gertrud, Aebtissin von Trebnitz, 4 Hufen Landes in seinem Dorfe vigandi villa dem Kloster Trebnitz" (Schlesische Regesten [S. R.] Nr. 622. Regesten des Klosters Trebnitz [T. R.] Nr. 60) und am „14. Januar 1256 erteilt Bischof Thomas von Breslau auf Bitten der Aebtissin Gertrud für die ein oder zwei Hufen, die das Stift in vigandi villa selbst unter dem Pfluge hat, Freiheit von dem bischöflichen Zehnten". (S. R. Nr. 914. T. R. Nr. 85.)

Nach damaliger Sitte umschritt der Stifter mit seinem Gefolge das geschenkte Land. Dann übergab der Herzog das neue Siedlungsgebiet dem Unternehmer (locator) Wygand, der unserm Ort auch den Namen gab. Aus vigandi villa, d. i. Ort des Wygand, wurde allmählich, wie aus Urkunden hervorgeht, Wygancych, Wygandisdorph, Weygamsdorf, Weigsdorf, Weigelsdorf.

Wygand stammte nachweisbar aus der Gegend von Bamberg und „wurde 1227 mit seinem Bruder Ludwig nach Trebnitz gerufen, um beim Bau des Klosters zu helfen". (Kopietz, Kirchengeschichte des Fürstentums Münsterberg 449.)

Der Lokator verteilte das Land an seine fränkischen Stammesgenossen. Jeder bekam eine große fränkische oder Waldhufe. Daneben gab es kleine oder flämische Hufen. Erdhaufen, Koppitzen genannt, bezeichneten die Grenze. Wygand unterstützte seine Leute durch Vieh und Saatgut, auch durch Geld.

Die Talsenkung längs des plätschernden Baches war der geeignetste Siedlungsplatz. Hier entstanden die einfachen Holzhütten der Siedler, die, nachdem die Ernährung durch Urbarmachung sicher gestellt war, den schmucken Fachwerkbauten Platz machten. Der bunt bemalte oder durch Schnitzwerk verzierte Giebel zeigte nach der Straße. Um Giebel und Hofwand zog sich eine Holzveranda, die „Bühne", hin, die Lagerplatz für Obst und Gemüse war. Auch Hühner- und Taubenstall waren hier untergebracht. Daher spricht man noch heute von der „Hühnerbühne".

Die Haustür war mit dem „Gatter" verschlossen und von der „Laube" überwölbt. Der über der Haustür vortretende Giebelbau hieß „Frankspitze". Hier lag auch die „fränkische Stube". Wohnhaus, Kuh- und Pferdestall bildeten die eine Langseite des Gehöfts. Schuppen, Scheune, Schaf- und Schweineställe umschlossen das Geviert des Hofes. Vor dem Giebel lag im „Vorgärtel" der Ziehbrunnen mit hochragendem Balken. Hinter der Scheuer lagen Gras-, Obst- und Gemüsegarten.

Heute findet man das typisch fränkische Haus nur noch selten in abgelegenen Gebirgsdörfern. Bei uns erinnert noch der nach der Straße zeigende Giebel und das geschlossene Hofgeviert an das fränkische Siedlerhaus.

Der schönste Platz in der Mitte der Dorfreihe blieb für die Kirche und die mit ihr verbundene Pfarr- oder Küsterschule. Um die Gehöfte breiteten sich saftige Wiesen. Dahinter lagen zusammenhängend die dazu gehörigen Aecker, Wiesen und Waldstücke.

Polnisches und deutsches Recht.

Weigelsdorf war, wie alle von deutschen Rückwanderern gegründeten Orte, nach „deutschem Rechte" ausgesetzt worden. Das deutsche Recht stand im Gegensatz zu dem bisher in Schlesien geltenden slavischen oder polnischen Recht. Die Befreiung vom polnischen Recht war die erste Forderung, die die deutschen Siedler vor ihrer Niederlassung stellten. Das polnische Recht schied die Bevölkerung in Freie oder Adelige, in Halbfreie oder Kmeten und in Unfreie oder Hörige. Der höhere Adel stellte die fürstlichen Hofbeamten und die höhere Geistlichkeit, der niedere Adel die Kastellane, Landausmesser, Schatzmeister, Kanzler und alle übrigen Beamten. Ein besonderes Vorrecht der polnischen Adeligen war es, den Zehnt nicht der zuständigen Pfarrkirche, sondern einer beliebigen Kirche zukommen zu lassen. Die Halbfreien, die Kmeten,

waren nur ihrer Person nach frei. Sie hatten in der Not ihr Besitztum an reichere Nachbarn verkaufen müssen. Dem Landesherrn gegenüber waren sie zu Wacht- und Vorspanndiensten, zu Jagd- und Kriegshilfe verpflichtet. Die Hörigen oder Unfreien waren völlig entrechtet. Der Grundherr konnte ihnen ihre Scholle nehmen, konnte sie mit der Scholle verkaufen: sie waren leibeigen. Ueber Leben und Tod entschied aber nicht der Grundherr, sondern der Landesfürst. Ihre Abgaben an den Landesherrn bestanden in Getreide, Honig, Eiern, Schweineschultern. Dazu kamen unzählige andere Dienste. So z. B. geben die „Gärtner in Zesselwitz 1287 von der Hufe Acker jährlich einen Vierdung d. i. 1/4 Mark Zins, ferner Münzgeld nnd 4 Holzhühner. Sie schneiden auf dem Felde um das Zwölfte (d. h. die zwölfte Garbe gehört ihnen), Dreschen um das Zwanzigste, fertigen Schauben zum Dachdecken, legen sie, dreschen Hanf und anderes Getreide, hauen, rechen, breiten Gras, bringen es ein, wofür jeder insgesamt für das Hauen des alten Grases eine Mark, für das des Grummets den dritten Haufen erhält. Zwei hüten die Pferde des Klosters Heinrichau bis nach St. Gallen; jeder erhält dafür ein Fuder Brennholz und ein Beet Rüben und ein Viertel Hanf zu säen. Sie breiten Mist, waschen die Schafe, die ihre Weiber scheren. Pferde, Ziegen dürfen sie nicht halten, wohl aber Gänse. Oel wird ihnen unentgeltlich geschlagen".

Das polnische Dorfwesen wird von dem Vogt verwaltet, der zugleich Ortsrichter ist. Er hat keinen Anteil an den Strafgeldern. An der Rechtsprechung sind die polnischen Dorfbewohner nicht beteiligt

Im deutschen Recht gibt es nur gleichberechtigte freie Deutsche. Sie besitzen ihre freie Scholle „erb- und eigentümlich". Ihre Abgaben an Kirche und Landesherr sind genau festgelegt. Sie werden stets in Münze gezahlt. Anstelle des polnischen Garben-dezems, d. h. der Abgabe der 10. Garbe, tritt eine Geldabgabe oder eine Abgabe an Getreide, nach Maltern und Scheffel gemessen.

Der Deutsche nimmt teil an der Verwaltung des Dorfes. Als Schöffe hilft er mit Recht sprechen. Der Schulze leitet das Ortsgericht. Er hat Anrecht auf einen Teil der eingenommenen Strafgelder. Kein Deutscher kann vor ein polnisches Gericht gestellt werden. Auch nicht vor das Zaudengericht, das in polnischer Sprache über Freie und Adlige richtete. Mit dem vermehrten Einfluß der Deutschen verlieren die polnischen Gerichte von selbst ihre Berechtigung. Herzog Heinrich IV. befreit 1327 die Breslauer Bürger, daß sie in Schuldsachen nicht vor das Zaudengericht gefordert werden können und hebt es 1337 ganz auf. In Münsterberg bestand dieses Gericht noch am Ende des 15. Jahrhunderts. 1496 ist Jürgen von Wildenstein Zaudenrichter von Münsterberg.

Die Leistungen der Bauernschaft.

Der deutsche Siedler saß 7 Jahre frei auf der Scholle. Nach Ablauf dieser Frist mußte er an den Grundherrn den Zins, an die Kirche den Zehnt zahlen. Für die Hufe wurde 1/4 Mark, auch Vierdung oder Fürtung oder Firtung genannt, gezahlt. In dem Schöppenbuch des Kreisgerichts Trebnitz aus dem Jahre 1410 werden als Abgaben der neugegründeten Dreidörfergruppe angegeben:

„Districtus Monsterbergensis.

Weigsdorf hat LVII Huffen, do gebit itzliche eyne Firtung uf Martini und VI Scheffel getreyde, korn, gerste, hafir. Summa des Geldes XIIII marg und I Firtung. Summa des getreydes XXVIII maldir und IIII Scheffel.

Cunzendorf hat LVII Huffen, do gebit itzliche eyne Firtung uf Martini und VI Scheffel dreyerley getreydis, korn, gerste, hafir. Summa des Geldes XIIII marg und I Firtung. Summa des getreydis XXVIII maldir und IIII Scheffel.

Czur Eyche sint XXI Huffen, do gebit die Huffe eyne Firtung uf Martini und VI Scheffel getreyde, korn, gerste, hafir. Summa des Geldes V marg und I Firtung. Summa des getreydis X maldir und VI Scheffel".

Zu Zins und Zehnt kamen noch andere außergewöhnliche Leistungen. Zum Bau der Stiftskirche zu Trebnitz mußten die Einwohner der Orte Weigelsdorf, Kunzendorf, Eichau Handwerksdienste leisten. Deshalb befreit sie der Herzog von allen Lasten; u. a. auch von der „stroza" d. h. dem Wachgeld. (Die Untertanen mußten den Besitz des Landesherrn bewachen oder statt dessen eine Abgabe entrichten.)

Der Siedler besaß seine Scholle erb- und eigentümlich. Im Vergleich zu dem entrechteten slavischen Bauer erfreute er sich einer nahezu unumschränkten Freiheit. Doch änderten die Zeiten hieran vieles.

Mißernten kamen, Unwetter, Dürre und Nässe brachten ihn um den Ertrag seiner Arbeit. Die Kriegsfurie durchbrauste das Land. Ihre Verbündete, die Pest, folgte. Kriegssteuern mußte der verarmte Bauer aufbringen. Dann rang er trotz seiner Anspruchslosigkeit um das nackte Leben. Mit Bangen dachte er an das nächste Frühjahr. Saatgut und Zugvieh fehlten.

Da half die Grundherrschaft mit Saatgetreide, Geld, Zugvieh aus. Als Ersatz dafür ließ sie sich vom Untertan Dienste leisten. Waren die Notjahre vorüber, blieben die Dienstleistungen bestehen und der einstmals freie Bauer glitt mehr und mehr in ein Robotverhältnis hinein. Im 17. Jahrhundert waren die Nachkommen der einst freien und stolzen Siedler unseres Ortes zu robotpflichtigen Untertanen hinabgesunken. Selbst die persönliche Freiheit war ihnen genommen. In den Weigelsdorfer Gerichtsartikeln heißt es: „Kein Untertan darf bei Verlust seines sämtlichen Vermögens aus dem Lande entweichen, noch sich in fremde Gerichtsbarkeit begeben, er habe denn vorher die Entlassung von der Erbuntertänigkeit erlangt. Die Gerichte werden sein Vermögen in Beschlag legen, bis er sich durch einen herrschaftlichen Losbrief ausgewiesen hat".

Am Beginn des 18. Jahrhunderts haben die Weigelsdorfer Bauern an „Reallasten" an das Kloster Trebnitz zu zahlen:

1. Grundzins an die Gutsherrschaft und Zehnt an die Kirche.
2. Dreiding-, Trank- und Essegelder. Unterhaltungskosten für den zum Gericht kommenden Stiftskanzler.
3. Robotgelder. Zahlung für die in eine Geldabgabe umgewandelten Robotdienste.
4. Baugelder, Schafgelder, Spinngelder. Das Baugeld trat anstelle von Werkleistungen, die die Untertanen bei Bauarbeiten der Grundherrschaft zu leisten hatten. Statt der ursprünglichen Verpflichtung, Schafe für die Grundherrschaft zu halten, zahlte man das Schafgeld. Spinngelder lösten die Verpflichtung der Untertanen ab, für die Herrschaft eine bestimmte Anzahl von Kloben Flachs zu brechen oder Stücke zu spinnen. (Ein „Kloben" waren 30 „Reisten", jede Reiste zwei „Hamfeln".)
5. Besitzeränderungsabgaben. Ursprünglich wurden diese in Naturalien gegeben. In einem Kaufbrief der Weigelsdorfer Scholtisei aus dem Jahre 1413

heißt es: „Wer auf das Gericht (d. i. die Scholtisei) zeucht, soll geben 2 Pfund Pfeffer; wer abzeucht 1 Pfund". Später wurden beim Verkauf der Scholtisei 10% von der ersten Hälfte der Kaufsumme und von der zweiten Hälfte der sogen. Markgroschen d. h. pro Thaler schlesisch 9 Pfennig an das Kloster gezahlt. Von allen übrigen Besitzungen des Dorfes wurden 3 1/8% der Kaufsumme als Markgroschen gezahlt.

Der Zehnt oder Dezem mußte jedes Jahr am 11. November gezahlt werden. Martini galt als Abschluß des bäuerlichen Wirtschaftsjahres. Laut Eintragung in das Kirchenbuch mußte Weigelsdorf an Dezem abliefern:

1. Bestimmte Abgaben von Körnern an Roggen und Hafer auf der Scholtisei, auf den Bauerngütern und den daraus entstandenen Parzellen für den Pfarrer und zwar, „pro Hufe 1 1/2 Scheffel Korn und ebensoviel Hafer, es seien Edle oder Pauersleuthe".
2. Neujahr- und Offertoriengelder für den Pfarrer und den Küster.
3. Wettergarben und Läutebrote für den Küster. (Beim Gewitter wurden die Glocken geläutet, weil man allgemein glaubte, durch die Lufterschütterung zerteile sich das Wetter.)
4. Eine Geldabgabe (ein Spezies Dukaten = 4 Rth. 10 sgr.) statt Dezem auf der Scholtisei.
5. Kirchsteiggeld auf einigen Grundstücken.

Dem Schulmeister, der zugleich Küster war, stand zu:

1. Die Colende an Ostern und Pfingsten im ganzen Kirchspiel.
2. Die Wettergarbe nach der Ernte; von der Hufe zwei Garben Korn und zwei Garben Hafer.
3. Brotumgänge (Läutebrote) zu St. Georgi und St. Michaelis von Bauern und Gärtnern. Die Gärtner gaben statt des Brotes jedesmal 3 Groschen.
4. Wenn eins vom Adel stirbt, gehört dem Pfarrer das schwarze, dem Schulmeister das weiße Leichentuch.

Die Dezemlasten bestanden bis zum Jahre 1865. In diesem Jahre erschien das Gesetz „betreffend die Regulierung der Schlesischen Zehntverfassung". Die Dezemabgabe wurde durch eine Rente abgelöst, die das 22 2/9 fache der Jahresdezemleistung betrug.

Rechte und Pflichten des Schulzen.

Wygand, der Lokator, wurde der erste Schulze oder Schultheiß, weil er den Zehnt und den Zins, die Schuld, einheischen mußte. Dafür bekam er vier Freihufen. Außerdem standen ihm noch folgende Rechte zu:

Der Schulze durfte 2 Mühlen anlegen (Mühlrecht), eine innerhalb (Niederdorf), eine außerhalb des Dorfes (Feldmühle). Alle Dorfbewohner mußten ihr Getreide in diesen Mühlen mahlen lassen. „Bei 1 Rth. Strafe ist es verboten, das Getreide in fremde Mühlen zu fahren." (Weigelsdorfer Gerichtsartikel.)

Der Schultheiß allein besaß das Recht zu brauen (Brauurbar); dazu die Schank- und Kretschamgerechtigkeit. „Kein Untertan darf sich bei 5 Rth. Strafe unterstehen, fremdes Bier und Branntwein einzuführen, noch bei 2 Rth. Strafe zu fremdem Bier und Branntwein gehen." (Weigelsdorfer Gerichtsartikel.)

Auch das Fischerei-, Back- und Schlachtrecht stand ihm zu. An der Dorfaue ließ er eine Schmiede errichten. Der Schmied war dem Schulzen zu bestimmten Sachleistungen verpflichtet.

Einen Teil der ihm zustehenden Rechte übte der Schulze selbst aus, die andern hatte er verpachtet oder verkauft.

Der Schulze war dem Landesherrn gegenüber zu Roßdiensten verpflichtet. Im Breslauer Staatsarchiv befindet sich ein Originalpergament aus dem Jahre 1337. Es lautet:

„Bolko, Herzog von Schlesien, Herzog von Fürstenberg (d. i. Fürstenstein) und Münsterberg bekennt, daß Peter von vigandi villa zwei Wallache und andere Pferde im Werte von 42 Mark Prager Groschen in seinen Diensten verloren. Dafür befreit er den Peter und seine Nachfolger von allen Reiterdiensten, bis er, der Herzog, die 42 Mark bar entrichtet oder die Genannten mit Wallachen entschädigt hat. Dann tritt die frühere Verpflichtung wieder ein, wonach sie zu seinen Diensten während eines vollen Monats verpflichtet sind." (S. R. Nr. 5824.)

Der Schulze mußte also im Kriegsfalle dem Herzog eine Anzahl von Pferden stellen, ihm Ritterdienste leisten. Diese Scholtiseien hießen deshalb „Rittermäßige" Scholtiseien. Die Fürsten schufen solche, um sich im Kriegsfalle die nötigen Mannschaften zu sichern. Anstelle des Roßdienstes trat oft eine Geldabgabe. Später zahlte jeder Schulze soviel Mark Silber Roßgeld als er Freihufen hatte.

Als besonderes Entgelt für die zu leistenden Roßdienste stand der Scholtisei das Recht der „freien Schaftrift" zu, d. h. die Schafhütung auf den Aeckern der Bauern. Dieses Recht war ein besonderes Kennzeichen der „Rittermäßigen Scholtiseien."

Der Schulze trat nicht nur für die Sache des Grundherrn im Dorfe ein, er sprach auch in seinem Namen Recht. Man unterschied die obere und die niedere Gerichtsbarkeit. Die obere stand dem Stift Trebnitz zu.

Dreimal im Jahre kam der Stiftskanzler aus Trebnitz nach Weigelsdorf, um hier Gericht zu halten. (Dreiding.) Er stieg auf der Scholtisei ab, wo er seine Mahlzeit bekam. Die anderen beiden Mahlzeiten mußten ihm die Bauern geben. Bald trat an die Stelle dieser Naturallieferungen das Trank- und Essegeld.

Es wurde gerichtet über schwerere Vergehen, Mord, Totschlag, Diebstahl, Gotteslästerung. „Sollte jemand Gott lästern, so soll er öffentlich oder im Geheimen unserm fürstlichen Stifte (d. i. dem Obergerichte) zu härterer Strafe angezeigt werden." (Weigelsdorfer Gerichtsartikel.) Das Gericht verhängte schwere Geld- und Freiheitsstrafen, ja sogar den Galgen. Der Weigelsdorfer Galgen stand auf einem Hügel zwischen Weigelsdorf und Schönharte. Herzog Bolko gab sogar 1399 dem verdienstvollen Petrus von Weygensdorf das „Gericht des Blutes, das sich ziehet über Hand und Haupt", d. h. zu der niederen auch die obere Gerichtsbarkeit.

Die niedere Gerichtsbarkeit war Sache des Scholzen. Er führte beim Dorfgericht den Vorsitz. Als Zeichen seiner Macht trug er den Scholzenstab. Ihm zur Seite standen Ratsleute und Schöffen. War der Scholze nicht anwesend, dann vertrat ihn der älteste Schöffe als Gerichtsscholz. Vor das Ortsgericht kamen alle Fälle, die heute der Schiedsmann erledigt. Das Dorfgericht verhängte Stockarrest, Halseisen, leichte Geldstrafen. Gerichtsschreiber war meist der Lehrer des Ortes. Zu Beginn jeder Gerichtsverhandlung wurden die Gerichtsartikel vorgelesen. Der Gerichtsschreiber bekam dafür 6 Silbergroschen. „Wer

von diesem Vorlesen vor der Zeit weggeht, erlegt 6 sgr. Strafe." (Weigelsdorfer Gerichtsartikel.) Die eingenommenen Strafgelder wurden, wenn der Stiftskanzler kam, geteilt. „Den dritten Pfennig", d. h. den dritten Teil bekam der Schulze. Das Uebrige kam in die Armenkasse. Das Dorfgericht trat im „Gerichtskretscham" alle Vierteljahre zusammen und hieß später „Gebot".

Die schriftlichen Arbeiten besorgte der Gerichtsschreiber. In einem Schriftstück aus dem Jahre 1803 hören wir, was der damalige Schullehrer und Gerichtsschreiber Klemenz Fellbaum „an fixiertem Gehalt von der Gemeinde zu fordern und auch ohnweigerlich erhalten müsse".

1. Von einem Kauf aufsetzen 16 Sgr.
2. Von der Eintragung desselben ins Schöppenbuch 6 Sgr.
3. Vom Kaufschreiben soviel als der Stempel vom Kaufbrief kostet.
4. Von einem Ehekontrakt, desgleichen einem Inventario 12 Sgr.
5. Von einer Erbschaft pro Hundert 1 Sgr.
6. Von einem Protokoll pro Bogen 2 Sgr. 6 Pf.
7. Von einem Testament pro Bogen 3 Sgr.
8. Vom Terminschreiben 1 Sgr.
9. Von Verlesung der Dreidingartikel 6 Sgr., außerdem ein jährliches „Sallarium" von 12 Reichsthalern.

Die Besitzer der Scholtisei.

Als Stiftsdorf war Weigelsdorf auf Glück und Unglück mit dem Kloster Trebnitz verbunden. In Zeiten der Not verkauften oft die Aebtissinnen ganze Stiftsdörfer oder einzelne Gerechtsame. In besseren Zeiten suchte man den Besitz zu mehren und verlorene Rechte wiederzugewinnen. Außer dem in der schon erwähnten Urkunde (S. R. 5824) genannten Petrus waren folgende Besitzer der Scholtisei zu ermitteln:

1373 Aebtissin Katharina III., Herzogin von Brieg verleiht das Stiftsdorf Weigelsdorf den Brüdern Peter, Johann und Nikolaus so, „daß sie statt eines Zinses jährlich 10 M. Prager Groschen zahlen." (T. R. 244.)

1376 Dieselbe Aebtissin gibt die „Nikolaische Scholtisei" dem Petrus Seipel genannt Petrus de Weygensdorf. (Die Erneuerung dieses Kaufbriefes fand wegen strittiger Rechte 1656 statt. Diese befindet sich im Besitz des Herrn Dr. phil. Curt Schottländer, Niederkunzendorf. Es hängt daran das Trebnitzer Stiftssiegel, die Gottesmutter mit dem Jesuskinde darstellend.)

1399 Petrus Seipel hat sich bei dem Herzog Bolko solche Verdienste erworben, daß „er ihm ganz die Freiheit beweiset auf seinem Gute auf dem Berge". Petrus de Weygansdorf bekommt sogar das „Gericht des Blutes, das sich ziehet über Hand und Haupt", d. i. die obere Gerichtsbarkeit.

1413 Aebtissin Bolca von Cosel bestätigt den Besitz des Gerichtes auf dem Berge in Weigelsdorf dem Hannes Traberg. Die Scholtisei umfaßt „4 Hufen rechtes freies Erbe mit 4 Gärtnern ihm zu Hofe zu arbeiten, frei alles Zehnten und Bischofsvierdung mit einer freien Schaftrift". Bei Besitzveränderungen soll der „auf das Gericht zeucht, uns geben 2 Pfd. Pfeffer, der abzeugt ein Pfd. Pfeffer."

1416 wurden die Obergerichte und das Niedervorwerk (Tschammerhof) von der Scholtisei getrennt.
1423 verkauft Hans Traberg das halbe Gericht (d. i. die Niedergerichte) „dem tüchtigen Knechte Fritzen Hund."
1425 verkauft „Hannsen Traberg, ehedem Scholtis zu Weigamsdorf die Schmiede dem Hans von Haugwitz (der Tschammerhof schon besaß), seinen Erben und Urwendigsten" d. i. Nächsten. (T. R. 442.)
1453 wird in einem Kaufvertrag bereits ein Cunz von Blankenstein, Erbherr zu Weigelsdorf, genannt. (T. R. 528.) Dann kam die Scholtisei an die Familie Haugwitz, die bereits das Niedervorwerk und die Obergerichte besaß.
1477 verkauft Hanns von Haugwitz die Obergerichte in Weigelsdorf mit allen Zugehörungen und Einlägern (Einquartierungen) in dem Niedervorwerk dem Seyfried von Wadewitz. (T. R. 590.)
1479 Seyfried von Wadewitz veräußert 50 Gulden jährlichen Zinses zu Weigelsdorf und Mertinsdorf (Märzdorf) an Hans und Anna Betschen, des George Betsch Waisen.
1490 gibt Herzog Heinrich der Aeltere von Münsterberg den verpfändeten Zins dem Wadewitz zurück. (T. R. 612.)
1496 übergibt Seyfried von Wadewitz vor dem Zaudenrichter Jürgen von Wildenstein zu Münsterberg „all seinen Besitz" (die Scholtisei nebst Tschammerhof) seinem Sohne Georg. (T. R. 626.)
1502 bestätigt die Aebtissin Anna III. dem Georg Wadewitz seinen Besitz.
1504 bringt dieselbe Aebtissin das Dorf Weigelsdorf mit allen stiftungsmäßigen Rechten an das Kloster Trebnitz. Die Urkunde (T. R. 661) besagt: „Wadewitz soll sich mit seinen Erben aller Ansprüche auf das Stiftsdorf Weigelsdorf begeben. Dies verbürgt Wadewitz. Dafür bekommt er und seine Erben vom Kloster Trebnitz 350 ungarische Gulden und das Kloster bezahlt alle auf dem Ort haftenden Zinsen."

Doch muß es dem Kloster Trebnitz schwer gefallen sein, die 350 ungarischen Gulden aufzubringen. Die Aebtissin Anna bekennt 1505, daß das Erbteil der Ursula Gedlizin, einer Klosterjungfrau, 75 M. böhmische Münze, zur Bezahlung des Stiftsguts Weigelsdorf ausgegeben worden ist. (T. R. 663.) 1528 klagt der Stadtschreiber Valerius Scipio Schellenschmidt zu Breslau beim Herzog Karl von Münsterberg, daß das Kloster Trebnitz 11½ Mark Zinses zu einem Lehen gehörig auf dem Dorfe Weigelsdorf nicht gezahlt hat. Noch 1530 schwebt diese Klage. Der Herzog als Schiedsrichter macht dem Kloster Trebnitz zur Pflicht, „dem Schellenschmidt die Zinsen abzukaufen, die da sind 161 Mark Groschen, die da machen 276 Gulden hungarisch, gut an Golde und rechtfertig von Gewicht". (T. R. 727.)

1516 kauft das Stift die Obergerichte von dem Erbscholtiseibesitzer Sattwitz zurück.
1602 bestätigt die Aebtissin Sabina von Naß dem „getreuen Christopf Düringk den Besitz der Scholtisei. (Originalurkunde im Besitz des Herrn Dr. Schottländer, Niederkunzendorf.)
1652—64 war Caspar Campher Erbscholz.
1664—86 Gottfried Bruckisch.
1687 kauft Johann Christopf Scheffler die Scholtisei um 3150 Thaler von der Wittib Bruckischin geb. Kämpherin.

1717 verkauft Scheffler die Scholtisei für 5200 schwere Mark an Kaspar Thiel. Die Mark wurde zu 48 Groschen, der Groschen zu 12 Heller gerechnet.
1720 verkauft Thiel die Scholtisei um 4775 schwere Mark an Christoph Kirschten. Ihm folgte sein Sohn Simon.
1748—1778 Christoph Koblitz. (Sein Grabstein, leider beschädigt, noch vorhanden.)
1778—1792 des vorigen Sohn.
1792 kauft sie des vorigen Schwester Elisabeth Koblitzin für 4000 Reichsthaler.
1797 Die Koblitz'schen Erben verkaufen die Scholtisei an Amand Hauer, Gutsbesitzer in Beerwalde, für 9000 Reichsthaler in Königl. preußischem schwerem Kourantgeld nach dem Münzfuße vom Jahre 1764 und 2000 Thaler in Königlicher Münze, jeden Reichsthaler zu 24 Silbergroschen, jeden Groschen zu 12 Pfennig gerechnet.
1825 Hauer verkauft die Scholtisei an den Leutnant Krause für 13 177 Reichsthaler. Von ihm erbte sie seine Gemahlin Anna Krause geb. Seifert.
1848 verkauft die Witwe Krause die Scholtisei für 24 000 Reichsthaler an Ferdinand Pohl. In dieser Familie blieb sie bis zum Jahre 1904. Philipp Pohl starb 1903. Seine beiden Söhne, Dr. Ferdinand Pohl und Max Pohl verkauften
1904 die Scholtisei an den heutigen Besitzer Dr. Curt Schottländer für 225 000 Mark.

Die alte Wirtschaftsform.

Der fränkische Siedler brachte aus dem Westen den eisernen Pflug mit, der den Acker tiefer aufriß als der Holzpflug des polnischen Bauern. Steine und Wurzeln waren kein ernsthaftes Hindernis mehr. Waldboden, Heide und Wiese verwandelten sich in fruchtbares Ackerland. Anstelle der minderwertigen slavischen Bewirtschaftung trat hier in Schlesien die deutsche Dreifelderwirtschaft mit dem Flurzwang.

Die Feldmark des ganzen Dorfes war in drei Gewanne oder Schläge eingeteilt. In Weigelsdorf hießen sie Vorder-, Mittel- und Hinterfeld. Der Bauer durfte nicht anbauen, was er wollte. Er unterstand darin dem Beschluß der ganzen Gemeinde. Innerhalb der dreigeteilten Feldmark trat ein dreijähriger Fruchtwechsel ein.

	Vorderfeld.	Mittelfeld.	Hinterfeld.
1. Jahr.	Brache.	Winterung.	Sommerung.
2. Jahr.	Winterung.	Sommerung.	Brache.
3. Jahr.	Sommerung.	Brache.	Winterung.

An Vieh durften die Weigelsdorfer Bauern Rinder, Schweine, Geflügel und Kleintiere halten. Schafe zu halten, war ihnen verboten. Erst „1668 wurde es ihnen als bloßes Gnadengeschenk verstattet, pro Hufe 25 Schafe zu halten.“ Auf der Brache hüteten die Schafe der Scholtisei, der ja die freie Schaftrift zustand. Der Dorfhirte, der von der Gemeinde Brot und Lohn bekam und im „Hirtenhäusel“ wohnte, schritt am Morgen lustig auf seinem Horn blasend das Dorf entlang. Die Gehöfte öffneten sich, die Rinder wurden herausgelassen. Am Abend lieferte sie der Hirt wieder ab. Der Schweinehirt trieb die Schweine aus. Kleine Leute, Häusler und Gärtner gaben ihr Vieh zum Bauern und zahlten diesem dafür Hütegeld. Es betrug von einer Kuh 6 sgr., von einem Schwein 3 sgr. für die Hütezeit.

Die Dreifelderwirtschaft bestand in ihrer strengen Form bis in die Zeit Friedrich des Großen. Als dieser neue Kulturpflanzen, Kartoffeln, Klee, Lupine, einführte, fanden diese im Rahmen der Dreifelderwirtschaft keinen Raum. Durch Verordnung mußte ein Drittel der Brache mit den neuen Kulturpflanzen bebaut werden. Nach und nach machte sich die Landwirtschaft von dem einengenden Flurzwang ganz los und es entwickelte sich allmählich die heutige Wirtschaftsform.

Von der Kirche.

Die Siedler sind wohl bald, nachdem sie ihr Anwesen notdürftig aufgebaut hatten, zum Bau eines Holzkirchleins geschritten. Die Pfarrwidmut war in der Mitte des Dorfes mit zwei Hufen dotiert worden. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß das Dorf schon im 13. Jahrhundert eine Pfarrkirche besessen hat. 1376 wird in einer Urkunde des Kardinals Johann von St. Markus „ein plebanus ecclesiæ in vigandi villa", also ein Seelsorger in Weigelsdorf erwähnt. (Kopietz 636.)

Im Jahre 1440 beauftragt der Bischof den Pfarrer von Nossen, den Bartholomäus Schrom, der von der Aebtissin Anna als Pfarrer von Weigelsdorf vorgeschlagen worden, in sein Amt einzuführen.

Aus der nun folgenden Zeit sind die Nachrichten über unsere Kirche außerordentlich spärlich. Kirchenbücher aus alter Zeit müssen im Uebereifer der Reformationszeit vernichtet worden seien. Die heute noch vorhandenen beginnen erst 1683. Die im fürstbischöflichen Vikariatsamt lagernden Akten zerstörte ein Brand. So mangelt es an jeglicher Quelle aus dieser Zeit.

Als die Wirren der Glaubensspaltung kamen, wurde etwa um 1575 die Weigelsdorfer Kirche den zahlreicheren Protestanten zugesprochen.

Weigelsdorf wurde protestantische Mutterkirche von 1575—1653, Schreibendorf war Tochterkirche. (Nach einer Notiz im ältesten Kirchenbuch von Schreibendorf aus dem Jahre 1662.) In der Zeit der Gegenreformation wurde die Kirche den Katholiken zurückgegeben. Eine kaiserliche Kommission reiste von Ort zu Ort. Nachdem diese in Tepliwoda und Waldneudorf gewesen war, kam sie auch nach Weigelsdorf. Das Uebergabeprotokoll lautet:

„Am 12. Dezember 1653 kamen wir nach Weigelsdorf, das dem Kloster Trebnitz gehörte. Da der Scholze und die Schöffen nicht da waren, keiner der Bauern die Kirchenschlüssel übergab, so öffneten wir die Kirche gewaltsam, rekonziliierten sie und den Kirchhof und übergaben sie dem Pater Melchior aus dem Stifte Heinrichau." (Kopietz 636.)

Die Zisterzienser aus Heinrichau verwalteten nun seit dieser Zeit die Pfarrei Weigelsdorf bis zur Aufhebung des Stiftes. Ihre Namen sind sämtlich bekannt. Zunächst war Weigelsdorf Filiale von Berzdorf. 1753 wurde P. Mathäus Müller aus Heinrichau erster selbständiger Pfarrer.

Die Kirche ist dem hl. Bartholomäus geweiht. An die Zugehörigkeit zu Trebnitz erinnert nicht nur die Figur der hl. Hedwig und das Doppelkreuz, sondern auch das Wappen an der Kanzel. Es zeigt in rotem Felde ein Beil und im Spruchband die Inschrift:

S A C A T.

Sophia Anna Koryzinski, Abbatissa Trebnitziensis.

Dasselbe Wappen befindet sich in der Klosterkirche zu Trebnitz über dem St. Hedwigsaltar. An die Tätigkeit der Heinrichauer Zisterziensermönche erinnert das Wappen an der Sakristeitür mit der bekannten Inschrift MORS. Hinzugesetzt sind hier die Buchstaben T (Trebnitz) und H (Heinrichau).

Die Ruhestätte zweier Zisterziensermönche.

Das Edikt vom 30. Oktober 1810 bestimmte unter § 1, daß „alle Klöster Dom- und andere Stifter, Balleyen und Kommenden von jetzt ab als Staatsgüter betrachtet werden." Damit war die Aufhebung (Säkularisation) der Klöster in die Wege geleitet.

Am 22. November 1810 erschien der damalige Landrat des Kreises Münsterberg, Herr von Wentzki, im Kloster zu Heinrichau, um dem Abt Konstantin II. und dem versammelten Konvente die Aufhebung des Stiftes Heinrichau zu verkünden. Der Staat nahm den Grundbesitz des Klosters, das Stift Heinrichau mit 27 Dörfern bezw. Gütern und die Herrschaft Schönjohnsdorf mit 8 Gütern, in Besitz. So endete das Kloster Heinrichau nach nahezu 600 jährigem Bestande.

Die letzten 39 Konventualen des Klosters wurden verpflichtet, ihr geistliches Gewand mit einem weltlichen zu vertauschen und bekamen zur Anschaffung desselben 30 Rth. Nach Maßgabe des Alters erhielten sie eine jährliche Rente von je 10, 15 oder 20 Reichsthaler. Sie gingen meistens in die weltliche Seelsorge über. In Weigelsdorf wirkten zwei, Pius Jokischmann und Konstantin Gloger. (Pfitzner, Geschichte des Stiftes Heinrichau, schreibt Fogschmann, doch zeigen Grabstein und Kirchenbücher übereinstimmend Jokischmann.)

Pius Jokischmann war 1755 geboren, trat 1778 in den Orden, wurde 1782 zum Priester geweiht. Als Pfarrer von Weigelsdorf wirkte er von 1809—1816. Er leitete in dieser Zeit den Kirchbau, durch den die Kirche ihre heutige Gestalt erhielt. Die Baugelder reichten nicht einmal hin zu einer gewölbten Decke. Die Kirche zeigt noch heute eine flache Rohrdecke. Da gab Pius Jokischmann sein eigenes Vermögen dazu. Für seine Opferwilligkeit erntete er nur Undank, Aerger und böswillige Verkennung. In tiefem Gram starb er am 15. April 1816. Seine Grabsteinplatte ist heute in die südliche Wand der Kirche eingelassen.

Konstantin Gloger, der Neffe des letzten Heinrichauer Abtes, war am 3. Juli 1780 zu Ellguth geboren, trat 1801 ins Kloster ein, empfing am 8. Juni 1805 die Priesterweihe. Er war nach Aufhebung des Klosters zunächst Vikar in Berzdorf. 1816 wurde ihm die Pfarrei Weigelsdorf übertragen. Hier wirkte er bis zum 8. Juni 1855. Am Tage seines 50 jährigen Priesterjubiläums trat er von seinem Amte zurück und lebte als Kommorant (im Ruhestand) auf dem „Pfarrgütel". Mit ihm starb am 1. Juni 1864 das letzte Mitglied des ehemaligen Zisterzienserstiftes Heinrichau. Sein Grabmal, ein großes Marmorkreuz, steht neben dem Missionskreuz vor der Südwand der Weigelsdorfer Kirche.

Unter der heutigen Vorhalle befand sich früher die Gruft für die Herren des Allodialrittergutes Münchhof. Dieses gehörte von 1690—1767 der Familie von Eckwricht. Ernst Wilhelm von Eckwricht war Landrat des Kreises. Ihm gehörte Münchhof und Tschammerhof. Er starb am 15. Juni 1767. Eine Eintragung in das Kirchenbuch besagt: „Er wurde am 17. Juni, abends 8 Uhr mit solenner Musik als 3 Posaunen, 1 Zinken, 2 Hoboen und Fagott beigesetzt. Die Gruft hat er auf eigene Kosten erbauen lassen. Er war alt 76 Jahre

3 Monate und ist nach wochenlanger Krankheit am Schlagfluß gestorben. Er ist evangelisch, hat das Abendmahl bekommen und ist mit einer Rede des Pastors versehen worden. Unterwegs ist er von den Pfarrern von Weigelsdorf und Berzdorf empfangen und bis zur Gruft geleitet worden. Nach erhaltenem Rauchwerk, Kollekte und De profundis ist er in die Gruft gelassen worden." Vor ihm war seine Gemahlin in der Gruft beigesetzt worden. Die gemeinsame Gedenktafel in der Südwand der Kirche zeigt den Spruch:

Steh', Wanderer, bei diesem Stein,
Bedenke, daß auch dein Gebein
Muß endlich Staub und Asche sein.

Hier ruh'n zwei Körper alter Ahnen,
Ein treues Ehepaar, deren Namen
Von Eckwricht und von Falkenhain.

Oben sehen wir das Wappen derer von Eckwricht (viergeteiltes Schild) und derer von Falkenhain (Horn). Einige andere alte Denkmäler von ehemaligen Gutsherren (z. B. von Seydlitz auf Oberkunzendorf) sind leider stark beschädigt.

Münsterberger Friedensfest nach dem ersten schlesischen Kriege.

Paul Bretschneider.

Am 11. Juni 1742 schloß Friedrich der Große mit der Kaiserin Maria Theresia den Frieden zu Breslau, durch den sein erster schlesischer Krieg für ihn zu glücklichem Abschluß kam. Er erhielt Ober- und Niederschlesien samt der Grafschaft Glatz.

Ein literarisches Denkmal dafür, wie dieser Friede überall in Schlesien gefeiert wurde, ist uns erhalten in der noch im Jahre 1742 bei Johann Jacob Korn in Breslau erschienenen Schrift „Triumph Von Schlesien Oder Beschreibung Der Huldigung zu Breßlau", 174 Seiten mit einem Gedichtanhang von 56 Seiten, und in der „Fortsetzung des Triumphs von Schlesien, Oder Sammlung verschiedner Zeugnüsse des beruhigten, und darüber höchst erfreuten Schlesiens, Wodurch Etliche Städte in demselben Ihr Vergnügen über den wieder hergestellten Frieden an Tag geleget".

Eine eingehende Beschreibung ist dem Friedensfest zu Münsterberg gewidmet: „Zuvörderst ward dem Höchsten in den Kirchen beider Religionsverwandten durch geschickte Predigten und Gebeter, auch musikalische Absingung des Te Deum unter zahlreicher Versammlung des Adels und der Bürgerschaft vor wiederhergestellten Frieden gedanket, hernach aber, da sich zugleich gefüget, daß etliche Tage zuvor ein Escadron des Löbl. Möllendorffischen Kürassierregiments hieselbst ins Standquartier eingerücket, und mit den Herren Offiziers durch den Herrn Landrat und Königl. Kammerherrn von Eckwricht wegen einiger Freudenbezeugungen Abrede genommen worden, hat man die Solennitäten also zu Werke gerichtet. Man hatte nämlich auf dem Markte ein sehr großes Zelt aufgeschlagen und von demselben gegen jede Ecke des Ringes eine Allee von grünen Bäumen, nahe bei das Zelt aber vier Kabinetter angeleget. In dem einen dieser Kabinetter waren ein Chor Trompeten und Pauken, in dem andern ein starkes Chor ander musikalische Instrumente, im dritten der Schenk- und im vierten der Nachtisch eingewiesen, wobei noch allerwegen Doppelhaken gepflanzet waren. Noch ein ander Zelt hatte man unweit davon vor den Magistrat und Beamte, und an der andern Seite noch eins vor die Schöppen,

Bürger-Eltisten und Abgeordnete der böhmischen Gemeine aufgeschlagen. Um den Mittag, als sich sämtliche eingeladenen Cavaliers und Dames eingestellet, und man vorher um die Plätze geloset, ward zur Tafel geblasen und unter den erwähnten Zelten die Mittagsmahlzeit eingenommen. Da denn, als man sich kaum gesetzet, ein Feldtrompeter auf einem mit Blumen, Bändern und sonst artig gezierten und geschmückten Pferde, welches zwei Marschälle führten, herbei geritten kam und, als er sich zuvor mit der Trompete eine Weile hören lassen, einige Verse, die mit grünem Bande umwickelt waren, dem wohlgeputzten Herolde überreichte. Dieser überlieferte sie dem Herrn Landrat, der sie alsdann mit lauter Stimme ablas und sie hernach an die zwei andern Tafeln überschickte; worauf Ihro Königl. Majestät und andre Gesundheiten ausgebracht und dazu die Doppelhaken abgefeuert wurden. Nach aufgehobener Tafel fing sich der Ball und die Erleuchtung der obenerwähnten Alleen an, welche beide bis in die späteste Nacht gedauert haben. Auch außer der Stadt hat man es an verschiednen Lustbarkeiten nicht ermangeln lassen, besonders in dem Fürstl. Klostergestift Heinrichau, allwo der frohe Wiederhall von dem oft wiederholten Rufen Vivat Fridericus Rex Supremus Silesiae Dux unter beständiger Einstimmung des donnernden Geschützes und der rauschenden Pauken und Trompeten die Luft erfüllet. Weil auch an eben dem Tage das Löbl. Gröbnische Infanterieregiment im Durchmarsch unweit der Stadt in dem Kreise einquartiert worden, so hat der Herr Prälat gedachten Klostergestifts den beiden Battaillons verschiedne Faß Bier schenken lassen, um denen Soldaten Gelegenheit zu geben, sich hierdurch auch einigermaßen dieses frohen Tages zu erinnern."

Gelöbnisbrief der Gemeinde Herbsdorf.

Franz Schmidt.

„Im Namen der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit, Amen.

Ist heunt dato, den 10. Januar 1741 von der löblichen Gemeinde Herbsdorf unter Ihro Exellenz Grafen Werlicher Jurisdiction folgendes Votum oder Gelöbniß Intention versprochen worden, wie folgt:

Nachdem Anno 1741 bey anfangender rauhen Winterszeit der König aus Preußen und zu Brandenburg mit einer großen Macht das ganze Land Schlesien feindlich überzogen eben auch also dieses Land an Cantonirten Völkern ganz entblößet war, also, daß auch von selbiger feindlicher Macht ein Corpus den 10. Januar 1741 bey uns in der Gemeinde Herbsdorf angelanget, und damals scheinte, daß wir mit unserm wenigen Habe uns in der Gemeinde ins ewige Armuth gerathen könnten, Haben wir insgesamt unsere Zuflucht zu der Himmelskönigin Maria, als einer Trösterin der Betrübten, genommen, um durch ihre milde Fürbitte bey Gott in solchen entstehenden Nöten beschützt zu werden: mit Verlöbniß uns versprochen, daß die sämmtliche Gemeinde Herbsdorf alljährig zu ewigen Zeiten vor uns und unsere Nachkommende Proceßionaliter, den 10ten Jannuar nach Patschkau zu gehen, eben in der ehrwürdigen Pfarrkirche zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes Maria, ein gesungenes Amt celebriren zu lassen, bey welchem Amte alle Jahre ein paar Kerzen vor 1 Silbergroschen sollen aufgesteckt werden: wie auch von sämmtlichen aus der Gemeinde Herbsdorf ein Opfergang gehalten werden soll.

Solches Gelöbniß ist in Duplo ausgefertiget, mit Gerichtlichen Insiegeln und gewöhnlichen Unterschrifte bekräftiget, da hiervon eines in der Gemeinde-Lade zu Herbsdorf eingelegt, das andere aber in der Pfarrkirche zu Patschkau verwahret wird.

Geschehen zu Herbsdorf, den 10ten Januar 1741.

Johann Christian Freund, Gerichtsverwalter.

Hanns Heinrich Schneider, Hanns Kienel, Siegemund Kube, sämmtlich Geschworne allda."

Was uns das „Urbarium" von Olbersdorf über die ehemalige Erbuntertänigkeit der Dorfbewohner erzählt.

Hermann Vogt.

Du wanderst an warmen Sommertagen über die sonnigen, sanften Höhen unserer Münsterberger Heimat. Da schaut unweit von Münsterberg, in der Richtung nach Kamenz von freier Höhe herüber, ein massiges, altersgraues, breitbedachtes Gebäude, überragt von seinem schwerfälligen, stumpfen Turm, umrauscht von den ehrwürdigen Bäumen eines alten Parks, umschlossen von zerbröckelnden starken Mauern mit Schießscharten. Das ist das alte trutzige „Schlauser Schloß"; es träumt von seiner entschwundenen Herrenstellung über die beiden umlagernden Ortschaften Schlause und Olbersdorf. Es ist der ehemalige Herrensitz vergangener adliger Geschlechter, derer von Pannwitz um 1550, von Netz um 1700, von Rothkirch um 1775, von Schlabrendorf um 1800. Alle Bewohner von Schlause und Olbersdorf waren die Untertanen jener adligen Herren. Das heutige freie, selbstbewußte Bauerngeschlecht vermag sich von jener Untertänigkeit kaum noch eine deutliche Vorstellung zu machen, obwohl wir erst kaum 100 Jahre von ihr entfernt sind. Das bekannte Gegenwärtige vermögen wir nach seinem Wert oder Unwert nur zu beurteilen, wenn wir das anders geartete Vergangene kennen. Lassen wir uns jene in das Dunkel der Vergangenheit zurückweichenden bäuerlichen und dörflichen Zustände beleuchten durch die kräftigen Schriftzüge und die deutliche Sprache eines alten Buches, des „Urbariums" von Olbersdorf. Es führt uns fast 150 Jahre zurück, in die Zeit Friedrichs des Großen. Da saß in jenem alten Schlosse ein General des großen Königs, Generalleutnant Hans von Rothkirch, Kommandant der Festung Neisse, Beschützer der schlesischen Grenze gegen die damals noch zürnenden Oesterreicher und „Herr der Güter Schlause und Olbersdorf". Sein Denkmal mit dem in Marmor ausgemeißelten Kopfe des Generals und geschmückt mit allen damaligen Zeichen des Krieges steht als wertvolles Kunstwerk in der evangelischen Kirche von Olbersdorf. Im Jahre 1785 war er gestorben. Seine Gemahlin Helene Sophie Elisabeth, geb. von Roeder, Exzellenz, war Herrin der Güter und Dorfbewohner von Schlause und Olbersdorf geworden. Im Jahre 1784 bestimmte Friedrich der Große, daß die bisher ungemessenen Pflichten und Rechte sowohl der Untertanen als auch der Herrschaften in sogenannten „Urbarien" schriftlich festgelegt werden sollten. Das Olbersdorfer Urbarium stammt aus dem Jahre 1786. Dieses wertvolle,

altersgraue Buch der Gemeinde Olbersdorf vererbt sich in sorgfältiger Verwahrung der Gemeindevorsteher von Geschlecht zu Geschlecht; denn einzelne Bestimmungen haben, so sonderbar das auch klingen mag, heute noch Gültigkeit. Doch hören wir nun, was uns das Buch wörtlich zu erzählen weiß:

I. Dienste der Bauern.

A. Spanndienste der Bauernschaft.

§ 1. . . . „Diesem gemäs geloben, und versprechen die unterthänige Bauern zu Olbersdorf ihrer Herrschaft jeder Bauer fünf und zwantzig Tage robothliche Spanndienste alle Jahr nicht nur zu praestiren, sondern auch noch außerdem für die besonders zu verrichtende, und vorher schon gemessene Ackerarbeit der Vier- und Dreyspänner noch Fünf Tage und der Zweyspänner noch Vier Tage Spanndienste zu leißten."

§ 3. „Die Bauern können auf drey Meilen weit verschickt werden, unter diesem Meilenmaße aber sind und werden die Städte Neiße, Reichenbach, Strehlen und Wartha im Frankensteinschen Kreiße ausdrücklich gerechnet, und angenommen."

§ 6. „In langen Tagen muß der robothsamme Bauer auf dem zur Arbeit bestimmten Orte Vormittags um Sechs Uhr seyn, um Eilf Uhr spannt er aus, hat drey Ruhestunden, und um zwey Uhr des Nachmittags muß er wieder auf dem Flecke sein, um Sieben Uhr des Nachmittags aber hat er Feyerabend. In kurtzen Tagen muß er Glock Neun Uhr Vormittags ebenfalls auf dem Flecke seyn, und des Nachmittags um Drey Uhr kann er ausspannen."

§ 12. „Da die Bauerschaft auch zu Düngerfuhren genommen werden kann, So ist mit wechselseitiger Bewilligung dieserhalb die Bestimmung gemacht worden: Daß ein Vierspänner Sieben Ellen, Ein Drey- oder Zweyspänner Sechs Ellen lange, und zwey und Ein Halb Viertel breitte Düngerbretter zum Dünger laden mitbringen. — Wobey die Bauern versprechen: den Dünger einmahl hin-, und einmahl her entweder selbst, oder durch ihre Leute eintreten zu laßen. Die Bretter hingegen werden nicht gezogen — — —"

§ 15. „Die Bauern sind schuldig zu den Düngerfuhren einen Auflader mitzubringen."

§ 26. „Bei vorkommenden Fischfuhren" (zwischen Olbersdorf und Klein-Schlause lagen damals drei Teiche: der „Große Teich", der „Mittelteich", der „Kleine Teich") „muß ein Besitzer von Ein- und Einer halben Hube, und darüber zwey Fäßer, die übrigen Besitzer aber jeder ein Faß auf eine Fuhre laden. — Derjenige aber, der Fische verfähret, bekommt eine Karppe so wie sie gefangen wird."

§ 33. „Bei allen vorkommenden Fuhren bekommt die Bauerschaft weder Kost, noch Stallgeld, dagegen aber werden ihnen Zoll, Accise, Mauth, und dergleichen Gefälle von der Herrschaft vergütigt."

B. Handdienste der Bauernschaft.

§ 50. „Was die Handdienste der Bauerschaft anbetrift, so ist dieserhalb zwischen beiden Theilen die gütliche Abrede getroffen worden: daß jeder Bauer ohne Unterschied a) Einen Halben Tag Pflantzen zu stecken b) Einen Tag ins Heu zu kommen c) Einen Tag Flachsjäten d) Drey Tage in der Sömmerung zu rechen und e) Einen Tag in die Grumt-Arbeit mit Einer Person alle Jahr zu kommen schuldig und verbunden sein solle.

Zu einer Belohnung erhält jeder Ein Brodt, nach einem vorhandenen kupfernen von der Bauerschaft recognoscirten (anerkannten) Maaße, zusammen also für alle diese Handdienste Sechs nnd Ein Halbes Brodt. — Uebrigens erläßt die Herrschaft ihnen auch den sonst zu fordern habenden Steinlese-Tag."

II. Dienste der Robothgärtner.

§ 52. „Nach der bisherigen, seit undenklichen Zeitten existierenden Observanz sind die Robothgärtner zu Olbersdorf zu ungemessenen Diensten verpflichtet, wobey es auch noch fernerhin, da beide Theile darüber nicht uneinig sind, sondern vielmehr ausdrücklich darauf bestehen, sein unveränderliches Bewenden behält."

§ 53. „Nach eben dieser Observanz müssen die Robothgärtner, wenn es die Herrschaft verlangt, sowohl in, als außer der Erndte mit zwey Personen, oder Selbander zu Hofe kommen."

§ 54. „Die Robothgärtner sollen, und müssen bei Sonnen Aufgang aus ihrer Behausung ausgehen, und graden Weges zu Hofe kommen. Mit Sonnenuntergang werden sie aus der Arbeit entlaßen."

§ 58. „In aller gewöhnlichen, und nicht zu benennenden Tage Arbeit bekommt jede Person der arbeitenden Robothgärtner in langen Tagen zwey und in kurtzen Tagen Ein und Einen Halben Silbergroschen zu Lohne, weiter aber nichts."

§ 64. . . . „Ein Bote fährt, wenn es verlangt wird, Achtzig Pfundt, und ein Bote ohne Radwer trägt Achtzehn Pfundt Breslauer Gewicht. Die Herrschaft verspricht Ihrer Seits für einen Botengang mit der Radwer Fünf Kreutzer, ohne Radwer aber zwei Kreutzer für jede Meile zu geben."

§ 74. „Die Robothgärtner bringen auch alle zu Hofearbeit erforderliche Werkzeuge mit sich, ausgenommen die Radwern, und Sägen, welche die Herrschaft giebt."

III. Dienste der Freygärthner.

§ 80. „Nach einem vorhandenen Gerichtlichen Vergleiche vom 30. August 1724 müßen die Freygärtner das Herrschaftliche Getreyde — — — ausdreschen helfen, und sie bekommen vom Schocke Sieben Silbergroschen zu Lohne."

§ 81. „Die Freygärtner zu Olbersdorf geloben, und Versprechen, dem, mit ihrer Herrschaft getroffenen Abkommen gemäs, daß ein Jeder aus ihnen in Zukunft alle Jahre vier Schock Reisig ohne Unterschied des Holtzes, machen wolle. Die Herrschaft verspricht dagegen denen Freygärtnern für jedes Schock Vier Silbergroschen Baares Lohn — —"

IV. Dienste der Auenhäußler.

§ 92. „Die Freygärtner, und Häußler sind schuldig und verbunden: entweder auf dem Vorwerke zu Olbersdorf, oder zu Schlause wohin sie verlangt werden, ohne Widerrede zu arbeiten."

§ 93. „Jeder robothschuldige Unterthan muß entweder selbst zu Hofe kommen, oder für sich eine tüchtige, arbeitsfähige Person schicken — —"

V. Dienste der Inlieger.

§ 95. „Jede Person der Inlieger verrichtet der Herrschaft in der Erndte drey Schneide-Tage, und sie erhält für jeden Tag Vier Silbergroschen."

§ 96. „Die Solldaten mit ihren Ehe-Consorten werden, so lange sie in Reih und Gliedern stehen, mit aller Roboth verschont."

§ 97. „Erreicht ein Haußmann das Sechzigste und ein Weib das Fünfundfünfzigste Jahr, so werden sie von der bestimmten herrschaftlichen Roboth ganz befreyet."

§ 98. „Die Außzügler zu Olbersdorff werden nach der Erklärung der Herrschaft von aller Roboth befreyet."

„Von dem Dienen des Hofegesindes, deßen Lohn und Kost."

§ 1. „Die Kinder der Unterthanen zu Olbersdorff sind schuldig und verbunden: nicht nur allein auf dem Herrschaftlichen Hofe daselbst, sondern auch auf dem Vorwerke zu Schlause, wenn es die Herrschaft verlangt, zu dienen."

§ 3. „Keine gewisse Dienstjahre sind allhier eingeführt, außer daß ein Dienstbote, so wie es bisher geschehen, zwey Jahre nach einander gedient, und sodann wenn es möglich gewesen, durch zwey Jahr, oder wenigstens Ein Jahr vom Hofedienste verschont worden, dabey soll es auch künftig hin belaßen werden."

„Was das Lohn, Beköstigung und andere dem Hofgesinde gebührende Emolumente anbetrift, so bestehen solche in folgenden:

An Lohn: 1. der Groß-Knecht 12 Thl. 2. der Klein-Knecht 11 Thl. 3. der Hirthe 10 Thl. 4. der Großjunge 5 Thl. 12 sgl. 5. der Kleinjunge 5 Thl. 12 sgl. 6. der Fohlenjunge 5 Thl. 12 sgl. 7. die Großemagdt 5 Thl. 12 sgl. 8. die Kleinemagdt 5 Thl. 9. das Schweinemädel 3 Thl. 10. die Schleußerin 8 Thl."

An Beköstigung: 1. Sonntags zu Mittage bekommt jede Person für Neun Heller Fleisch und Vier Personen Ein gehäuft Maaß Gerstenmehl zu Klößeln, vorhero eine Suppe von Fleischbrüh mit Einbrocke-Brodt und ein Gerichte Erbßen oder Sauerkraut. — Abends Ein Gerichte Erbßen und auf jede Person Ein Quart Milch, so zum Sieden hält, zur Suppe.

2. Montags zu Mittage Ein Gerichte Grauppe und Ein Gerichte Erbßen. — Abends Ein Gerichte Grieß in Milch gekocht, wo auf die Person ein Halb Quart Milch gegeben wird und Ein Gerichte Sauerkraut.

3. Dienstags zu Mittage Ein Gerichte Grauppe und Ein Gerichte Erbßen. — Abends: zwey gehäufte Maaß Gerstenmehl zu Klößeln und Ein Gerichte Sauerkraut, desgleichen ein Halb Quart Milch auf jede Person zur Tunke auf die Klößel.

4. Mittwochs zu Mittage Ein Gerichte Erbßen und Ein Gerichte Grauppe. — Abends: Ein Gerichte Grieß in Milch gekocht, auf die Person Ein Halb Quart Milch und Ein Gericht Sauerkraut.

5. Donnerstag zu Mittage auf Vier Personen Ein gehäuft Maaß Gerstenmehl zu Klößeln und jede Person Ein Halb Quart Milch zur Tunke, desgleichen Ein Gerichte Sauerkraut. — Abends: Ein Gerichte Erbßen und Ein Gerichte Grieß mit Milch gekocht, in Ermangelung der Milch wird Butter zur Woche gegeben.

6. Freitags zu Mittage Ein Gerichte Grauppe und Erbßen. — Abends: Ein Gerichte Grieß in Milch gekocht nach obigem Satze und Ein Gericht Sauerkraut.

7. Sonnabends zu Mittage Ein Gerichte Erbßen und Grauppe. — Abends wie am Freytage."

Es muß uns bei dieser Aufzählung die große Einförmigkeit der wöchentlichen Speisenfolge auffallen. Hierauf folgen im „Urbarium" die Bestimmungen über die Beköstigung an den „heiligen Zeiten": an der Kirchweih, an Ostern, Pfingsten, Weihnachten und der Fasching. Da enthält die „Speisekarte" der „Hoftafel" aber verlockendere „Gänge": an jedem der drei Festtage gibt es ein Fleischgericht. Jede Person erhält „3 Kuchen von Weitzenmehl, worunter einer mit Quarg, die andern mit Butter geschmieret werden. Es wird auf einen Quargkuchen Sechs Löffel Quarg gerechnet."

Von besonderen Schuldigkeiten und Praestandis — Pflichtleistungen der Unterthanen.

§ 3. „Die Schutz- und Loslassungsgelder werden, wenn ein Unterthan unter einer fremden Jurisdiction dient oder sich ansäßig macht, nach dem Königlichen Edict vom 10. Dezember 1748 genommen."

§ 4. „Nach Maßgabe des angezogenen Edictes wird A) ein Schutzgeld von einem Knecht oder Manne Ein Reichsthaler, von einem Weibe oder Magdt zwantzig Silbergroschen und von einem Jungen Fünfzehn Silbergroschen, B) an Loßlassungs-Geld hingegen von Einer Manns-Person zwei Ducaten, und von einer Weibsperson Ein Ducaten gegeben.

Ueberdies aber muß Jeder Unterthan von seinem sämmtlichen Vermögen, es bestehe in was es immer wolle, sowie auch von demjenigen, so ihm unter der Jurisdiction der Herrschaft notwendig zu fallen muß, Zehn von jedem Hundert bezahlen. Nimmt ein Unterthan Kinder mit, so bezahlt er für ein Kind Männlichen Geschlechts, welches nicht über Vierzehn Jahr alt, Einen Ducaten und für ein Kind Weiblichen Geschlechts, das nicht über zwoelf Jahr alt, Einen Reichsthaler und Zehn Silbergroschen."

§ 5. Bei Besitzveränderungen aller zur hießigen Gerichtsbarkeit gehörigen Grundstücken der Unterthanen — — wird von jedem Kaufe, es mag der Besitz an Fremde oder Kinder übergehen, a) von einem Bauernguthe Ein Ducaten oder drey Reichsthaler, b) von einer Freigärtnerstelle Ein Reichsthaler zehn Silbergroschen, c) von einer Hofegärtner-Stelle Vierundzwantzig Silbergroschen und d) von einem Auenhäußel zwantzig Silbergroschen entrichtet.

§ 15. „Auf Grund eines uralten, und seit rechtsverjährter Zeit existirenden Gebrauche, und Gewohnheit haben die unterthänigen Bauern, Freygärtner, und Robothgärtner zu Olbersdorff die Schuldigkeit: welche sie hiermit nochmalen agnosciren — anerkennen wollen, wenn die Herrschaft entweder Hochzeit, oder Kindtaufen, oder Begräbniß machet gewiße Natural-Ehrungen jedesmahl zu entrichten."

Hierauf folgt im Urbarium ein Verzeichnis von 45 „Bauern", „Freyleuten" und „Dreschgärtnern", in welchem genau angegeben ist, was und wieviel der Einzelne zu der Beerdigung des Generals beigetragen hatte z. B. Bauer Friedrich Johann Klose: 1 Scheffel und 2 Viertel Hafer, 13 Slbgr. 6 Heller für „Gänße, Hühner und Eyer", der Freygärtner Melchior Dencke 1 Slbgr. 15 Heller für „Hühner und Eyer", Dreschgärtner Johann Fr. Riedel 1 Slbgr., insgesamt alle 45 Unterthanen: 29 Scheffel, 2 Viertel, 3 Metzen Hafer, 19¾ Gänse oder für jede Gans 6 Slbgr., 39½ Stck. alte Hühner oder pro Stck. 3 Slbgr., 3 Schock, 57 Stck. Hühnereier oder pro Schock 6 Slbgr.

Außer den vorstehend genannten Verpflichtungen hatte jeder einzelne Untertan noch besondere für ihn allein bestehende „Geld- und Naturalzinßen, und Ehrungen an die Herrschaft zu leisten, z. B. die drei Vorgenannten Johann Friedrich Klose". An: „Erbzinß": 2 Rchsth. 28 Slbrgr. 9 Pfg. — „Schweinschultern": 2 Stck. = 18 Slbrgr. — „Kappauner- und Hühnerzinß": 2 Kappauner = 8 Slbrgr. — „Jagdtgeld": 5 Silbrgr. — „Wächtergeld": 5 Silbrgr. — „Spinnegeld": 12 Silbrgr. — „Brechgeld": 6 Silbrgr. — „Vor Gewirtze": 3 Rchsth. 10 Silbrgr. 4 Pfg. — „Roggen": 3 Schff. 1 Viert. 2 Mtz. — „Haafer": 3 Schff. 3 Viert. 2 Mtz.

Melchior Dencke: „Erbzinß": 1 Rchsth. 24 Silbrgr. 8 Pfg. — „Hühnergeld": 6 Silbrgr., „fürs Spinnen": 8 Silbrgr. — „Wächtergeld": 5 Silbrgr.

„Dreschgärtner" Johann Fr. Riedel: „Erbzinß": 18 Silbrgr. 4 Pfg. — „Hühnergeld": 6 Silbrgr. — „Wächtergeld": 5 Silbrgr.

Für immerwährend und für ewige Zeiten sollten die Bestimmungen des Urbariums zur unveränderlichen Richtschnur dienen.

Doch diese neu geregelte Gutsuntertänigkeit hat nicht für „ewige Zeiten" bestanden. Nach dem unglücklichen Kriege von 1806/7 lag der preußische Staat unter der Last des Tilsiter Friedens so tief darnieder wie heut ganz Deutschland unter dem Versailler Diktat. Neue Kräfte zum Wiederaufstieg mußten auch damals geweckt werden. Das geschah im Jahre 1810 vom Martinitage ab (11. November) durch die Beseitigung der Gutsuntertänigkeit, der allmählich auch die Befreiung von den andern Lasten folgte. Die Auseinandersetzungsverhandlungen zwischen Grundherren und Untertanen gestalteten sich allerwärts sehr schwierig und langwierig. Denn die Grundherren wollten auf ihre uralten Rechte nicht verzichten. Hier in Olbersdorf verzogen sich die Verhandlungen bis ins Jahr 1857.

Freibrief für Franz Hoffmann.

Hermann Vogt.[1]

Wir, Tobias, aus göttlicher Vorsehung des Heil. Cisterzienser-Ordens beider respektive fürstlichen und königlichen Stifter zu Heinrichau im Herzogtum Schlesien und zu Zircz im Königreich Ungarn Abt und Herr, wie auch des Münsterbergischen Fürstentums und des Frankensteinischen Weichbildes Landes-Hauptmann, urkunden und bekennen hiermit wo Not gegen männiglichen, daß vor unsers Kloster-Gestifts geordnetem Amte erschienen und gestanden unsere Untertanen Hans George Proske, Schlosser und Häusler allhier vor unserm Kloster-Gestift, und Jakob Schubert, Häusler allhier, beide glaubwürdig und untadelhafte Zeugenspersonen, welche an Eidesstatt mit entdeckten Häuptern und aufgehobenen Fingern zu Gott wie Recht vor wahr bekannt, gezeugt und ausgesagt, daß Franz Hoffmann von seinem Vater, weiland Elias Hoffmann, gewesenen Seiler bei unserm Kloster-Gestift, und seiner Mutter Christina, dessen beiden recht und eheleiblichen Eltern bei mehrgedacht[2]) unserm Kloster-Gestift, nach göttlicher Ordnung und Satzung bestehender Ehe ungetadelt ehelich und ehrlich erzeuget, auch von rechter deutscher und keiner leibeigen Art geboren

[1]) Das Original dieses Los- oder Freibriefes befindet sich im Heimatmuseum zu Reichenbach im Eulengebirge. [2]) Mehrmals erwähnt.

und Herkommen sei, welche seine Eltern samt deren Sohn Franz Hoffmann sich ehrlich verhalten, also daß ihnen anders nichts denn Ehr und Redlichkeit nachzusagen wir können, wann dann vor unseres Stiftes geordnetem Amte obangeführte [1]) Zeugen solches also wahrhaftig berichtet und bezeuget.

Als [2]) haben wir mehrernannten Franz Hoffmann seiner ehelichen und ehrlichen Geburt und Wohlverhaltens halber zu seiner Notdurfts-Beförderung auf gehorsamstes Ersuchen nicht allein gegenwärtige Attestation erteilen lassen, sondern auch ihn der Untertänigkeit, womit uns und unserm Stifte er bishero zugetan, hiermit ganz frei, quitt, ledig und lossprechen wollen; alle und jede, wes Würden, Standes, Amts und Dignität der seind, so mit diesem unserem Brief versucht worden, respektive dienstfreundlich belangende, daß sie dem völligen Glauben geben und daß vermeldten Franz Hoffmann seiner ehelich und ehrlichen Geburt und Wohlverhaltens derentwegen dieser unserer erteilten Attestation und Untertänigkeits-Entlassung fruchtbarlichen genießen zu lassen, so wir hinwieder Standesgebühr nach zu verschulden erbötig.

Actum Heinrichau den 13. Juni anno 1716.

Tobias, Abt. (Siegel.)

Ein Adelsbrief.

Artur Knoblich.

Wir Friderich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen Marggraf zu Brandenburg, des Heil. Römischen Reichs Ertz Kämmerer und Churfürst; Souverainer und Oberster Hertzog von Schlesien; Souverainer Printz von Oranien, Neufchatel und Vallengin, wie auch der Grafschaft Glatz, in Geldern, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berge, Stettin, Pommern, der Caßüben und Wenden, zu Mecklenburg und Croßen, Hertzog, Burggraf zu Nürnberg, Fürst zu Halberstadt, Minden, Camin, Wenden, Schwerin, Ratzeburg, Ostfrießland und Mörs, Graf zu Hohenzollern, Ruppin, der Marck Ravensberg, Hohenstein, Tecklenburg, Schwerin, Lingen, Bühren und Lehrdam, Herr zu Ravenstein, der Lande Rostock, Stargardt, Lauenburg, Bütow, Arlay und Breda p. p. Thun kund und bekennen hiermit und in Kraft dieses offenen Briefes, für Uns und Unsere Nachkommen, Könige von Preußen, Churfürsten zu Brandenburg, Souveraine und Oberste Herzoge von Schlesien: Daß ob Wir zwar aus angestammter Königlicher Huld und Milde von dem Throne, worauf Uns der höchste Gott durch seine unendliche Güte gesetzet hat, gerne jedermann alles Gute zufließen lassen, Wir dennoch weit mehr geneigt und willig sind, dererjenigen Namen, Stamm und Herkommen in höhere Ehre und Würde zu erheben und zu versetzen, welche sonst aus guten Familien entsprossen sind, und sich daneben durch treue und ersprießliche Dienste, wie auch andere adlige Tugenden um Uns und Unser Königliches Hauß vor andern verdient und hervorgethan haben. Gleich wie Wir nun solchemnach für Unsern Lieben Getreuen den Mauritz Bolko, Erbherrn der in Unserm Fürstenthum Neisse belegenen Rittergüter Dürkunzendorff und Altmannsdorff in Betracht deßselben rühmligen Herkommens, da dessen Vater Leopold Joseph Bolko dem Bißthum Breslau 42 Jahre hindurch, und zwar 20 Jahre als

[1]) Oben angeführte. [2]) Als = also.

Rath, und 22 Jahr als Canzler bei der Fürst Bischöfl. Regierung zu Neisse mit größter Treue und Rechtschaffenheit gedienet, wofür auch derselbe von Unsers jüngst verstorbenen Herrn Oheims des Königs Friderichs des IIten Mayestäts im Jahre 1755 mit der allerhöchsten Concession vorerwähnte beyde Güter für sich und seine Descendenten zu besitzen, begnadiget worden, welche denn nach deßen im Jahre 1767 erfolgten Ableben obgedachtem seinem Sohne erblich zugefallen sind, wie auch der Uns von Ihm angerühmten guten und löblichen Eigenschaften eine besondere allergnädigste Zuneigung und Achtung tragen, also haben Wir auch um solche jedermann zu erkennen zu geben, Uns entschlossen, denselben nebst seinen ehelichen Leibes-Erben in den Adel- und Ritterstand Unsers Erbkönigreichs Preußen und Souverainen Herzogthums Schlesien zu erheben und zu versetzen.

Wir thun solches auch mit wohlbedachtem Muthe, gutem Rath und rechtem Wissen, aus Souverainer Königlicher und Oberstherzoglicher Macht und Vollkommenheit, und wollen hierdurch und in Kraft dieses ermeldeten Mauritz Bolko, Erbherrn der Rittergüter Dürkuntzendorf und Altmannsdorf im Neissischen Fürstenthum, nebst seinen bereits habenden und annoch erzielenden ehelichen Leibes-Erben und Nachkommen beyderley Geschlechts in absteigender Männlicher Linie, in den Stand und Grad des Adel- und Ritterstandes gleich andern Unsern recht Edelgebohrnen Stifts- und Rittermäßigen Lehns und Turniers Genoßen erhoben, dazu gewürdiget, und der Schaar, Gesell und Gemeinschaft des Adels und der Ritter Unsers Erb Königreichs Preußen und Souverainen Herzogsthums Schlesien, beygefüget, zugesellet und gleich gemacht haben, ebenergestalt und also, als ob Sie von Ihren Vier Ahnen, väter- und mütterlicher Seits rechte edelgebohrne Stifts- und Ritter-Lehn und Turniers-mäßige Leute wären.

Zu dessen mehrerem Gedächtnis und immerwährenden Andenken Unserer Ihm hierdurch erwiesenen Königlichen Gnade und Huld, haben wir auch demselben das hiernächst beschriebene Adel- und Ritterliche Wapen und Kleinod verliehen, nemlich ein deutscher ausgebogener und unten in der Mitte des Fußes spitz zulaufender in die Quere in zwey Felder getheilter Schild. Im obern goldenen Felde befindet sich der Schlesische schwarze Adler, mit einem silbernen halben Monde, dessen Spitzen ausgebreitet, und am Ende in den Flügeln mit Kleestengeln versehen sind, und mit einem kleinen silbernen Kreuzlein auf der Brust, und mit einem goldenen Schnabel, roth ausgeschlagener Zunge und goldenen Füßen. Im unterm rothem Felde ein bloßer mit seinem goldenen Gefäße, von der rechten nach der linken Seite zu liegender Degen. Der Hauptschild ist mit einem offenen blau angelaufenen und roth ausgeschlagenen ritterl. Turnier-Helm bedecket, welcher mit goldenen Biegeln und daran hängenden gleichmäßigen Kleinode versehen ist. Ueber diesen Helm ragen drey Strauß-federn hervor, wovon die mittelste von Gold, die zur rechten schwarz, und die zur linken roth ist.

Die Helmdecken sind auf der rechten Seite schwarz mit Gold, auf der linken aber, roth mit Gold.

Welches Adeligen und Ritterlichen Wapens und Kleinods gedachter Mauritz Bolko, nebst seinen ehelichen Leibes-Erben und derselben Erbens-Erben und Nachkommen, in absteigender Männlicher Linie beyderley Geschlechts, in allen ehelichen Adelichen und Ritterlichen Geschäften, zu Schimpf und Ernst,

in Stürmen, Streiten, Kämpfen, Turnieren, Gestechen, Gefechten, Ritterspielen, Feldzügen, Panieren, Gezeltaufschlagen, Insiegeln, Petschaften, Kleinodien, Gemählden, Begräbnißen, und sonst an allen Orten und Enden, zu Ihren Ehren und Nothdurft, nach Willen und Wohlgefallen, gleich andern Unsern recht gebohrnen Lehns- und Turniers-Genoßen, auch Rittermäßigen Edelleuten, Sich bedienen, auch überdem aller und jeder Ehre Würde, Vortheile, Exemptionen, Immunitaeten, Freyheiten, Praeeminenzien, Recht und Gerechtigkeiten, welche die Adeliche und Ritterstandes-Persohnen in Unserm Erbkönigreiche Preußen und übrigen Unsern Provinzien und Landen, insbesondere in Unserm Souverainen Herzogthum Schlesien anitzo oder noch ins künftige überkommen mögten, wie nicht weniger alle Beneficien bey hohen und Niedern Stiftern, Geist- und Weltlichen Lehen, zu empfangen, zu haben und zu tragen, wie auch mit und neben andern Ritterstandes-Persohnen Lehns- und Turniers-Genossen, Gericht und Recht zu besitzen, Urtel zu schöpfen und Recht zu sprechen, würdig und fähig seyn sollen und mögen, männiglich ungehindert.

Ferner haben Wir mehrgedachten Mauritz Bolko und Seinen Descendenten die Freyheit gegeben, daß Er und dieselben hinführe zu ewigen Zeiten Sich gegen Uns und Unsere Nachkommen und sonst jedermänniglich in Reden, Schriften, Titulen, Insiegeln, Pettschaften, Handlungen und Geschäften, nichts davon ausgenommen von Bolko sich nennen und schreiben dürfen und mögen, auch von Uns, Unsern Nachkommen in allen aus Unsern Königlichen Canzelleyen, an Sie abgehenden oder Sie angehenden Schriften und Expeditionen und sonst von jedermann, was Standes, Würden oder Wesens er seyn möge, also genannt, geschrieben, und überhaupt in allen Stücken recht-edelgebohrnen Rittern Standes-Persohnen gleich behandelt werden sollen.

Wir gebieten und befehlen demnach allen und jeden Unsern Geist- und Weltlichen Unterthanen, Fürsten, Praelaten, Grafen, Freyherren, Rittern, auch Adelmäßigen Leuten und Vasallen, wie nicht weniger allen von Uns bestellten Obrigkeiten und Amttragenden Persohnen, Stadthaltern, Hof-, Cammer- und anderen Gerichten, Krieges- und Domainen-Cammern, Landvoigten, Landes-hauptleuten, Landräthen, Kastnern und Schlößern, Burggrafen und Schuld-heißen, Bürgermeistern, Richtern, Räthen, Bürgern und Gemeinden, und sonst allen andern Unsern und Unsers Erbkönigreichs Preußen, Churfürstenthums Brandenburg, Souverainen Herzogthums Schlesien und übrigen Provinzien und Lande Unterthanen und Getreuen, was Standes, Würde oder Wesens die seyn ernst und festiglich, ordnen, setzen und wollen daß sie nur benannten Mauritz von Bolko, wie auch dessen eheliche Leibes-Erben und Nachkommen, in absteigender Männlicher Linie nun, hinfüro, und zu ewigen Zeiten, in allen und jeden Versammlungen, Ritterspielen, hohen und andern Stiftern und Aemtern, Geist- und Weltlichen, auch sonst an allen Orten und Enden, für Unsere und Unsers Erbkönigreichs Preußen, Churfürstenthums Brandenburg, Souverainen Herzogthums Schlesien und übrigen Provinzien und Lande rechtbohrne Adel- und Ritterstandes-Persohnen annehmen, halten, achten, zu lassen, würdigen, erkennen, Sie wie obgedacht, von Bolko nennen und schreiben, auch sonst allen in diesem Unserm offenen Briefe Ihnen aus Souverainer Königlicher und Oberstherzoglicher Macht und Vollkommenheit, verliehenen Gaben, Gnaden, Adelichen und Ritterlichen Rechten und Gerechtigkeiten, Praerogativen, Beneficien, Ehren, Würden, Freyheiten, insonderheit des Ihnen allergnädigst beygelegten

Ritterlichen Wappens und Kleinods auch Namens geruhiglich erfreuen, gebrauchen und genießen lassen, und Sie darinn nicht hindern noch irren, sondern Sie bey allen dem von Unsertwegen handhaben, schützen, schirmen und allerdings dabey bleiben lassen, auch hierwieder nichts thun, noch daß es von jemand anders geschehe, veranlassen oder gestatten sollen, in keinerley Weise und Wege, so lieb einem jeden ist, Unsere schwere Strafe und Ungnade, und dazu eine Peen von dreytausend Gulden Ungarisch zu vermeiden, die einjeder, so oft er freventlich dagegen handelte halb in Unsere Rent-Cammer, und die andere Hälfte oft gedachtem Mauritz von Bolko und dessen Descendenten und Nachkommen welcher von ihnen hierdurch beleidiget würde, unnachläßig zu bezahlen, verfallen seyn soll.

Des zu Urkund haben Wir gegenwärtiges Adel- und Ritterstandes-Diploma Höchsteigenhändig unterschrieben, und Unser größeres Königliches Insiegel daran hangen lassen. So geschehen und gegeben, in Unserer Königlichen Residenz-Stadt Berlin, den Sechszehenten Tag Monaths Oktobris nach Christi Unsers Herrn Geburth, im Eintausend Siebenhundert und Sechs und Achtzigsten, Unserer Königlichen Regierung aber, im Ersten Jahre.

gez. Frid. Wilhelm.

Adel- und Ritterstandes-Diploma für den Mauritz von Bolko Erbherr der Rittergüter Dürkunzendorff und Altmannsdorff in Schlesien.

Das Diplom besteht aus einer in rotem Samt gebundenen Pergamentmappe in einer Länge von 36 cm und einer Breite von 25 cm. Der rote Samteinband ist mit einer seidengestickten Goldborte verziert. An schwarzweißer Schnur hängt das große Preußische Staatswappen, das infolge der damaligen Landestrauer schwarz ausgeführt ist. Auf etwa 15 Seiten ist der hier abgedruckte Text geschrieben. Die letzte Seite trägt die Unterschrift Friedrich Wilhelms und die Unterschriften seiner beiden Minister. Das Original befindet sich im Besitz der Frau Gutsbesitzer Fuhrmann in Krelkau, Kreis Münsterberg, einer Enkelin der in Münsterberg lebenden Frau von Bolko.

Kriegserlebnisse der Münsterberger.

Karl Müller.

Als ich zum ersten Male vom Wasserschloß auf die Stadt Münsterberg herabsah, war ich überrascht von der Fülle der Schönheit, die sich meinen Augen bot. Da breitete sich zu meinen Füßen ein einziger großer Garten aus, bunt durchsetzt von Häusern und Häuschen und beherrscht von dem gewaltigen Münster, das der Stadt den Namen gab. Und mein Auge schweifte weiter über ein Meer fruchtbarer Felder, aus dem da und dort ein Dörfchen wie eine Insel herausleuchtete. Ganz in der Ferne aber schaute ich den blauen Wall der Berge. Hoch aufgerichtet lagen sie da, breit wuchtend, wie Faustschläge des allmächtigen Gottes.

Diese friedliche, hügelumkränzte Stadt sollte meine neue Heimat werden. Nicht lange vorher hatte ich eine Heimat verloren. Auch sie war schön. Sie war mir in 22 jähriger Wirksamkeit lieb und wert geworden. Aber fremde Menschen waren in unsere oberschlesische Heimat gekommen und hatten Zwietracht und Haß gegen alles Deutsche gesät. Dieser Saat erwuchsen räuberische Ueberfälle, Plünderungen und schließlich Mord und Krieg. Und als ich die alte

Heimat verlassen mußte, da schaute mein Auge nur noch auf Trümmer: auf ein verwüstetes Land und auf eine verwilderte Bevölkerung.

Und hier — welcher Gegensatz! Keine fremde Zunge, nur deutsche Brüder und Schwestern. Die Stadt Münsterberg schmuck und blühend. Kein habgieriger Nachbar hatte seine Hand nach ihr ausgestreckt, keines Feindes Fuß hatte sie betreten.

Aber es war nicht immer so. Ich habe mir indes erzählen lassen von den steinernen Zeugen der Vergangenheit: von den Mauerresten, dem ehrwürdigen Münster, den verschütteten Ruinen. Ich habe mit Spannung gehört, was mir alte, erfahrene Bürger mitteilten, habe gelesen, was mir die Chroniken von Münsterberg und Heinrichau berichteten. Wahrlich, jedes öffentliche Gebäude der Stadt und jedes Dorf im Kreise hat seine besondere Geschichte, und ich müßte ein ganzes Buch schreiben, wenn ich von jedem einzelnen auch nur das Wichtigste erzählen wollte. Darum sollen hier nur die großen Ereignisse aus der Geschichte des Vaterlandes gestreift werden, soweit sie zu unserer Heimat in lebhafter Beziehung stehen.

Wie vor wenigen Jahren die Franzosen im Ruhrgebiet, in der Pfalz und in der Rheinprovinz hausten, so trieben sie es vor 120 Jahren bei uns in Schlesien. Preußen war von Napoleon im Oktober 1906 bei Jena und Auerstädt besiegt worden, und schon im Dezember desselben Jahres standen die Franzosen in unserer Nähe. Es war gerade am hl. Abend. Da hörten die Münsterberger in nördlicher Richtung so heftigen Kanonendonner, „daß die Fensterscheiben klirrten". Gegen 3 Uhr nachmittags trafen die ersten Flüchtlinge aus Strehlen ein. Mit Furcht und Zittern sahen unsere Bürger den nächsten Tagen entgegen. Doch es verging der erste, der zweite Weihnachtsfeiertag. Am 27. Dezember kamen weitere 200 Flüchtlinge aus Strehlen. Schreckensbleich erzählten sie, daß die Franzosen die Stadt dreimal geplündert und ihnen nur das nackte Leben gelassen hatten. Am selben Tage traf ein Schreiben aus dem feindlichen Hauptquartier bei Breslau ein, durch das die Stadt unter schweren Drohungen zu Lieferungen an den Feind aufgefordert wurde. Es blieb nichts übrig, man mußte die gestellten Bedingungen annehmen. Dafür erhielt Münsterberg einen Schutzbrief, der von dem bekannten französischen General Vandamme unterzeichnet war. So blieb die Stadt vor Plünderung verschont. Doch es verging kaum eine Woche, in der nicht bayrische, württembergische oder französische Streifzüge die Stadt heimsuchten und Geld, Kleidungsstücke oder Lebensmittel verlangten.

Am 22. Februar 1807 kam Vandamme selbst mit 2 Regimentern Infanterie und blieb 1 Tag in Münsterberg. Dieser Tag kostete die Stadt 1100 Taler, nicht gerechnet die Summe, die von den Bürgern für die unerbetenen Gäste ausgegeben werden mußte. Vandamme zog von hier über Ottmachau nach Neisse. 4 Monate wurde die Festung Neisse belagert, und während dieser Zeit hatte Münsterberg unglaubliche Lieferungen an die Franzosen zu leisten. Nach der Uebergabe von Neisse wurden durch unsere Stadt 3000 Kriegsgefangene gebracht. Unter Mißhandlungen trieb man sie in die hiesigen Kirchen, wo sie eine Nacht verbrachten. Viele junge Leute aus Stadt und Kreis Münsterberg befanden sich unter den Gefangenen. Gern hätte man ihnen einen Liebesdienst erwiesen, doch es war aufs strengste verboten.

In dem traurigen Jahre 1807 und auch in der folgenden Zeit hat Münsterberg noch so manches feindliche Regiment beherbergen müssen; auch ein Bruder Napoleons, der ehemalige König Jerome von Westfalen, war 2 Tage hier. Als nun endlich der letzte Franzose abzog, war die Stadt völlig verarmt. Die Schuldenlast war ins Ungeheure gestiegen, und alle städtischen Gebäude, für die während der langen Kriegszeit nichts getan werden konnte, waren in einem trostlosen Zustande. Aber auch die Dörfer, insbesondere soweit sie an den Heerstraßen lagen, hatten durch Einquartierungen und Plünderungen sehr gelitten. Wenden wir unsern Blick weiter zurück, in die Zeit der Schlesischen Kriege! In der kurzen Zeit von 2 Monaten hatte Friedrich den größten Teil unserer Heimatprovinz besetzt. Münsterberg und Kloster Heinrichau erhielten die erste Einquartierung im Januar 1741. In diesem und den folgenden Monaten zogen viele preußische Regimenter durch unsern Kreis nach der Festung Neisse. Als am 8. und 9. April preußische Truppen in Münsterberg und der Umgegend lagen, hatten sich einige österreichische Husaren in den Reindörfler Gutshof eingeschlichen und aus dem Hinterhalt mehrere Preußen niedergeschossen. Daraufhin ließ der Prinz von Dessau den Hof niederbrennen und den Gutsverwalter festnehmen. Da dieser jedoch den Beweis für seine Unschuld erbringen konnte, wurde er bald wieder auf freien Fuß gesetzt.

Der Abt des Klosters Heinrichau war beim österreichischen Befehlshaber Neipperg in Ungnade gefallen. Deshalb sollte eine Strafabteilung das Kloster überfallen und ausplündern. Doch gelang es preußischen Truppen, diesen Anschlag des Feindes zu vereiteln. Aber in der Nacht vom 20. zum 21. April besetzte eine stärkere Abteilung ungarischer und österreichischer Soldaten das Kloster und die umliegenden Ortschaften. — Gerade Heinrichau hatte im Ersten Schlesischen Kriege viel zu leiden. Wiederholt war es im Besitz österreichischer oder preußischer Truppen, mehrmals wurde es geplündert, Abt und Mönche mußten über die Grenze fliehen oder in den Wäldern Schutz suchen.

Der große Preußenkönig hatte in den beiden ersten Kriegen den Besitz Schlesiens behauptet. Nun gelang es Maria Theresia, fast ganz Europa gegen ihn aufzubieten. Im Herbst 1756 zogen größere preußische Truppenmassen durch den Kreis. Als Friedrich jedoch bei Kolin in Böhmen geschlagen worden war, drangen bald wieder die Oesterreicher in unsere Heimatprovinz ein und besetzten auch Münsterberg. Während der langen sieben Jahre, die der Krieg dauerte, war nun unsere Heimat, je nach dem Wechsel des Kriegsglückes, bald unter preußischer, bald unter österreichischer Herrschaft. Dreimal weilte Friedrich der Große selbst in den Mauern unserer Stadt. 1758 übernachtete er im jetzigen Hotel „Rautenkranz" bei dem damaligen Bürgermeister Urban, als er sich mit seiner Garde auf dem Wege nach Olmütz befand. Im Herbst desselben Jahres war der König abermals mit seinem Heere in unserm Kreise. Diesmal hatte er sein Hauptquartier in Groß-Nossen aufgeschlagen. Er selbst wohnte bei dem dortigen Scholzen. Im folgenden Jahre zog Friedrich mit seiner Armee durch Münsterberg nach Neisse, und 1761 stand er mit seinem ganzen Heere abermals in unserm Kreise. Er ließ es Stellung nehmen auf dem Galgenberge (Hellwigshöhe) und den Nossener Bergen, während die Oesterreicher die Lehmberge (bei der Bergmühle) besetzt hatten. Es entwickelte sich ein leichter Kampf, aber der König zog sich zurück, da ein russisches Heer herankam, das sich mit den Oesterreichern vereinigen wollte.

Auch die drei Schlesischen Kriege haben viel Not und Elend über Stadt und Kreis Münsterberg gebracht, und es dauerte Jahrzehnte, ehe die durch sie verursachten Schäden beseitigt waren.

Wenden wir unsern Blick abermals zurück, um mehr als 100 Jahre, mitten in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges! 1632 wütete eine Hungersnot in der hiesigen Gegend, weil auf den Feldern fast nichts gewachsen war. Im Jahre darauf bezog Wallenstein ein Lager auf den bei der Bergmühle gelegenen Hügeln, während sich seine Feinde, die Schweden, bei Heinrichau verschanzt hatten. Man erwartete eine Entscheidungsschlacht. Doch nach 5 Tagen brach Wallenstein das Lager ab und zog an seinen Gegnern vorüber nach Böhmen. Während jener Tage lagerten 8000 Söldner in Münsterberg. Sie hatten von den unglücklichen Bewohnern der Stadt und der umliegenden Dörfer den letzten Bissen Brot und den letzten Pfennig erpreßt. Noch schlimmer aber war es, daß sie eine pestartige Krankheit zurückließen, an der fast die ganze Gegend ausstarb. Der Chronist berichtet, daß in Münsterberg 2440 Menschen starben und nur 20 Bürger am Leben blieben. Einige Ortschaften des Kreises, z. B. Krelkau, hatten nicht mehr 1 lebenden Menschen aufzuweisen.

15 lange Jahre währte noch der Krieg, und 15 lange Jahre haben Stadt- und Landbewohner noch alle seine Schrecken auskosten müssen. Abwechselnd wurden sie von den Schweden oder den Kaiserlichen ausgeplündert. Da das verarmte Münsterberg nicht mehr imstande war, die drückendsten Schulden zu bezahlen, so wurde der Stadt 1646 alles Vieh weggenommen. Die bettelarme Bürgerschaft, die längst keine Betten, keine Wäsche mehr besaß, schaffte in diesem Jahre Tische, Stühle und Truhen, „ja selbst die von den Wänden herabgenommenen Kleiderrechen nach Neisse", um sie dort zu verkaufen. Sie erhielt aber dafür nur 15 Gulden, die zur Deckung von Schulden benutzt werden mußten.

Als der Westfälische Friede dem grauenhaftesten aller Kriege, die je Deutschland heimgesucht haben, ein Ende machte, da war unser Heimatkreis fast zur Wüste geworden. In der Stadt Münsterberg waren 2/3 aller Häuser verfallen und unbewohnbar, und die Schuldenlast war so groß geworden, daß man sich sogar dazu entschließen mußte, die 43 1/2 Zentner schwere Glocke vom Turme des St. Georgsmünsters herabzunehmen und an den Grafen von Oppersdorf in Oberglogau für 565 1/2 Gulden zu verkaufen. Auch auf dem Lande sah es traurig aus. Die meisten Wirtschaften waren verbrannt oder verfallen und die Aecker verwahrlost. Die wenigen übriggebliebenen Einwohner führten ein armseliges Leben. Manche Dörfer, wie Krelkau, Eichau, Olbersdorf u. a., waren gänzlich verfallen und ausgestorben.

Noch ein geschichtliches Ereignis mit folgenschweren Wirkungen für unsere Stadt muß erwähnt werden, die Hussitenkriege vor 500 Jahren. Aus Böhmen waren die Hussiten wiederholt über die schlesische Grenze gekommen, hatten hier geraubt, geplündert und Städte und Dörfer verbrannt.

Im Jahre 1428 näherten sie sich mit überraschender Schnelligkeit unserer Heimat. Da dem Herzog Johann von Münsterberg keine Streitkräfte zur Verfügung standen, die dem erbitterten Gegner gewachsen waren, so blieb ihm und der Stadt kein anderer Ausweg, als sich durch einen Vertrag die Schonung des Münsterberger Landes zu erkaufen. Die Hussiten ließen dann auch unsern Kreis unbehelligt und wandten sich der Oder zu.

Doch gegen Ende des Jahres 1428 kamen neue hussitische Horden nach der Grafschaft und schlugen auf der Hochfläche von Schwedeldorf und Wilmsdorf ein festes Lager auf, das sie sehr vorteilhaft durch Wagenburgen gegen Angriffe schützten. Da sammelte sich um den Münsterberger Herzog Johann ein Heer, das in Eilmärschen gegen den Feind vorrückte. In dem Kampfe, der sich nun entspann, erlitt das schlesische Heer eine vollständige Niederlage und der heldenmütige Führer fand den Tod.

Nicht lange nach dem verunglückten kriegerischen Unternehmen des Herzogs Johann kam der Feind auch nach Münsterberg. Die Stadt wurde von ihm eingenommen und zum größten Teile niedergebrannt. Wenige Tage später erreichten die Hussiten auch Heinrichau, das sie wie die Stiftsgüter Moschwitz, Tarnau, Reumen und die Dörfer Wiesenthal, Krelkau und Frömsdorf in Asche legten. — — —

Jahrhunderte rauschen dahin und verschwinden im Meere der Ewigkeit. Aber sie gehen nicht spurlos vorüber. Sie sind die Vorbereiter der kommenden Zeit. Wenn ich manchmal jetzt, nachdem das laute, geschäftige Treiben des Tages verstummt ist, unter den Linden der Wallstraße dahinschreite, da ist es mir oft, als hörte ich ein Raunen aus fernen, fernen Tagen, als sprächen Menschen zu mir, die da vor 100, vor 300, vor 500 Jahren gegangen sind. Und ich höre sie sagen: In mühsamer, jahrhundertelanger Arbeit, unter Schmerzen und Entbehrungen, aber mit zähem Willen und unermüdlicher Geduld haben wir das geschaffen, was ihr jetzt besitzt. Haltet es wert! Wir lebten in beständiger Angst. Alle Schrecken des Krieges haben wir kennen gelernt: Belagerung und Plünderung, Hunger und Brand, Pest und andere Seuchen. Unsere Brüder und Schwestern, Eltern und Kinder wurden vor unseren Augen mißhandelt, geschändet, getötet. Um unseren schlesischen Gau stritten sich Polen, Böhmen, Oesterreicher und Preußen, und wir zahlten mit unserm Gut und Blut die Kosten des Kampfes. Ihr lebt in einer besseren Zeit. Eure Heimat ist nicht mehr Streitgegenstand der benachbarten Völker. Ihr gehört seit vielen Jahren einem großen, starken Reiche an. Und wenn ihr eure schöne Heimat liebt, die einst auch unsere Heimat war, so müßt ihr auch Deutschland lieben, euer großes Vaterland, das euch schützt und bewahrt vor all dem Furchtbaren, das wir erdulden mußten. [1])

Der Münsterberger Kreis in der Zeit der Befreiungskriege.

Dr. Gotthard Münch.

Die rege Anteilnahme, die in unseren Tagen der fast unübersehbar gewordenen Zahl von Veröffentlichungen über den Weltkrieg geschenkt wird, macht es verständlich, daß sich auch bei der Betrachtung der Vergangenheit unser Blick besonders gern auf kriegerisch bewegte Zeitläufte richtet. Wir glauben den Pulsschlag der Geschichte deutlicher zu spüren, wenn wir uns mit Zeiten beschäftigen, in denen der Lauf des Alltags gestört ist und große, überpersönliche Mächte scharf in das Leben des ruhig schaffenden Bürgers eingreifen.

---

[1]) Benutzte Bücher: 1. Franz Hartmann, Geschichte der Stadt Münsterberg i. Schl. 2. Stenzel, Geschichte des Cisterzienserstiftes Heinrichau.

Und neue Freude an unserer eigenen aufbauenden Arbeit strömt uns aus solcher Betrachtung zu.

Es ist glücklicherweise lange her, seit unsere Heimat zum letzten Mal Schauplatz kriegerischer Ereignisse war. Wenn wir von den kurzen Kampfwochen des Sommers 1866 absehen, wo unsere Gegend zum Sammelgebiet der Kronprinzenarmee gehörte, ist es das herrliche Befreiungsjahr 1813, in dem auch unser stilles Land den Flügelschlag einer kriegerisch bewegten Zeit kräftig zu spüren bekam.

Bekanntlich waren durch das Diktat Napoleons in Tilsit die Rüstungen Preußens künstlich niedriggehalten worden. Als nun die französische Macht auf Rußlands Schneefeldern zusammengebrochen und die Stunde der Befreiung auf einmal nahegerückt war, galt es, das Heer mit möglichster Beschleunigung auf eine Stärke zu bringen, die für das entscheidende Ringen Erfolg verhieß, daher ergingen die drei großen Aufrufe des Königs an mein Volk, im Februar der Aufruf zum freiwilligen Eintritt in die bestehenden aktiven Regimenter und zur Bildung freiwilliger Jägerkorps, im März und April die Aufrufe zur Bildung der Landwehr und des Landsturms. Dem Ruf zum freiwilligen Eintritt in die Armee, der in Münsterberg unter Pauken- und Trompetenschall verkündet wurde, wäre die Jugend gern mit ganzer Begeisterung gefolgt. Leider war der Eintritt aber nur denen möglich, die für ihre Ausrüstung selbst zu sorgen imstande waren. Das waren in unserer Gegend nur wenige. Hartmann nennt in der Münsterberger Chronik nur drei: Christian Fanta, Johann Zeh und Ferdinand Spitzer. Ueber Johann Zeh erfahren wir aus einem Verzeichnis der Verstorbenen des Vereins der Freiwilligen von 1813/15, das im Breslauer Staatsarchiv aufbewahrt wird[1]), daß er am 12. Dezember 1794 geboren wurde und 1813, bevor er beim I. schlesischen Infanterieregiment eintrat, Büroassistent bei der Säkularisationskommission in Neisse war. Er starb als Oberbuchhalter bei der Regierung in Oppeln am 1. September 1849. Außer ihm nennt das Verzeichnis noch Heinrich August Siebert, der am 12. Dezember 1791 als Sohn des Stadtsyndikus in Münsterberg geboren wurde und vor seinem Eintritt ins I. westpreußische Infanterieregiment Steueramtsassistent war. Er starb am 12. Dezember 1838 als Rentmeister in Löwen. Schließlich erscheint in dem Verzeichnis noch ein Freiwilliger aus dem Kreise Münsterberg: Kaspar Adolph aus Altheinrichau, geboren am 30. April 1790. Als Student der Theologie trat er 1813 ins I. Bataillon des I. Garderegiments zu Fuß ein, um nie wieder zu seinem Studium zurückzukehren, sondern Soldat zu bleiben. Er starb am 29. Mai 1872 in Breslau als Major a. D.

Diesen Freiwilligen war es vergönnt, schon im ersten Kriegsabschnitt von Mitte März bis Anfang Juni 1813 mitzuwirken.

Es ist bekannt, daß ihrem frohen Auszuge[2]) im Frühjahr noch keine Erfolge beschieden waren. Die verbündeten Preußen und Russen wurden von dem übermächtigen Kaiser am 2. Mai bei Groß-Görschen und am 20./21. Mai bei Bautzen geschlagen und zogen sich wieder nach Schlesien zurück.

---

[1]) Repertorien 200 Nr. 3105. Vgl. Die Erinnerungsfeste der Freiwilligen zu Breslau V. Siebentes Fest. S. 59 f.

[2]) Vgl. über den Auszug: Wilhelm von Rahden, Wanderungen eines alten Soldaten. Erster Teil. Berlin 1846. S. 56 ff.

Zu den Opfern des Frühjahrsfeldzuges gehörte der Bruder des Münsterberger Kreisphysikus Dr. Radesey, Ernst Benjamin Radesey aus Brieg. Er wurde bei Groß-Görschen als freiwilliger Jäger in einem Grenadierbataillon ins rechte Kniegelenk getroffen und starb im Alter von 32 Jahren trotz der Pflege seines Bruders an der Auszehrung in Münsterberg.[1])

Die Landwehr, zu deren Bildung der König am 17. März 1813 aufrief, kam für den Frühjahrsfeldzug kaum mehr in Frage. Es ging bei ihrer Aufstellung trotz der unverkennbaren Begeisterung dieses Auferstehungsfrühlings langsamer vorwärts, als man vermutet hatte. Es handelte sich eben nicht mehr um Freiwillige, die mit schnellem, frohem Entschluß zu den Waffen griffen, sondern um alle Männer von 17 bis 40 Jahren, die einigermaßen gesund waren, denen nunmehr der ungewohnte Militärdienst zur Pflicht gemacht wurde. Im Münsterberger Kreise ging die Aufstellung der Landwehr immerhin noch ziemlich schnell und reibungslos vor sich. Er gehörte mit seinem halben Bataillon Infanterie und einer Schwadron Kavallerie zu den schlesischen Kreisen, die am wenigsten aufzubringen hatten.[2]) Was die Aufstellung dieser für unsere heutigen Begriffe kleinen Truppenkörper verlangsamte, war vor allem die starke Inanspruchnahme des ganzen Landes für die Herstellung und Beförderung des Kriegsbedarfs. Da das Land seit den Jahren der feindlichen Besatzung 1806/08 noch immer arm und ausgesogen war, stellten sich den beschleunigten Rüstungen von der materiellen Seite her bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Aber über menschliche Kräfte verfügte man wenigstens. Tag und Nacht arbeiteten die Handwerker, um zur rechten Zeit die aufgegebene Menge Kleidungsstücke und Schuhe abliefern zu können. Die Bauern fuhren von allen Seiten Proviant nach den Festungen, dorthin zogen auch ihre Knechte und die kleinen Leute vom Dorfe in hellen Scharen, um die vom Feind zum Teil gesprengten Werke wieder zu errichten, sie durch neuaufgeworfene Schanzen zu verstärken und sie so zu befähigen, ein den Wechselfällen des Krieges sich entziehendes Heer schützend aufzunehmen.

Unter all dieser Arbeit rückte der Tag zur Ausmusterung der Landwehr heran. Die Bezirksvorsteher hatten die Listen der wehrfähigen Männer an den zur Formierung der Landwehr gebildeten Ausschuß, der aus dem Baron von Gaffron auf Kunern, dem Stadtverordnetenvorsteher Hoffmann aus Münsterberg und dem Gutsbesitzer Allnoch aus Leipe bestand, eingereicht. Dieser Ausschuß berief die gesamte Mannschaft aus Stadt und Kreis Münsterberg für den 15. April, den Gründonnerstag, auf die Viehweide bei Münsterberg zusammen. Die erste Arbeit in den frühen Morgenstunden von 4 bis 7 Uhr war, die Mannschaft nach Altersklassen getrennt aufzustellen. Dann erging die Aufforderung zu freiwilliger Meldung. Ihr folgten aus der Stadt allein 60 Mann, ein Zeichen von männlicher vaterländischer Gesinnung, die sich vorteilhaft von anderen Gegenden Schlesiens abhob, wo sich wenig oder gar keine Freiwillige meldeten und die Bildung der Truppenteile infolgedessen sehr langsam vor sich ging. Hier konnte man sich bei der nun folgenden Auslosung der noch fehlenden Landwehrmänner im allgemeinen auf leicht abkömmliche junge Leute aus den jüngsten Altersklassen beschränken, die sich

[1]) Schlesische Provinzialblätter Band 58. 1813. S. 188.

[2]) v. Holleben und v. Cammerer, Geschichte des Frühjahrsfeldzuges 1813. Berlin. 2. Band. 1909. S. 396.

dann allerdings den ungeheuren Anstrengungen des Feldzuges vielfach nicht gewachsen zeigten. Auch der Ankauf der für die Landwehrschwadron notwendigen 114 Pferde erfolgte an diesem Gündonnerstag auf der Viehweide. Und so konnte schon am übernächsten Tage, nachdem der Karfreitag noch der stillen Andacht und ernsten Besinnung überlassen worden war, zur kirchlichen Einsegnung und Vereidung der Landwehr geschritten werden. Geführt von den Behörden, zogen die ausgehobenen Mannschaften in das ehrwürdige Münster, hörten eine Predigt und stimmten dann mit der Gemeinde das Tedeum an. Von der Kirche zogen sie auf den Niederring und leisteten dort den Fahneneid. Einen Monat nach dem königlichen Aufruf konnte damit die Organisation der Münsterberger Landwehr als beendigt angesehen werden, und das Exerzieren konnte beginnen. Nach den Osterfeiertagen rückte die Kavallerie zu diesem Zweck nach Berzdorf ab, die Infanterie — 10 Offiziere, 30 Unteroffiziere und 340 Gemeine — blieb in Münsterberg.

Durch die Landwehrorganisation, besonders den Ankauf der Pferde, waren nicht unerhebliche Kosten entstanden. Sie wurden durch eine Kreissteuer gedeckt, die 24 000 Taler einbrachte. Außerdem war der vaterländischen Opferfreudigkeit hier ein großes Betätigungsfeld gegeben. So übernahmen es der Stadtrichter Oswald aus Münsterberg und der Kanzler Grund aus Heinrichau, sämtliche Piken des Kreises, mit denen die Landwehr zunächst ausgerüstet werden sollte, auf eigene Kosten herstellen zu lassen. Außerdem setzten sie dreißig Taler für denjenigen Landwehrmann des Kreises Münsterberg aus, der zuerst das Eiserne Kreuz erhalten würde, das vom König bekanntlich am 10. März dieses Jahres, dem Geburtstage der Königin Luise, gestiftet worden war.[1])

Nach dem ursprünglichen Plane sollte die schlesische Landwehr am 1. Mai kriegsverwendungsfähig sein und zum Feldheer abrücken. In den meisten schlesischen Kreisen war man aber an diesem Zeitpunkt noch lange nicht so weit, und die Breslauer Regierung sah sich deshalb genötigt, Anfang Mai längere aufklärende und entschuldigende Berichte an den König zu senden. Der König konnte am 6. Mai nicht umhin, durch den Staatskanzler Hardenberg der Breslauer Regierung seinen Unwillen über das langsame Vorschreiten der Organisation auszusprechen, und die Regierung gab diesen Tadel am 10. Mai in den Blättern öffentlich bekannt.[2]) Den Münsterberger Kreis ging der königliche Tadel nichts an. Er gehörte zu den Kreisen, von denen die Breslauer Regierung am 3. Mai rühmen konnte, daß sie mit der Organisation der Landwehr am weitesten vorgeschritten seien. Die anderen waren: Namslau, Neumarkt, Oels, Ohlau, Oppeln, Nimptsch, Reichenbach und Neisse.[3])

Während im übrigen Schlesien die Organisation erst auf den Druck der Behörden hin mühselig beendet wurde, konnten die fertigen Landwehren schon zu einer ersten kriegerischen Aufgabe verwendet werden. Sechs Landwehrbataillone, zu denen auch die Münsterberger Kompanien gehörten, wurden

[1]) Militär-Wochenblatt 29. Jahrgang. Berlin 1845. Beiheft Mai und Juni S. 403. Oswald stieg später zum Oberlandesgerichtspräsidenten auf. Vgl. Denkwürdigkeiten des Freiherrn Hermann von Gaffron Kauern. Bearbeitet von Friedrich Andreae. Breslau 1918. Seite 225.

[2]) Das Preußische Heer der Befreiungskriege. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Band 2. Das Preußische Heer im Jahre 1813. Berlin 1914. S. 296.

[3]) Militär-Wochenblatt S. 404 f.

Anfang Mai zur Verstärkung des Belagerungsheeres von Glogau abgesandt, das Napoleon als wichtigen Brückenplatz seit 1807 in seiner Hand behalten hatte. Am 1. Mai rückte die Landwehr von Münsterberg ab. Zum erstenmal erlebte dabei das Volk, das bisher gewöhnt gewesen war, von einem stehenden Heere verteidigt zu werden, zu dem es wenig persönliche Beziehungen hatte, das Schauspiel, aus dem eigenen engsten Kreise heraus die Söhne und Brüder hinausziehen zu sehen in den großen Krieg. Von den Segnungen der Kirche und den heißen Wünschen der Angehörigen begleitet, zogen die Landwehrleute zunächst nach Breslau. Hier schlossen sie sich mit den Bataillonen der Kreise Oels, Namslau und Neisse zusammen, wurden vor den Mauern der Stadt nochmals kirchlich eingesegnet und rückten Mitte Mai nach Glogau ab. Am 19. Mai berichtete der Gouverneur von Schlesien, Graf Götzen, an den König, daß die sechs Bataillone — zu den obengenannten kamen aus Niederschlesien noch einige Kompanien aus den Kreisen Jauer, Sprottau und Sagan dazu — am 18. Mai vor Glogau eingetroffen seien, und daß die militärische Haltung dieser Landwehrtruppen alle Erwartungen übertroffen habe.[1])

Mit der Verstärkung des Feldheeres durch freiwillige Jägerkompanien und dem großen Landwehraufgebot war es dem Staate nicht genug. Theoretische Erwägungen, daß wirklich alle Kräfte im Kampf gegen den Feind eingesetzt werden müßten, und die Erfahrung, daß dem Gegner gerade durch den aufreibenden Kleinkrieg, wie ihn die Spanier, Tiroler und Russen geführt hatten, am meisten Abbruch getan werden konnte, hatten die großen Führer des Freiheitskampfes bewogen, beim König auch noch die Zustimmung zu dem letzten, äußersten Kampfmittel durchzusetzen, das wir unter dem Namen Landsturm kennen.

Die begeisterten Reformer übersahen die Schwierigkeiten zum Teil, die die Landsturmerrichtung in Preußen und besonders in Schlesien haben würde. Eines war ihnen aber unbedingt klar: der Landsturm würde dann um so besser wirken, wenn es rechtzeitig gelänge, ihn, zwar ohne Uniform und Kriegswaffen, doch im großen ganzen militärisch aufzuziehen. Der getreue Gehorsam konnte dann ersetzen, was bei der fast restlosen Einziehung der eigentlich Kriegstüchtigen vom soldatischen Mut nicht mehr zu erwarten war. Wenn man nur einige Führer in jedem Kreise hatte, dann mußte es gehen. So ergingen in den Wochen nach dem Erscheinen des Landsturmedikts (21. April 1813), während die Feldheere in Sachsen die ersten Schlachten lieferten, genaue Weisungen von den Militärbehörden der Provinzen an die einzelnen Kreise, wie sie den Landsturm im einzelnen organisieren sollten.

In Münsterberg wurde wie in vierzehn anderen Kreisen des Breslauer Regierungsbezirks der Landrat zum Landsturmkommandanten des Kreises ernannt. Ihm unterstanden die Kommandanten der Unterbezirke, von denen jeder etwa 500 bis 600 Mann umfassen sollte. Den Unterbezirkskommandanten trat ein Ausschuß zur Seite, die sogenannte Schutzdeputation, die mit ihm auf Grund genauer Geländekenntnis die Möglichkeiten der Verteidigung beraten und die Mannschaftslisten aufstellen sollte. Die Mannschaften selbst wurden in Fußvolk und Reiterei geteilt, je 80 bis 100 Mann sollten einen Hauptmann,

[1]) Militär-Wochenblatt S. 404 f. Hermann Granier, Schlesische Kriegstagebücher aus der Franzosenzeit 1806—1815. Breslau 1904. S. 48—55. Felix Haase, Die Katholische Kirche Schlesiens im Befreiungskriege 1813. Breslau 1913. Seite 21.

je 40 bis 50 Mann einen Leutnant; je 40 bis 50 Reiter einen Rittmeister, je 20 bis 25 Reiter einen Leutnant haben. Uniformen waren verboten, Uebungen sollten an Sonn- und Festtagen stattfinden. Die Waffen, soweit vorhanden, sollten in Depots an unzugänglichen Plätzen aufbewahrt werden.

Genaueres über den Münsterberger Landsturm können wir den Akten des Breslauer Staatsarchivs entnehmen.[1] Am 20. Mai 1813 berichtete Landrat von Wentzky zum erstenmal über den Stand der Organisation in seinem Kreise. Landsturmpflichtige Männer von 15 bis 60 Jahren waren 4019 vorhanden, der Pferdebestand belief sich auf 1184 Stück. Er hatte den Kreis in sechs Bezirke geteilt, wozu als siebenter die Stadt Münsterberg kam, die über 2000 Seelen zählt. Die Bezirkskommandanten hatten ihre Wahl angenommen, waren aber wegen der Kürze der Zeit noch nicht mit der Wahl der Hauptleute und der übrigen Offiziere fertig geworden, auch die Schutzdeputationen waren noch nicht vollständig gebildet. Die Zahl der im Kreise vorrätigen Gewehre und sonstigen Waffen war gering, da im Jahre 1806 fast alle Gewehre hatten eingesammelt und an die Festungen abgeliefert werden müssen. Der Landrat legte seinem Berichte eine einstweilige Uebersicht der Landsturmeinteilung bei, die kennenzulernen auch für uns noch einen gewissen Reiz hat. Zum ersten Bezirk, dessen Kommandant Herr von Schweinichen auf Tepliwoda war, gehörten: Tepliwoda, Raatz, Petershagen, Belmsdorf, Frömsdorf, Moschwitz, Zinkwitz und Oberjohnsdorf mit 575 Mann und 208 Pferden. An Waffen waren vorhanden: 5 Flinten, 7 Pistolen, 2 Säbel und 4 Spieße. Zum zweiten Bezirk, Kommandant Baron von Stosch auf Neobschütz, gehörten die Dörfer Neobschütz, Kummelwitz, Schildberg, Schönjohnsdorf, Sacrau, Waldneudorf, Neucarlsdorf, Rätsch, Willwitz, Wiesenthal und Taschenberg mit 531 Mann und 173 Pferden, 14 Flinten, 8 Pistolen, 10 Säbeln und 12 Spießen. Den dritten Bezirk, Kommandant Herr Scheffler auf Niederkunzendorf, bildeten die Dörfer Leipe, Bernsdorf, Bärdorf, Altaltmannsdorf, Schlause, Olbersdorf und Bärwalde mit 613 Mann und 224 Pferden, 4 Flinten, 1 Pistole, 1 Büchse, 2 Säbeln und 1 Spieß. Den vierten Bezirk, Kommandant Herr von Langenau auf Korschwitz, bildeten die Dörfer Korschwitz, Tarchwitz, Heinrichau, Zesselwitz, Krelkau, Neuhof, Reumen und Altheinrichau mit 519 Mann und 185 Pferden, 5 Flinten, 4 Pistolen, 2 Säbeln, 1 Degen und 2 Spießen. Den fünften Bezirk befehligte Herr von Minckwitz auf Haltauf, er bestand aus den Dörfern Eichau, Großnossen, Bürgerbezirk, Kommende, Ohlgut, Reindörfel, Wenignossen, Neualtmannsdorf und Glambach mit 677 Mann und 180 Pferden, 8 Flinten, 4 Pistolen und 2 Degen. Den sechsten Bezirk befehligte Herr von Gaffron auf Kunern, er bestand aus den Dörfern Kunern, Haltauf, Merzdorf, Münchhof, Tschammerhof, Weigelsdorf, Niederkunzendorf, Oberkunzendorf, Berzdorf, Heinzendorf, Deutschneudorf, Algersdorf, Kraßwitz, Dobrischau und Pleßguth mit 589 Mann und 176 Pferden, 23 Flinten, 7 Pistolen, 13 Säbeln und 2 Spießen. Der Landsturm der Stadt Münsterberg schließlich bestand aus 515 Mann, denen aber nur 41 Pferde zur Verfügung standen. Um so besser stand es mit den Waffen, es waren 31 Flinten, 10 Pistolen, 77 Büchsen, 69 Säbel, 151 Degen, 2 Picken und 7 Spieße vorhanden.

---

[1]) Repertorien 199 M. R. Sappl. F. 130 und 131. Vgl. Alfred Franke, Das Landsturmedikt vom 21. April 1813 und seine Durchführung in Schlesien. Breslauer Dissertation 1923. Maschinenschrift S. 29, 38, 45 f.

Am 28. Mai konnte der Landrat einen erheblichen Fortschritt der Organisation melden. Die Aufstellung der Verbände war so ziemlich beendet, die Hauptleute gewählt, auch die Plätze für Errichtung der Signale bestimmt. Außerdem waren in jeder Ortschaft reitende und laufende Boten eingeteilt, die sich im Ernstfalle Tag und Nacht in Bereitschaft halten würden. Als Signale sollten hohe Pechstangen dienen. Als Signalplätze waren ausersehen: Der Steinbruchberg bei Tepliwoda, der Platz bei der Windmühle von Petershagen, das Kreuz zu Frömsdorf, die Willwitzer Kapelle und der Kapellenberg zu Schönjohnsdorf, die Straßenkretschamecke in Bärdorf, der Gutsberg zu Bärwalde, die Anhöhe bei Schlause, die Tarchwitzer Bergstraße von Strehlen nach Frankenstein, der Krelkauer Berg, die Eichauer und Großnossener Anhöhe, der Neualtmannsdorfer Berg, der Kalinkeberg bei Dobrischau, der Berzdorfer Berg; schließlich im Umkreise der Stadt die Tongrube auf Nossen, der Langeberg auf Leipe und der Kochberg auf Brieg und Grottkau zu. Die Hauptleute und Rittmeister, unter denen sich sicher viele Angehörige noch jetzt ansässiger Familien befinden, wurden hauptsächlich von den Erbscholzen (3), Gerichtsscholzen (14), Gerichtsleuten (4) und Gutspächtern (3) gestellt, auch 3 Adlige, 4 Bauern, 1 Oberförster, 1 Amtmann, der Heinrichauer Kriminalrat Neumann, 1 Verwalter und 1 Fleischer waren darunter.

Im Süden des Münsterb.rger Kreises liegen einige Dörfer, die erst bei den großen Neuordnungen nach den Befreiungskriegen zu ihm geschlagen worden sind nnd im Jahre 1813 noch zum Grottkauer Kreise gehörten. Die Verhältnisse dieser Dörfer in der Kriegszeit werden durch einige Aktenbündel beleuchtet, die mit dem Erbe des dort ansässigen Zweiges der Familie Schaffgotsch an die Grafen Chamaré in Stolz, Kreis Frankenstein, gekommen sind. [1]) Sie erzählen uns einmal von mannigfachen freiwilligen Leistungen für die gute Sache. So ließ der Lehrer Franz Kroener aus Liebenau seinen gleichnamigen Sohn, der gerade das katholische Lehrerseminar in Breslau besuchte, in die dortige Landwehr als Unteroffizier eintreten und versah ihn während des ganzen Krieges beständig mit Zuschüssen. Der Generalpächter Kattner in Hertwigswalde stellte seinen jüngsten Sohn Heinrich mit zwei vollständig ausgerüsteten Pferden zur Grottkauer Landwehrkavallerie. Desgleichen statteten der Krämer Hirschberg von dort seinen Sohn Franz als Freiwilligen bei einem brandenburgischen Infanterieregiment und die Gemeinde Hertwigswalde im ganzen drei freiwillige Landwehrleute als Kavalleristen aus. Wichtiger ist aber, was uns die Akten über den Landsturm in diesem Gebiet erzählen. Sie lassen uns bis in alle Einzelheiten beobachten, wie sich das große Landsturmedikt im kleinen ausgewirkt hat.

Der bedeutendste Besitzer in der Gegend war Friedrich Gotthard Graf Schaffgotsch (geb. 9. März 1780, gest. 14. Mai 1854), Erbherr auf Nieder-Pomsdorf, Glambach und Neuhaus. Ihm teilte am 16. Mai 1813 der Landsturmkommandant des Grottkauer Kreises, Rittmeister von Ohlen auf Endersdorf, mit, daß er ihn dem Breslauer Militärgouvernement als Kommandanten des 8. Bezirks seines Kreises vorschlagen wolle. Er sei fest überzeugt, daß er dem Staat durch seine Wahl nützen werde, und freue sich darauf, vereint mit ihm dem Vaterlande Dienste leisten zu können. Freilich wünsche er nicht,

[1]) Die Akten sind vom derzeitigen Besitzer der Aufbauschule Münsterberg in dankenswerter Weise zur Bearbeitung überlassen worden.

daß die Notwendigkeit dazu eintreten möge. Er bitte ihn, künftigen Dienstag, den 18. d. Mts., nach dem in der Mitte des Kreises gelegenen Ober-Kühschmalz zu einer gemeinschaftlichen Verabredung zu kommen. Graf Schaffgotsch folgte dieser Aufforderung und wurde daraufhin am 18. Mai von Kühschmalz aus den Dominien und Gemeinden von Nieder-Pomsdorf, Wehrdorf, Gollendorf, Neuhaus, Liebenau, Bruckstein, Ober-Pomsdorf, Hertwigswalde und Gallenau als ihr künftiger Landsturmkommandant vorgestellt, dessen Befehle sie pünktlich zu befolgen hätten.

Noch in der Nacht des 18. Mai, nach der Rückkehr von Kühschmalz nach Neuhaus, ging Graf Schaffgotsch ans Werk. Er schrieb an die Dominien und Gemeinden seines Bezirks: „Ich hoffe mit Zuversicht, daß meine Ernennung zum Kommandanten des Landsturms in diesem Bezirk lediglich eine Maßregel der Vorsicht bleiben werde, und wir bei den augenblicklich so günstigen Begebenheiten, wohl nicht in Tätigkeit treten dürften. Der Zweck dieser Maßregel ist kein anderer, als unser Land, unsere Besitzungen, unsere Häuser, unsere Weiber und Kinder vor den schon früher erfahrenen Verwüstungen und Gewalttätigkeiten des Feindes zu schützen. Welcher Hausvater wird dies nicht gern tun? Und hierauf habe ich das Vertrauen, daß jeder einzelne, sowie die ganzen Gemeinden durch genaue Befolgung meiner Weisungen ihr eigenes und das allgemeine Beste gern befördern werden, dahingegen auch ich mit aller Tätigkeit für dasselbe zu wirken und nach Möglichkeit stets in der Mitte meiner Anvertrauten zu sein verspreche, um so meinem Auftrage und der Anhänglichkeit für meine Schutzbefohlenen und Nachbarn zu genügen. Auf das schleunigste sollen zu diesem Zweck folgende Geschäfte vorgenommen werden: a) die Aufnahme sämtlicher wehrhaften Männer, b) die Aufnahme sämtlicher vorhandenen Pferde, c) die Aufnahme sämtlicher vorhandenen Gewehre und d) die Wahl eines Mitgliedes zur Sicherheits-Deputation, welch letztere aus jedem Bezirk einen auf diese Art erwählten Deputierten hat und bestimmt ist, dem Oberkommandanten des Kreises bei seinen Geschäften zu assistieren. Zur Bewerkstelligung der unter a und b aufgeführten Geschäfte werde ich sogleich die Dörfer meines Bezirks bereisen, und es haben Scholz und Gerichte dafür zu sorgen, daß sämtliche Mannschaften vom vollendeten 15. Jahre an bis zum 60. ohne Rücksicht des Standes und Gewerbes und ihres Geburtsortes, wie sich dieselben augenblicklich im Dorfe aufhalten, desgleichen alle Pferde ohne Ausnahme zur bestimmten Stunde erscheinen, wozu ich auch die Wohllöblichen Dominia in betreff ihrer Dienstboten und ihrer Pferde auffordere. Der Ort zu dieser Zusammenkunft ist der Hof des Gutsherrn, wenn ein dergleichen in dem Dorfe vorhanden ist, widrigenfalls aber der Hof des Pfarrers, und wenn auch dieser nicht existieren sollte, der Hof des Erbscholzen. Die Stunden meiner Ankunft sind: 1. zu Nieder-Pomsdorf morgen, den 19. dieses, früh um 7 Uhr; 2. zu Gollendorf, wohin sich auch die Bewohner von Wehrdorf zu stellen haben, morgen, den 19. dieses, früh um 9 Uhr; 3. zu Neuhaus, früh um 11 Uhr; 4. zu Liebenau, nachmittags um 1 Uhr; 5. zu Bruckstein, nachmittags um 5 Uhr; 6. zu Ober-Pomsdorf, nachmittags um 7 Uhr; 7. zu Hertwigswalde, übermorgen, den 20., um 8 Uhr früh; 8. zu Gallenau gleichfalls übermorgen um 1 Uhr nachmittags."

In der Frühe des 19. Mai fing dieser Erlaß an, seine Runde zu machen; um 5 Uhr bekam ihn als Erster der Schulze von Nieder-Pomsdorf zu Gesicht,

in der Mittagsstunde, von 11 bis 12 Uhr, war er in Liebenau, und abends um 10 Uhr sandte ihn der Hertwigswalder Schulze nach Neuhaus zurück. Hinter dem Erlaß her bereiste Graf Schaffgotsch den Bezirk. Die Fülle der erhaltenen Listen legt Zeugnis von den gemachten Erhebungen ab. Besonders vermerkt sind die altgedienten Soldaten, die die Hauptträger der Organisation sein mußten. Gleichfalls vermerkt sind die körperlich Untauglichen, die Lahmen, Kontrakten, mit starken Brüchen Behafteten, schlecht Sehenden, ihrer Jugend wegen noch zu Schwächlichen, schließlich auch die Ausländer. Bei der Nähe der österreichischen Grenze wimmelte es in den Dörfern nämlich von jugendlichen Ausländern, die als Knechte in den Dörfern dienten und nun in die Listen mit aufgenommen wurden. Am 21. Mai, früh um 8 Uhr, tagte eine schon am 18. angekündigte Conferenz von Wahlmännern in Neuhaus. Die Gemeinden Wehrdorf, Bruckſteine und Liebenau versäumten auf ihr zu erscheinen und zogen sich dadurch eine Rüge des Kommandanten zu. Nach der Versammlung erstattete dieser dem Kreiskommandanten Bericht über seine bisherige Tätigkeit. Er bemerkte zu dem Gesamtnachweis, „daß bei den Menschen alle Ausländer mitgezählt wurden, daß bei den Pferden alle Hengste als unbrauchbar angenommen wurden und daß bei einer genaueren Prüfung noch viele von den Pferden unbrauchbar gefunden werden dürften wie auch ein großer Teil der meist gänzlich vom Rost zerfressenen Schießgewehre." Er schlug ferner Neuhaus als Hauptversammlungsplatz und als Waffendepot vor, „da es eine geräumige Viehweide zum Sammelplatz und ein Jägerhaus mit dahinter im Busch gelegener, unter Dach gehaltener Eisgrube zum Waffendepot darbietet und ziemlich im Mittelpunkt ist".

Während dieser Bericht über Lobedau, Lindenau, Koschpendorf und Gläsendorf seinen Weg zu Rittmeister von Ohlen nach Endersdorf nahm, war von diesem gleichfalls ein Schreiben an den Grafen Schaffgotsch unterwegs, in welchem er ihm erstmalig die amtlichen Bestimmungen über die Organisierung des Landsturms mitteilte, deren Eintreffen man bei der drängenden Zeit also nicht erst abgewartet hatte. Ferner bat er ihn, wenn die Wahl der sämtlichen Mitglieder der Schutzdeputation stattgefunden haben würde, um das Vergnügen, mit dem Bezirkskommandanten zusammen im Bezirk selbst die Kompanien einteilen, die Hauptleute ernennen, die übrigen Offiziere wählen lassen zu dürfen. Mit Genugtuung wird er dann dem Schaffgotsch'schen Bericht entnommen haben, wie weit dieser ihm schon vorgearbeitet hatte.

Ganz ohne Nebenabsicht scheint jedoch der Graf bei der Beschleunigung der Organisation nicht gewesen zu sein. Nach dem 21. Mai schweigen unsere Akten ein paar Tage, unterm 25. Mai aber bringen sie folgendes Schreiben des Grafen an seinen Landsturmbezirk: „Meine öftere Abwesenheit von meinen Gütern veranlaßt mich, einen Assistenten der mir anvertrauten Geschäfte zu ernennen. Den Wohllöblichen Dominiis und Gemeinden mache ich demnach bekannt, daß ich zu diesem Zweck meinen Rentmeister, Herrn Bartsch, ernannt und diesfällige Instruktion erteilt habe; daher dieselben Aufträge und Anordnungen, welche von Einer Wohllöblichen Oberkommandantur anbefohlen und durch diesen meinen Stellvertreter bekanntgemacht werden, ebenso respektiert und in Erfüllung gehen müssen, als wenn selbe von mir selbst angeordnet würden." Der Gedanke liegt nahe, daß er die Organisation mit solchem Nachdruck betrieben habe, um sich der weiteren Aufgabe mit um so ruhigerem Ge-

wissen entziehen zu können. Wenn er sein Amt so schnell einem Stellvertreter überließ, so mag allerdings auch die Wendung, die der Feldzug in diesen Tagen genommen hatte, mit Schuld gewesen sein. Er begab sich nach Warmbrunn, dem Mittelpunkt des Schaffgotsch'schen Familienbesitzes, der dem sächsischen Kriegsschauplatz bedenklich nahe war, und wo es darum in diesen Tagen wichtige Entscheidungen zu treffen galt. Sein Stellvertreter wurde jedenfalls vom Kreiskommandanten als solcher anerkannt. Am 28. Mai wandte er sich zum erstenmal an den Bezirk und forderte auf, die Aufnahme der Mannschaften, Pferde und Waffen nach einem gleichzeitig übersandten Schema noch einmal gründlich vorzunehmen. Durch eine spätere Kurrende werde er bekanntmachen, wann er namens des Bezirkskommandanten an jedem Ort diese Aufnahme selbst revidieren werde. Binnen zweimal 24 Stunden nach Empfang dieser Kurrende müsse die Aufnahme beendet sein.

Die Kreisstadt Münsterberg selbst lag im Jahre 1813 noch ganz als kleine, von Wallgräben und Mauern ringsum abgeschlossene Einheit in ihrer hügelumsäumten Landschaft. Die dörflichen Nachbarorte, die heute längst eingemeindet sind und den Uebergang von Stadt und Land fließend machen, hoben sich damals deutlich abgesondert von dem städtischen Gemeinwesen ab. Wie wir sahen, waren sie, nämlich Kommende, Ohlgut und Bürgerbezirk, auch einem ländlichen Landsturmbezirk, dem 5., zugeteilt.

In dem städtischen Bezirk nun stieß die Besetzung der Kommandantenstelle insofern auf Schwierigkeiten, als zwei gleichwertige Anwärter dafür da waren. In seinem Schreiben vom 20. Mai [1]) berichtet Landrat von Wentzky, diese Stelle wäre noch nicht besetzt, der Bürgermeister Hentschel wünschte sie für sich, und er hätte sie auch erhalten, wenn sich dafür nicht auch der Hauptmann von Korff angeboten hätte, der zwar schon ein Sechziger wäre, sich aber noch gut bei Kräften fühlte. Am 21. Mai wandte sich von Korff selbst an den Militärgouverneur von Schlesien, Graf von Götzen, mit folgendem Schreiben: „Da auf allerhöchsten Befehl der Landsturm organisiert werden soll, und ich in hiesiger Stadt die einzige Militärperson bin, welche sich dieser Sache zu unterziehen imstande ist, so habe ich mich unterm 20. dieses beim Herrn Landrat von Wentzky gemeldet und mich erboten, da ich ohnerachtet meiner zurückgelegten 63 Jahre doch noch Kräfte in mir fühle, die Stelle eines Unterkommandanten anzunehmen. Sollte wider alles Erwarten jemand, der keine militärische Kenntnisse hat, zu diesem Posten gewählt werden, und ich dadurch zurückgesetzt werden, so könnte ich mich auf keinen Fall entschließen, eine andere Stelle beim Landsturm anzunehmen, da meine Jahre mich ohnehin davon dispensieren und ich dann nicht so, wie ich wünsche, nützlich sein könnte."

Das Militärgouvernement entschied sich daraufhin in einem Schreiben vom 26. Mai, in dem es dem Landrat übrigens volle Anerkennung für seine Tätigkeit aussprach und ihm beim Fehlen anderer Waffen die Anwendung von Sensen, Heugabeln und dergleichen anempfahl, für Hauptmann von Korff. Der Bürgermeister trat an die Spitze der Schutzdeputation, der außerdem noch die Senatoren Rösner und Schubert und der Stadtverordnetenvorsteher Hoffmann angehörten. Zu Hauptleuten wurden gewählt: für die 1. Kompanie

---

[1]) Dies und die folgenden Schreiben Breslauer Staatsarchiv Repertorium 199. M. R. F. 130 und 131.

der Acciseeinnehmer Nagel, für die 2. Kompanie der Schützenhauptmann Reimann, für die 3. Kompanie der Senator Besser, derselbe wohl, dessen edler Grabstein noch heute eine Zierde des Friedhofs ist, für die 4. Kompanie der pensionierte Senator Riepelt, für die Kavallerieeskadron der Stadtrichter Oswald, der uns durch seine Opferbereitschaft für die gute Sache schon bekannt ist.

Von der Selbstlosigkeit des Bürgermeisters wurde vorausgesetzt, daß er die Wahl von Korffs nicht als Zurücksetzung empfinden würde, obwohl seine Berufung vor dem Dazwischentreten von Korffs durchaus festgestanden zu haben scheint. Sie hätte einen Mann getroffen, der nicht nur von Amts wegen dazu geeignet war, sondern der auch ein denkbar reges Interesse an den Fragen der Landesverteidigung an den Tag legte. Am 19. Mai ging ein von ihm und dem Stadtkämmerer Fiedler unterzeichnetes Schreiben beim Landrat ein, das von diesem am 20. Mai mit empfehlenden Worten an die Militärbehörde weitergereicht wurde. Der Bürgermeister schlug darin vor, daß außer den vier Infanteriekompanien und der Kavallerieeskadron noch ein besonderes Jägerdetachement gebildet werden sollte, worunter man damals eine Abteilung von Freiwilligen im Gegensatz zu den pflichtmäßig Dienenden verstand. Keine Truppenart wäre so geeignet, den Feind ununterbrochen zu beunruhigen, als freiwillige Jäger. Noch wichtiger wären sie als Flankendeckung bei einem größeren Angriff, den der militärisch zu wenig geschulte Landsturm unternehmen würde, und als Rückendeckung, falls es einen Mißerfolg gäbe und die Gefahr eines hemmungslosen Zurückflutens bestände. Bald nach dem Bekanntwerden des Landsturmgedankens seien die Unterzeichneten an die Organisation eines Detachements freiwilliger Jäger gegangen, das aus höchstens dreißig bis fünfzig kräftigen und unbedingt zuverlässigen Leuten unter Führung eines Hauptmanns und zweier Leutnants bestehen sollte. Der Bürgermeister hätte ursprünglich das Kommando dieses Landsturmstoßtrupps übernehmen wollen, da er nun aber zum Kommandanten des gesamten städtischen Landsturms ernannt worden sei (so glaubte er am 19. Mai noch), würde der Kämmerer Fiedler an seine Stelle treten. Sie bäten den Landrat als den Kreiskommandanten um Genehmigung ihres Planes, zwölf tüchtige Männer wären schon beisammen, und sie hätten den Wunsch, alsbald mit den Uebungen ihres kleinen Korps zu beginnen.

Dem Vorschlag der beiden Münsterberger Stadtväter lag der richtige Gedanke zugrunde, daß es bei Unternehmungen der Art, wie sie dem Landsturm bevorstanden, weniger auf die große Masse derer ankomme, die wohl in den Listen geführt werden, ihrer ganzen seelischen und körperlichen Verfassung nach aber unkriegerisch sind, als auf ein kleines Aufgebot beherzter Leute, die zu handeln wissen aus eigenem Verständnis der Lage und einem frohen Draufgängertum heraus. Es gab in Münsterberg wie anderwärts im Lande solcher Leute eben immer noch eine ganze Anzahl, die ihr Zivilberuf vom eigentlichen Kriegsdienste fernhielt, die jetzt aber doch die Möglichkeit sahen, ihren Kampfeseifer zu betätigen. Ihnen lag nun begreiflicherweise mehr an dem engen Zusammenschluß mit wirklich Gleichgesinnten, als an dem Aufgehen in einer großen Masse, die mitzureißen sie für eine allzu ermüdende und unfruchtbare Aufgabe hielten. Der Münsterberger Vorschlag ist so wohl der früheste, aber keineswegs der einzige in seiner Art. Am sorgfältigsten begründete seine ganz entsprechenden Ansichten im Sommer des Jahres der Stadtdirektor Häckel aus Landeshut,

der dann für den Herbstfeldzug mit anderen bewährten Männern in das Blüchersche Hauptquartier berufen wurde.[1])

Die Regierung und das Militärgouvernement in Breslau schenkten dem Münsterberger Vorschlag volle Beachtung. Am 25. Mai schrieb die Regierung dem Militärgouvernement, daß sie den Antrag auf Organisierung eines besonderen Jägerdetachements für zweckmäßig halte und glaube, daß er auch in anderen Kreisen zur Nachahmung empfohlen werden dürfe. Das Militärgouvernement sah von dieser Empfehlung aber ab, um nicht durch neue Verordnungen Verwirrung zu schaffen, was gerade in diesen Tagen nicht rätlich schien, da die Lage Schlesiens durch die Niederlage bei Bautzen immer bedrohlicher wurde.

Mit froher Genugtuung aber wird auch das Militärgouvernement von dem Geiste Kenntnis genommen haben, der aus dem Münsterberger Antrage sprach. Solange der bestand, fielen verlorene Schlachten nicht schwer ins Gewicht. Die Münsterberger schrieben da von ihrem Jägerdetachement: nicht jeder würde aufgenommen, der sich meldete, nur Leute, auf deren Treue man sich verlassen könnte und die keine Gefahr scheuten. Anfragen seien nicht erlaubt, jeder solle vielmehr für die gute Sache, für König und Vaterland, entschlossen, treu und zweckmäßig handeln. Die große Tat des Freiherrn von Stein trug hier ihre ersten beglückenden Früchte. Durch die Verleihung der Städteordnung hatten die Bürger Rechte in ihrem Gemeinwesen und damit im Staate erhalten, und mit den Rechten war die freudige Anteilnahme an den großen Fragen der Allgemeinheit emporgeblüht, ohne die der Staat eine sinnlose Zwangsanstalt ist. Seit Mai 1812 wurden die jüngeren Bürger bei Ablegung ihres Bürgereides zum Nationaldienst verpflichtet, das steigerte sich im Jahre 1813. Da erzählt die Bürgermatrikel z. B. unterm 11. Juni 1813: Nach abgelegtem Bürgereide sei der Seifensiedergeselle Karl Gottlieb Reimann in die Bürgerliste aufgenommen worden. Er sei dabei mit Ober- und Untergewehr in vollständiger Schützenuniform erschienen und habe gelobt, alle Pflichten eines Bürgergardisten treu zu erfüllen. Es ist kaum ein Bild zu denken, das mit gleich packender Schlichtheit den herrlichen Geist der Gemeinschaft atmete, den diese große Zeit heraufgeführt hat. —

Was sind das sonst für festliche Tage zwischen Himmelfahrt und Pfingsten! Und am Himmel lag es wahrlich nicht, wenn sie nicht auch im Jahre 1813 so schön und strahlend wurden wie immer. Aber die Menschen kamen kaum dazu, daran zu denken, daß „Pfingsten, das liebliche Fest“, kommen wollte.

Am 27. Mai war Himmelfahrt. Noch ahnte niemand, mit welcher Schnelligkeit sich die kämpfenden Heere unserer Gegend näherten. Noch war die Kunde von der verlorenen Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai nicht allgemein durchgedrungen, da waren die Heere der verbündeten Preußen und Russen schon tief nach Schlesien hinein zurückgewichen, ihren Rückzug durch so tapfere Gefechte, wie das der Reiter von Blüchers Nachhut gegen den französischen Vortrupp bei Haynau am 26. Mai deckend. Von da zog sich das Heer der Verbündeten über Liegnitz, Jauer und Striegau in ein festes Lager hinter Schweidnitz zurück. Die Franzosen folgten bis Liegnitz und teilten sich dort, um teils den Unsrigen über Jauer bis vor Striegau nachzurücken, teils

[1]) Gotthard Münch, Der Landsturm der Kreise Schweidnitz, Striegau und Neumarkt im Jahre 1813. Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens. 63. Band. 1929. S. 317 f. Vgl. G. Freytag, Aus einer kleinen Stadt. 12. Kapitel.

über Neumarkt nach Breslau vorzugehen. Neumarkt wurde Napoleons Hauptquartier. Zwischen Neumarkt und dem Hauptquartier der Verbündeten in Obergrädit bei Schweidnitz ritten unablässig Unterhändler hin und her; beide Parteien nämlich, der siegreiche Napoleon sowohl wie die zunächst unterlegenen Verbündeten, hatten einen Waffenstillstand notwendig, um ihre militärischen Kräfte zu sammeln und für den Entscheidungskampf die Bundesgenossenschaft Oesterreichs zu gewinnen, das sich bis jetzt noch für keine der Parteien entschieden hatte.

Um über die Bedingungen des Waffenstillstandes besser verhandeln zu können, wurde am Nachmittag des 1. Juni, dem Dienstag der Woche vor Pfingsten, von den Vertretern der drei kriegführenden Mächte in Gäbersdorf, Kreis Striegau, auf dem halben Weg zwischen Neumarkt und Schweidnitz, zunächst eine Waffenruhe von sechsunddreißig Stunden beschlossen. Große Märsche fanden infolgedessen nicht mehr statt. Da aber die Russen dem Frieden doch nicht ganz trauten und befürchteten, Napoleon könne von seinen Stellungen zwischen Neumarkt und Breslau aus überraschend auf Nimptsch und Strehlen vordringen und ihnen so die Rückzugslinie über die Oder abschneiden, setzten sie es am 2. Juni durch, daß die Verbündeten ihrerseits von Schweidnitz bis Strehlen weiterrückten. Man hielt die letzten Kampflinien dem Feinde gegenüber scheinbar fest, behielt auch Obergrädit bei Schweidnitz als Hauptquartier bei, rückte aber mit der Hauptmacht am 3. Juni tatsächlich in drei Kolonnen nach Rudelsdorf, Heidersdorf und Großwilkau an der heutigen Bahnlinie Gnadenfrei—Koberwitz.

Noch immer war Münsterberg Hinterland. Und doch, was hatte es in diesen Tagen alles zu erleben! Am 27. Mai kamen die preußischen Geschütze, die zur Beschießung der seit 1807 von den Franzosen besetzten Oderfestung Glogau hatten dienen sollen, auf dem Marsch nach Neisse hier durch. Das konnte nicht anders als auf Aufgabe der Belagerung und Rückzug der Armee gedeutet werden. Am 30. Mai kamen mit der Feldequipage des Großfürsten Konstantin die ersten Russen in die Stadt. Die Wagen wurden auf dem Niederring aufgefahren, die Mannschaften bezogen Quartiere, Offiziere und höhere Dienerschaft lebten beim Kafetier Crispino auf Kosten der Stadt einen guten Tag. Dann kamen die unendlichen Transporte der Verwundeten an, einer folgte dem andern, alle Hände waren beschäftigt, ihnen Speise und Trank zu reichen, sie zu verbinden, wieder aufzuladen und nach Neisse weiterzuschaffen. Eine Mitteilung im Augustheft der Schlesischen Provinzialblätter von 1813 stellt den Münsterbergern das beste Zeugnis aus: „Das hiesige Publikum hat sich gegen die hier zahlreich durchgegangenen russischen und preußischen Verwundeten durch reichliche Verabreichung von Speisen, Getränk, Leinwand, Charpie und Kleidungsstücken äußerst teilnehmend bewiesen. Auch haben sich die hiesigen Aerzte und Wundärzte beeifert, die Verwundeten durch Arzneimittel zu unterstützen und kunstmäßig zu verbinden." — Dasselbe rühmen die Schaffgotsch'schen Akten von dem Chirurgen Barthel in Nieder-Pomsdorf.

Freilich war nun allen der furchtbare Ernst der Lage klar. Der Gedanke an die Wahrung der eigenen Sicherheit wurde immer mächtiger. Der Schatten des großen Korsen erhob sich riesenhaft, und die blauen Berge winkten, hinter ihnen im neutralen Oesterreich einen sicheren Unterschlupf zu suchen. Flüchtlinge kamen durch und steckten die Zögernden an; schnell war die beste Habe gepackt, und fort ging es, der nahen Grenze zu, die Vaterstadt einem ungewissen

Geschick überlassend. Als gar am Morgen des 1. Juni die Feldflur rings um Münsterberg von Kosaken besetzt war, gab es kein Halten mehr, ein allgemeines Flüchten begann, und mit Wertsachen und Vorräten zugleich suchte man auch ganze Herden von Rindern und Schafen vor Freund und Feind in Sicherheit zu bringen.

Gefährlicher noch als den durch Wall und Graben geschützten Städtern erschien den Bewohnern der Dörfer ihre Lage. Und so sehen wir auch hier das Bild der eiligsten Flucht. Genaueres wissen wir über die Dörfer an der Ostgrenze des Kreises, zumal über Kunern, aus den Denkwürdigkeiten des Freiherrn Hermann von Gaffron-Kunern [1]), der diese schweren Tage als Sechzehnjähriger in seiner Heimat erlebte. Seit 1812 besuchte er die Ritterakademie in Liegnitz, von wo es ihm gelungen war, noch rechtzeitig vor dem Einrücken der feindlichen Heere fortzukommen, indem er sich bis Breslau in der Nacht vom 26. zum 27. Mai von einem jüdischen Händler auf dessen Korbwägelchen mitnehmen ließ. Die Stimmung der Angehörigen erschien ihm bei seinem Eintreffen zu Hause mehr teilnahmslos als erregt. Der meisten seiner Standesgenossen hatte sich eine dumpfe Resignation bemächtigt, der Sieg des Korsen schien unabwendlich zu sein. Und dann war man dessen sicher, daß seine Rache besonders den Adel und Großgrundbesitz treffen würde, aus dem die Offiziere und damit die eigentlichen Gegner im Kampfe hervorgingen. Man wollte sich diesem Schlage durch die Flucht entziehen, ungewiß, ob man die väterliche Scholle wiederbekommen würde; munkelte man doch davon, daß sich der Franzose die Gunst der breiten Masse dadurch gewinnen würde, daß er die großen Güter aufteilte.

Die flüchtigen Adligen waren mit ihren Familien jenseits der Grenze einer besseren Aufnahme gewiß als der große Zug der Namenlosen, der dort gleich ihnen eine Zuflucht suchte. Man bestellte Wohnung in Weißwasser, Weidenau und andern Orten, und dann reisten erst Frauen und Kinder und hernach auch die Männer dahin ab. Gaffrons bildeten einen geschlossenen Zug. Hermann schreibt: „Mein Vater, meine Mutter, ich, mein Pflegebruder Albert, unsere gute Haushälterin Frau Melzig mit ihren beiden Töchtern, ein Kutscher, 2 Wagenpferde und 2 junge Pferde bildeten die Karawane, welche in mehreren Wagen, zum Theil mit Sachen, theils mit Lebensmitteln beladen, Kunern verließ. Den Eindruck, den diese Auswanderung auf mich machte, werde ich nie vergessen. Während meine Mitschüler großen Theils ihr Leben für das Vaterland einsetzten, mußte ich der Heimath, der Gefahr den Rücken wenden und einem ungewissen Schicksal in einem fremden Lande entgegen gehen. In der Möglichkeit, daß wir aus der freiwilligen Verbannung nie zurückkehren würden, und mein Geschick mich in Oesterreich fest halten könne, trennte ich unsre alte Familien-Standarte von meinem Ahnherrn Max mit dem Kaiserlichen Adler von der Fahnenstange los und nahm sie mit. Meine Sparbüchse mit einer Anzahl silberner Medaillen, nachdem ich das currente Geld herausgenommen, vergrub ich in der Laube meines Gärtchens."

Drüben in Oesterreich blieb dann aber die Stimmung unter den Ausgewanderten keineswegs so gedrückt, die menschliche Natur wußte sich auch hier

[1]) Denkwürdigkeiten S. 81 ff. Diese Denkwürdigkeiten sind eine der wesentlichsten Quellen für die Geschichte unseres Kreises. Sie werfen auch auf die Geschichte der Stadt manches Licht, besonders auf ihre Garnisonverhältnisse.

zu helfen. Hermann erzählt: „Unsre Wohnung in Weidenau war sehr einfach, doch geräumig genug. Da viele Familien aus Schlesien, namentlich Frauen, dorthin geflüchtet waren, so fand ich bald geselligen Verkehr. Es ist mir heut unbegreiflich, wie in dieser traurigen Lage noch so viel geselliger Humor unter den Ausgewanderten vorhanden sein konnte. Es mochte vielleicht mit daran liegen, daß in dem großen Unglück des Vaterlandes der Einzelne das eigene Wehe vergaß und sich nur als Atom in dem Ganzen der Weltbegebenheiten vorkam. Mein Vater hatte eine Summe von etwa 1500 Rthl. in baarem Gelde mitgenommen. Mit dieser konnten wir nach dem damaligen Werthe des Geldes etwa drei Jahre in unsrer bescheidenen Existenz leben. Das Weitere mußte der Zukunft anheimgestellt bleiben."

Ueber die Zurückgebliebenen brauste unterdessen die militärische Ueberschwemmung daher. Im Laufe des 1. Juni kam der Quartiermeister des Regiments „Königin" in Münsterberg an. Er fand die von der Feldequipage des Fürsten Konstantin nicht benötigten Ställe unzulänglich und befahl kurzerhand, die Pferde in die Stuben zu ziehen. Wenn nicht die Bürger, so wehrten sich die Einquartierten dagegen, die schon darin lagen. Dem Quartiermeister selbst wollte kein Unterkommen taugen, dreimal zog er in wenigen Tagen um. Auch die russischen Offiziere wollten zunächst nicht zufrieden sein, mußten es sich aber schließlich gefallen lassen, als die Zahl der Offiziere in der Stadt auf 850 stieg, zu dreien oder vieren in einer Stube untergebracht zu werden. In manchem der damals ja weit kleineren, meist nur für ein oder zwei Familien eingerichteten Häuser waren zehn bis zwanzig Offiziere untergebracht.

Am 2. Juni kam eine Feldbäckerei an. Alsbald wurden bei der Kreuzkirche acht Backöfen gebaut, das nötige Material dazu mußte die Stadt gegen Quittung liefern. Schließlich verlautete gar, daß das Hauptquartier in die Stadt verlegt werden sollte. Schon waren Vorbereitungen im Gange, die Stadt dafür herzurichten. König Friedrich Wilhelm sollte in Nr. 25, dem Stollschen Ringeckhause, Kaiser Alexander von Rußland in Nr. 287, der sogenannten „alten Post", am Ende der Pusillusstraße wohnen. Allen Ernstes wurde daran gedacht, daß die Waffenstillstandsverhandlungen zu keinem befriedigenden Ergebnis führen würden; dann hätte sich der Krieg in die Ebene vor Strehlen ziehen müssen, und Münsterberg wäre dann in der Tat ein geeigneter Ort für das Hauptquartier gewesen.

Aber ein gütiges Geschick hatte es nicht gewollt, daß der Krieg 1813 sich bis in unsere Gegenden wälzen sollte. Am 3 Juni fanden noch Truppenverschiebungen statt, aber am 4. Juni gelangte nach langwierigen Verhandlungen endlich der Waffenstillstand zum Abschluß, der die Kampfhandlungen bis Mitte August unterbrach und zwischen die feindlichen Heere einen breiten Streifen neutralen Landes legte. In den weiten Ebenen und Tälern um den Zobten und über unsere Gegend hinweg bis nach Oberschlesien hinein lagerte in diesen Sommermonaten das Heer der Verbündeten. Der Feind dagegen rückte nach Niederschlesien und Sachsen ab.[1])

Wenn infolge des Stehenbleibens der Kriegshandlung der hohe kaiserliche und königliche Besuch in Münsterberg ausblieb, so wird das niemand in der

---

[1]) Vgl. außer Franz Hartmann, Geschichte der Stadt Münsterberg, Münsterberg 1907, der bei weitem ausführlichsten Vorarbeit für unseren Aufsatz, S. 350—353, v. Holleben und v. Cämmerer 2. Band. S. 280 ff.

sowieso schon überfüllten Stadt bedauert haben. Das Gedränge der Wagen auf Straßen und Plätzen machte es fast zur Unmöglichkeit, vorwärts zu kommen. Es gab keine militärische Stelle, die einigermaßen für Ordnung gesorgt hätte. Wenn nicht Senator Rösner in rastloser Tätigkeit auf seinem Posten als Quartieranweiser vom 3. bis 6. Juni ohne Ablösung ausgehalten hätte, wäre alles drunter und drüber gegangen. Etwas wohler war ihm, als am 5. Juni, dem Pfingstsonnabend, der Ulanenleutnant Michaelis vorübergehend die Kommandantur übernahm und der Ueberfüllung der Stadt zu steuern begann. Glücklicherweise herrschte warmes Sommerwetter, sodaß ein großer Teil der Einquartierung im Freien biwakieren konnte. Trotzdem wurden nicht nur die Hauswirte, sondern auch die Mieter mit Einquartierung belegt. Alle Höfe waren voll von Pferden, alle Häuser voll von Menschen. Und dabei war ein fortwährendes Gehen und Kommen; denn nicht selten wechselte die Einquartierung drei- bis viermal am Tage. Damit nicht genug, setzte auch schon am 5. Juni das eifrige Requirieren für die nächsten Festungen ein. Hauptmann von Malechy aus Glatz requirierte allen Hopfen und Tabak, der Kommandant von Silberberg ließ die Hälfte der am Ort befindlichen Medizin und die Hälfte der vorhandenen Lichte und Seife für seine Festung in Beschlag nehmen. Eine Revision aller Getreideböden folgte. Die Stadt und das ganze Land ringsum mußten zeigen, daß Oberpräsident Merckel recht hatte, als er den verbündeten Monarchen vor Abschluß des Waffenstillstandes erklärte, Schlesien würde imstande sein, durch Monate die preußische, russische und französische Armee zu ernähren [1]).

Allmählich wurde es ruhiger. Die Truppen verteilten sich weit über das Land. Jetzt reichte auch der weniger energische Major von Schmied als Kommandant der kleinen Stadt aus, der nach zwei Tagen an die Stelle des tüchtigen Ulanenleutnants trat. Auch dadurch erleichterte sich die Lage, daß die Flüchtigen, die ihre Wohnungen versperrt hatten, wieder zurückzukehren wagten. Bei den Landadeligen in Weidenau erregte vor allem die Nachricht große Freude, daß in unserer Gegend preußische Kavallerie einquartiert sei. Sie beschlossen, sofort heimzukehren. Hermann von Gaffron erzählt: „Die Karawane bewegte sich wieder nach der Heimath. Da die Gegend von Neiße und Grottkau stark von Russen besetzt war und viele Kosaken umherschwirrten, so zog ich meine gestickte Uniform der Ritter-Akademie an, um als Officier in den schlesischen Farben als Sauvegarde zu dienen. In der That fouragierten die Russen in einigen Dörfern, die wir durchzogen, gründlich, wir kamen aber wohlbehalten gegen Abend in Kunern an. Hier fanden wir eine sehr zahlreiche Einquartierung von dem brandenburgischen Kürassier-Regiment. Diese waren sehr erfreut über unsere Rückkehr und wir höchst zufrieden mit der Einquartierung. In Türpitz lag der Stab des Regiments, auch Haltauf, Schreibendorf waren belegt, und das Officier-Corps erwies sich als ein sehr gebildetes. Die Leute hatten zum Theil etwas Anmaßendes, selbst gegen die Officiere und waren als Einquartierung bisweilen exigeant und unbequem. Da sie meist von den alten Regimentern Gensdarmen, Leib-Karabiniers und Leib-Kürassieren herrührten, so bildeten sie sich ein, etwas Besseres als die anderen Kavallerie-Regimenter

---

[1]) Denkwürdigkeiten S. 87 f., Erinnerungsfeste der Freiwilligen zu Breslau. XII. S. 19 f.

zu sein, obgleich, wie die Folge lehrte, die Leistungen der beiden andern Kürassier-Regimenter die ihrigen sehr übertrafen." [1])

Wenn Hermann von Gaffron hier das Bedürfnis hat, an den Mannschaften im Gegensatz zu den Offizieren einiges auszusetzen, so bekundet er damit wohl nur die Gebundenheit an die Anschauungen der herrschenden Schicht, der für den einfachen Mann vielfach das rechte Verständnis abging. Man tut gut, die Stimme des schlichten Kämpfers selber zu hören. Manche in den Kriegstagebüchern leicht hingeworfene Bemerkung sagt da genug. Der freiwillige Garde-Jäger Karl Gustav Kauffmann, bis zum 6. Februar 1813 Handlungsgehilfe in Breslau, berichtet über diese Tage, in denen man nach schweren Schlachten und langen Märschen zum erstenmal bei Strehlen etwas zur Ruhe kam: „Die Feiertage (Pfingsten) wären sehr hungerich ausgefallen, wenn nicht eine Masse Leute aus Strehlen mit großen Schäffern Sallat und Eiern herausgekommen wäre, welches Labsal freilich nicht gratis, sondern nur für gutes Geld zu haben war." [2])

Erst recht wird die Stimmung des Soldaten aus dem Bericht des Kreiskontrolleurs und nunmehrigen Kompanieführers Doercks vom Namslauer Landwehrbataillon deutlich. Dieses rückte schon am 2. Juni auf seinem Marsche von Breslau nach Glatz in Tepliwoda ein. Es gehörte zu den Bataillonen, die Mitte Mai mit dem Münsterberger zusammen den Zug zum Entsatz von Glogau angetreten, sich aber bei der schlimmen Wendung des Feldzuges und der Aufgabe der Belagerung von Glogau in eiligen Märschen zurückgezogen hatten, um als junge, ungeübte Truppe nicht mit dem siegreich vordringenden Feinde in Berührung zu kommen. Am 28. Mai waren sie aus der Gegend von Glogau aufgebrochen, waren am 29. durch Wohlau gekommen und am 30. in Breslau eingetroffen. Hier hatte sie der Kommandant aber nicht aufgenommen, sie hatten auf dem Schweidnitzer Anger biwakieren müssen und am 31. den Befehl erhalten, nach Glatz weiter zu marschieren, wo General von Zastrow die Landwehr sammeln und organisieren sollte. Der Marsch war über Großburg und Strehlen nach Tepliwoda gegangen mit Schuhwerk, das schon jetzt nach wenig Kriegswochen völlig abgerissen war, und ging von hier am 3. Juni nach Frankenberg und schließlich nach Alt- und Neu-Waltersdorf hinter Glatz weiter, wo dann das forsche Einexerzieren beginnen konnte. [3])

In Kunern wurde es unterdessen im Verkehr mit all den jungen Reiteroffizieren, die dem weiteren Kriegsverlauf mit Zuversicht entgegensahen, unserem 16jährigen Hermann immer bänger ums Herz. Der Vater hatte sich mit aller Entschiedenheit dagegen erklärt, daß der zarte junge Mensch vor dem Erreichen des 17. Lebensjahres ins Heer eintrete. Hermann erzählt: „Herr von Bredow — einer der einquartierten Offiziere — bestärkte ihn darin, er fand auch, daß ich noch zu klein und zu schwach sei, um den Fatiguen des Krieges zu widerstehen, und suchte mich zu trösten, daß meine Zeit auch herankommen würde. Ein Besuch des Grafen Hacke, Commandeurs des Regiments, wirkte jedoch in andrer Richtung entscheidend. Beim Dejeuner, welches mein Vater den Herren gab, mußte ich auch erscheinen. Ich war natürlich in Civil, trug jedoch die Militärbeinkleider des Reitkostüms der Akademisten zu Liegnitz. Mehrere

---

[1]) Denkwürdigkeiten. S. 86 f.
[2]) Granier, Kriegstagebücher. S. 153, 157.
[3]) Granier, Kriegstagebücher. S. 55 f.

Offiziere riefen: Aha, wohl ein Urlauber! Und als sie hörten, daß ich noch nicht eingetreten sei, wurden einige Redensarten vom Nicht-Mitgehen, bequemem Zuhausebleiben gemacht, die mich tief verletzten, sowie auch meinen Vater. Die Herren hatten offenbar unrecht, . . . doch lag gerade in den dort anwesenden Mitgliedern des Regiments ein gewisses Bramarbasieren und eine Herabsetzung Schlesiens und seines patriotischen Geistes. Allerdings bot unsre Umgegend mehrere Beispiele, welche diese Meinung bestärkten. Mein Onkel in Schreibendorf, Minkwitz, Dresky, Paczensky auf Deutschjägel, alle hatten gedient, waren Männer im kräftigen Alter von 30—40 Jahren und keiner trat in das Heer ein. Mehrere waren wohl durch verschuldeten Besitz und zahlreiche Familien gebunden, einige aber hätten sehr wohl die Waffen ergreifen können, ohne ihren Verhältnissen zu schaden, aber es fehlte der rechte Begriff, die Begeisterung für die heilige Sache".

Der Vater bestand nun einen langen innern Kampf. Er mußte fürchten, den Sohn, dessen Leben er erhalten wollte, innerlich zu verlieren, wenn er ihn nicht ins Heer eintreten lasse. Und so gab er endlich schweren Herzens nach. Hermann wäre nun am liebsten in das brandenburgische Kürassierregiment eingetreten, das er rings um sich täglich beobachten konnte. Der Vater zog aber das schlesische Kürassierregiment vor, zu dessen Offizierkorps er nähere Beziehungen hatte. Hermann berichtet: „Mein Vater fuhr nun mit mir nach Schönjohnsdorf, wo das Stabs-Quartier der schlesischen Kürassiere war. Ich wurde gern angenommen und der ersten Eskadron zugetheilt. Bald darauf reiseten wir nach Breslau, wo Uniformausrüstung und ein Pferd angekauft wurden. Es war dies ein mittelgroßer Brandfuchs, nicht schön und wenig gewandt, kein ganz gelungener Kauf, aber die Pferde waren sehr selten und eben nichts Besseres zu haben".

Es traf sich nun gut, daß noch vor Abgang des jungen Kriegers nach Schönjohnsdorf um den 20. Juli herum die brandenburgischen Kürassiere aus Kunern und Umgegend weggezogen und dafür die schlesischen hinverlegt wurden. So konnte Hermann auch als Soldat zu Hause bleiben. Im Pfarrhofe des nahen Arnsdorf wurde er auf die Standarte des Regiments vereidigt. Nach kurzem Einexerzieren nahm er in Reihe und Glied mit großem Stolz schon am 1. August an der Revue teil, die Blücher bei Riegersdorf, Kreis Strehlen, über die Kavallerie abhielt. „Ich mußte auch die üblichen Wachtdienste thun", so erzählt er. „Die Wachtstube war in der großen Gesindestube in Kunern etabliert, wo ich dann mit den Kürassieren hausete. Die Schildwache befand sich nicht vor der Wohnung des Kommandeurs im Beamtenhause, sondern vor dem Schlosse. Ich stand also dort auf Posten im Ernst, wo ich als Kind oft mit dem hölzernen Säbel geschildert hatte, und diese Erinnerung wird mir stets eine theure sein, die das Vaterhaus mir in noch ehrwürdigerem Lichte erscheinen läßt." [1])

Es lag vor allem Kavallerie in unserer Gegend. Die ersten zwei Eskadrons des 6. Husarenregiments, dessen 3. und 4. Eskadron seit 1808 zeitweise in Münsterberg gestanden hatten, waren über Heidersdorf und Strehlen am

---

[1]) Denkwürdigkeiten. S. 88 ff. Vgl. Kriegsbriefe des Leutnants Wilhelm Alberti aus den Befreiungskriegen. Bearbeitet von Rudolf Brieger. Breslau 1913. S. 33—40. Wenzel Krimer, Erinnerungen eines alten Lützower Jägers 1795—1819. Stuttgart. 2. Band S. 3—23.

8. Juni in ihrem Quartier in Peterwitz, Kreis Strehlen, eingetroffen. Hier blieben sie bis zum 20. Juli, ständig mit Exerzieren und Besichtigungen beschäftigt. Am 11. Juli war ein Manöver bei Domanze, Kreis Schweidnitz. Am 16. Juli wurden sie einem andern Heeresverbande überwiesen und marschierten nach Prieborn, von da am 22. nach Heinrichau, Kreis Münsterberg, wo sie am 23. und 24. kantonierten. Am 25. ging es vorübergehend zur Konzentration des II. Armeekorps in die Zobtengegend nach Groß-Ellguth, Kreis Reichenbach, und am 26. zurück nach Heinrichau, wo die Eskadrons dann bis zum endgültigen Aufbruch nach Böhmen am 7. August blieben. Dieser letzte Aufenthalt war noch durch die Teilnahme an der großen Revue am 1. August unterbrochen, auch fiel am 3. August der Geburtstag des Königs hinein, der diesmal natürlich durch eine besonders erhebende Feier begangen wurde. Die Offiziere brachten bei festlichem Mahle die Gesundheit des auch als Mensch so verehrten Herrschers aus, und die Mannschaften durften mitten im wilden Kriegestanze am Abend beim Balle zur Abwechslung einmal die ländlichen Schönen drehen. [1])

Die brave Landwehr, die wir früher durch unsern Kreis in die Grafschaft begleitet haben, kam am 24. Juli von Wartha her wieder nach Tepliwoda und mußte hier bei strömendem Regen im Freien biwakieren, ohne daß ihr auch nur ein Halm Stroh geliefert wurde. Am 25. ging es nach Heidersdorf weiter und von da nach Jelline bei Strehlen. Die Versorgung mit dem nötigen Feldzugsbedarf stieß noch immer auf Schwierigkeiten. Die Pferde für die Offiziere wurden aus dem Dorfe requiriert, Sattel und Zaumzeug aber „fanden" die Burschen erst auf dem Marsche durch Böhmen hinzu. [2])

Schwerer und aufreibender, als sie alle es ahnten, die Soldaten sowohl wie die Bürger und Bauern, die unter der Last der Einquartierung seufzten, war in diesen Wochen die Arbeit der großen Führer, der Staatsmänner, die den Anschluß Oesterreichs endlich zu Wege brachten, und der Heerführer, die die Rüstungen mit fieberhaftem Eifer vorwärtstrieben. Von ihnen allen war Gneisenau der wichtigste, dessen große Zeit in diesen Wochen begann, in denen er dem unbesiegbaren Korsen den letzten Vorsprung abgewann. Ueberall war er zugegen, um die Schwankenden und Säumigen mit sich fortzureißen. Der Organisation der Landwehr wegen, die in der Grafschaft und ihrem Vorlande einquartiert war, war er unserer Gegend besonders nahe, seine Standorte waren längere Zeit Patschkau und Frankenstein.

Die letzten Tage des Waffenstillstandes kamen heran, die Streitkräfte der Verbündeten sammelten sich zu drei großen Heeren in Böhmen, Schlesien und Brandenburg. Die Truppenteile, die in unserer Gegend gestanden hatten, zogen größtenteils über die Sudetenpässe zur Hauptarmee nach Böhmen. So durchquerten am 8. August mehrere russische und preußische Kavallerieregimenter in bester Ordnung die Stadt. Ein Teil davon bezog auf drei Tage ein Lager bei der Bergmühle. Noch einmal war die Stadt mit dem Trubel der Einquartierung überfüllt, und die Gartenbesitzer beklagten den Verlust, den ihnen die Pferde anrichteten, indem sie von den Obstbäumen, an die sie gebunden waren, die Rinde abnagten.

---

[1]) Ernst Graf zur Lippe-Weißenfeld. Geschichte des Königl. Preuß. 6. Husarenregiments. Berlin 1860. S. 122 ff.

[2]) Granier, Kriegstagebücher. S. 58 ff.

Auch das schlesische Kürassierregiment gehörte zu der am 8. August durchziehenden Kavallerie. Herr von Gaffron auf Kunern hatte der 1. Eskadron, bei der sein Sohn Hermann als jüngster Freiwilliger eingetreten war, vor dem Aufbruch noch ein Fest gegeben, unter Gebeten und Segenswünschen hatte man Abschied genommen. Der Vater hatte es aber nicht über sich gebracht, sich von dem einzigen Kinde sofort zu trennen. Auf Umwegen hatte er der abrückenden Eskadron einen Vorsprung abgewonnen und hielt nun auf seinem Wagen in Weigelsdorf am Wege, um einen letzten Gruß mit dem Sohne zu wechseln; denn aus dem Gliede trat der nun nicht mehr. Etwas weich wurde ihm freilich ums Herz. Er schreibt: „Vor Münsterberg sammelte sich das Regiment. Wir saßen ab und rasteten ein Weilchen, und namentlich während dieser Rast überfiel mich eine tiefe Wehmuth. Die lieben Bilder der Heimath zogen an mir vorüber, und der Gedanke, daß das Scheiden womöglich für dies Leben gewesen sei, drang tief und traurig in mein Herz. Reue über meinen Entschluß empfand ich jedoch nicht, und als zum Aufsitzen kommandiert wurde, und wir uns in Marsch setzten, gewann ich meine Zuversicht wieder."

Da Münsterberg von russischen Truppen besetzt war, zogen sie im Parademarsch hindurch. An der Ringecke wechselte Hermann einen herzlichen Gruß mit dem Stadtrichter Oswald, einem treuen Freunde seiner Familie. Der Marsch ging am selben Tage über Frankenstein nach Schönwalde, am 9. über Silberberg nach Eckersdorf und von hier über Braunau, Nachod und Skalitz immer tiefer ins Böhmische hinein. Am 19. war Heerschau in Budin, am 22. ging es über das Erzgebirge nach Sachsen hinein und am 26. und 27. August fand bei Dresden die erste Schlacht statt.[1])

In denselben Tagen gelang es Blücher mit der schlesischen Armee, durch die Schlacht an der Katzbach die Heimatprovinz endgültig vom Feinde zu befreien. Schon am Morgen des 27. August kam die Kunde von dem herrlichen Siege in Münsterberg von Frankenstein her an, das seit Beginn des Waffenstillstandes Sitz der Regierung war und infolgedessen mit dem Feldheer in engster Verbindung stand. Am 30. August schon trafen auch 1400 französische Kriegsgefangene in der Stadt ein, in Ermangelung anderer militärischer Bedeckung von kleinen, Heu- und Düngergabeln führenden Landsturmaufgeboten aus den Nachbarkreisen geleitet. Die Gefangenen wurden verpflegt und erhielten auf dem Niederring eine Streu, auf der sie die Nacht über unter strenger Bewachung aller Ringzugänge kampierten. Am andern Morgen wurden sie von der hiesigen Schützengilde nach Neisse weitergeschafft. Die Offiziere, auf ihr langes Herrentum pochend, weigerten sich, den Marsch zu Fuße anzutreten. Der Kommandant aber zeigte ihnen, daß die Zeiten der französischen Vorherrschaft vorüber seien, er ließ die Schützen scharf laden und gab ihrem Hauptmann Ettinger den Befehl, in allen Dörfern Sturm läuten zu lassen, wenn eine Meuterei ausbrechen sollte.

Außer den Gefangenen kamen fortgesetzt kleinere und größere Transporte von Verwundeten an, am stärksten Ende Oktober nach der ruhmreichen Leipziger Schlacht. Für die vorläufige Unterbringung wurden neun große Stuben bereit gehalten. Die Verwundeten schleppten den Typhus ein, der aber infolge der energischen Absperrungsmaßnahmen des Bürgermeisters Henschel keine weitere Verbreitung fand.

---

[1]) Denkwürdigkeiten. S. 94—102. Vgl. Kriegsbriefe des Leutnants Alberti. S. 41.

In diesen Wochen, in denen sich die siegreichen Heere immer weiter von der Heimat entfernten, kam ein Plan zur teilweisen Ausführung, der in die Tage hinaufreichte, als der Erfolg der guten Sache noch im Ungewissen lag: Die Anlage eines verschanzten Lagers in dem Hügelviereck der Harthe-, Groch-, Wacht- und Buchberge zwischen Frankenstein und Wartha. Gneisenau war es, der die Eignung dieses Platzes für eine letzte heldenhafte Verteidigung erkannt und dem König erstmalig am 3. August die Errichtung langer Schanzen zwischen den Höhen vorgeschlagen hatte. Auch als alle Gefahr restlos abgewendet schien, hielt Gneisenau an seiner Vorsicht fest und wußte die Gegengründe, die der schlesische Militärgouverneur gegen diese neue Belastung großer Teile der Provinz erhob, an die Seite zu drängen. Als Nachbarkreis hat auch der unsrige einen Teil der nach Tausenden zählenden Schanzarbeiter stellen müssen, die durch lange Wochen bei dem großen Lagerbau beschäftigt waren, dessen Reste heute noch erhalten sind. Erst Anfang November, als der Siegeslauf die Verbündeten schon bis tief ins westliche Deutschland hinein geführt hatte, ließ Gneisenau die Arbeit einstellen.[1])

Am 31. August wurde auch ein Unternehmen in die Wege geleitet, das, weniger kostspielig als die Frankensteiner Schanzen, doch einen ähnlichen Endzweck verfolgte: die leichtere Verteidigung unserer Provinz. Hauptmann von Lindeiner erhielt den Auftrag, durch die ganze Provinz von Festung zu Festung Signallinien anzulegen, „um der Hauptstadt, den Festungen und dem (Belagerungs-) Corps vor Glogau auf die kürzeste Art Nachricht von der sächsischen und böhmischen Grenze her geben zu können". Am 28. Oktober hatte er mit Landjäger Krause zusammen das Werk beendet und erstattete dem Militärgouvernement darüber Bericht. Unser Gebiet wurde danach eingeschlossen von den Linien, die von der böhmischen Grenze über Glatz durch den Frankensteiner und Nimptscher Kreis einerseits und über Neisse durch den Grottkauer, Strehlener und Ohlauer Kreis andererseits auf Breslau zu gelegt waren. Ueberschnitten wurde es von der Linie, die Glogau über Schweidnitz mit Neisse verband. Punkt 15 in dieser Linie war der Mittelberg bei Gnadenfrei, Punkt 16 der Kaffenberg bei Tepliwoda, Punkt 17 der Mühlberg bei Eichau, Punkt 18 der Mühlberg bei Zauritz und Punkt 19 die Höhe bei Stephansdorf.

Die Festlegung dieser Linie fand in der zweiten Hälfte des Septembers statt. Erschwert wurde Lindeiner sein Arbeiten in der Münsterberger Gegend, weil sie der herrschenden Rinderpest wegen mit Sperre belegt war.[2])

Schließlich gehört zu den militärischen Maßnahmen dieser Zeit die erneute kräftige Landsturmtätigkeit, die nun allerdings bei der Ferngerücktheit der Gefahr und dem Mangel an kräftigen Männern für die tägliche Arbeit vielfach auf den stillen Widerstand der Bevölkerung stieß. Wieder reden die Akten des Grafen von Schaffgotsch eine lebendige Sprache zu uns. Mit ungelenken Zügen füllen die Schulzen und Gemeindeschreiber immer neue Listen aus, es wimmelt darin von Engbrüstigen, Hektischen, Lahmen, Tauben, Schwächlichen,

[1]) Franz Wiedemann, Die Frankensteiner Schanzen in geschichtlicher Beleuchtung. Schlesische Geschichtsblätter 1930. S. 58—63. Ders., Gneisenaus Feldbefestigungsplan von 1813 in Schlesien. Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens. 1930. Band 64, S. 175—203, bes. S. 177 ff, 190 ff.

[2]) Breslauer Staatsarchiv Repertorium 199 M. R. F. 127. Ueber die Rinderpest vergl. Hartmann. S. 355.

die alle zu kriegerischer Tätigkeit nicht herangezogen werden wollten und konnten. Das Mark des Landes stand eben draußen vor dem Feinde. Der Ausweg, den die Umgestaltung des Landsturmedikts vom 17. Juli gebracht hatte, indem sie die Masse aller Landsturmpflichtigen in drei Klassen zu teilen befahl, von denen nur die erste stärker herangezogen werden sollte, erwies sich als schwer gangbar, da jeder genug Gründe glaubte anführen zu können, um nicht in diese erste Klasse hinein zu kommen. Große Unklarheit bestand nach wie vor in der Frage der Behandlung der Ausländer. Die jungen Leute von jenseits der Grenze, die nicht zum Militär eingezogen werden konnten, waren vielfach noch die gesündesten und kräftigsten im Dorfe, und doch durfte auf sie kein Zwang ausgeübt werden, wenn sie nicht wenigstens 10 Jahre im Lande waren. Man setzte sich sonst der Gefahr aus, daß sie über die Grenze liefen und einen mit der Arbeit im Stiche ließen.

Kaum war eine gewisse Uebersichtlichkeit über den Bestand an Mannschaften und Waffen eingetreten, als durch den Umzugstermin des Gesindes am Ende des Jahres alles wieder durcheinander geriet. Auch persönliche Mißhelligkeiten und Eifersüchteleien kamen vor, von denen hier nur ein Beispiel angeführt sei. Am 8. November 1813 wandte sich der Schulze Franz Neugebauer von Hertwigswalde, Leutnant bei der 1. Landsturmkompanie seines Bezirks, mit einer Beschwerde über den Landsturmunteroffizier Sperlich aus Oberpomsdorf an den Grafen Schaffgotsch. Nach dem letzten Landsturmexerzieren in Hertwigswalde habe sich der Unteroffizier Sperlich zusammen mit dem Unteroffizier Ratke aus Bruckſteine im Gerichtskretscham schwer betrunken und dabei in Gegenwart vieler Zeugen allerlei schwere Beleidigungen gegen die Offiziere ausgestoßen. Er habe gesagt: „Die verfluchten Bauern sollen uns kommandieren, die sollen mir befehlen, ich, der ich mehr vergessen habe, als sie gelernt haben!" Als ihn einer der Anwesenden zur Ruhe gemahnt habe, habe er ihn mit dem Spieße niedergeworfen und den Spieß selber mit nicht wiederzugebenden Ausdrücken hinten in die Stube gefeuert. Auch seine besten Freunde hätten ihn nicht zur Ruhe bringen können, so hätte er immer weiter geschrien: „Der Leutnant soll nur her kommen! Die Bauern wollen uns vorexerzieren? Ich scher mich den Teufel um alle, ich will unter ein Feldregiment gehen, da weiß ich, was ich zu fordern habe" usw. Graf Schaffgotsch bestrafte den Rebellen, verpflichtete ihn zu öffentlicher Abbitte und enthob ihn einstweilen seiner Unteroffizierstelle, die er wahrscheinlich gerade deshalb erlangt hatte, weil er einer von den wenigen gedienten Soldaten war, die noch zur Verfügung standen. Weitere Schritte, vor allem die eigentliche Degradation, erklärte der Oberkommandant von Ohlen jedoch für untunlich. Er bat den Grafen vielmehr, sich den Sperlich kommen zu lassen und ihm zu erklären, daß er es nur seiner Güte zu verdanken habe, wenn er nicht einige Wochen in Grottkau auf den Latten habe zubringen müssen, und daß er bei erneuten Vergehen die härtesten Strafen zu gewärtigen habe.

Auch Landrat von Wentzky als Landsturmoberkommandant des Münsterberger Kreises blieb nicht von Aerger verschont. Am 10. Februar 1814 berichtete er dem Militärgouvernement in Breslau von Ausschreitungen unter der Landsturmmannschaft von Bärdorf und Frömsdorf: „Der Landsturmmann Franz Foerster zu Baerdorf erlaubte sich im abgewichenen Monath Januar ein tumultuarisches Benehmen gegen seine Vorgesetzten bei öffentlicher Versammlung

der Landsturmmannschaft und wollte dem Exerzieren durchaus nicht beitreten. Ein zweiter ähnlicher Vorfall wurde von den Gerichten zu Froemsdorf am 31. Januar angezeigt und um genaue Untersuchung gebeten, indem die Landsturmmänner Bernhard Fieber, Joseph Roletzky, Joseph Borkert, Anton Titze und Ignatz Knappe sich die entehrendsten Verbalinjurien gegen die vorgesetzten Gerichte zu Schulden kommen lassen und mit den Ausdrücken: schlechte Männer, Seelenverkäufer, von Spießen in Leib jagen und Koffeelecker um sich geworfen, überhaupt sich zu keiner Ordnung und Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten bequemen mögen. Es müßte daher auch über diesen Vorfall allhier in Münsterberg Standrecht gehalten und die Inkulpaten zum Beispiel für andere zu einer gesetzlichen Strafe condemnirt werden". Und zwar wurden Förster zu zehn-, die Frömsdorfer zu vierzehntägigem und dreiwöchigem strengem Militärarrest bei Wasser und Brot verurteilt. Das Militärgouvernement schlug jedoch in einem Schreiben vom 4. März eine Milderung der Strafe vor. [1]) Man war an den leitenden Stellen längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß es zur Zeit das beste wäre, die ganze Landsturmorganisation zum Stillstand zu bringen. Größtenteils waren die mit der Führung betrauten Kreise selbst nicht von der Ausführbarkeit der staatlichen Bestimmungen überzeugt. [2]) So wurde es allerseits mit erleichtertem Aufatmen begrüßt, als durch Kabinettsorder vom 4. März 1814 die weiteren Landsturmübungen eingestellt wurden.

Dies war um so unbedenklicher, als unterdessen die siegreichen Heere ja tief nach Frankreich hinein vorgedrungen waren. Sicher nahm die Heimat trotz all der geschilderten kleinen Mißhelligkeiten herzlichsten Anteil an den herrlichen Taten ihrer Söhne. Kaum eine Familie des damals so kleinen preußischen Staates war wohl ohne Angehörigen draußen. Dazu kam, daß Münsterberg seit Friedrichs des Großen Zeit Garnisonstadt war und sich durch mannigfache Fäden mit den Regimentern, die in seinen Mauern gedient hatten, verbunden fühlte. Keines von ihnen hat wohl so bedeutsame, aus dem gewöhnlichen Rahmen herausfallende Leistungen vollbracht wie das 6. Husarenregiment. Seine 1. und 2. Eskadron hatten schon am russischen Feldzuge von 1812 teilgenommen, die 3. und 4. mußten zu Hause bleiben, die 3. in Strehlen, die 4. in Münsterberg. Im März 1813 rückten sie unter den tapferen Führern von Hellwig und von Witowsky nach Sachsen ab. Hellwig wurde von der obersten Heeresleitung für tüchtig genug gehalten, als selbständiger kleiner Heerführer den Feind zu umschwärmen und ihm Abbruch zu tun. Das tat er denn auch nach Herzenslust, und es werden von ihm und seinem Genossen Witowsky Reiterstücklein erzählt, die zum Verwegensten gehören, was diese kühne Zeit hervorgebracht hat. [3])

Die kämpfende Macht verlangte von der Heimat aber nicht bloß Bewunderung. Die wurde ihr in immer neuen Siegesfeiern gezollt. Sie war auch auf ihre fortgesetzte treue Unterstützung angewiesen. So hatten sich, als die Opferwilligkeit im Frühjahr 1813 alle Kreise ergriff und man noch nicht

---

[1]) Breslauer Staatsarchiv Repertorium 199 M. R. F. 135.

[2]) Vgl. Denkwürdigkeiten. S. 83. Münch, Der Landsturm. S. 314 f.

[3]) Lippe-Weißenfeld. S. 63 ff, 154—195. Erinnerungsblätter Deutscher Regimenter. Husaren-Regiment Graf Goetzen (2. Schles.) Nr. 6 im Weltkrieg 1914—18. Von Oberst a. D. Ehrenreich v. Manstein und Rittmeister a. D. Cedric von Zerin. Berlin 1926. S. 10. Auch Freytag läßt Hellwig in „Aus einer kleinen Stadt" verschiedentlich auftreten.

ahnte, wie bald der arme Staat gezwungen sein würde, von seinen Untertanen die restlose Aufopferung von Gut und Blut als Pflicht zu fordern, die schlesischen Stände entschlossen, auf ihre Kosten ein Kavallerieregiment auszurüsten und dem König für den Entscheidungskampf zur Verfügung zu stellen. Am 15. April waren schon über 100, Ende April etwa 250 Husaren beritten gemacht. Dann kam das Werk aber infolge der starken Landwehraushebungen ins Stocken. Und so rückte denn Graf Henckel von Donnersmarck an der Spitze von nur zwei Eskadrons von insgesamt ungefähr 280 Mann am 19. August über Glatz zur Hauptarmee nach Böhmen ab. Im Verbande dieser Armee nahmen die beiden Eskadrons an einer Reihe verlustreicher Gefechte teil und schmolzen dadurch bis Ende November 1813 auf 110 Mann zusammen. Baldiger Ersatz tat not, mit dringenden Bitten wandte sich darum der Brigadekommandant Prinz Biron von Kurland an die heimatliche Provinz, deren Stände das Regiment gegründet hatten.

So sehr diese aber auch mit ihrer Ehre an der Sache beteiligt waren, so schwer fiel es ihnen doch nun, nachdem schon fast ein Jahr lang Opfer gebracht worden waren, noch die nötigen Freiwilligen und Pferde aufzubringen. Und so schickte immer ein Landrat nach dem andern trübe, entschuldigende Berichte an das schlesische Militärgouvernement, das mit Lob und Tadel bei der Hand war, die letzten ungenützten Kräfte des Landes auszulösen. Unter anderen erklärte sich auch der Landrat des Kreises Münsterberg außerstande, noch einen Beitrag zu liefern, und fragte namens seiner Stände an, ob die Stärke der Eskadrons nicht auf 100 bis 110 Mann herabgesetzt und die Ersatzverpflichtungen dadurch verringert werden könnten. Das Militärgouvernement antwortete, daß es den Münsterberger Kreis nicht zu neuen Opfern zwingen könne, es müsse sich mit der abgegebenen Erklärung der Stände begnügen, der Kreis werde dann aber der einzige sein, der sich dieser freiwilligen Leistung entziehe. Dabei stand der Münsterberger Kreis natürlich keineswegs mit seiner Absage allein da, auch der Landrat von Grottkau z. B. mußte einen abschlägigen Bescheid seiner Stände weitergeben. Freilich fehlte es auch jetzt nicht an Kreisen, die leistungsfähiger und leistungswilliger waren. Aus der Nachbarschaft wären da vor allem die Kreise Nimptsch und Reichenbach zu nennen. Dem Münsterberger Landrat ging der Tadel der Behörde sehr nahe, er versprach sein Bestes, glaubte aber doch der Befürchtung Ausdruck geben zu müssen, daß sein Kreis, der sich stets durch Opferwilligkeit ausgezeichnet hatte, jetzt hinter anderen zurücktreten werde. Er erhielt zur Antwort, er solle in seinem Eifer fortfahren und auch die Dominien, die bisher noch keine Beiträge geleistet hätten, dazu ermuntern. [1])

Im April 1814 dankte Napoleon ab und begab sich nach der Insel Elba, im Mai kehrten die Bourbonen nach Paris zurück und schlossen mit den Verbündeten den ersten Pariser Frieden. Vom September des Jahres an tagte zur Regelung aller europäischen Angelegenheiten der Wiener Kongreß. Auf der Reise dorthin kam König Friedrich Wilhelm auch durch Münsterberg.

Die Feldarmee, besonders die Linientruppen, blieb in dieser Zeit größtenteils in französischen, belgischen oder westdeutschen Quartieren stehen. So erhielten z. B. die drei Kürassierregimenter, die im Sommer 1813 in unserer

[1]) Heinrich Kochendörffer. Die Errichtung des Schlesischen National-Kavallerie-Regiments durch die schlesischen Stände. Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens. 47. Band. 1913. S. 131—149.

Gegend gestanden hatten, erst am 19. Januar 1815 den Befehl, über den Rhein zurückzugehen. Sie trafen nach Hermann von Gaffrons Bericht am 26. Januar in Aachen ein, setzten am 5. Februar bei Düsseldorf über den Rhein und zogen am 1. März an einem sonnenhellen Tage in das festliche Berlin ein. Am 4. März ging es über Fürstenwalde nach Frankfurt a. O. weiter, und am 7. März wurde Quartier in der Gegend von Zielenzig und Reppen bezogen. Für den Geschmack der Schlesier war das eine wenig unterhaltsame Gegend, und so drängten sie darauf, den Marsch bis in die Heimat fortsetzen zu dürfen. Da brach infolge der Rückkehr Napoleons von Elba der Krieg noch einmal aus.

In der Erwartung, daß es abermals zu langwierigen Kämpfen kommen würde, machten sich die Eltern Gaffron aus Kunern auf, ihrem lieben Sohne, den sie nun fast zwei Jahre nicht mehr gesehen hatten, in der Neumark einen Besuch abzustatten. Völlig überraschend für den jungen Krieger langte der mit vier Braunen bespannte Planwagen vor seinem Quartier, dem Schulzenhofe von Reichen bei Zielenzig an. Drei Tage kostete man die Wiedersehensfreude aus, Hermanns Geburtstag, der 28. März, traf hinein, und die schöne Torte mit dem Namenszug in Zuckerguß, die die anhängliche Dienerschaft von Hause mitgeschickt hatte, zierte den Tisch. Der Abschied am Rande des Kiefernwaldes prägte sich dem jungen Menschen im empfindsamsten Alter von 18 Jahren so tief in die Seele ein, daß er das märkische Land in seiner kargen, einsamen Schönheit für immer lieb gewann.

„Das Schicksal hatte jedoch", wie er schreibt, „nicht beschlossen, daß ich neuen Schlachten und neuen Lorbeern entgegenziehen sollte." Eine Depot-eskadron blieb zurück, für die die notwendigen Offiziere ausgelost werden mußten. Das Los traf zu seinem größten Schmerz auch ihn. Auf der Berliner Straße ging es über Crossen und Grünberg der Heimat zu. Von Lüben aus machte der ehemalige Ritterakademist einen Abstecher nach Liegnitz und konnte dort die alten Stätten seiner Schülerleiden und -freuden als stattlich dekorierter Kürassier-offizier natürlich nicht ohne gehobene Gefühle betreten. Direktor und Lehrer und sonstige ältere Bekannte nahmen ihn mit Freude auf, von seinen Mitschülern traf er nur die noch an, die er vor zwei Jahren ihrer Kleinheit wegen noch ganz übersehen hatte. An den Toren von Breslau wurde er von den Eltern empfangen, deren Freude über seine baldige Heimkehr ihn fast mit Groll erfüllte.

Zu Pfingsten nahm er Urlaub von seiner Eskadron und ritt zunächst zu seinen Verwandten, den Aulocks, in Pangel, Kreis Nimptsch, wohin auch die Eltern von Kunern aus und sonst eine Menge junges Volk geladen war. Der greise Verfasser der Denkwürdigkeiten schreibt in der Erinnerung an diesen Ritt: „Glückliche Zeit der Jugend und Hoffnung, glückliches Alter von 18 Jahren, warum muß dein Zauber so schnell verschwinden, um nie wiederzukehren . . .? An einem sonnenhellen, thaubeglänzten Maimorgen zog ich aus, auf stattlichem Roß, meinen Schildknappen mit zwei schönen Rossen hinter mir, den strahlenden Helm auf dem Haupte, Jugendlust um das Bewußtsein des rühmlich bestandenen Kampfes im Herzen! Als schwächlicher Schulknabe war ich ausgezogen, als ein stattlicher, blühender Reiter-Offizier zog ich den heimathlichen Bergen zu, deren befreundete Formen mir im blauen Duft immer näher traten! Die Zukunft lag im rosigen Glanze vor mir, liebliche Gestalten schwebten vor meinem inneren Gesicht, das liebe Heimath-Thal harrte im festlichen Schmuck meiner, wie sollte ich nicht in Glück und Freude schwelgen?"

Für die Pfingsttage in Pangel schien der Himmel auf die Erde herabgekommen zu sein. Alles, was eines jungen Menschen Herz mit Wonne füllt, genoß der Held in vollen Zügen. In die heißen, stürmischen Klänge befriedigten Stolzes mischen sich zart die Töne der ersten Liebe. Mit nicht ganz freiem Herzen fuhr er mit den Eltern von Pangel ab.

„Als wir uns diesseit Berzdorf der Kunerschen Grenze näherten, hieß mich mein Vater ein Pferd besteigen und dem Wagen vorausreiten. An der Gutsgrenze stand eine stattliche Ehrenpforte von frischen Laubgewinden, mit Kränzen, Bändern und Fähnchen geschmückt, in der das Wort: Willkommen! in Blumenschrift mich begrüßte. Die Einwohner von Kunern und viele Freunde aus der Nachbarschaft empfingen mich, ein Musikchor ließ einen Tusch von Pauken und Trompeten erschallen. Friederike Melzig, die Tochter unsrer treuen Haushälterin, und Karoline Arndt, die Tochter unsres alten, redlichen Dieners Arndt, empfingen mich, weiß bekleidet, mit einer Anrede, welche sie nebst einem Gedicht und Kranz auf seidenem Kissen präsentierten. Von lauten Lebehochs begleitet, zog ich nun an der Spitze der ganzen Schar in Kunern ein und stieg vor dem alten Hause meiner Väter ab, wo meine Eltern noch einmal treu und in tiefer Rührung mich in der Heimath begrüßten.“ [1])

Nicht jedem Heimkehrer wird ein solcher Empfang bereitet worden sein, zumal zu allem Voraufgehenden zwei Tage hernach noch ein großes Fest veranstaltet wurde mit Transparenten, Kränzen und Festgedichten, verfaßt von dem geistreichen Freunde des Hauses, dem Münsterberger Stadtrichter Oswald. Auch kehrten die meisten, die das Kriegsgeschick verschont hatte, erst später in die Heimat zurück, nachdem in letztem heldenhaftem Anlauf Napoleon im Juni 1815 bei Waterloo endgültig geschlagen und im November 1815 der zweite Pariser Friede abgeschlossen worden war. Allenthalben im Lande wurde nun zu Siegesfeiern gerüstet. Das Gefühl nationaler Genugtuung bei den einen, der Erlösung von schwerer leiblicher und geistiger Not bei den andern drängte zum lauten festlichen Ausdruck. Die Gotteshäuser faßten die Massen freudiger Beter kaum. Vor dem geistigen Auge zog die lange Reihe der Gefallenen noch einmal vorüber. Ein beredter Mund forderte zur Errichtung eines Ehrenmales auf. Und wo es dazu nicht kam, ward wenigstens eine von jenen Holztafeln mit den Namen der Gefallenen aufgehängt, deren Anblick uns in seiner ganzen Schlichtheit noch jetzt ans Herz greift, wenn er sich uns in einem Dorfkirchlein im Schatten des Orgelchores bietet.

Damit in jede kleinste Gemeinde das aufmunternde Gefühl einziehe, daß des Königs Majestät um die Opfer jedes, auch des geringsten seiner Untertanen wisse oder wissen wolle, wurden bereits im August 1814 zum Zweck späterer Veröffentlichung genaue Erhebungen über alles angeordnet, „was von dem treuen Sinn der preußischen Monarchie in Anerbietungen, Entsagungen, Beiträgen und allen sonstigen Aufopferungen während des nunmehr glücklich und ruhmvoll beendigten Krieges für das Vaterland ausgegangen ist.“ Da nun aber das Volk nicht gewöhnt ist, über Opfer, die es einmal gebracht hat, noch lange viel zu reden, die größten Opfer auch in den täglichen kleinen und großen Entbehrungen bestehen, die sich auf dem Papiere so kläglich ausnehmen, so ist es kein Wunder, daß die Tabellen, die uns über diese Umfrage für die

[1]) Denkwürdigkeiten. S. 211—224.

Dörfer im südlichen Teil des Kreises unter den Akten des Grafen Schaffgotsch erhalten sind, ein ziemlich dürftiges Bild ergeben. In langwieriger Arbeit wurde dann das eingehende Material gesichtet und zusammengestellt und 1820 lag das „National-Denkmal oder summarische Darstellung der patriotischen Handlungen und Opfer der Preußischen Nation" in drei großen Aktenbänden bei der königlichen Generalordenskommission in Berlin vor. Zur Veröffentlichung gelangte dies Werk allerdings nicht mehr. Uns Heutigen vermöchten die dort gegebenen Zahlen ja auch nicht mehr viel zu sagen. Höchstens das Verhältnis, in dem unser Kreis zu andern steht, kann gewisse Aufschlüsse ergeben. Die Gesamtsumme der freiwilligen Leistungen im Münsterberger Kreise betrug 3 993, im Frankensteiner 15 172, im Grottkauer 19 284, im Nimptscher 15 289 und im Strehlener 12 627 Taler. [1])

Den besten Aufschluß über die materiellen Opfer der Kriegsjahre erhalten wir, wenn wir dem Stadtkämmerer in seine Rechenstube folgen. Die Kriegsschulden unserer kleinen Stadt beliefen sich 1817 auf 52 120 Taler. Durch eine besondere Kriegsschuldensteuer mußte diese Last allmählich abgestoßen werden. In den schwersten Jahren von 1817 bis 1822 griff der Staat dabei mit im ganzen 11 400 Talern helfend ein. Die Tilgung des mächtigen Restes zog sich nach einem festen Plan noch bis zum Jahre 1844 hin.

Wenn wir uns an die Zeit der Befreiungskriege erinnern, so denken wir meist nicht an dergleichen schwere Rechenaufgaben, die während und nach den ruhmreichen Feldzügen zu lösen waren. Uns zieht das mächtige Schauspiel des Erwachens einer lange in Kleinstaaterei befangenen, zu politischer Ohnmacht verurteilten Nation ganz in seinen Bann. Und da es sich um unsere Nation handelt, ist es uns mehr als ein Schauspiel: die Betrachtung der großen Ereignisse und der zukunftsfrohen Führergestalten löst in uns immer wieder lebendige Kräfte aus. Dieser Wirkung wollen auch die vorliegenden, das Große im Kleinen spiegelnden Ausführungen dienen, wenn sie auch vielleicht ein Ausdruck dafür sind, daß wir Heutigen bei der Betrachtung der vaterländischen Geschichte im Gegensatz zur Vorkriegszeit geneigt sind, an dem glänzenden Bilde auch die Schattenseiten mit Unbefangenheit zu sehen. Eins aber steht auch uns fest und wird immer Geltung behalten: Von den großen, wunderbaren Erlebnissen des Jahres 1813 gehen die Kräfte aus, die die Deutschen zu einem einigen Volke gemacht haben. Und Aufgaben wurden damals gestellt, die selbst von Bismarcks zupackender Generation übergangen wurden und ihre Lösung heute von uns erwarten. *)

Gevatterbrief aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

Artur Knoblich.

Hochedelgebohrner Herr, Hochzuverehrender Herr Gevatter.

Ihre rühmlich bekannte Güte flößt mir das Zutrauen ein, meinen mir heute Nacht um 1 Uhr gebohrnen Sohn, zu Dero besondern Gewogenheit zu

---

[1]) E. Gurlt. Die freiwilligen Leistungen der Preußischen Nation in den Kriegsjahren 1813—1815. Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde. 9. Jahrgang. Berlin 1872. Seite 645 ff, 679 f.

*) Ein Teil dieses Aufsatzes ist schon im 2. und 3. Jahrgang der „Heimatscholle, Zeitschrift für Land und Forst im Kreise Münsterberg und Umgebung". Verlag und Druck: Hütte und Schacht, Düsseldorf, erschienen.

empfehlen. Zum Beweis, daß Dieselben diese Darlegung meiner Ergebenheit nicht ungnädig aufnehmen werden, bitte ich es mir zur Ehre aus, daß Sie denselben heut zum Mittage in der Pfarrkirche aus der Taufe zu heben geruhen wollen.

Ich befinde mich, bey der Gewogenheit, womit Sie mich beglücken, sowohl, daß ich meinen Sohn weniger lieben müßte, wenn ich nicht wünschte, daß dieselbe auf ihn fortgepflanzt werden möge. Und indem Sie diesen angelegentlichsten Wunsch meines Herzens zu erfüllen geruhen wollen, verpflichten Sie mich doppelt zu dem unermüdeten Eifer; womit ich lebendig bin

Euer Hochedelgebohrn ganz ergebenster Diener und Gevatter

Florian Paucke, Gärtner.

Großnossen, den 27. Januar 1813.

Münsterberg während des Weltkrieges.

Paul Fischer.

26. Juli 1914: Ein Extrablatt der „Münsterberger Zeitung" berichtet den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien und die Mobilmachung in beiden Staaten.

31. Juli: Ungeheure Aufregung in der Stadt. Nach einer am Posthause nachmittags 5 Uhr angeschlagenen Depesche hat Kaiser Wilhelm II. den Zustand der drohenden Kriegsgefahr für Deutschland erklärt. Alles Volk auf den Straßen. Militärpflichtige eilen zum Bezirkskommando. Frauen weinen auf dem Ringe. Ungediente Reservisten sind als Hilfsordonnanzen beim Bezirkskommando eingekleidet, Vizefeldwebel, Lehrer Scholz von der kath. Knabenschule als Offizierstellvertreter zum Bezirkskommando einberufen. Der Eisenbahnfahrplan ist geändert. Nachts rollen viele Militärzüge vorüber. Die Garnisonen rücken zum Schutze der Grenzen aus. Papiergeld wollen nunmehr Geschäftsleute nicht annehmen. Die Polizeistunde ist auf abends 10 Uhr festgesetzt.

1. August: Abends 6 Uhr wieder eine Depesche: Der Kaiser hat die Mobilmachung für das gesamte deutsche Heer und die Marine heute angeordnet, weil ein 12stündiges Ultimatum Deutschlands an Rußland wegen des russischen Aufmarsches an der deutschen Grenze mittags 12 Uhr ergebnislos abgelaufen war.

2. August: Deutschland erklärt an Rußland den Krieg. Die ersten Reservisten aus den zum Bezirkskommando gehörenden Kreisen Münsterberg, Frankenstein, Strehlen und Nimptsch treffen hier ein und marschieren mit frohem Gesang patriotischer Lieder zur Bahn. Abends Extrablätter der „Münsterberger Zeitung" und des „Münsterberger Lokalanzeigers": Deutsche Grenztruppen haben die russische Grenze überschritten und sind bis Kalisch vorgedrungen. Heller Jubel auf den Straßen.

3. August: Französische Truppen sind im Elsaß eingedrungen. Deutschland erklärt an Frankreich den Krieg. In Münsterberg werden 2 Studenten aus Breslau als russische Spione und 6 russische Arbeiter „als Deserteure" verhaftet. Nach ihrem Verhör durch die Polizei, das Landratsamt und das Bezirkskommando wurden sie mit Stricken gefesselt, auf einem

offenen Landauer verladen und in Begleitung eines Gendarmen nach Neisse gefahren. Johlende Menschenmenge auf den Straßen. Gestern nachmittag waren 5 schwarzgekleidete, verschleierte Nonnen als angebliche Spione auf dem hiesigen Bahnhof angehalten worden. Sie erklärten, daß sie in die Niederlassung der „Armen Schulschwestern" in Krelkau reisten. Kapellmeister Wilhelm Förster und seine Gattin nahmen sich am Bahnhof der bedrängten Klosterfrauen an und begleiteten sie in einer Droschke nach Krelkau. Doch das Telephon ist schneller als die Pferdefüße, und so wurden Förster und die „Spione" in Krelkau mit Heugabeln und vorgehaltenen Revolvern und Knüppeln empfangen. Der brave Münsterberger war darob so entrüstet, daß er rief: „Leute, seid ihr denn verrückt geworden! Ich bin doch der Kapellmeister Förster aus Münsterberg. Ich habe ja erst vor kurzem bei Euch gespielt!" Die Krelkauer „Schulschwestern" legitimierten dann sofort die verdächtigten Breslauer Nonnen, die in der Niederlassung schon erwartet wurden. Nun beruhigten sich die aufgeregten Krelkauer wieder. — Unser Bürgermeister Rudolf Jung ist als Hauptmann zum Kriegsbekleidungsamt des VI. Armeekorps in Breslau einberufen und wird durch den Beigeordneten, Apothekenbesitzer Egon Schwarzer vertreten. Die Vertretung für den einberufenen Bezirkskommandeur, Oberstleutnant Lehmann übernimmt Major Walter.

4. August: England erklärt Deutschland den Krieg! Ernste Stimmung! Ein neues Gerücht: Russische Spione sollen unsere Wasserleitung vergiftet haben durch Cholerabazillen im Wasserschloß. Landrat Dr. Kirchner läßt sofort das Trinkwasser untersuchen, das keimfrei und völlig gesund befunden wurde. „Wer das falsche Gerücht noch weiterverbreitet, wird sofort verhaftet und mit Gefängnis bestraft."

5. August: Vom 3.—5. August große Pferdeausmusterung des Kreises auf dem Kreishausplatze. Es werden hohe Preise gezahlt.

8. August: Neue Aufregung: 30 Autos mit 200 Millionen Franks in Gold sollen auf dem Wege durch Deutschland nach Rußland sein. Drahtseile werden über manche Straßen gespannt und Autofahrer mit Schußwaffen bedroht! Die „Neisser Zeitung" schreibt sarkastisch: „In Neisse ist in den letzten 8 Tagen mehr gelogen worden, als in ganz Deutschland in den letzten 10 Jahren."

9. August: Vom 5.—9. August sind in den unteren Klassenräumen der kath. Knabenschule, der evangel. Stadtschule und der Höheren Knabenschule Montierungskammern eingerichtet für das hier aufzustellende Ersatz-Bataillon. Gewehrausgabe und Appell im Schulhofe der Knabenschule. Der Schulunterricht in den übrigen Klassen wird weiter erteilt. — Vom 9. ab hat Stadtpfarrer Dr. Starker für alle Sonntage abends 6 Uhr eine Kriegsbittandacht angeordnet. Ebenso halten Pastor Breitkopf in der evangel. Kirche und Pfarrer Hammetter in der Kreuzkirche Kriegsandachten ab.

10. August: Das 3. Bataillon des 11. Reserve-Regiments, das hier 6 Tage im Quartier lag, ist heute nachmittag $4^1/_2$ Uhr vom Bahnhof nach Frankreich abgerückt. Major Walter, Beigeordneter Schwarzer und Ratsherren zum Abschied am Bahnhof. Unter stürmischen Hurra-Rufen der Volksmenge fuhr der Zug ab.

11. August: Die Stadtverordneten bewilligten 15 000 Mark Notstandsgelder für städtische Bedürfnisse im Kriege. — Beigeordneter Schwarzer rügt scharf die Preistreibereien. Ein Landmann hatte gestern für 1 Zentner Kartoffeln 6 Mark gefordert, gegen 2,50 Mark vor 8 Tagen! — Die Sprechzimmer der Aerzte sind auffallend schwach besucht. Die Hypochonder haben jetzt keine Zeit, krank zu sein.

12. August: Bei der Notprüfung im hiesigen Lehrerseminar bestanden alle 32 Abiturienten und meldeten sich begeistert als Kriegsfreiwillige.

17. August: Musterung von 1000 Landsturmleuten auf dem Ringe.

19. August: Das hier zusammengestellte Landsturm-Bataillon Münsterberg rückt heute unter dem Kommando des Hauptmanns d. L., Gymnasialdirektors Dr. Seidel aus Frankenstein nach Rußland ab. Abschied am Bahnhof wie am 10. August. Frauen und Kinder weinten.

22. August: Das erstemal hier geflaggt zur Feier des deutschen Sieges bei Longwy, bei dem auch das 3. Bataillon des 11. Reserve-Regiments mit vielen Münsterbergern im Kampfe gestanden.

26. August: Wieder Musterung von Landsturmleuten auf dem großen Ringe.

28. August: Hindenburgs großer Sieg bei Tannenberg wird begeistert gefeiert; geflaggt, schulfrei.

5. September: Der Kreistag unter Vorsitz des Landrats Dr. Kirchner bewilligt 170 000 Mark für Kriegerfamilien-Unterstützungen im Kreise.

18. September: Im hiesigen Reservelazarett treffen die ersten 160 Verwundeten vom östlichen Kriegsschauplatze ein. Es sind 8 besondere Lazarette eingerichtet: Kreiskrankenhaus, Elisabethinerinnen - Krankenanstalt, „Bethanien", Seminarturnhalle, Sporthalle, Schützenhaus, „Deutscher Kaiser" und Villa Ledig, in denen 8 Aerzte (Chefarzt Dr. Settegast), Graue Schwestern, Diakonissen und 12 Helferinnen vom „Roten Kreuz" (Vorsitzende Frau Landrat Kirchner) wirken. Auf allen Lazaretten weht die weiße Fahne mit dem Roten Kreuz.

19. September: Das Telephon ist für Privatgespräche bis 23. September gesperrt, auch der Brief-, Paket- und Güterverkehr; nur Geldsendungen und Feldpostbriefe sind gestattet. Die Russen rücken auf die schlesische Grenze zu. Flüchtlinge aus Oberschlesien treffen hier ein.

10. Oktober: Antwerpen gefallen. Großer Sieg. Geflaggt, Ringkonzert, abends Fackelzug des Turnvereins. Seminarlehrer Lorenz hält vor dem Rathause eine begeisternde Ansprache. Der Magistrat wünscht, daß jeder Hausbesitzer sich eine Flagge anschafft.

13. Oktober: Die erst jetzt verbreitete Nachricht von dem Rückschlag an der Marne wirkt niederdrückend.

27. Oktober: Das Bezirkskommando beruft 250 ungediente junge Leute ein zu Schanzarbeiten an der russisch-schlesischen Grenze, weil die Schlacht bei Iwangorod verloren wurde. 230 Verwundete treffen ein.

5. November: Der Postverkehr ist wieder gesperrt.

14. November: Kreisschulinspektor Knust hielt vom 12.—14. November einen Jugendpflegerkursus für Lehrer ab. Eine „Jungwehr" wurde gegründet, die jeden Sonntag nachmittag auf dem Kreissportplatz übt unter Leitung des Zolleinnehmers Blenn. Der Magistrat forderte alle über 16 Jahre alten Jünglinge zum Beitritt auf. Die Kompanie zählte bald an

100 Mann. Rektor Kassner eröffnete ein Jugendheim für Fortbildungsschüler für die Sonntagabende.

18. Dezember: Hindenburgs Siege bei Kutno am 16. November, bei Lodz am 25. November (Fackelzug des Turnvereins) und die große Polenschlacht am 18. Dezember wurden gefeiert. (Dankgottesdienst, geflaggt, schulfrei!) — Petroleum-Not!

28. Dezember: Eine Postschreibstube ist in der Knabenschule eingerichtet.

15. Januar 1915: Das Kriegsbrot, ähnlich dem Kommißbrot, seit heute eingeführt.

4. Februar: Mit Rauchfleisch, Speck und Dauerwurst soll man sich versorgen.

11. Februar: Kuchenbacken ist verboten.

8. März: Die Brotkarte heute hier eingeführt. Jede Person (auch Kinder) pro Woche 1 Karte. Dafür 1 Brot zu 3 1/2 Pfd. für 48 Pfg. oder 22 Semmeln à 5 Pfg., zusammen 1750 g Gewicht oder auf Wunsch 1400 g Weizen- und Roggenmehl.

15. März: Münsterberg jetzt Garnison. Das II. Ersatz-Batl. des Inf.-Regts. Nr. 23 aus Neisse mit seinem Kommandeur Major Fumetti wurde heute am Bahnhof von Major Walter, Beigeordneten Schwarzer, Stadtverordnetenvorsteher Scholtz und mehreren anderen städtischen Vertretern empfangen und herzlichst begrüßt. Die 1. Kompanie erhält Quartier: Brauerstr. 16, 18, 20; die 2. Komp.: Brauerstr. 14 und 12, 3. Komp.; Brauerstr. 13, Klosterstr. 7 und Wallstr. 39; 4. Komp.: Baderstr. 1, Brauerstr. 1, Ring 37 und Wallstr. 49. Wachtlokal: Ring 7, Batl.-Büro: Ring 36, Garnisonküche: Klosterstr. 10, Exerzierplatz: Der frühere Husaren-Exerzierplatz an der Kunzendorfer Chaussee, ferner der Kreissportplatz und der Reitplatz an der Klosterstraße. In der kath. Knabenschule wird ein Rekrutendepot eingerichtet. Schießstand im Stadtwald und Schießhalle der Schützengilde; Garnison-Lazarett: Ring 10. Abends Begrüßungsfeier für die Offiziere durch die städtischen Behörden im „Rautenkranz". Frohe Stimmung in der reichlich geflaggten Stadt.

6. April: 350 Rekruten des Depots wurden heut nach feierlichen Gottesdiensten in beiden Kirchen von ihrem Hauptmann auf dem Kreissportplatze vereidet. Am 8. April trafen noch 500 Rekruten ein. In der Knabenschule liegen in jeder Klasse 20—25 Mann, die übrigen in Bürgerquartieren. Die Knabenschule unterrichtet in der Mädchenschule, ebenso die Fortbildungsschule.

8. April: Musterung von 40—45 jährigen ungedienten Landsturmleuten.

9. April: Pferdemusterung auf dem Reitplatz. Preise bis 2 200 Mark!

10. April: In beiden Kirchen Sonntags früh 7 1/2 Uhr Militärgottesdienst.

23. April: Die ersten 40 Russen-Gefangenen treffen hier ein. Sie werden als Dominialarbeiter in Bernsdorf untergebracht.

1. Mai: Die Liederübungen der Soldaten im Hofe der Knabenschule abends von 6—7 Uhr locken immer viele Zuhörer herbei. Hübsche Marschlieder: „Lippe Detmold, eine wunderschöne Stadt", Gloria Viktoria", „O Deutschland, hoch in Ehren", „In der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n".

6. Mai: Musterung der dienstuntauglichen Landsturmpflichtigen bis zu 39 Jahren.

22. Mai: Schulkinder werden auf Anweisung des Ministers Trott zu Solz „in weitestgehendem Maße" zu Feldarbeiten und zum Kirschenpflücken beurlaubt.

7. Juni: Im Rathause werden Dauerwurst und Speck verkauft, Pfund zu 2,10 Mark bezw. 2,50 Mark.

7. Juli: Von unserm Ersatz-Bataillon rücken heut 350 Mann an die Westfront ab.

15. Juli: Der erste Militär-Flieger über Münsterberg, anfangs für einen Russen gehalten.

26. Juli: 200 Rekruten aus dem Depot nach Rußland abgerückt.

3. August: 500 neue Rekruten aus Sachsen eingetroffen.

20. September: Branntwein und Spiritus dürfen von Sonnabend 1 Uhr mittags bis Montag 1 Uhr mittags nicht mehr verkauft werden.

26. September: Nagelung eines Ehrenschildes (Stadtwappen) im Rathause. Festzug aller Schulen und Vereine mit Musik zum Rathause. Festrede des Beigeordneten Schwarzer. Schülerchöre und Konzert. Ehrenschild und Ehrenbuch der Festteilnehmer wurden von Kunstmaler Eugen Alt von hier künstlerisch hergestellt. Einnahme 5002 Mark für Frauen-Unterstützungsfond.

1. November: In den Gastwirtschaften ist Montag und Donnerstag die Verabreichung gebratenen und geschmorten Fleisches verboten; Dienstag und Freitag nur fleischlose Kost erlaubt. — 300 Mann der Garnison nach Rußland abgerückt. — Marmelade statt Butter!

15. November: Musterung der 18 jährigen im „Rautenkranz".

24. November: 153 Verwundete vom serbischen Kriegsschauplatz eingetroffen.

3. Dezember: Leichtverwundete besuchen die Fabriken. In der Hartmannbaude Vorträge der Aerzte für die Verwundeten.

17. Dezember: 2 erbeutete französische Geschütze seit heute vor dem Rathause neben dem Kriegerdenkmal aufgestellt. Rektor Kassner hält eine Ansprache an die versammelten Schulkinder.

26. Dezember: In der evangel. Kirche veranstalten Chorrektor Scheider und Kantor Staude ein Kirchenkonzert zum Besten des Vaterländischen Frauenvereins und der hiesigen Verwundeten.

9. Januar 1916: Die ersten eisernen 5 Pfg.- und 10 Pfg.-Stücke.

25. Januar: Verordnung des Magistrats gegen die Verwilderung der Jugend. Das Herumtreiben des Abends und das Rauchen für Personen unter 16 Jahren wird verboten.

3. März: 450 neue Rekruten aus Oberschlesien.

5. März: Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen aus Kamenz besichtigt die Jugendwehr.

12. März: Papiermangel. Die Fleischer geben kein Einpackpapier mehr.

19. März: Unser Bataillon hat jetzt eine eigene Musikkapelle von 18 Mann und gibt heute ein Ringkonzert.

2. April: Siegesfeiern dürfen jetzt nur noch auf behördliche Anordnung hin abgehalten werden: Flaggen, Glockengeläut, Dankgottesdienste, Schulfeiern, dann schulfrei.

7. April: Die 17 jährigen sind in die Landsturmrolle einzutragen.

12. April: Heute schulfrei wegen reger Beteiligung der Schulen an der Zeichnung zur 4. Kriegsanleihe. Das Abliefern der Goldmünzen wird eifrig empfohlen.

1. Mai: Unser Reservelazarett wurde heute aufgehoben. Nur im Elisabethinerinnen-Krankenhause verblieben noch einige Verwundete. — Als

Ersatz für ausländischen Tee werden junge Blätter von Erdbeere, Brombeere, sogar von Kirsche, Birke und Weide (!) behördlich empfohlen. — Einführung der Sommerzeit bis 1. Oktober. Die Uhren sind heute eine Stunde vorzustellen.

7. Mai: Opfertag des Vaterländischen Frauenvereins. Festzug der Schulen und Jugendvereine vor das Rathaus, Ansprache des Beigeordneten Schwarzer, Ringkonzert, Verkauf von Denkmünzen, Vivatbändern; Sammellisten von Haus zu Haus, dann Unterhaltungsabend im Schützenhause mit Gesang, Musik und Theater.

21. Mai: Die Lumpen bei den Altwarenhändlern werden zu Gespinstzwecken beschlagnahmt.

22. Mai: Eine Suppenküche für Arme eröffnet der Vaterländische Frauenverein. 1/2 Liter 10 Pfg.

3. Juli: Kirschkerne zur Oelgewinnung sind von den Schulkindern zu sammeln.

1. August: Bezugsscheine für Kleider eingeführt.

25. August: Die Kaninchenzucht nimmt bedeutend zu. Holzschuhe werden empfohlen.

8. September: Ein historischer Augenblick! An den vier Seiten des alten Ratsturmes werden aus Anlaß des Sieges bei Tutrakan in Rumänien die Flaggen der vier Verbündeten Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Türkei und Bulgarien gehißt: Schwarzweißrot, Schwarzgelb, Weißer Halbmond auf rotem Grunde, Weißgrünrot.

16. September: Auf dem Ringe wurden heute nur noch 30 Pferde ausgemustert zu 1500—3000 Mark.

2. Oktober: Einführung der Fleischkarte; für 1 Person 3/10 Pfund pro Woche, für 15 gr Fleisch auch 12 gr Fett oder 50 gr Wurst. Der Magistrat empfiehlt auch frisches Pferdefleisch vom Schlachthofe.

12. Oktober: Kriegsmusterung der 18 jährigen im Schützenhause.

15. Oktober: Die Butterkarte heute hier eingeführt; pro Person wöchentlich 90 gr.

4. November: Eine Goldschmuck-Ankaufsstelle im Rathause eingerichtet.

14. November: Kriegsmusterung der dauernd Untauglichen 41—47 jährigen im Schützenhause.

4. Dezember: 80 18 jährige Rekruten hier eingetroffen.

2. Januar 1917: Unsere Garnison zählt jetzt 1500 Mann.

13. Februar: Wegen Kohlennot dürfen Schulen geschlossen werden. Die vorhandene Schulkohle erhalten die Gemeinden für die Armen.

1. März: Trocken Brot, schwarzer Kaffee ohne Zucker ist üblich.

6. April: 50 Hilfsdienstpflichtige, 47—60 jährige, hier eingestellt beim Militär und bei Behörden, als Schreiber oder Boten.

22. Mai: Ueber 60 Frauen zogen zum Landratsamt und verlangten mehr Lebensmittel. Es wurde ihnen je 1 Pfund Gerstenmehl zugesagt. Unterernährte Großstadtkinder werden von Landwirten aufgenommen. 21 Knaben aus Breslau besuchen bis zum Herbst die Knabenschule.

6. Juni: Salz und Brot allein macht nicht Wangen rot!

14. Juni: Abschiedsgeläut von 4 Glocken der kath. Pfarrkirche und von 2 Glocken der evangelischen Kirche. Am nächsten Tage wurden die Glocken auf dem Turme vom Schmied zerschlagen und herabgeworfen. Schaurige Klagetöne! Frauen weinten auf der Straße.

4. Juli: Auch die zinnernen Orgel-Prospektpfeifen der kath. Pfarrkirche, der evang. Kirche und der Begräbniskirche mußten heute abgeliefert werden.

23. Juli: Mit dem Rucksack, mit dem Hamsterbeutel in der Hand geht der Städter über Land.

4. August: Seit längerer Zeit wieder einmal geflaggt wegen Rückeroberung von Czernowitz.

11. August: Einstellung sogar von 2 Buckligen in unserer Garnison.

13. August: Aehrenlesen gehen jetzt nicht nur arme Leute.

16. August: Halbreifes und unreifes Obst wird von den Pächtern von den Bäumen gerissen für die — Marmeladenfabriken. 1 Ei für 23 Pfg. pro Person und Woche behördlich zugesagt, häufig aber gar keins erhalten.

28. August: Ein Plakat bei einem hiesigen Fleischer: „In dieser Woche gibt es kein Fleisch und keine Wurst."

1. September: Biertischphilosophen finden den Krieg langweilig, weil keine Siegesnachrichten kommen.

19. Oktober: Frauen stehen in Reihen vor den Fleischerläden: auch Quarkpolonaisen beim Milchladen.

12. November: Jahrmarkt heute hier ohne Schuhwerk, ohne Naschwaren, keine Luftballons, statt Leinwand nur Papierwäsche.

30. November: Unsere Garnison wurde heute aufgehoben. Das Verhältnis zwischen Militär und Zivil war ein sehr gutes. Das zeigte sich besonders wieder beim Abschiede.

8. Dezember: Ein Ausschuß für Volksaufklärung im nationalen Sinne, mit Landtagsabgeordneten Berndt und Seminarlehrer Lorenz an der Spitze, hielt heute im Schützenhause einen Vortragsabend ab.

15. Dezember: Der Waffenstillstand an der ganzen Ostfront und der Beginn der Friedensverhandlungen mit Rußland wurden mit großer Freude und neuer Hoffnung auf ein glückliches Ende des ganzen Krieges aufgenommen.

23. Februar 1918: Einziehung von 400 18jährigen Jünglingen aus dem hiesigen Bezirk.

31. März: 500 Russengefangene aus dem Kreise sind heute zu einem Konzert des Förster'schen Stadtorchesters in das Schützenhaus eingeladen. Sie haben jetzt mehr Freiheit, besuchen auch das Kino im „Deutschen Kaiser".

17. Juni: 300 Achtzehnjährige, darunter 30 Seminaristen, einberufen und ziehen mit Marschmusik, was bisher nicht erlaubt war, zur Bahn.

29. Juni: Oberleutnant Otto Jung, der letzte der 4 Bürgermeistersöhne, ist nun auch dem Kriege zum Opfer gefallen. Die Bürgerschaft zeigt allgemein große Teilnahme an dem schweren Schicksal der Bürgermeisterfamilie. 3 Söhne wurden mit großen militärischen Ehren auf dem hiesigen Friedhof beerdigt, der vierte ruht in Feindesland.

1. Juli: Männer mit nur 100 Pfd. Körpergewicht sind hier jetzt keine Seltenheit. Badereisen für minderbemittelte Kranke sind gegenwärtig Hungerkuren.

17. Septbr.: Bange Frage: Wankt die Westfront? Wir gehen täglich zurück!

1. Oktober: Hohe Preise: 1 Ei 28 Pfg. (1914: 5 Pfg.), 1 Ltr. Milch 30 Pfg. (12 Pfg.), 4 Pfd. Brot 80 Pfg. (40 Pfg.), 1 Ztr. Kartoffeln 6 Mk. (2.50 Mk.), 1 Pfd. Zucker 32 Pfg. (20 Pfg.), 1 Pfd. Rindfleisch 2,50 Mk. (70 Pfg.), 1 Taube 4 Mk. (60 Pfg.), 1 Stck. Tonseife 3,40 Mk. (Feinseife 10 Pfg.), 1 Stearinlicht 50 Pfg. (4 Pfg.), Schuhbesohlen 7 Mk. (2.50 Mk.)

25. Oktober: Von unsern 3 Bundesgenossen haben die Bulgaren bereits Ende September, nun auch die Türkei und Oesterreich-Ungarn mit dem Feindbund Waffenstillstand geschlossen. Nun stehen wir allein einer Welt von Feinden gegenüber!

9. November: Revolution in Berlin. Abdankung Kaiser Wilhelm II. und Thronverzicht des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, ihre Flucht nach Holland.

11. November: Allgemeiner Waffenstillstand unter sehr harten Bedingungen für Deutschland. — Die Revolution verlief in Münsterberg ziemlich ruhig. Nur ein paar Pferdejungen vom Dorfe lärmten auf dem heutigen Jahrmarkte „Jetzt ist Revolution!" und stießen dabei einen Verkaufstisch um. Die betrunkenen „Halbschädel" wurden aber bald von der Polizei zur Ruhe gebracht.

13. November: Der 21 jährige Leutnant Hönisch und 2 Gefreite aus Neisse sind gestern abend im Auto hier eingetroffen, um einen „Soldaten- und Arbeiterrat" hier zu bilden. Die Vertreter der staatlichen und kommunalen Behörden wurden zu einer Versammlung auf heute vormittag 9 Uhr in das Rathaus eingeladen. Ein Gefreiter leitete diese Versammlung. Auf seine Fragen an die einzelnen Vertreter erklärten diese, daß sie bereit seien, sich der neuen Berliner Volksregierung zu unterstellen und ihre Aemter weiter zu verwalten. Darauf wurde eine öffentliche Volksversammlung auf nachmittags 3 Uhr im Saal zum „Deutschen Kaiser" angesagt. Ein rotes Plakat an den Anschlagstafeln forderte die „Bürger und Kameraden" zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in der Stadt auf, unterzeichnet von 3 Soldaten des Bezirkskommandos als „stellvertretender Soldatenrat". In der sehr stark besuchten Versammlung um 3 Uhr im „Kaiser" verlas Leutnant Hönisch 2 Verordnungen der Berliner Volksregierung und des Breslauer Generalkommandos betr. die erforderliche Bildung von Soldaten- und Arbeiterräten in jeder Stadt, die gemeinsam mit den Behörden bis zur Nationalversammlung für Ruhe und Ordnung und für den Schutz der Person und des Eigentums sorgen sollen. Die Versammlung wählte hierauf in einen „S.- und A.-R." 18 Bürger der Stadt, darunter 5 Soldaten. Vorsitzender: Gerichtssekretär Teuber. Der ernsten Stimmung wich eine große Heiterkeit, als bei dem Wunsche des Lt. Hönisch, nun auch einige Frauen in den Rat zu wählen, ein Mann dazwischen rief: „Um Gottes Willen nicht!" — Abends revoltierten 100 Russengefangene in der Zuckerfabrik und verlangten Entlassung. 6 Soldaten vom Bezirkskommando mit geladenen Gewehren schafften alsbald wieder Ruhe in der Fabrik.

2. Januar 1919: Begrüßungsfeier für die heimgekehrten Krieger der Stadt in 2 Sälen. Ansprachen, festliche Bewirtung, Konzert und Tanz (!) 620 Krieger mit ihren Familien nahmen teil. Die Stadt spendete hierzu 1 300 Mark, die Bürgerschaft durch freiwillige Spenden noch 1 800 Mark.

19. Januar: Bei der heutigen Wahl zur Nationalversammlung erhielten von 4 668 Wahlberechtigten der Stadt: Zentrum 2 103, Sozialdemokraten 1 208, Demokraten 407, Deutschnationale 375 Stimmen. 11 Stimmen ungültig. 574 wählten nicht.

11. Mai: Große Protestversammlung auf dem Ringe gegen einen vernichtenden Gewaltfrieden.

23. Juni: Die deutsche Nationalversammlung sah sich genötigt, den schmachvollen Friedensvertrag heut anzunehmen.

Die Landwirtschaft im Kreise Münsterberg.

Die Bewirtschaftung der ausgedehnten Güter des Klosters Heinrichau übte bis zur Säkularisation im Jahre 1810 auf die Landwirtschaft des Münsterberger Landes einen weitgehenden fördernden Einfluß aus. Die im Jahre 1807 erfolgte Aufhebung der Gutsuntertänigkeit gab dann den Anstoß für einen schnellen, nie geahnten Aufstieg in der Landwirtschaft.

Gegen die Jahrhundertwende war, hervorgerufen durch ungünstige wirtschaftspolitische Verhältnisse, ebenso wie im ganzen deutschen Reich, auch in unserer heimischen Landwirtschaft ein schwerer Rückschlag zu verzeichnen, dem mancher landwirtschaftliche Besitz zum Opfer fiel. Nach einigen Jahren aber trat wieder, namentlich durch eine gesunde Zollpolitik, ein Umschwung zum Guten ein. Die Schäden der vergangenen Jahre wurden nach und nach nicht nur behoben, sondern unsere Landwirtschaft blühte immer mehr auf und konnte durch Intensivierung nicht nur große Roherträge, sondern auch Reinerträge erzielen, die zu einem allgemeinen Wohlstand führten. Der Wohlstand der Landbevölkerung war auf das Gedeihen ihrer Kreisstadt nicht ohne Einfluß geblieben und so breitete sich vor dem großen Weltkrieg um das Quellgebiet der Ohle ein blühendes Land aus, in dem jedermann leben und es bei Fleiß und Ehrlichkeit zu einem gewissen Wohlstand bringen konnte.

Wie allen anderen Berufen, so schlug der lange Weltkrieg mit seinen Auswirkungen — Zwangswirtschaft, Mangel an Arbeitskräften und Bespannung, Fehlen von Kohlen und künstlichem Dünger, Verlotterung des toten Inventars und der Gebäude, mangelhafte Bestellung usw. — unserer Landwirtschaft schwere Wunden. Als der Landmann nach Beendigung des Krieges wieder heimkehrte, ging er bald mit allen seinen Kräften daran, die entstandenen Schäden wieder gut zu machen. Mit Anspannung aller Kräfte, zum Teil mit Hilfe der Inflation gelang es ihm, nach und nach die erkrankten Betriebe wieder zu heben und die Roherträge so zu steigern, daß sie heute wohl größtenteils den Vorkriegsertrag erreichen, ihn in manchen Beziehungen sogar übersteigen. Leider hielten die Reinerträge nach Einführung der Festmark nicht den gleichen Schritt mit den Roherträgen, und heute gibt es wohl kaum noch eine einzige Wirtschaft im ganzen Kreise, die mit einem nennenswerten Gewinn arbeitet; eine Erscheinung, die übrigens in ganz Deutschland festzustellen ist. Ein Grund hierfür ist, daß Ende 1924, bei der Stabilisierung unserer Währung, wohl sämtliche Wirtschaften, die zwar einigermaßen instandgesetzt und in der Inflationszeit zum Teil entschuldet waren, ohne nennenswerte Betriebsmittel dastanden.

Um aber die noch nicht völlig gesunden Betriebe weiter aufzubauen und die Roherträge im größten Interesse der Volkswirtschaft zu steigern, mußten die Aufwendungen für Fortführung und Intensivierung der Betriebe aus Krediten mit viel zu großer Zinsbelastung beglichen werden. Zunächst schien dies noch nicht so schlimm, da ja eine verhältnismäßig gering belastete Substanz da war. Man intensivierte also weiter und — borgte weiter in der Hoffnung, daß sich die Ausgaben rentieren würden. Dies war ein großer, wenn auch verzeihlicher Irrtum, denn die Einnahmen entwickelten sich in immer ungünstigerem Verhältnis, und der Erfolg war eine wachsende Verschuldung von Grund und Boden. Die Ursache hierfür liegt aber nicht allein in der für die Landwirtschaft ungünstigen Preisschere zwischen Produkten und Produktionsmitteln, sondern auch in den überspannten Steuern und sozialen Lasten, sowie den immer ungünstiger werdenden Arbeiterverhältnissen. Auf die Gründe dafür näher einzugehen, ist hier nicht angebracht.

Erwähnt sei aber, daß, wenn die Verschuldung des kleinsten Besitzes noch nicht den Grad erreicht hat wie beim Mittel- und Großbesitz, dieses darauf zurückzuführen ist, daß heute die Lebenshaltung einer Stellenbesitzer-Familie weit unter der eines städtischen Arbeitslosen liegt, lediglich darum, um die kleine Scholle zu erhalten.

So haben wir zur Zeit bei uns das traurige Bild, daß trotz intensivster, modernisierter und mechanisierter Wirtschaft und großer Roherträge die Landwirtschaft mit einer Unterbilanz arbeitet, die, wenn nicht bald ein Umschwung zum besseren eintritt, sie zum Uebergang zur extensiven Wirtschaft zwingen wird, um sich durch dieselbe wenigstens noch die nächste Zeit über Wasser halten zu können.

Diese Verluste der hiesigen Landwirtschaft wirken sich, da ja unser Kreis fast ein reiner Agrarkreis ist, auch ganz ungünstig auf alle Berufsstände, besonders Handel, Gewerbe und Handwerk in Kreis und Stadt Münsterberg aus. Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt. Stadt und Land sind miteinander auf Gedeih und Verderb verbunden, und so sehen beide recht trüben Zeiten entgegen. Wir haben wohl als Großindustrie die Deutschen Ton- und Steinzeugwerke, weiter einige kleinere, als Sägewerk Schildberg, Steinbrüche Tarchwitz und Hertwigswalde, sowie die Bürstenindustrie. Sonst haben wir noch die Zuckerfabrik, die Konservenfabrik von Seidel & Co., einige Brennereien und eine Anzahl Mühlen, die aber an dem landwirtschaftlichen Charakter des Kreises nichts ändern, da sie ja in engstem Zusammenhang mit der Landwirtschaft stehen und von ihr leben.

Der Kreis Münsterberg gehört zu den landwirtschaftlich besseren Kreisen der Provinz Nieder-Schlesien, wenn er auch nicht ganz so gut ist, wie es nach der Bonitierung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Anschein hat. Nach dieser stand zwar unser Kreis bei einem Durchschnitts-Grundsteuerreinertrag von 8,52 Mark pro Morgen Ackerfläche, der damals allerdings unter anderen Verhältnissen errechnet wurde, hinter Striegau, Jauer, Nimptsch und Liegnitz an 5. Stelle; tatsächlich würde er aber wohl die etwa 8.—10. Stelle einnehmen müssen, also ungefähr mit den Kreisen Frankenstein und Neumarkt auf gleicher Stufe stehen. Die hohe Bonitierung wirkt sich heute auf die landwirtschaftlichen Betriebe steuerlich ungünstig aus, da sie noch immer die Grundlage für eine Anzahl Steuerberechnungen abgibt.

Die Bodenqualität ist überwiegend als gut und mittel anzusprechen; allerdings gibt es auch hier Ausnahmen und einige recht schlechte Böden befinden sich bei Kunzendorf, Weigelsdorf, auf den Höhen bei Münsterberg und Eichau, sowie in dem weiter südlich gelegenen Teil des Kreises. Die besten Böden liegen um Tarchwitz und Heinrichau.

Die klimatischen Verhältnisse sind im allgemeinen günstig, allerdings machen sich infolge der Lage des Kreises in den Vorbergen der Sudeten recht erhebliche Unterschiede zwischen ihm und den weiter nördlich gelegenen Kreisen bemerkbar. So kann z. B. im Gegensatz zur Breslauer Gegend hier die Frühjahrsbestellung immer erst 10—14 Tage später beginnen, und der Winter stellt sich andererseits um dieselbe Zeit früher ein. Aber auch im Kreise selbst sind noch wesentliche Unterschiede zu verzeichnen. Die höher gelegenen Gegenden bei Algersdorf, Pleßguth, Dobrischau, Bärwalde, Liebenau, der Süden von Neualtmannsdorf und die Gegend weiter südlich bleiben gegen den Durchschnitt des Kreises bei der Feldbestellung um 10—14 Tage im Nachteil.

Die Niederschlagsverhältnisse sind gut. Es ist das Normalmaß im allgemeinen vorhanden und die Niederschläge treten rechtzeitig ein. Ausgesprochen dürre Jahre gibt es nicht.

Wenn auch einmal bei plötzlichen größeren Regengüssen kleine Ueberschwemmungen vorkommen, so gehören doch Wetterkatastrophen zu großen Seltenheiten. Auch Hagelschläge kommen im allgemeinen seltener vor, doch wird hiervon die Westseite unseres Kreises öfter betroffen, als die anderen Teile desselben.

In der Bevölkerungszahl weist das Land seit Jahren trotz starken Geburtenüberschusses, der im Kreise seit Beginn des Jahrhunderts jährlich etwa 2% der Einwohnerzahl beträgt, im ganzen Zeitraum nur die geringe Steigerung von 2½% auf. Dies ist eine Folge der Abwanderung, deren Grund wohl hauptsächlich jetzt in der mißlichen Lage der Landwirtschaft zu suchen ist. Auf diese aber wirkt sich dieser Umstand wieder so aus, daß infolge mangelnder Arbeitskräfte, die für den hiesigen bedeutenden Hackfruchtanbau eine so wichtige Rolle spielen, eine ganze Anzahl von Betrieben gezwungen wurden, Ackerflächen in Dauerweiden umzuwandeln und den Zuckerrübenbau einzuschränken.

Von den etwa 128 000 Morgen land- und forstwirtschaftlich genutzter Fläche sind etwa 103 000 Morgen Ackerland, 10 000 Morgen Wiesen und Weiden und 16 000 Morgen Wald.

Hiervon befanden sich nach der letzten Vorkriegsstatistik

1268 Betriebe bis 20 Mg. in den Händen des Stellen- und Zwergbesitzes mit zus. 9 776 Mg.
530 „ von 20—80 Mg. in den Händen des Kleinbesitzes mit zusammen 22 116 „
239 „ „ 80—400 „ „ „ „ „ Mittelbesitzes „ „ 32 904 „
und 35 „ über 400 „ „ „ „ „ Großbesitzes „ „ 65 000 „

Nach dem Kriege haben sich die Besitzverhältnisse zu Gunsten des Mittel- und Kleinbesitzes erheblich verschoben. Die Waldfläche hat sich in derselben Zeit verringert. Der Wald besteht größtenteils aus Nadelwald, wenn auch Laub- und Mischwald zu finden sind. Wiesen und Weiden kommen in ganz verschiedener Qualität vor und sind nicht immer für die eigenen Wirtschaftsbedürfnisse ausreichend.

Im Kreise werden sämtliche Ackerfrüchte gebaut. An Halmfrüchten vorwiegend Weizen und Gerste; eine geringe Menge Raps und Flachs, vereinzelt

auch Sämereien. Kartoffeln werden verhältnismäßig wenig angebaut, so daß in kartoffelarmen Jahren öfters eine Einfuhr notwendig ist, und die Brennereien ihre Betriebe nicht voll ausnutzen können. Die Seidel'sche Konservenfabrik in Münsterberg, die in der Hauptzeit mehrere hundert Arbeiter beschäftigt, und auf ihren Gütern selbst außer großen Spargelplantagen reichlich Gemüse baut, ist Abnehmer für weiteres hier feldmäßig gebautes Gemüse. Besonders ausgeprägt ist der Zuckerrübenanbau. Etwa $^{1}/_{10}$ der gesamten Ackerfläche wird mit Zuckerrüben bestellt. Dadurch ist im Laufe der Jahre der Boden in einer Weise kultiviert worden, die sich äußerst günstig auch auf alle anderen Fruchtfolgen auswirkt. Den größten Teil der hiesigen Zuckerrüben verarbeitet die Münsterberger Zuckerfabrik in Rohzucker, während die Rückstände in Form von grünen oder trocknen Schnitzeln und Melasse zum größten Teil an die Erzeuger zurückfließen. Aber auch ungeheure Mengen Scheideschlamm kommen als Düngung in den Boden zurück.

Leider aber zwingt nicht nur die für die Landwirtschaft so ungünstige Preisschere, sondern auch der Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften zur weiteren Einschränkung des Zuckerrübenanbaues, was sich auf das ganze übrige Wirtschaftsleben des Kreises ungünstig auswirkt. Selbstverständlich wurden auch in den letzten Jahrzehnten einige tausend Morgen Zuckerrübensamen angebaut, doch ist auch hier eine Verminderung eingetreten.

Mit dem starken Zuckerrübenbau hängt auch eine reiche Viehwirtschaft zusammen, denn zu den Rückständen der Rüben aus der Zuckerfabrik kommen noch die Rübenblätter und -Kappen als wertvolles Futter. Mastwirtschaft, Milchwirtschaft und Rindviehzucht wechseln ab. Bei kleinem und kleinstem Besitz wird die Kuh als Zugtier — Mädchen für alles — verwandt. Das Rindvieh ist überwiegend Niederungsvieh und zwar bei Groß- und Mittelbesitz vorherrschend schwarzbunt, bei Kleinbesitz rotbunt. Rindviehzuchtverein und Rindviehkontrollverein tragen zur Hebung der Zucht bei. Der weitaus größte Teil der gewonnenen Milch wird im Kreise verbraucht oder durch hiesige Molkereien verarbeitet, und nur ein ganz geringer Teil geht als Rohmilch an auswärtige Molkereien. Der während der Kriegszeit stark zurückgegangene Rindviehbestand hat heute schon wieder die Höhe der Vorkriegszeit mit über 20 000 Stück überschritten. Dasselbe können wir in verstärktem Maße auch bei der Ziegenhaltung (über 2 000 Stück) feststellen, die allerdings jetzt wieder als eine Folge der Rindviehvermehrung im Abnehmen begriffen ist.

Schafzucht und -Mast gingen vor dem Kriege als Folge der geringen Wollpreise und der Weiterausbreitung des Zuckerrübenanbaues langsam aber stetig zurück. Der Tiefstand war im Jahre 1914 mit etwa 3500 Schafen erreicht. Diese Zahl ist bis jetzt mit geringen Schwankungen etwa dieselbe geblieben. Unter anderen ist wohl die bedeutendste die Altheinrichauer Merino-Fleisch-Stammschäferei und die Schönjohnsdorfer schwarzköpfige Hampshire-Stammherde.

Der Schweinebestand stieg in den letzten Jahren der Vorkriegszeit fast sprungweise auf über 16 000 Stück. Während des Krieges trat ein gewaltiger Rückschlag ein, doch ist dieser jetzt bereits behoben, und die Anzahl der Schweine ist sogar um 25% gestiegen. Vorherrschend sind das Landschwein und das weiße Edelschwein. Eine besondere Ausnahme bildet die Hoch-Zucht des

schwarzen Cornwallesschweines in Reindörfel, die heute ihrer Art nach an erster Stelle in Deutschland steht.

Die Haltung von Kaninchen, Hühnern und Tauben hat einen erfreulichen Aufstieg genommen. Rührige Vereine sorgen für fachmännische Beratung zur Förderung dieses Erwerbszweiges. Auch hierin sind die Vorkriegszahlen weit überholt.

Selbst die Bienenzüchter sind emsig an der Arbeit. Die sachgemäße Pflege und Behandlung der Bienenstöcke und ihrer Völker hat Vermehrung und Verbesserung der Imkerei gebracht.

Aufzucht und Pflege all dieser kleinen und kleinsten Tiere bringen, wenn mit Fleiß und Ordnung betrieben, immerhin eine beträchtliche Einnahme, sodaß es ganz besonders auch dem kleinen Manne möglich ist, sich mit verhältnismäßig wenig Unkosten einen Verdienst zu verschaffen.

Von einer wesentlichen Pferdezucht kann man in unserem Kreise nicht sprechen. Er ist Einfuhrgebiet. Dies hängt mit den schweren Arbeiten, die von der Anspannung in den Rübenwirtschaften verlangt werden, zusammen, und dies läßt sich meist nicht mit der Zucht vereinigen. Vorherrschend ist der Kaltblüter, wenngleich auch in geringem Maße Warmblut vorhanden ist. Auf dem zur Herrschaft Heinrichau gehörigen Rittergut Oberkunzendorf besteht sogar ein Warmblutgestüt, in dem vorwiegend das bekannte Altstedter Pferd gezüchtet wird. Nachdem auch die auf diesem Gebiete in der Vorkriegszeit bestehende Steigerung durch den Weltkrieg unterbrochen wurde, setzte sich diese nach dem Kriege wieder in gerader Linie fort, sodaß zur Zeit der Vorkriegsbestand von 3404 Pferden um etwa 500 Pferde überholt ist. Allerdings macht sich jetzt wieder ein kleiner Rückgang bemerkbar. Kutsch- und Reitpferde hat das Auto so ziemlich verdrängt. Die Zahl der Arbeitspferde jedoch ist trotz Lastauto, Trecker, Dampf- und Motorpflug und sonstiger Mechanisierung der Wirtschaften in der Nachkriegszeit nicht zurückgegangen; der Zugochse aber ist das Opfer dieser Entwickelung geworden. Die weiter fortschreitende Mechanisierung wird die Landwirtschaft außerdem zur weiteren Einschränkung in der Pferdehaltung zwingen. Ein Kaltblut- und ein Warmblut-Pferdezuchtverein bemühen sich dankenswerter Weise um die Hebung unserer heimischen Pferdezucht.

Auf den Straßen und in den Gärten des Münsterberger Kreises sieht man weit über eine viertel Million Obstbäume stehen.[1])

Vor der Kriegszeit hatten unsere Wälder und Felder einen reichen Wildbestand. Jetzt bietet sich uns jagdlich ein ganz trauriges Bild dar. Hier sind es nicht allein die Nachwehen des Krieges, sondern auch noch andere, bis jetzt nicht genau festgestellte Umstände, die zur fast völligen Vernichtung unseres einst so reichen Wildbestandes führten — trotz aller Hege und Pflege. Der Rehstand ist stark vermindert. Lediglich der Fasan hat sich noch einigermaßen gehalten.

Landwirtschaftskammer und Kreiskommission bemühen sich eifrig um die Hebung der Landwirtschaft. Ein Kreisverein mit 13 Lokalvereinen sorgt durch Vorträge und Besichtigungsfahrten für die Weiterbildung des Landwirts. Eine landwirtschaftliche Schule fehlt noch — doch liegt ja Frankenstein nicht so weit — und wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse wieder besser werden sollten, so wird wohl der Einrichtung einer landwirtschaftlichen Schule in

---

[1]) Ein besonderer Artikel gibt näheren Aufschluß über den Obstbau im Kreise.

Münsterberg nichts mehr entgegenstehen. Eine ganze Anzahl ländlicher Fortbildungsschulen gibt der männlichen Jugend Gelegenheit zur Weiterbildung, und in absehbarer Zeit dürfte diese Einrichtung auch für die weibliche ländliche Jugend getroffen werden. In Heinrichau selbst werden für die Landarbeiterjugend Kurse abgehalten, in denen die Jugendlichen, außer mit betriebswirtschaftlichen Fragen, besonders mit der Behandlung der landwirtschaftlichen Geräte und Maschinen vertraut gemacht werden, wodurch man einen gehobenen Landarbeiterstand heranzubilden versucht. Sportplätze dienen vielerorts zur körperlichen Ertüchtigung der ländlichen Jugend. Ein großer Teil der Landwirte hat sich in Waren- und Kreditgenossenschaften zur besseren Ein- und Verkaufsmöglichkeit zusammengeschlossen. Die bedeutendste unter diesen ist die Landwirtschaftliche Bezugs- und Absatzgenossenschaft in Münsterberg. Leider blüht das Genossenschaftswesen nicht so, wie es seiner Bedeutung entsprechend sein müßte. Es wird aber hoffentlich noch aus den Kinderkrankheiten herauskommen und dann die weitere Entwickelung der Landwirtschaft unseres Kreises günstig beeinflussen. In letzter Zeit sind noch eine Viehverwertungs- und Eierverwertungsgenossenschaft gegründet worden.

Mit nur ganz wenigen Ausnahmen ist die Elektrisierung unseres Kreises, meist auf genossenschaftlichem Wege, in der Nachkriegszeit durchgeführt worden. Leider sind die Preise für den Bezug des elektrischen Stromes für landwirtschaftliche Verhältnisse noch reichlich hoch. Der Kreis gehört dem Kreiskommunalwerk Oppeln an. Erwünscht wäre sein Anschluß, besonders nach der Trennung in Nieder- und Oberschlesien, an das Elektrizitätswerk Schlesien, das auch zu günstigeren Bedingungen Strom liefert. Trotz aller Bemühungen sind jedoch die Aussichten hierfür gering.

Im Zeitalter der Organisation lebend, hat sich selbstverständlich auch die Landwirtschaft in der Nachkriegszeit organisiert. Die ländlichen Arbeitnehmer sind zum kleineren Teil im freigewerkschaftlichen „Deutschen Landarbeiterverband", zum weitaus überwiegenden Teil aber im christlichen „Reichsverband ländlicher Arbeitnehmer" vereinigt. Die Arbeitgeber gehören dem Land- und Forstwirtschaftlichen Arbeitgeberverband an.

Um ihre wirtschaftspolitischen Belange besser durchzusetzen, haben sich hier, wie anderwärts, die Besitzer leider in 2 Verbänden organisiert. Ein ganz kleiner Teil im Schlesischen Bauernbund, die große Masse im Landbund.

Großen Einfluß auf die landwirtschaftlichen Fortschritte, und somit auch auf einen gewissen Wohlstand, hat die Tätigkeit des bekannten Saatgutzüchters, Herrn Landesökonomierat Otto Cimbal-Frömsdorf gehabt.

Aber auch die Herrschaft Heinrichau hat sich mit ihrem großen Besitz um die heimische Landwirtschaft seit Jahrzehnten hoch verdient gemacht. Hier wurden und werden in großzügigster Weise Versuche auf fachmännischer und wissenschaftlicher Basis durchgeführt, es wird mit den modernsten Mitteln gewirtschaftet, sei es ackerbaulich, forstwirtschaftlich, züchterisch oder auch maschinentechnisch. Groß angelegte Versuche lassen sich naturgemäß eben nur auf einem großen Besitz durchführen und hier werden eben die Versuche, wenn sie zu Erfolg geführt haben, auch den übrigen Kreisen zugängig gemacht, damit auch sie davon Nutzen ziehen können.


Altes-schönes-Hoftor in Schildberg

Alte Kulturpflanzen.

Agnes Pelte.

I. Krapp und Karde.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Voreltern waren auf größtmögliche Selbsterzeugung aller Gebrauchsgegenstände eingestellt. Man baute nicht nur Flachs an und hielt eine große Schafherde, sondern verarbeitete im Hause Flachs und Rohwolle bis zum Leinen- und Wollgewebe. Färben, Bleichen, Rauhen waren wichtige Arbeiten bei Herstellung der Gewebe.

Den roten Farbstoff lieferte eine Pflanze, die früher auch in unserem Kreise angebaut wurde: Der Krapp oder die Färberröte (Rubia tinctorum). Die Pflanze gehört in die Familie der Rötegewächse (Rubiaceen). Aus ihren grob zermahlenen Wurzeln gewann man einen roten Farbstoff (Garantium), der sich besonders zum Färben von Wolle eignete. Deutschland deckte früher den größten Teil seines Bedarfes an rotem Farbstoff durch seinen Krappbau. Es ist bekannt, daß Pestalozzi sich um Verbreitung des Krappbaus bemühte, um dem damals noch in recht kümmerlichen Verhältnissen lebenden Bauernstand durch einen neuen, lohnenden Erwerbszweig zu helfen.

Zum Aufrauhen der Wollgewebe benutzte man die Rauhkarde (Dipsacus fullonum), im Volksmunde Weberdistel genannt, deren Blütenköpfe harte, stachlige Spreublätter aufweisen. Ihre Verwandte ist die auch in Schlesien vorkommende Kardendistel (Dipsacus silvestris).

Die Rauhkarde, eine zweijährige Pflanze, wurde auf den Stoppelacker gepflanzt. Im kommenden Jahre brachte sie nach Ausbrechen der Mittel- oder Stengelkarde an jedem der zahlreichen Nebentriebe einen Blütenkopf. Nach der Blüte wurden die Karden mit einer Stiellänge von zwei Zoll geschnitten, in luftigen Scheunen getrocknet und nach Gewicht oder Zahl an Webereien verkauft. Etwa 1000 Stück kosteten 155 Silbergroschen. Der Ertrag eines Morgens wurde mit 70 000 Stück berechnet. Mithin ein Ertrag von 70×15 Sgr. = 1050 Sgr. oder 43 Taler 18 Sgr. (schlesisch). Außerdem

wurden die trockenen Kardenstengel als Brennmaterial noch mit 18 Talern im Werte angesetzt. Immerhin muß der Kardenbau lohnend gewesen sein.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gab man sich große Mühe, den Krapp- und Kardenbau im Münsterberger Kreise einzuführen. Das Landratsamt gab an Krappanbauer Krappsamen für 10 Silbergroschen je Pfund ab. Die Handelskammer ernannte 1854 den Kantor Pohl aus Kanth zum „Instrukteur des Krapp- und Kardenbaues". In einem Flugblatt stellte dieser alles Wissenswerte über den Krapp- und Kardenbau zusammen und machte es jedermann zugänglich. Im Jahre 1860 ließ er Kardensamen aus der Normandie kommen und gab sie für 5 Sgr. 6 Pfennig je Pfund ab.

Obgleich der Boden unseres Kreises sich ganz besonders zum Kardenbau eignet, wurde die Karde nie zur bodenständigen Kulturpflanze. Die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts brachten den ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung: Die Maschine wurde der Ausdruck unseres Zeitalters. Sie besorgt das Rauhen der Stoffe, und der Anbau der Karde ist hinfällig geworden. Seitdem tropische Farbstoffe eingeführt und der Mensch gelernt hat, aus der dunklen Masse des Steinkohlenteers die herrlichsten Farbstoffe herzustellen, hat sich auch der Krappbau erübrigt.

II. Flachs.

„Im Münsterberger Kreise wird viel Garn gesponnen und ein ziemlicher Verkauf nach dem Gebirge betrieben. Fünfzig Garnsammler kaufen die Garne auf und verkaufen sie ins Gebirge." So schreibt Zimmermann in seinen „Beiträgen zur Beschreibung Schlesiens" im Jahre 1785. Daraus geht hervor, daß in unserem Kreise der Flachsbau in vergangenen Zeiten viel verbreiteter war als heute. Der Bauer baute vielfach soviel Flachs an, daß er einen Teil des Gesindelohnes in Leinen bezahlte und neben dem Selbstverbrauch auch noch eine Menge Garn verkaufen konnte.

Die Bearbeitung des Flachses begann heute wie damals mit dem „Flachsraufen". Waren die „Knuten" trocken, wurde er in die Scheune gefahren, wo er „geriffelt" wurde. Man zog den Flachs durch die langzinkigen Riffeleisen, die die dicken Samenkapseln abrissen. Der geriffelte Flachs kam zur „Tauröste" aufs Feld oder zur „Wasserröste" auf die feuchte Wiese. Heute wird der Flachs nach der Röste an die Spinnereien verkauft, wo er durch Maschinen weiter bearbeitet wird.

Früher lag die weitere Behandlung des Flachses in den Händen der Hausfrau und ihrer Mägde. Hatten Sonne und Regen die holzigen Bestandteile des Stengels mürbe gemacht, so wurde der Flachs „gedörrt" und „gebrochen". Jede Gemeinde besaß ihr „Dörr- oder Brechhaus". Hier wurde der Flachs bei Backofenhitze gedörrt und bald darauf auf der Breche gebrochen, d. h. die Stengel so geknickt, daß sich die Flachsfasern lösten. Auf der Hechel wurde der Flachs „gehechelt". Die Hechel war ein Gestell mit breiter Platte, aus der viele Zinken hervorragten. Der Abfall dabei hieß Werg. Er wurde zu „wirkener" Leinwand verarbeitet; die feine Leinwand hieß die „flächserne".

Die Flachsfaser wurde nun auf dem Spinnrad zu Garn versponnen. Das Garn wurde, wie vorher erwähnt, teils an Garnhändler verkauft, teils im Hause zu Leinwand gewoben.

Die Gutsherrschaften ließen sich von ihren Untertanen ihr Gespinst herstellen. So heißt es z. B. im Münchhöfer Urbarium: „Dreschgärtner spinnen

manche 6, manche 4 Stück sowohl flächsernes als auch werkenes Garn teils umsonst, teils fürs Geld. Dann gibt es 2 Sgr. pro Stück." (Das Stück war eine Garneinheit von 4 Strähnel, von denen jedes wieder drei Zaspel umfaßte. Jede Zaspel enthielt 20 Gebinde zu je 20 Fäden, von denen jeder Faden 4 Ellen lang war.)

Das Spinnen für die Herrschaft gehörte zu den Robotpflichten der Untertanen und wurde nur gegen Zahlung des Spinngeldes erlassen. An den langen Winterabenden kam man zum Spinnen zusammen. Das junge Volk trieb bei den „Rockengängen" allerlei Kurzweil. Vielfach artete das aus. Man erblickte darin eine Gefährdung von Zucht und Ordnung und eine „Hohe Obrigkeit" erließ verschiedene Verbote.

„Wir verbieten alle Rockengänge, weil dabei größtenteils unzüchtige Reden getrieben und der Nächste geschandfleckt wird." (Weigelsdorfer Gerichtsartikel.) Was die Familie an Leinwand brauchte, wurde im Hause gesponnen und gewebt. Die neuanbrechende Zeit schuf auch hier Wandel. Die fabrikmäßige Weberei nahm gegenüber der Handweberei alle Vorteile für sich in Anspruch. Viele arme Leute verloren ihren Erwerb und gerieten in Not. Durch Einrichtung von Spinnschulen suchte man staatlicherseits der Handweberei aufzuhelfen. In Schlesien befand sich eine solche in Lähn. Sie war verbunden mit einem Seminar für Spinnlehrer und -lehrerinnen. Der Staat gewährte jedem Schüler in Lähn einen täglichen Zuschuß von $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ Sgr.

Das Münsterberger Landratsamt sandte 1851 zwei Mädchen nach Lähn und zwar Berta Raschdorf aus Schildberg und Josepha Winkelmann aus Polnisch-Neudorf. Der Rittergutsbesitzer Dittrich in Polnisch-Neudorf wollte daselbst eine Spinnschule einrichten. Die beiden Mädchen sollten seinen Leuten das Spinnen auf dem neuen Spinnrad und eine bessere Flachsbereitung zeigen, „da das Rockenspinnen zu schlechtes Gespinst liefere".

Der Staat unterhielt die Spinnstuben auf eigene Rechnung. Im Kostenanschlag für die Spinnstube in Polnisch-Neudorf ist zu lesen:

1.	Eine Spinnstube für 20—30 Spinnerinnen, eine Wohnstube für die Spinnlehrerin, eine trockene Kammer zur Aufbewahrung und ein Raum zur Zubereitung nebst Holzremise Miete . . .	25 Rth.
2.	Beheizungsmaterial auf 6 Monate, 6 Klafter à 6 rm inkl. Fuhre und Hackerlohn	36 „
3.	Für die Spinnlehrerin 6 Schock Reisig	16 „
4.	Beleuchtungsmaterial 90 Pfund Rüböl	12 „
		89 Rth.

An Anschaffungen mußten gemacht werden: 30 Spinnräder, 5 Haspeln, 3 Hecheln, 5 Rippleder und 5 Rippmesser, 4 Paar Machkratzen, 4 Spinnkratzen, 8 Lampen, ein Schrank zur Aufbewahrung.

Von den beiden Mädchen blieb nur Josepha Winkelmann im Kreise. Sie half hie und da, zeigte eine bessere Flachsbereitung, brachte die Spinnräder in Ordnung. Aber alle aufgewandte Mühe war vergeblich. Die neue Zeit bot mit leuchtenden bunten Farben die billigeren Erzeugnisse der Baumwollwebereien an. Mit Geringschätzung sah man auf das grobe Handgespinst. Die Webstühle verfielen, wanderten ins Gerümpel und schufen so Platz in den engen Hütten: Platz für die neue Zeit.

III. Seidenbau.

Der Seidenbau ist eng verknüpft mit dem Anbau des Maulbeerbaumes, da die Seidenraupe sich ausschließlich von den Blättern dieses Baumes nährt. Friedrich der Große wollte in seinem Lande die Seidenzucht einführen. Verschiedene seiner Bestimmungen machten Klöstern und anderen Anstalten den Seidenbau zur Pflicht.

„Am 30. Oktober 1828 berichtet die Tochter des Oberförsters Hasenbach in Heinrichau an die Polizeibehörde, daß sie noch Seidenbau treibe und daß in Heinrichau sich noch eine bedeutende Maulbeerplantage befinde, die, als das Kloster noch bestand, den damaligen gesetzlichen Bestimmungen zufolge angelegt werden mußte." Der Verein zur Förderung des Seidenbaues in Berlin sandte zur Aufmunterung eine Prämie nach Heinrichau. Im kommenden Jahr beschäftigte sich auch die Frau des Wirtschaftsinspektors Schröter in Heinrichau mit Seidenbau.

Die Regierung machte alle Anstrengungen, den Seidenbau zu verbreiten. Durch Verfügung vom 29. November 1833 wird empfohlen: „Schullehrer, die sich für den Betrieb des Seidenbaues besonders interessieren, in den Stand zu setzen, Maulbeerbäume anzupflanzen und ihnen, wo es möglich, in der Nähe des Schulhauses 1½ bis 2 Morgen Gemeindelandes umsonst oder gegen angemessene Pacht zu überlassen."

Im Jahre 1847 waren nach einem Bericht aus Heinrichau dort weder Maulbeerbäume noch -sträucher vorhanden. „Die morschen Bäume sind umgehauen, die jungen nach Kamenz verkauft worden."

Dagegen wurde an anderen Orten des Kreises der Seidenbau neu eingeführt. Die Standesherrschaft Münsterberg-Schlause-Eichau verteilte 16 Lot Maulbeersamen zur Saat an Lehrer und Förster. Sie besaß sowohl in Eichau als auch in Olbersdorf Maulbeerpflanzungen. Der Lehrer Pietsch in Olbersdorf besaß „16 zwei- und mehrjährige Pflanzen. 4 Hochstämme, eine Heckenanlage von 50 Fuß. Er erntete 5 Metzen Kokons". Im Jahre 1857 beträgt der Gesamtertrag des Kreises Münsterberg 8 Metzen Kokons. Außer oben Genannten beschäftigten sich noch mit Seidenbau der Landrat Schwenzner-Münsterberg und der Apotheker Röhl in Tepliwoda.

Der verheißungsvolle Anstieg im Seidenbau nahm bald ein jähes Ende. Nach dem Tode des Grafen Schlabrendorf gingen die Maulbeerpflanzungen in Olbersdorf, Bärdorf, Schlause ein und somit auch die Zucht der Seidenraupe. Lehrer Pietsch in Olbersdorf war gestorben. In Eichau beschäftigte sich noch weiter damit der Lehrer Kulich, in Tepliwoda Freigutsbesitzer Gröger, in Hertwigswalde die Tischler Weise und Strauch.

Am 6. Juni 1864 bietet das Landratsamt noch einmal unentgeltlich Maulbeerpflanzen an. Trotzdem war der Seidenbau dem Untergang geweiht. Lange Zeit war er ganz erloschen.

Im Sommer 1925 machte die Stadt Münsterberg einen Versuch mit Seidenzucht. Sie war in einem Zimmer des alten Seminars untergebracht. Die Leitung hatte Mittelschullehrer Mayr. Die Nahrung für die Raupen wurde von den Maulbeersträuchern geholt, die unweit des Eisenbahndammes zwischen Münsterberg—Heinrichau bezw. Heinrichau—Rätsch liegen. Der erste Versuch war zufriedenstellend.

Im Sommer 1926 wurden etwa 15 000 Raupen gefüttert. Die Kokons wurden nach Leipzig verkauft. Auch der klingende Erfolg war nennenswert. In den letzten Jahren hatte Kreisobstgärtner Scheerer eine große Zahl Maulbeerbäumchen besorgt, die, auf Kreiskosten verbilligt, für 5 Pfg. je Stück abgegeben wurden, sodaß es jedem möglich war, ohne große Geldkosten solche zu erwerben.

Es ist zu wünschen, daß der Seidenbau sich wieder in unserem Kreise einbürgert. Da die leichte Arbeit auch alte und schwache Leute besorgen können, könnte der Seidenbau unsere neue Heimarbeit werden. Wenn jedes sonst wenig ertragreiche Ackerstück mit Maulbeerbäumchen bepflanzt würde, sie gedeihen überall, und jede sonst nicht verwendbare Arbeitskraft sich mit Seidenzucht beschäftigte, könnten wir deutsche Seide aus deutschen Rohstoffen hergestellt tragen, und unsere Einfuhrziffer würde um ein Beträchtliches sinken.

Otto Cimbal-Frömsdorf als Züchter und Forscher.

Dr. Oberstein.

Anläßlich des 75 jährigen Bestehens des Landwirtschaftlichen Vereins zu Breslau gedachte Geh. Reg.-Rat, Professor Dr. von Rümker Otto Cimbal-Frömsdorf als Züchter und Forscher: „Als Letztes und gewissermaßen als den Glanzpunkt schlesischer Leistungen auf dem Gebiete der Pflanzenproduktion möchte ich hier noch Cimbals gedenken, der von 1880 an seine Kreuzungszucht bei Kartoffeln und von 1886 an bei Weizen begann. Cimbals Verdienste auf dem Gebiet der Pflanzenzüchtung werden unvergessen bleiben. Seine Kartoffelsorten gehören zu den besten, was Deutschland hervorgebracht hat, und das Ziel, welches er mit seinen Weizenzuchten erstrebte, hochertragreiche Sorten mit geringeren Kulturansprüchen zu züchten, ist deshalb so hochverdienstvoll, weil es den einzigen Weg zeigt, auf dem wir in Deutschland allmählich über den jetzigen Umfang der Weizenanbaufläche hinauskommen können."

1. Zahlen aus neuster Zeit werden beweisen: Noch im Jahre 1929 wurden in Deutschland von Cimbals „Wohltmann"-Kartoffel von den Pflanzkartoffeln anerkennenden Körperschaften über 10 000 Morgen anerkannt und zwar von:

Cimbals	„Wohltmann",	Klein-Spiegeler Staudenauslese	1 283 ha,
„	„	Stieffs Staudenauslese	290 „
„	„	von Diests-Zeitlitzer Staudenauslese	284 „
„	„Wohltmann"	selbst	157 „
„	„	von Lochow's Staudenauslese	126 „
„	„	Görsdorfer Staudenauslese	96 „
„	„	Janikower Staudenauslese	90 „
„	„Wohltmann"	-Type, Trebitscher Ertragreichste	44 „
„	„	P.-S.-G.-Staudenauslese	43 „
„	„	„Nordost"-Staudenauslese	20 „
„	„	Collander, Guhrer, Leubeler, Greisitzer, Liebenziger, Rohrsdorfer, v. Werder'sche, Karlshulder, Nieder-Arnbacher usw. Staudenauslese	75 „
		insgesamt	2 508 ha.

Davon werden gemäß Fehlspruch vom 25. März 1927 zu Unrecht als sogenannte „Original"-, Klein-Spiegeler-, Zeitlitzer-, Janikower- und P.-S.-G.-Wohltmann 37% anerkannt, als Staudenauslesen weitere 59%, so daß das Cimbal'sche Wohltmanngeschäft mit echtem Original auf 4% zurückgeschraubt wurde.

Eine Ironie des Schicksals ist es, daß die heute noch weitaus führende rotschalige Stärkekartoffel „Wohltmann" dem Züchter zwar Weltruhm eingebracht, materiellen Lohn aber lange nicht in gebührendem Maße abgeworfen hat. Erst das Pflanzenzüchter-Schutzgesetz soll an den Nachfahren unseres schlesischen Züchters wiedergutmachen, was an Otto Cimbal und seiner getreuen Mitarbeiterin seit 1885, Fräulein Maria Cimbal († 1929) gefehlt worden ist.

2. Für die wissenschaftliche Forschung hat der Autodidakt Otto Cimbal vielfach Bahnbrechendes geleistet. Der Freibauernsohn mit der Dorfschulbildung, der nicht studieren durfte, der durch etwas Privatunterricht und unermüdliches Selbststudium, namentlich zur Militärzeit, sich zielbewußt weiterbildete, später 1 Jahr an der Berliner Tierarzneischule hospitierte, wurde durch seinen Fleiß und seine Begabung späterhin zum Lehrmeister der Fachwissenschaft! Sieben Jahre lang (1868 bis 1875) glaubte niemand an Otto Cimbal. Ein innerer Stern aber ließ ihn beharrlich fortschreiten. Da brachte ihm 1875 in der Kamenzer Ausstellung die Bronzene Medaille des damaligen landwirtschaftlichen Zentral-Vereins in Schlesien (Vorläufer der späteren Landwirtschaftskammer) erste Anerkennung als Futterrüben-Veredelungszüchter. Kopfschüttelnd hatte man des jungen Bauern Futterrüben-, Kartoffel- und Weizensorten-Versuche (ab 1868—1869) belächelt, wie später seine ökologischen Weizen-Anpassungsversuche (natürliche Abhärtungsauslese nach strengen Wintern 1885). Freundschaft mit seinem späteren Biographen, dem schlesischen Rübenvater, Oekonomierat A. F. Kiehl († am 12. Oktober 1926), mit den Kartoffelzüchtern Paulsen und Richter, stützten seine unbeugsame Erfolgszuversicht.

Schließlich erkannten das große Publikum und erfahrene Preisrichter seine durch 10jährige mühevolle Arbeit erzielten Erfolge auf der Obst- und Gartenbau-Ausstellung Breslau 1878 an. Er bekam die Bronzene Staatsmedaille für das größte (über 200 Sorten) und beste nach Gebrauchszweck, Reife, Abstammung usw. sorgfältig geordnete Kartoffelsortiment. Stammesgeschichte und die Lehre vom Wirtschaftswert der Kulturrassen wurzeln als heutige Wissenschaftszweige durchaus in Cimbalschem Geiste. Gelehrte haben das im Frömsdorfer Gästebuch neidlos bekannt:

„Ein so tüchtiger Praktiker ist der erfolgreichste Lehrmeister der Wissenschaft." (Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Holdefleiß, Breslau.) Aus seiner Kartoffelsorten-Prüfungsstation 1878 hat Cimbal später alle weichen, nicht genügend ertragreich befundenen Sorten ausgeschaltet, auch die tiefäugigen, im Ertrage abfallenden; andererseits wurden Neuheiten stets zugefügt. So arbeitete er 1880/1884 vergleichsweise immer mit 50—100 Kartoffelsorten, und in auch heute noch vorbildlicher Weise sind die Vegetations-Aufzeichnungen peinlich in allen Einzelheiten gebucht worden. (Einzeldaten über das Schneiden der Sorten, den Einfluß unterschiedlicher Knollengröße der Saat, das verschiedene Verhalten gegen Hagelschlag und Phytophterabfall usw.) Die 1895 im Gästebuch durch von Rümker dankend betonte

freimütige Darstellung und Vorführung alles dessen, was zu sehen und zu lernen war, kennzeichneten Otto Cimbals Vorträge und Veröffentlichungen:

18. 12. 1888: „Kräuselkrankheit und der Wert von „Anderssen", „Großer Kurfürst" und „Magnum bonum".

19. 1. 1892: „Mitteilungen aus dem Gebiete des Weizen- und Kartoffelbaues."

13. 2. 1893: „Ueber Getreide-Neuzüchtungen."

11. 2. 1896: „Mitteilung über den weiteren Fortgang der Neuzüchtungen landwirtschaftlicher Nutzpflanzen."

15. 12. 1896: „Ueber neue Beobachtungen des Abbaues unserer Getreidearten."

28. 1. 1902: „Die Erfahrungen mit der Durchwinterung verschiedener Weizensorten 1900 bis 1901."

15. 3. 1910: „Durchwinterungsresultate 1908—1909 und über Rostbefall bei Weizen. (Heft 2 der Arbeiten des Landwirtschaftlichen Vereins zu Breslau.)

Wer über die Geschichte der Kartoffel, der landwirtschaftlichen Pflanzenzüchtung, des Geschlechtslebens der Pflanzen, der Kartoffelkrankheiten, des Kleberproblems beim Weizen schreibt, dürfte an Cimbals Vorträgen nicht vorübergehen. Umfassend ist die Vielzahl behandelter Probleme, die vielfach „modern" erst zu sein scheinen: „Appell an Staatsregierung wegen unlauteren Wettbewerbes bei der Pflanzenzüchtung in oft widerwärtiger Form", „Aussaatmengenprobleme als Funktion der Zeit", „Oekologie der Vorfruchteinflüsse", „Umtaufungen durch Zusammenwerfung morphologisch Gleicher, die physiologisch verschieden waren", „Oekologie des Kleberreichtums" und als Grundlage spartanischer Jugenderziehung in Zuchtgarten und Prüfungsfeld, „Phylogenetische Bedeutung der Zwiebelkartoffel", „Verteidigung des diätischen Wertes der Kartoffel als Nahrungsmittel", „Prüfungszeitmaß für hervorzuhebende Neuzüchtungen", Vor- und Nachteile der Gülichschen Pflanzenmethode" usw.

Ein bedeutsamer Münsterberger Kreisvereinsvortrag vom 2. Februar 1892 wurde im „Kartoffelbau" IX, im Cimbalschen goldenen Züchterjubiläumsjahr von mir gewürdigt (20. Februar 1925), anschließend an meine Münsterberger Gedächtnisrede vom 5. Februar 1925 im Kreislandbund Münsterberg. Die damalige Zusammenarbeit von Hochschulvertretern mit der privaten landwirtschaftlichen Pflanzenzüchtung (Prof. Wohltmann brachte Cimbal z. B. aus Chikago Sämlinge mit) mag heut besonders vorbildlich erscheinen. Cimbals Anregungen zu Kartoffelsortenversuchen (möglichst einen in jedem Dorf!), seine Selbstkritik bis zur Selbstverleugnung, seine natürliche Hochachtung vor dem gärtnerischen Züchterkennen und -wissen sind heut so tagfälligen Interesses wie damals. Kiehls Cimbalbiographie deutet auf die Probleme der Tiefwurzlernatur des Hafers, der Bedeutung der F 2-Generation und andere den Forscher besonders bewegende Fragen ausdrücklich hin. Darf es da verwundern, wenn Wissenschaft und Praxis, Behördenvertreter wie Auslandsexperten nach Frömsdorf geradezu pilgerten? Im Gästebuch zollten seinem Genie prominente Professoren aus dem In- und Ausland Bewunderung (Wohltmann, Holdefleiß, von Rümker, von Eckenbrecher, Edler, Gerlach, Tschermak, Fruwirth, Bertsch, Berkner, Schander, Kießling, Opitz usw.), namhafte Züchter aus Deutschland und darüber hinaus „kamen, um zu lernen" (Bleeker, Kohlsaat, Heil, Rimpau, Ackermann, Beenhuigen, Heine usw.). Kammerpräsidenten (Graf Zedlitz, Prinz Schöneich-Carolath,

von Klitzing) wie Minister, Regierungs- und Oberpräsidenten (von Podbielski, von Heydebrand und der Lasa, und von Hatzfeldt) kehrten bei Otto Cimbal ein, um den einfachen Mann so großer äußerer Erfolge bei seiner Arbeit zu sehen: „Den vollen inneren Wert des Gutsherrn — schrieb Herr von Klitzing, Niederzauche, am 4. August 1909 —, dieses schönen Fleckes Erde lernt man so recht kennen, wenn man ihn auf der eigenen Scholle aufgesucht und die großen Erfolge seiner Arbeit an Ort und Stelle gesehen hat." Und im Ausspruch 1907 schrieb ein politischer Redakteur einer Tageszeitung wohl einen der schönsten Gedanken nieder: „Dreißig Jahre rastloser Tätigkeit im Dienste der deutschen Volkswirtschaft beginnen endlich die wohlverdiente Anerkennung zu finden — eine Genugtuung für unseren allverehrten Otto Cimbal, auf den das Dichterwort vortrefflich paßt: „Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten!"

Was sein großer Namensvetter Otto von Bismarck auf politischem Gebiete für Deutschland gewesen ist, das ist Otto Cimbal für die Landwirtschaft Ostdeutschlands — ein Führer und Bahnbrecher, dessen Beispiel und Lehre unvergänglich wirken werden.

Daß die vier Jahreszeiten des Anerkennungswesens sich im Cimbalschen Gästebuch widerspiegeln, ist kennzeichnend für die geistige Befruchtung, die auch dieser Zweig der Landeskultur dem Züchter von Gottes Gnaden dankt oder danken sollte. Die Saatgutkommission des Bundes der Landwirte, von der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft und Kammern abgelöst, fanden manches Wort des Dankes und „der Welt Lohn" blieb leider auch hier nicht aus.

Unzählige Landwirte bis von Uebersee und — aus der nächsten Nachbarschaft (!) pilgerten einzeln oder vereinsweise, oft vielmal wiederholt, nach Frömsdorf, wie kaum heute nach einem Versuchs- und Lehrgut öffentlichen Charakters. Eine deutsche Kartoffel-Kultur-Station aber weist heut eine Original-Cimbals „Wohltmann" zu Gunsten einer „Auch-Original"-Wohltmann (in Wirklichkeit Staudenauslese!) zurück. Hinter den Kulissen wird die Zahl der „Auch-Original"-Wohltmann noch über die 4 — Zahl hinaus vermehrt. Man vergleiche nur Flugblatt Nr. 95 der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft vom Mai 1928, wo Cimbals „Wohltmann", Görsdorfer Staudenauslese als solche richtig vermerkt ist, und die Zeitschrift der Gesellschaft zur Förderung deutscher Pflanzenzucht „Der Züchter" 1930, Heft 4, wonach auch diese Staudenauslese in Brandenburg mit 38 ha als Original (!) Görsdorfer Wohltmann anerkannt wird. Wahrlich, der Ruf Otto Cimbals nach Recht und Gerechtigkeit im Saatzuchtwesen ist tagfälliger denn je! Möchten diese Zeilen das Gewissen der Fachwissenschaft auffrischen helfen.

3. Für die Verbraucherschaft im weitesten Sinne sorgte Vater Cimbal als Qualitätszüchter und ist — leider nur zu spät heute — wieder modern geworden, da der Verbraucher die Stunde wieder regiert, die Absatzfrage als Lebensfrage der Landwirtschaft „neu entdeckt" ist. Schon Prof. Hillmann hat vor 20 Jahren in „Deutsche landwirtschaftliche Pflanzenzucht", Seite 541, für Cimbals Kartoffelzuchtmethode festgestellt, daß nach dem dritten Lebensjahre nicht nur Prüfung der Sämlinge auf Stärke und Haltbarkeit, sondern auch auf Koch- und Speiseeigenschaften eintrat. Alles, was sich nach irgend einer Richtung nicht als gut erwies, wurde von dem Weiteranbau ausgeschlossen. Wie weit könnte die Grundlage der Marken-Speise-

kartoffel schon gefestigt und breit ausgebaut sein, wenn die Wissenschaft der Sortenversuche immer auf Cimbals Bahnen gewandelt wäre, den Qualitätsgedanken nicht verlassen hätte zu Gunsten nur immer übertriebener einseitiger Massenertragsermittelungen und deren Abstufung!

Aus dem Nachlaß Otto Cimbals wurde erst kürzlich ein Büchlein von Viktor Dürfeld, nach den verläßlichsten Quellen 1882 zusammengestellt, bekannt. Nach seiner Lektüre erkannte man erst so recht, aus welchem Zeitgeist heraus der Cimbal'sche Geist geboren war, wie bei allen vor Cimbalschen Kartoffelzuchten der Koch- und Speiseeigenschaften als Funktion der Zeit äußerste Beachtung geschenkt wurde. Erst der neuste Bericht der Deutschen Kartoffel-Kultur-Station läßt eine Speisewert-Klassifikation wieder zu. Nur knapp 1/3 aller Sonder-Auserwählten kommen da in Klasse I. (Die nicht oder so gut wie nicht blau kochen.)

Die Frage, ob wir mit den heutigen krebsfesten Führersorten in Bezug auf Qualität weitergekommen sind, ist für die Frage der Rotschaligen mindestens glatt zu verneinen. Viel krasser ergäben sich Proben auf das Exempel, wenn die Deutsche Kartoffel-Kultur-Station noch zu Ausgang des Winters, im vorgeschrittenen Frühjahr, die dann doppelt wichtigen Qualitätsprüfungen endlich aufnehmen wollte. Man muß nämlich die neueren Kartoffel-Versuchssorten nur auch einmal in der Kellerlagerung vergleichend beobachten, dann kann man feststellen, daß unter den heutigen führenden Neuzüchtungen eine große Menge Sorten vorhanden sind, die wohl im Ertrage hoch stehen, aber für Kellerlagerung völlig ungeeignet sind. (Starkes Keimen und Faulen.) Man kann daraus wieder ersehen, wie schwer es ist, eine Schöpfung wie Cimbals „Wohltmann"-Kartoffel nachzumachen oder gar zu übertreffen und wie schwerwiegend die Verantwortung für die leidige Anerkennung von 5 „Auch-Original-"Wohltmann-Herkünften aber ist. Dabei ist P.-S.-G. „Sickingen" über die Elternsorte „Centifolia" mit Cimbals „Flora" verwandt, wie ähnlich auch die roten Sorten der Pommerschen Saatzucht-Gesellschaft „Franz", „Berlichingen", „Rosafolia". Arbeit und Entsagung ist das Leben des Pflanzenzüchters, wie Otto Cimbal es uns vorlebte, gewesen, seine Tätigkeit, wie er selbst in seinem Kampfblatt gegen unlauteren Wettbewerb es ausdrückte, eine Art Danaidenarbeit, bei welcher der pflanzliche Atavismus das Sieb darstellt, bei welcher nur ein winzig kleiner Bruchteil seiner Bienenarbeit als Erfolg resultierte, bei welcher an jedem gelungenen Züchtungsprodukte 6—8 Jahre und somit ein großes Stück seiner Lebenszeit hing.

Oft habe ich aus Praktikerkreisen das — unabhängig — aussprechen hören, was 1909 von einem Heinrichauer Verehrer Landesökonomierats Otto Cimbal in das Gästebuch geschrieben wurde: „Wenn er der deutschen Landwirtschaft kein anderes Kulturgewächs gegeben hätte als die drei Kartoffelsorten „Bismarck", „Wohltmann" und „Silesia", hätte er sich schon dadurch bei der Brennerei und Stärkefabrikation treibenden Landwirtschaft ein unvergeßliches Verdienst erworben, denn diese sich ungemein konstant vererbenden Sorten haben den betreffenden Betrieben enorme Summen gebracht."

Es ist offenbar nicht möglich, Cimbals Biographien anders als mit dem Herzen zu schreiben, daher sind die besten Anläufe dazu auch als Manuskript (A. F. Kiehl, Münsterberg) verblieben.

Das Heimatsbuch Münsterberg füllt in dieser rückschauenden Würdigung des Meisters somit fraglos eine Lücke aus. Noch heute steht Cimbals Geist und Werk richtunggebend und segenspendend über dem Alltagsgetriebe der Landwirtschafts-Wissenschaft und Praxis.

Literatur.

Dr. P. Hillmann, Berlin: „Die deutsche Landwirtschaftliche Pflanzenzucht". Arbeiten der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, 1910, Heft 168, Seite 540/4, Berlin SW. 11, Dessauerstraße 14.

„Otto Cimbal †" von Dr. Opitz in „Zeitschrift der Landwirtschaftskammer für die Provinz Schlesien" XVI, 1912, Heft 44, Seite 1391/4.

Sonderabdruck aus dem Kaiserwerk der Landwirtschaft: „Die deutsche Landwirtschaft unter Kaiser Wilhelm II." — Die Pflanzenzüchtung des Landesökonomierates Otto Cimbal (Seite 1/11), Karl Machold Verlagsbuchhandlung Halle a. S. (1913).

„Otto Cimbal und sein Lebenswerk", von Dr. Oberstein in „Pflanzenbau" 1924/25, Heft 13/14, Seite 209/10 und 225/29.

Bericht über die Jubiläumssitzung vom 17. März 1925, in „Arbeiten des Landwirtschaftlichen Vereins zu Breslau", 2. Heft, Breslau 1925, Seite 64.

Obstbau im Kreise Münsterberg einst und jetzt.

Konrad Finger.

Das Thema „Obstbau" wurde wohl zu keiner Zeit in unserer engeren und weiteren schlesischen Heimat so viel besprochen wie in diesen Jahren, seit der sibirische Winter 1928/29 unsere gutentwickelten Obstbaumbestände fast restlos vernichtete. Erschütternde Bilder bieten sich noch heute dem Auge, wenn man mit der Eisenbahn oder auf der Landstraße an Garten- und Alleebäumen vorbeifährt, die ihre kahlen, toten Aeste zum Himmel strecken. Nicht die Kälte allein hat die Obstbäume tödlich treffen können; erst das Zusammenspiel ungünstiger Sommer- und Herbstwitterung mit der Kälte brachte die uns so schmerzlichen Verluste. In einem außergewöhnlich heißen und trockenen Sommer, in dem in 3 Monaten nur an 4 Tagen Regen fiel, waren die Bäume nicht imstande, den Wasserbedarf der Blätter und Zweige zu decken. In einem Zustand der Erschöpfung ließen die Bäume den Fruchtansatz fallen, die Blätter vergilbten und fielen vorzeitig ab, d. h. die Bäume traten in einen verfrühten Ruhezustand ein. Der Herbst brachte nicht nur überreiche Niederschläge (200 mm), sondern zeichnete sich auch durch übermäßig große Wärme aus. In dieser Treibhausluft wurden die Bäume zu neuem Leben angeregt, die Wurzeln konnten wieder Wasser und Nährstoffe in die oberirdischen Teile liefern, und die Bäume entwickelten neue Blätter und Triebe. In diesem Zustand, der bis weit in den November anhielt, wurden die Bäume von den ersten scharfen Frösten getroffen; die Folgen mußten verheerend sein. Der $4^1/_2$ Monate anhaltende Frost von nie gekannter Heftigkeit, trockene scharfe Ostwinde und Glatteis an den Bäumen haben dafür gesorgt, daß der Saft auch in der letzten Zelle gefror. Die hohe Schneedecke schützte nur Wurzelhals und Wurzelkrone. Die deutschen Lande links der Elbe liefern den Beweis für die Richtigkeit dieser Angaben. Auch dort haben Kältegrade von 30—40 Grad geherrscht, und doch sind die Verluste an Obstbäumen auf die sehr wärmebedürftigen Arten (Pfirsich, Aprikose 2c.) beschränkt. Westdeutschland hatte einen ganz normalen Sommer und Herbst, die Bäume waren nicht mehr im Trieb und

schon auf Winterkälte eingerichtet, als die ersten Fröste kamen. Nun gibt es aber auch bei uns auf den Höhen, mitunter sogar im Tale, Bäume, die wenig gelitten haben. Auch hier ist die obige Erklärung einleuchtend, denn die Bäume in Höhenlagen hatten nicht Gelegenheit, im Herbst reichlich Wasser aufzunehmen, wurden auch von dem kühleren Wetter früher getroffen und konnten ihren Zellsaft eher zurückziehen. Die gesunden Bäume im Tale sind Frühsorten, die ihren Trieb im Herbst auch früher abschließen, also saftlos dastanden.

Die Vernichtung des heimischen Obstbaues ist bedauerlich. Durch den Verlust der Straßenpflanzungen ist eine Verödung des Landschaftsbildes eingetreten, die in vielen Jahren erst behoben sein wird. Wie schön waren die Spaziergänge unter den mächtigen Baumkronen nach Krelkau, Großnossen oder Heinrichau! Wenn wir jetzt auf kahlen Landstraßen dahinfahren, werden wir uns erst bewußt, was unser Landschaftsbild verlor. Auch vom gesundheitlichen Standpunkt ist der Verlust unseres Obstbaumbestandes bedauerlich. Die Kriegserfahrungen und die Vitaminforschung haben tausendfach bewiesen, daß die im Obst enthaltenen Stoffe für den menschlichen Körper wichtig und notwendig sind, daß das Obst nicht ein Genußmittel, sondern ein Nahrungsmittel ist. Diese Erkenntnis hat auch zu einer wesentlichen Steigerung des Obstverbrauchs geführt, die leider zu einer verstärkten Einfuhr ausländischen Obstes, besonders amerikanischer Aepfel, Anreiz gegeben hat. Für uns und ganz Schlesien ist es besonders tragisch, daß der Obstbau in einer Zeit steigenden Obstverbrauchs und wirtschaftlicher Not, in der jeder Tausendmarkschein für die schlesische Wirtschaft eine Rolle spielt, vernichtet wurde. Der steigenden Nachfrage nach Obst können wir nicht genügen, für jeden fehlenden Zentner schlesischen Obstes kommt nun ein Zentner ausländischer Erzeugnisse mehr herein. In immer steigendem Maße wandert unser Volksvermögen in die Taschen der Feindbundstaaten. Wir waren gewöhnt, für wenig Geld eine reichliche Menge zu erhalten. Nun sollen wir uns entschließen, für auswärtiges Obst das Mehrfache zu zahlen.

Noch anschaulicher wird der Schaden an unserem Obstbau, wenn man den Ausfall an Ernten und ihren Geldwerten berechnet.

Die am meisten betroffenen Obstarten sind Pfirsiche, Aprikosen, Edelpflaumen und Walnußbäume, dann folgen Kirschen und Birnen. Wenn auch die Zählungen der noch lebenden Bäume bei diesen Arten einen Restbestand von 10 bis 20% ergeben, so muß man sich dabei doch klar werden, daß auch diese Restbestände nur noch einige Jahre ihr Leben fristen können, weil sie meist tiefgehende Wunden erlitten haben, die sie nicht mehr verheilen können. An nächster Stelle stehen die Zwetschen mit 60 bis 80% Verlust, zuletzt die Aepfel mit 50 bis 70% Ausfall, je nach der Widerstandsfähigkeit der Sorte. Weil Apfelbäume weniger verbreitet sind und die Zahl der Kirschbäume den Ausschlag gab, ist es keine Uebertreibung, von einer fast restlosen Vernichtung zu sprechen. Welche Erntemengen von den Gartenbesitzern in Stadt und Land alljährlich gewonnen worden sind, läßt sich nur schätzungsweise angeben, weil nirgends besondere Aufzeichnungen darüber gemacht worden sind. Von den im Kreise Münsterberg bei der letzten Zählung vorhanden gewesenen 270 000 Obstbäumen bestand erfahrungsgemäß mindestens die Hälfte aus Kirschbäumen. Bei einem jährlichen Durchschnittsertrag von 50 Pfund je Baum und einem Durchschnittsgroßhandelspreis von 20 RM. für 50 kg dürfte die jährliche

Kirschenernte allein 67 500 Zentner im Werte von 135 000 RM. betragen haben. Zu dieser Summe ist der Erlös für die Ernte in anderen Obstsorten, der bei einem Durchschnittsertrag des Einzelbaumes von 35 Pfund und einem Zentnerpreis von 15 RM. für 47 250 Zentner 70 800 RM. betragen haben kann, hinzuzurechnen. Es muß also in den Nachkriegsjahren jährlich durchschnittlich für 200 000 RM. Obst von Garten- und Alleebesitzern erzeugt worden sein. Der Ersatz der schätzungsweise im Kreise erfrorenen 200 000 Obstbäume wird fast 1,25 Millionen RM. kosten. Die vom Staat gegebene Beihilfe zur Förderung der Neupflanzung betrug etwa 500 RM. und wurde an 4 Gartenbesitzer mit zusammen 500 neuen Obstbäumen gegeben. Viele Anträge konnten nicht berücksichtigt werden, weil die Mittel zu gering waren.

Der größte Besitzer von Obstpflanzungen ist der Kreis, die öffentlich-rechtliche Körperschaft selbst. Durch die Bepflanzung der Kreisstraßen mit Obstbäumen wurde nicht nur die Sicherung des Straßenverkehrs erreicht, sondern es wurden auchErnteerträge erzielt, die im Haushalt des Kreises eine wesentliche Rolle spielten. Es betrugen die Pachteinnahmen des Kreises für 33 000 Obstbäume in den Jahren

1924	=	46 000 RM.	
1925	=	52 100 „	
1926	=	52 300 „	
1927	=	36 600 „	(Hagelschaden)
1928	=	52 700 „	
1929	=	7 800 „	(die Naturkatastrophe)
1930	=	23 000 „	

Der ungeheure Rückgang der Pachterträge im Jahre 1929 zeigt mit voller Deutlichkeit, wie groß der entstandene Schaden an den Obstbäumen ist. Außerdem war die Hoffnung berechtigt, in den nächsten Jahren noch höhere Einnahmen zu erzielen, weil ein Teil der Kernobstbäume mit besseren, marktfähigen Obstsorten umgepfropft war, die 1929 erstmalig mit den Erträgen einsetzen sollten. Auch diese Veredelungen sind dem Frost restlos zum Opfer gefallen. Betrachtet man die Durchschnitts**pacht**erträge des einzelnen Baumes, so marschierte Münsterberg mit den Kreisen Nimptsch, Guhrau und Breslau in vorderster Reihe unter den mittelschlesischen Landkreisen.

Kreis	Ertrag je Baum 1904—14	1924—28
Nimptsch	1,01 RM.	2,06 RM.
Münsterberg	0,66 „	1,47 „
Frankenstein	0,73 „	0,63 ! „

Der einträglichste Obstbaum unserer Heimat ist und bleibt der Kirschbaum. (1928: Kirschbaum 2,11 RM., Kernobstbaum 1,20 RM. Pachtertrag.)

Die Pflege der Straßenbäume wird von den Straßenwärtern und Baumgärtnern ausgeübt, seit Jahrzehnten schon ist die Leitung und Anordnung dieser Arbeiten einem beamteten Fachmann übertragen. Die Bepflanzung und Pflege erfolgt nach bestimmten Grundsätzen und alljährlich unter Beachtung der Rentabilitätsgrenzen. Ueber die technischen Maßnahmen wird im zweiten Kapitel die Rede sein.

Tief in das Frühjahr 1929 hinein machten sich die Auswirkungen des nur langsam, aber ohne das gefürchtete Hochwasser abziehenden Winters bemerkbar.

Die Vegetation kam nur langsam vorwärts, in den Obstbäumen regte sich kein Leben mehr. In den oberirdischen Teilen vorhandener Saft lief aus den geplatzten Zellen aus und kam infolge der Sonnenwärme ins Gären. Die Rinde löste sich von den Stämmen ab und konnte mühelos in großen Fetzen vom Stamme abgerissen werden. Wo in der Rinde eine Saftbrücke vorhanden war, erschienen einige Blätter und Blüten mit erfrorenen Geschlechtsorganen. Vielen Naturfreunden und Gartenbesitzern wollte es nicht in den Sinn, daß alle Bäume vernichtet sein sollten, und sie glaubten an ein Wiederaustreiben im nächsten Jahre. Keine dieser Hoffnungen hat sich erfüllt.

Aber der Obstbau ist ein aus vielen Gründen zu wichtiger Faktor, als daß wir auf ihn verzichten könnten. Die Heilung der Schäden wäre schon weiter vorgeschritten, wenn die allgemeine wirtschaftliche Lage eine bessere wäre. Auch bei Nichtberechnung des Arbeitsaufwands für die Pflanzung und Pflege braucht man zur Zeit immer noch den Betrag von 125 RM., um Bäume und Material für einen Morgen Neupflanzung beschaffen zu können. Deswegen erfolgt der Ersatz nur immer in kleineren Mengen; die Wiederherstellung des Baumbestandes geht daher sehr langsam voran. Inzwischen bietet sich aber Gelegenheit, die im Obstbau früher oft vorgekommenen Fehler aufzudecken und alle Gartenbesitzer über die wichtigsten Grundsätze zu unterrichten. Der Fruchtwechsel ist im Obstbau noch wichtiger als beim Getreidebau, denn ein Obstbaum steht jahrzehntelang an seinem Platz und ist auf die vorhandenen Nährstoffe angewiesen. Wo Steinobst gestanden hat, soll nun Kernobst gepflanzt werden. Nach Kirschen gedeihen Birnen besonders gut, wo Pflaumen in tiefgründigem, feuchtem Boden standen, können jetzt Aepfel ihren Platz finden. Obstgärten sollen keine „Urwälder" sein, sondern jeder Baum soll genügend Nahrung, Luft, Wasser und Sonne haben. Daher ist eine Pflanzentfernung von 10 m ein Mindestmaß. Für den Hausgarten ist der Halbstamm mit 1,50 m Stammhöhe die geeignetste und wirtschaftlichste Baumform, an Wege und Straßen gehören Hochstämme. Neben dem Baumobst darf das schnellwüchsige, fruchttragende Strauchobst, d. h. Beerenobst nicht in Vergessenheit geraten. Bei der Auswahl der Sorten lasse man sich nicht davon leiten, welche Sorten bei der letzten Obstausstellung am meisten in die Augen gestochen haben. Wir brauchen nicht Kabinettfrüchte für Schlemmer, sondern gutes Massenobst für die große Masse des Volkes, also ansehnliche, gutschmeckende Sorten in Mittelgröße von reichtragenden, widerstandsfähigen Bäumen. Die Normalsortimente der Gartenbauabteilung der Landwirtschaftskammer enthalten die Namen dieser wirtschaftlichen Obstsorten. Das Pflanzmaterial kaufe man nur aus empfohlenen Baumschulen unter Sortengarantie und zahle dafür lieber etwas mehr als beim Hausierer, dessen Ladung tagelang unterwegs und meist schon verdorrt ist. Obstbäume haben Leben und wollen pfleglich behandelt sein, man kann sie nicht wie Reisigbesen umherfahren lassen. Die Vorbereitung der Pflanzstelle kann für das ganze Leben des Baumes nur einmal, vor der Pflanzung, erfolgen. Jeder Klardenkende wird daher alle Sorgfalt auf die Vorbereitung der flachen, aber großen Baumgrube und auf die Pflanzung des Baumes anwenden. Rückschnitt der Wurzeln und Zweige, lückenloses Einfüllen des Bodens, Anschlämmen und Sichern gegen Wind, Sonne und Hasenfraß durch einen feststehenden Baumpfahl, Ankalken, Umhüllen mit Schilf oder Drahtgeflecht sind unbedingt notwendige technische Maßnahmen.

Stalldünger gehört nicht auf die Sohle der Baumgruben (dort wäre er der Tod des Baumes!), sondern oben auf die Baumscheibe zum Schutz des Bodens gegen das Verkrusten. In den folgenden Jahren ist der junge Baum für die ständige Lockerung und Unkrautfreiheit der Baumscheibe besonders dankbar. Wird die Stalldungauflage öfters wiederholt, so gelangen die wichtigsten Nährstoffe an die Wurzeln und dienen zum schnelleren Aufbau der Krone. Diese raschwüchsige Krone muß durch sachgemäßen Rückschnitt erzogen werden, das Hauptastgerüst muß in der Jugend geschaffen werden. Ebenso wichtig wie Bodenbearbeitung, Düngung, Stamm- und Kronenpflege ist die Bekämpfung der Krankheiten und Schädlinge, die einen großen Teil unserer Ernten vernichten. Ein berühmter Zoologe sagt: „Wir ernten nicht, was wir säen, hegen und pflegen, sondern was uns die Pflanzenfeinde übrig lassen." Mit der Hochzucht unserer Kulturpflanzen verbessern wir auch die Lebensbedingungen der Schädlinge, deswegen wird ihre Macht immer größer, wenn wir nicht dagegen einschreiten. Im Obstbau sind in den letzten Jahren so vorzügliche Mittel gefunden worden, daß die Schädlingsbekämpfung eine höchst einfache Sache geworden ist.

Wenn später die Ernten einsetzen, werden auch Mittel für einen reibungslosen Absatz geschaffen werden, sofern nur genügend Obst in wenigen, marktgängigen Sorten in gutem Zustand, richtig sortiert und verpackt, vorhanden ist. Obstmärkte, Nachweisstellen, Sammel- und Packstellen, Lagerkeller und Versteigerungen u. a. m. sollen eingerichtet werden, damit das Erzeugnis dahin gelenkt wird, wo der Marktbericht flotten Verbrauch und auskömmliche Preise meldet. Es kommt nun auf die Träger unseres Obstbaues, auf den Landwirt, an, daß er die Hände rührt und baldmöglichst daran geht, Ersatz für den vernichteten Obstbaumbestand in besserer als in der früheren Form zu schaffen. Mögen ihm die verantwortungsbewußten Männer im Münsterberger Kreistag als Vorbild dienen, die sich zur sofortigen Neubepflanzung der Kreisstraßen entschlossen haben, und die stolz darauf sein können, daß im zweiten Winter nach der schweren Naturkatastrophe schon 12500 junge Obstbäume neuen Erträgen entgegenwachsen. Und jedem, der eine Scholle Heimaterde sein eigen nennt, sollte man ins Merkbuch schreiben:

Auf freien Raum
Pflanz einen Baum!
Und pflege sein,
Er bringt dir's ein!

Anbauwürdige Obstsorten für den Kreis Münsterberg.

Nach der Reifezeit geordnet.

Aepfel: Weißer Klarapfel, Jakob Lebel, Landsberger Renette, Baumanns Renette, Schöner von Boskoop, Kaiser Wilhelm, Ontario-Renette, Großer rheinischer Bohnapfel.

Birnen: Bunte Julibirne, Clapps Liebling, Williams Christbirne, Gellerts Butterbirne, Boscs Flaschenbirne, Köstliche von Charneu, Gräfin von Paris, Josefine von Mecheln.

Süßkirschen: Koburger Maiherzkirsche, Kassins frühe, Hedelfinger Riesenkirsche, Fromms Herzkirsche, Große Prinzessinkirsche, Große schwarze Knorpelkirsche.

Pflaumen: Große blaue Hauspflaume, Große grüne Reneclaude, Ontario-Pflaume.

Wer diese Sorten bevorzugt, hat Gewähr dafür, unserem Vorgebirgsklima und unserem Boden angepaßte Sorten, reichtragende und widerstandsfähige Bäume, gut gefärbte, wohlschmeckende und lagerfähige Früchte gewählt zu haben. Für die Belieferung der Märkte sollen nur wenige, marktfähige Sorten gebaut werden, weil das Sorten-Vielerlei das Geschäft erschwert und die Preise für gute Ware drückt. Ungeeignete Sorten und faule Träger sollen mit einer dieser Sorten umveredelt werden.

Franz Thienel.

Hermann Vogt.

„Wer ist Franz Thienel?" so wird vielleicht mancher der lieben Leser fragen. Nun, ich könnte antworten mit der kurzen und doch so tiefsinnigen Inschrift, die sich fern von hier, in der Mark Brandenburg, im Schloßgarten von Reckan auf einem alten, schlichten Grabstein findet: „Er war ein Lehrer." Jawohl, Franz Thienel „war ein Lehrer" der Schulgemeinde Berzdorf 44 Jahre lang, allzeit hochverehrt bis übers Grab hinaus von seinen zahlreichen Schülern und seiner dankbaren Gemeinde. Das Denkmal aber, das wir ihm in diesem Heimatbuche errichten wollen, soll eine andere, doch ebenso kurze Inschrift tragen, nämlich die: „Er war ein Bienenvater." — Kopfschüttelnd, vielleicht gar spöttisch lächelnd, wird da mancher sagen: „Wie kommt ein Bienenzüchter, wie kommt die Imkerei in dieses Heimatbuch! Wo ist bei uns die Bienenwirtschaft! Ueber die Höhen und durch die Täler des Münsterberger Landes schreitet doch die Landwirtschaft als unumschränkte Königin." Ganz recht! Unsere heimischen Imker fahren ihre Bienenvölker nicht hinaus auf die blühenden Klee- und Rapsfelder wie die Bienenväter der norddeutschen Ebenen ihre Strohkörbe in die rosastrahlenden Heideflächen. Bei uns verbleiben die leuchtend-bunten Bretterhäuschen im Schatten schirmender Obstbäume und im Schutze breiter Bretterwände in ungestörter Ruhe Dort führt die heimische Bienenzucht in Schlichtheit und Bescheidenheit ihr friedliches Dasein. Aber — blicke nur in den Lebensmittelgeschäften Münsterbergs an den Warenbrettern entlang, beschaue da die langen Reihen der geschmackvoll bemalten Glaskrausen mit der Aufschrift „Garantiert reiner Bienenhonig". Ueberschaue ferner in den Wachswarengeschäften die in langen Reihen stehenden unzähligen Wachslichte und -kerzen! Vergegenwärtige dir auch die erhebende Verklärung unserer kirchlichen Feste durch den strahlenden Lichtglanz der vielen, vielen Wachskerzen! Zum Schluß laß dann diese mannigfachen Bilder aus dem ganzen weiten deutschen Vaterlande vor deinem geistigen Auge erscheinen, und du wirst mit sichtlichem Staunen merken, welch ungeheure Massenerzeugung von Honig und Wachs in den engen Fabrikräumen der lieben deutschen Immen geleistet wird. Da qualmen keine Essen, da erstrahlen keine hellerleuchteten Arbeitssäle, da heult keine Fabriksirene, da stampft keine sausende Maschine, nein, da wirken ganz heimlich Millionen und Milliarden feiner zarter Bienenkräfte, kunstbegabt, mit innigfeinen Werkzeugen, auf einem bedeutsamen Gebiete der gesamten deutschen Volkswirtschaft und schaffen selbstlos Millionen von Werten. Wurden doch im Jahre 1912 für 4 294 000 Mark Wachs und Waben ins Ausland ausgeführt. Und an dieser starken volkswirtschaftlichen Arbeitsleistung sind auch die zierlichen sechsbeinigen Arbeiter unserer heimischen Bienenstände beteiligt. Franz Thienel hat

nun während seines langen Lehrerlebens in Berzdorf Hervorragendes geleistet, um die Erträge der Bienenwirtschaft unserer Heimat nachhaltig zu steigern. Wollen wir sein Wirken auf diesem Betätigungsgebiet erkennen, so müssen wir der Nichtimker wegen einen kurzen geschichtlichen Rückblick halten.

Wir wissens alle: unsere lieben Bienen sind Höhlenbewohner. Diesem Grundzuge ihres Wesens entsprechend leben sie, seit sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sind, in hohlen Bäumen und führen dort in tiefem Dunkel mit bewundernswerter Sicherheit und Genauigkeit die peinlich regelmäßigen Sechseckzellengebäude aus, die schmucken Lagerräume ihres süßen Erzeugnisses. Diese Waben bauen sie mit ihrem selbsterzeugten Mörtel, dem festen Bienenkitt, ringsherum fest an die Wände ihrer geheimnisvollen Wohnung. Durch regellos, doch sicher zweckmäßig geführte Zwischenwände befleißigen sie sich als erfahrene Baumeister stärkster Raumausnutzung und geben ihrem Bau ein festes Gefüge. Auch als der Mensch diese ersten Zucker- und Wachswarenfabriken in eigene Bewirtschaftung nahm, als er selbst die kleinen Fabrikgebäude in Baumstämme einmeißelte, blieben die fleißigen Bienen bei der von ihren Vätern und Urvätern ererbten Bauform. Und doch erreichte die deutsche Imkerei in der Zeit des schlichten „Bienenstockes" oder der bescheidenen „Klotzbeute" ihre höchste Blüte. Damals kannte man noch keinen erdumspannenden Welthandel und keinen internationalen Eisenbahnverkehr, keinen indischen Rohrzucker und keinen amerikanischen Kunsthonig, keinen deutschen Zuckerrübenbau und keine Münsterberger Zuckerfabrik. Bedenken Sie, verehrte Hausfrau, damals fehlte der Zucker noch ganz und gar in der deutschen Haushaltung. Da war die enge Klotzbeute der Heinrichauer Mönche, der deutschen Siedler und der polnischen Alteingesessenen die einzige Süßstoffquelle für den Speisesaal im Kloster, die Fürstentafel im Münsterberger Herzogsschlosse und den Tisch der adligen Herrensitze. Da kauften die städtischen Bürgersfrauen ihren Süßstoffbedarf alljährlich am Gründonnerstag auf dem Münsterberger Honigmarkte, wo der bäuerliche Imker der umliegenden Ortschaften nach guter Ueberwinterung seiner Bienen den frischgeernteten Honig feilbot. Da war der heimische „Zeidler" der einzige und unumschränkte Wachslieferant für den strahlenden Kerzenglanz der kirchlichen Feste. So war der Imkereibetrieb in der engen Klotzbeute ein hervorragender und blühender Teil der damaligen deutschen und heimischen Volkswirtschaft, und die Zeidler hatten ihre eigene Zeidlergenossenschaft, ihren Zeidelmeister und ihr Zeidelgericht. — Da kam der unglückselige 30 jährige Krieg, der alles Wirtschaftsleben vernichtete und damit auch die hochbedeutsame Bienenwirtschaft. Nur mühsam fristeten sie sich ohne irgend eine Aenderung ihres inneren Betriebes durch die Jahrhunderte, unentwegt in der — Klotzbeute.

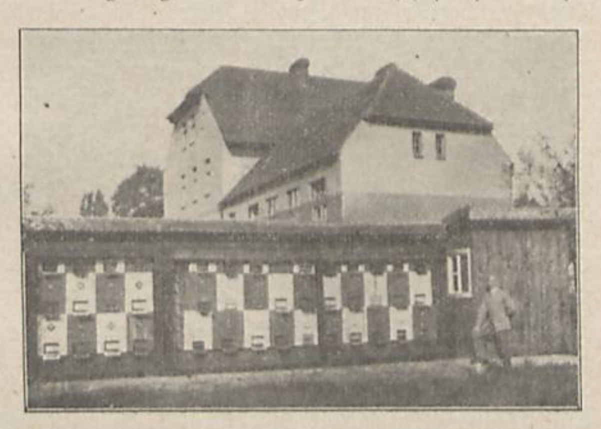
Wir wissen es aber alle, daß in einem Gebäude, in dem es kreuz und quer, bald hoch, bald niedrig, oft nicht vorwärts und nicht rückwärts geht, der Wirtschaftsbetrieb überaus erschwert und umständlich ist, und das erst recht in der Bienenwohnung, deren Bewohner zwar gar liebe, freundliche Tierchen sind, die aber auch, wenn nicht alles glatt und reibungslos geht, überaus „stachlich" und „giftig" werden können. Denn wehe dem, der sich in ihre innere Angelegenheit dreist einzumischen wagt! Trotz der Beschwernisse erhielt sich diese irrgartenartige Bauweise und der damit zusammenhängende schwierige Imkereibetrieb durch die Jahrtausende.

Da griff vor ungefähr 80 Jahren Pfarrer Dr. Dzierzon in Karlsmarkt, Kreis Brieg, ein Mann des sanften Friedens, mit frischem Mut und starker Hand in diese durch ihr Alter und die Gesetze des Naturtriebes geweihte Bauweise ein, brach sie zielbewußt als überlebt, unpraktisch und unwirtschaftlich ab und zwang seinen lieben Bienen einen neuen Baustil auf und lehrte den Bienenvätern eine handlichere und vorteilhaftere Wirtschaftsform. Er war durch wissenschaftliche Forschungen und reiche praktische Erfahrung in die Geheimnisse des wunderbaren Bienenvolkslebens eingedrungen. Da legte er in die Bienenwohnung quer hintereinander schmale Holzleisten mit einem dünnen Streifen Bienenwabe. Und siehe da, seine lieben kleinen Bauleute verstanden ihren klugen Meister sofort. Sie bauten, wie er es haben wollte, ihre Waben willig an dem angehefteten Wabenanfang weiter. Der „Bienenbaron" von Berlepsch, erst Dzierzons heftiger Gegner, später der eifrigste Förderer seiner Neuerungen, ersetzte die beweglichen Querleisten durch rechteckig geformte Rähmchen und hing dieses kleine Baugebälk wohlgeordnet in das Bienenhaus. Die klugen Immen wußten sogleich, daß sie sich mit ihrem Bau danach zu richten hatten. Und die gesamte Bienenwirtschaft stand am Beginn einer neuen Zeit und einer ganz neuen Betriebsmethode. Die in Rähmchen gefaßten Waben konnten nun ungehindert aus der Bienenwohnung herausgenommen und wieder hineingehängt werden. Der Imker vermochte jederzeit in den Bau und Zustand seiner Völker Einblick zu nehmen. Die Honig- und Wachsernte war zu bequemer handlicher Arbeit geworden. Die Bautätigkeit des Bienenvolkes konnte eingeschränkt oder auch beschleunigt werden. Der Futterballon und die Futterflasche, die die Bienenfütterung zu jeder Zeit ermöglichen, und ganz besonders die Honigschleuder und viele andere Erfindungen vervollkommneten die neue Bienenwirtschaft. Ja, der Imker war jetzt sogar imstande, der Bienenkönigin bei Verrichtung ihrer königlichen Pflicht zum Fortbestehen ihres Volkes Zwangsmaßregeln zu geben.

Die alte Klotzbeute mit ihrem uralten „Stabilbau" war für immer dahin. Der „Mobilbau" war an ihre Stelle getreten und beherrscht nun die Bienenzucht zum Vorteil der deutschen Volkswirtschaft. Dr. Dzierzon, der „Bienenherzog von Karlsmarkt", ist sein Schöpfer und dadurch der Großmeister der deutschen Bienenzucht und Bienenwirtschaft geworden.

Unter Anwendung des Dzierzon'schen Mobilbaues richtete sich Hauptlehrer Thienel in Berzdorf bald einen Bienenstand ein und betrieb die Arbeit daran mit jugendlicher Begeisterung. Sein Eifer machte es ihm zum Bedürfnis, sich möglichst rasch in der Imkerei allseitig auszubilden und zu vervollkommnen. So nahm er 1893 an einem Imkerlehrkursus bei Lehrer Johann Gottlieb Kanitz, dem Altmeister der ostpreußischen Bienenzucht, in Friedland im fernen Ostpreußen teil. Dort lernte er eine ganz neue Methode der Bienenwirtschaft kennen. Kanitz vereinigte nämlich das Neue mit dem Alten: den Mobilbau mit dem Stabilbau. Dazu verwendete er den in Norddeutschland allgemein üblichen Strohbienenkorb in niedriger Walzenform. Darauf setzte er ein leichtes kleines Holzkästchen mit einer Reihe Mobilbaurähmchen. Der Strohkorb und das Kästchen verursachten nur geringe Anschaffungskosten. Geschickte Imkerhände können beide Teile selbst herstellen. So suchte Kanitz die Bienenzucht durch einfache und billige Betriebsweise zu einem lohnenden Nebenerwerb, besonders des kleinen Landwirtes, zu machen. Gern erzählte Thienel später,

wie man ihm, dem kräftigen, gesunden Schlesier, in den ersten Tagen des Kursus mit einem unverhohlenen Mißtrauen begegnete. Schließlich hörte er, daß man die Schlesier dort für körperlich unscheinliche Leute hielt, die ihre Hände gern in die Taschen anderer Leute stecken und daß man ganz erstaunt sei, hier das Gegenteil dieser Meinung bestätigt zu finden. Mit einer Fülle neuerhaltener Anregungen und mit Begeisterung für die Kanitz'schen Gedanken heimgekehrt, wirkte er nun mit sichtlichem Eifer für die Förderung der Bienenzucht in unserem Kreise. Bisher hatte bei uns jeder Imker seine lieben Immen nach seiner eigenen Weise und seinem eigenen Gutdünken behandelt und gepflegt. Thienel gründete nun den „Imkerverein für Berzdorf und Umgegend". Von einer gemeinsamen Stelle aus sollten theoretische und praktische Belehrungen zielbewußt in weite Kreise der heimischen Imker getragen werden zum wirtschaftlichen Wohl der kleinen Landwirte und Handwerker. 17 Mitglieder waren der Anfang des Berzdorfer Vereins. 35 Jahre, bis kurz vor seinem Tode, hat der Gründer den Verein treu geleitet und sah die Zahl seiner Mitglieder bis über 50 und die Zahl ihrer Bienenvölker auf fast 400 steigen. Landrat von Sametzki brachte seinen Bestrebungen um die Ausbreitung der Bienenzucht großes Interesse entgegen und stellte das Kreisblatt zu Anzeigen des Vereins unentgeltlich zur Verfügung.



Bienenstand des Lehrers Heinisch in Eichau.

Aus den Vereinsberichten ist zu ersehen, daß Thienel unermüdlich für die Schulung der Imker tätig war: auf seinen Spaziergängen besuchte er sie, um sie an ihrem eigenen Bienenstande zu unterrichten. Durch Vorträge, Belehrungen, gemeinsame Besichtigung der Bienenstände suchte er das Verständnis für die Bienenwirtschaft zu fördern, immer betonend, daß nicht das schmucke und farbenfrohe Aeußere die Hauptsache des Bienenstandes sei, sondern seine wirtschaftliche Ertragfähigkeit. Und mancher kleine Handwerker und Gewerbetreibende weiß noch zu erzählen, daß ihm der Bienenstand damals einige hübsche hundert Mark abwarf. Der Honigertrag des Berzdorfer Vereins betrug 1911: 80 Ztr. à 85 Mark = 6 800 M.

Besonders eifrig war er bemüht, den Kanitzbetrieb bei den heimischen Imkern einzuführen; denn dem Anfänger entstehen nur geringe Anlagekosten (ein Kanitz-Strohkorb kostet nur 5 Mark), er bleibt bei anfänglichen Mißerfolgen vor empfindlichen Verlusten und entmutigender Enttäuschung bewahrt, ein ungeschickter Imker kann nichts verderben, die Behandlung der Völker beansprucht wenig Zeit, der warme Strohkorb sichert gute Ueberwinterung. Thienels Bemühen blieb nicht ohne Erfolg. Mehrere tausend Kanitzkörbe, die durch Hausbesitzer August Wolf in Berzdorf gefertigt wurden, sind durch ihn im Kreise und weit darüber hinaus in Gebrauch gekommen.

Doch Thienel dehnte sein bienenwirtschaftliches Wirken noch auf weitere heimatliche Gebiete aus: er gründete 1896 die Imkervereine zu Prieborn, Münsterberg und Dobrischau. Letzterer besteht jedoch nicht mehr. Der Münsterberger Verein zählte bei seiner Gründung 29 Mitglieder mit ungefähr 400 Völkern. Heut beträgt seine Mitgliederzahl 44 und die Zahl der Bienenvölker 756. Schon im Jahre 1903 erlebten die drei jungen Vereine des Kreises die Freude und die Ehre, daß sie die „Bienenwirtschaftliche Ausstellung des schlesischen Imkerbundes“ verbunden mit der „21. Wanderversammlung des Generalvereins schlesischer Bienenzüchter“ in unserer Kreisstadt bewillkommnen durften. Aus allen Gegenden Schlesiens hatten 96 Bienenzüchter die Ausstellung mit 130 Bienenvölkern, vielen Bienenwohnungen des Stabil- und Mobilbetriebes, zahlreichen bienenwirtschaftlichen Geräten und Erzeugnissen beschickt. Der Großherzog von Sachsen-Weimar in Heinrichau hatte das Protektorat, Landrat Dr. Kirchner das Ehrenpräsidium übernommen. Von vielen namhaften Persönlichkeiten des Kreises waren Auszeichnungen gestiftet worden. Aus der Nähe und aus der Ferne kamen die Besucher und Teilnehmer herbei. Viele Imker unseres heimischen Kreises wurden für ihre guten Leistungen ausgezeichnet. Aus dem Münsterberger Verein hatten 12 Mitglieder ausgestellt, welche sämtlich ausgezeichnet wurden. Die „Münsterberger Zeitung“ schreibt in ihrem Bericht über diese Ausstellung: „Die Schlesischen Imkertage haben in unserer Stadt einen glänzenden Verlauf genommen. Wenn auch die regnerische Witterung am Sonnabend und am Montag den Besuch der Ausstellung beeinträchtigte, so war doch der Verkehr am Sonntag umso lebhafter. Zur Eröffnung der „Bienenwirtschaftlichen Ausstellung“ hatten sich die Spitzen der Gesellschaft im Schießhausgarten eingefunden.“ Diese Festtage waren im bisherigen Leben der in Vereine zusammengeschlossenen heimischen Imker der höchste Glanzpunkt. Daß er so rasch erreicht wurde, darf wohl in der Hauptsache dem rastlosen organisatorischen und aufbauenden Wirken Thienels zuzurechnen sein. Für seine Bemühungen erhielt er einen Ehrenpreis und eine Medaille der schlesischen Landwirtschaftskammer.

Sein edler Eifer führte ihn naturgemäß über die Grenzen der engeren Heimat hinaus. Er besuchte jede Ausstellung des schlesischen Imkerbundes. 1908 sogar die des österreichischen Imkerbundes in Wiener-Neustadt. Doch nicht bloß Besucher wollte er sein, er beteiligte sich auch als Aussteller. Besondere Freude machte es ihm, wenn er auf Ausstellungen als Altmeister im Kanitzbetriebe dessen Gegnern durch ein paar kunstgerechte Handgriffe oft überraschend zeigen konnte, daß es kein veralteter, wohl aber ein volkswirtschaftlich-praktischer und billiger sei. In Schweidnitz z. B. behauptete ein Kanitz-Gegner, das Nachteiligste sei, daß man die Königin im Strohkorbe mit seinem festen Bau nie herausfinden könne. Ein kurzes Klopfen, ein paar Züge Rauch aus der Zigarre und nach einigen Minuten zeigte sich Ihre Majestät an Thienels Seite huldvollst den erwartungsvoll Harrenden und dem erstaunten Blick des Zweiflers. In Lilienthal bei Breslau hielt er einen Lehrkursus für Kanitzimker ab. Thienel war bald eine der markantesten Imkerpersönlichkeiten im schlesischen Imkerbunde. Mancherlei Ehrungen sind ihm auf den verschiedenen Ausstellungen zuteil geworden. Er erhielt auf der Ausstellung zu Münsterberg, wie bereits erwähnt, einen Ehrenpreis und die Medaille der schlesischen Landwirtschaftskammer, auf den Ausstellungen zu Trachenberg, Schweidnitz und Hirschberg ein Ehrendiplom.

So hat Lehrer Thienel infolge seines nimmermüden Interesses und praktischen Geschicks, seiner vielseitigen Erfahrung und seines organisatorischen Schaffens einen starken und nachhaltigen Einfluß auf die Gestaltung der heimischen Bienenzucht ausgeübt. Er darf neidlos als ihr Organisator bezeichnet werden. Das Bestehen der zwei Bienenzüchtervereine mit ihrem zielbewußten und sachgemäßen Streben ist der sichtliche Beweis dafür. Ungefähr 100 Imker des Kreises sind in ihnen zusammengeschlossen zu volkswirtschaftlichem Tun. Die größten Bienenstände besitzen in Bärdorf Tischlermeister Vogel mit 120 Völkern und Landwirt Siegert mit 62 Völkern, in Oberkunzendorf Landwirt Denke mit 60 Völkern, Großherzogliche Gartenbauverwaltung Heinrichau mit 48 Völkern und Lehrer Heinisch in Eichau mit 35 Völkern. Nach der letzten Viehzählung vom 1. Dezember 1929 beträgt die Gesamtzahl der Bienenvölker im Kreise 1783. Ihr Ertrag dürfte auf jährlich rund 500 Ztr. Honig zu berechnen sein mit einem wirtschaftlichen Nutzen von ungefähr 40—50 000 Mark. Zum Schutze der Bienenzucht erreichten es die Imkervereine, daß im Jahre 1925 von der Kreisverwaltung eine Polizeiverordnung zur Bekämpfung der Faulbrut erlassen wurde, einer äußerst ansteckenden Bienenseuche, die ganze Bienenstände vernichten kann. Eine Faulbrutkommission, bestehend aus vier Sachverständigen, hat auftretende Fälle zu untersuchen und die Schutzmaßnahmen einzuleiten.

Gewiß, die bevorzugte und überragende Stellung der Landwirtschaft in unserer Gegend mit ihrer peinlichen Bodenbearbeitung hat die heimische Bienenwirtschaft auf einen bescheidenen Platz gedrängt. Und die zur Herrschaft gekommene Zuckerindustrie, die Einfuhr von ausländischem Kunsthonig, die ausgebreitete Paraffinkerzenbereitung u. v. a. haben der Imkerei die wirtschaftliche Bedeutung genommen, die sie einst im Mittelalter in unserer Gegend innehatte. Stellen wir aber unsere heimische Imkerarbeit in den großen, weiten Rahmen der deutschen Bienenwirtschaft, wie sie in den niederschlesischen, Lüneburger, brandenburgischen und ostpreußischen Heiden besteht, so erkennen wir, daß Hauptlehrer Thienel seine Kraft in den Dienst eines immerhin noch bedeutenden Zweiges unserer vielgestaltigen Volkswirtschaft gestellt und Hervorragendes geleistet hat.

Dies sei das bescheidene Denkmal, das ihm an dieser Stelle unserer Heimat, in der er so lange Jahre segensreich gewirkt hat, gesetzt sei. Krönen aber wollen wir dasselbe mit dem rührend-sinnigen Reliefbild, das ihm seine Immen in liebevoller Dankbarkeit selbst gemeißelt haben: Am Tage nach seiner Beerdigung, am 7. März 1929, als noch alles in tiefem Schnee lag, umsummten während der sonnigen Mittagstunde hunderte von Bienen die Blumen der Kränze, die sein Grab schmückten. An ihren treuen Freund und Vater ihr letztes Lebewohl!

Geschichte des Münsterberger Innungswesens.

Joseph Neumann.

Die Geschichte des heimatlichen Handwerks reicht bis ins 13. Jahrhundert zurück. Schlesien wurde in dieser Zeit durch deutsche Stämme, vor allem durch Franken, Sachsen und Thüringer besiedelt. Nicht alle Siedler erhielten Ackerland, sondern einige übten die Kunst des Handwerks aus. Mit der Erteilung des Stadtrechtes wurde den Handwerkern das Innungsrecht verliehen, und die Innungen wurden mit Privilegien ausgestattet. So war es wohl auch in Münsterberg. Nur dürftige Nachrichten sind uns aus dieser ersten Zeit erhalten

geblieben, da die Urkunden hierüber in den Hussitenkriegen verloren gegangen sind; aber es läßt sich nachweisen, daß bereits im 13. und 14. Jahrhundert Zünfte bestanden haben: Im Jahre 1293 brachten die Münsterberger Zünfte beim Herzog Bolko ihre Klagen gegen das Kloster Heinrichau vor. Dieser beauftragte den Erbrichter Goswin, den Streit zu schlichten. An der Prüfung der Streitfrage nahmen u. a. der Bäcker Seidelmann und der Schmied Friedrich aus Münsterberg teil. Aus einer Urkunde des Kaisers Rudolph vom 30. Mai 1584, in welcher die Innungsstatuten der Münsterberger Töpfer erneut bestätigt werden, geht hervor, daß diese ihr erstes Privilegium im Jahre 1335, zur Zeit des Herzogs Bolko II., erhalten haben. Am 14. Juni 1361 war die Münsterberger Schneiderzunft bei einem in Schweidnitz stattfindenden Schneidertage vertreten. Am 16. Juli 1372 erteilte Bolko dem Kloster Heinrichau das Recht, in Wiesenthal eine Schuhbank zu halten. Aus einer Urkunde vom 9. Oktober 1363 geht das Vorhandensein weiterer Innungen hervor. — Reichte die Zahl der Genossen desselben Handwerks zur Errichtung einer Innung nicht aus, dann vereinigten sich verwandte Handwerke. So bildeten einst die Schmiede, Wagner, Schlosser, Sporer und Schwertfeger eine gemeinsame Innung.

Ursprünglich nannte man die Vereinigungen der Handwerker Zechen oder Zünfte. Später tritt der Name Innung auf. Er ist darauf zurückzuführen, daß jeder Handwerker beim Eintritt in die Zeche einen Beitrag, die „Innung“, zahlen mußte. Von Auswärtigen verlangte man außerdem ein Leumundszeugnis und den Ausweis über eheliche Geburt. An der Spitze der Innung standen die Geschworenen, deren Amt jedes Jahr wechselte. Sie mußten dem Rat der Stadt einen Eid leisten, ihr Amt gewissenhaft zu verwalten und auf den rechtmäßigen Betrieb des Handwerks zu achten. In der ersten Zeit wurden sie vom Rate, später von den Handwerksmeistern gewählt. Die Innungsversammlungen hießen Morgensprachen. Sie fanden unter dem Vorsitz der Geschworenen und unter Aufsicht des Rates statt. In den Versammlungen wurden Handwerksfragen erörtert und Handwerkerordnungen festgesetzt. Letztere erhielten durch die Zustimmung des Rates Gesetzeskraft, und ihre Uebertretung war strafbar. Die Morgensprachen waren zugleich die ersten Gewerbegerichte. Die Geschworenen prüften die Arbeit der Innungsgenossen. Unbrauchbare Ware wurde weggenommen und der Schuldige beim Rate verklagt. Die Strafe wurde zwischen dem Rate und der Innung geteilt. Auch über Betrügereien wurde Gericht gehalten. Der Rechte der Innung ging man verlustig durch freiwilliges Ausscheiden, durch stillschweigendes Entfernen vom Orte, durch unreellen Betrieb, der dem Handwerke Schande machte, durch anstößigen Lebenswandel und Begehung eines Verbrechens. Wer ein Handwerk betrieb und nicht der Innung angehörte, wurde als „Pfuscher oder Störer“*) bekämpft Die Innungen verfolgten auch religiöse Ziele. Sie waren fromme Bruderschaften und unterhielten Kerzen am Altare, ließen Seelenmessen lesen, geleiteten die Toten zu Grabe, nahmen an den Fronleichnamsprozessionen teil. Bei der Aufnahme in die Innung mußte neben dem Eintrittsgelde eine bestimmte Menge Wachs für kirchliche Zwecke entrichtet werden.

Das damals blühende Zunftwesen löste sich in den Hussitenkriegen auf. Die Handwerksprivilegien gingen verloren. Deshalb machte sich nach dem

*) Störer oder Störgänger = hausierender Handwerker.

Kriege die Notwendigkeit fühlbar, die Zünfte zu erneuern und die Handwerksordnungen wieder aufzustellen. Die Fleischer bekamen die neue Handwerksordnung durch Herzog Wilhelm im Jahre 1449, die dann 1476 durch Heinrich den Aelteren bestätigt wurde. Im Jahre 1477 bestätigte derselbe Herzog die Privilegien der Kürschner; 1478 erhielten die Schuhmacher ihre neue Handwerksordnung, desgleichen die Züchner und Schneider; 1478 wurden auch das Privilegium der Badstube und das der Gerber bestätigt. Im Jahre 1481 hatten der Bürgermeister und die Ratmänner der Stadt die Satzungen der Schmiede aufgestellt, die im Jahre 1535 durch Herzog Karl bestätigt wurden. 1541 wurden die Privilegien der Tuchmacher und Bäcker durch die Herzöge Joachim, Heinrich, Johann und Georg bestätigt. (Das Privilegium der Bäckerzeche ist noch bei den Innungsakten vorhanden und folgt an anderer Stelle im Abdruck.) Die Tischler erhielten im Jahre 1564 durch Herzog Johann die Bestätigung ihrer Privilegien.

Die Zunftordnung regelte die Belange der Handwerker bis ins kleinste; z. B. den Fleischverkauf: Aus der Stadt wurden 4 Personen vereidigt, welche das Fleisch schätzen mußten. Die Güte desselben bot den Maßstab für den Preis. Abwägen auf der Hand war verboten. Alle 4 Wochen wurden die Fleischgewichte geprüft. In der Nähe der Wage mußte eine Tafel angebracht sein, auf der in Buchstaben, und für den des Lesens Unkundigen in Strichen, der Preis der Ware aufgezeichnet war. Die Bänke der Innungen befanden sich auf dem Ringe. An der Stelle des Grundstücks, das heute dem Fleischermeister Vogt gehört, stand das „Schmetterhaus", in dem 6 Kaufkammern lagen. An das Schmetterhaus stießen die 24 Brotbänke, an diese, in dem hinteren Teile des Eckwert'schen Grundstückes, die Schuhbänke; erst waren es 36, dann 30. Die Fleischbänke, erst 40, von 1797 ab 20, waren in einem Schuppen in der Nähe des Rathauses untergebracht.

Das Handwerk war nach den Hussitenkriegen zu großer Blüte gelangt, als abermals das Verhängnis hereinbrach. Der 30jährige Krieg mit seinen schrecklichen Folgen, Hungersnot, Krankheit und Kontributionen vernichtete das Handwerk zum zweitenmale. Nach den Eintragungen im Meisterbuche der Bäckerinnung starb im Jahre 1633 fast ganz Münsterberg aus. Von 18 Bäckermeistern blieben nur 2 übrig, und 2 Jahre lang konnten keine Innungsversammlungen stattfinden. — Bereits im Jahre 1569 war das Herzogtum Münsterberg von den Ständen für 89 000 Taler den Herzögen Heinrich III. und Karl II. abgekauft worden. Die Stände übertrugen dem Kaiser die landesherrliche Gewalt, und Münsterberg wurde der Krone Böhmens einverleibt. Maximilian II. hatte den Ständen die Zusicherung verbrieft, daß das Herzogtum Münsterberg „auf ewige Zeiten unzertrennet und ungesondert bei der Krone Böhmens verbleiben sollte." Doch bereits im Jahre 1654 belehnte Ferdinand III. den Grafen Johann Weighard von Auersperg mit dem Fürstentum Münsterberg. Dieser konfirmiert am 14. Dezember 1655, nachdem ihm die Stände gehuldigt hatten, die Innungsprivilegien aufs neue.

Am 16. Oktober 1731 erschien das General-Handwerks-Patent Kaiser Karls VI. Dieses enthält einschneidende Verordnungen, um bestehenden Mißbräuchen entgegenzutreten. U. a. wurden die Zusammenkünfte der Zunftgenossen der Beaufsichtigung der Obrigkeit unterstellt „und die ohne Königlichen Consens errichteten Zunftartikel annulliert". Jede Uebertretung der Zunftordnung wurde

bestraft. Jeder Lehrling mußte bei seinem Eintritt in die Lehre einen Geburtsbrief beibringen und erhielt nach Beendigung der Lehrzeit einen Lehrbrief ausgehändigt. Ein Handwerks-Attestatum für die wandernden Gesellen wurde eingeführt, in welchem die Personalien, die Arbeitsorte und die Zeugnisse über Betragen und Fleiß enthalten waren. Ferner hatte jeder Geselle beim Arbeitsantritt Abschriften des Geburts- und Lehrbriefes vorzuzeigen. Die Gehilfenstellung mußte mindestens eine Woche vor Verlassen der Arbeit aufgekündigt werden. Das General-Handwerks-Patent enthielt weiter Bestimmungen darüber, wie ein angeschuldigter Gesell zu bestrafen sei, welche Personen ein Handwerk zu erlernen fähig seien, wem bei Bezichtigung des Meisters oder des Gesellen die Judicatur zustehe. Es enthielt Bestimmungen über die Strafen bei rebellischem Unfug und Hehlerei, über die Korrespondenz mit auswärtigen Zünften, über die Lehrzeit, die Loszählungen, die blauen Montage, das Degentragen der Gesellen, die Vereinbarung des Preises für Handwerksarbeiten, die Unkosten wegen des Meisterrechts, die Vermehrung und Verminderung der Meisterzahl u. a. m.

Während das General-Handwerks-Patent noch in Kraft war, erschienen im Jahre 1739 die „General-Zunffts-Artikulen für die Zünfften der Königl. Boheimbischen Erblanden“. Ihr Zweck war, die Handwerksordnungen für alle Orte möglichst gleichmäßig zu regeln. Sie enthalten Bestimmungen über die Lehrlinge, Gesellen, Meister, Meisterstücke, Meisterrechtsgebühr und über die Zünfte.

Der Lehrling mußte der katholischen Religion oder der Augsburger Konfession zugetan sein und 6 Wochen in der Probezeit stehen, ehe er das Lehrverhältnis einging. Er mußte Geburtsbrief und Lehrgeld beibringen und wurde bei offener Lade aufgenommen. Die Lehrzeit betrug bei den Bäckern, Zimmerleuten, Seilern, Lebzelteren und Töpfern 2, bei den Kürschnern, Goldschmieden, Steinmetzen, Weißgerbern, Uhrmachern 4 und bei den anderen Handwerkern 3 Jahre. Der Lehrling hatte sich eines guten Verhaltens zu befleißigen und durfte die Lehre nicht verlassen. Wegen Ungebühr konnte er ausgestoßen werden. Am Ende der Lehrzeit wurde ihm der Lehrbrief ausgestellt. Meistersöhne hatten die Vergünstigung, daß sie nur die Hälfte der Unkosten zu tragen hatten.

Dem Gesellen war eine Wanderzeit vorgeschrieben, die mindestens der Länge der Lehrzeit entsprach. Er bekam gegen Hinterlegung einer Schreibgebühr Abschriften des bereits durch das General-Handwerks-Patent vorgeschriebenen Geburts- und Lehrbriefes. Außerdem mußte ihm die Innung ein Attestatum ausstellen über seine Personalien, Arbeitszeit und über Betragen und Fleiß. Der Geselle hatte die Pflicht, in der Handwerksherberge einzukehren und durch den Altgesellen sich Arbeit verschaffen zu lassen, die er unweigerlich anzutreten hatte. Seine Papiere hatte er in der Handwerkslade abzulegen. Mindestens eine Woche vor dem Verlassen der Arbeit war zu kündigen. Die Arbeit bei einem andern Meister desselben Ortes aufzunehmen, wurde erst gestattet, wenn der Gehilfe $^1/_4$ Jahr gewandert war. In den großen Städten, wie Prag, Breslau, Brünn, Olmütz, war es gestattet, am selben Orte ohne Unterbrechung von einem Meister zum andern zu gehen. Zur Versorgung der armen und kranken Gesellen wurde von den Meistern wöchentlich eine Auflage in Höhe von 1 Krone erhoben. Die Gesellen waren den Zunftältesten zum Gehorsam

verpflichtet. Unziemliche Reden, Schelten, Fluchen und der Aufenthalt auf öffentlichen Spielplätzen standen unter Strafe. Wer blauen Montag hielt, oder einen andern Werktag feierte, wurde mit einem ganzen oder halben Wochenlohne bestraft. Die Gesellen durften nicht über 10 Uhr, im Winter nicht über 9 Uhr hinaus ausbleiben.

Die Handwerker, welche Meister werden wollten, hatten eine Legitimation von der örtlichen Innung beizubringen, sowie Geburts- und Lehrbrief und glaubwürdige Urkunden über die vollbrachte Wanderschaft. Die Meisterstücke sollten die Geschicklichkeit und Erfahrenheit des Meisters zeigen, aber keine übermäßige Unkosten erfordern. Sie mußten unter Aufsicht angefertigt werden. Kleine Fehler wurden mit mäßiger Bestrafung nachgesehen. Mußte jedoch das Stück verworfen werden, dann wurde der Prüfling zur weiteren Gesellenarbeit angewiesen. War aber das Meisterstück für tauglich befunden worden, dann wurde der „Stuck-Meister" zum Meister- bezw. Bürgerrecht zugelassen. Das bisher übliche Meistermahl wurde abgeschafft. Die Gebühr für das Meisterrecht war nach den einzelnen Handwerken abgestuft und betrug 10—15 Floren. Die Söhne und Schwiegersöhne von Innungsmeistern hatten nur die Hälfte des Betrages zu entrichten.

Es war verboten, durch Versprechen oder Geschenke den Meistern ihre Gesellen abspenstig zu machen, ebenso die Anziehung fremder Kundschaft oder die Vertreibung der Zunftgenossen aus dem Laden. Ein Handwerker durfte in die Profession des anderen nicht eingreifen. Zwistigkeiten zwischen Handwerksmeistern wurden durch die Aeltesten untersucht. Es wurde zunächst versucht, einen Vergleich der streitenden Parteien herbeizuführen; gelang dies nicht, fällten die Aeltesten die Entscheidung. Die Innungsversammlungen fanden gewöhnlich viermal im Jahre statt, wenn nicht aus besonderer Notwendigkeit heraus Zwischenversammlungen abgehalten werden mußten. Bei dem Quartal war das Auflagegeld in die Lade zu entrichten. Die Verhandlungen wurden durch einen Meister oder Zunftschreiber schriftlich niedergelegt.

Die Zunftältesten wurden von den Innungsmitgliedern gewählt und durch die Obrigkeit bestätigt. Meister und Gesellen schuldeten ihnen gebührenden Gehorsam. Die Handwerksprivilegien und die anderen Urkunden, das Innungssiegel und die Innungsgelder wurden in der Innungslade aufbewahrt, die durch 3 verschiedene Schlösser zu verschließen war. Ein Schlüssel wurde dem Handwerkskommissar zugestellt. Bei den Quartalszusammenkünften hatte der Kassierer Rechnung zu legen. Nach der Prüfung erhielt er von dem Kommissar und den Zunftmitgliedern die Entlastung. Das General - Handwerks - Patent und die General-Zunft-Artikulen waren den Innungsmitgliedern jährlich einmal vorzulesen, und die Befolgung derselben wurde streng überwacht.

Am 18. April 1747 erließ Friedrich der Große das „Edikt, daß in Schlesien und der Grafschaft Glatz die bishero noch beibehaltenen alten, unnützen und kostbaren Meisterstücke abgeschafft und statt deren brauchbare und bald wieder los zu werdende Meisterstücke verfertigt, auch keine übermäßige Rezeptionsgelder gefordert werden". Trotzdem bereits durch die Handwerks - Generalien vom 16. Oktober 1731 und in den General-Zunft-Artikulen von 1739 die Mißbräuche bei der Verfertigung der Meisterstücke und die im Anschluß an die Erteilung des Meisterrechts üblichen Schmausereien verboten worden waren, scheinen sich die Zunftältesten nicht viel daran gehalten zu haben, sodaß die

neue Verordnung notwendig wurde. Die kostbaren Meisterstücke machten es unbemittelten Handwerkern oft unmöglich, das Meisterrecht zu erwerben.

Am 28. Februar 1747 erschien das „Königlich Preußische Edikt, daß künftig in Schlesien und der Grafschaft Glatz keine andere als gedruckte Kundschaften, Geburts- und Lehrbriefe erteilet werden und gültig sein sollen". Am 1. Juni 1747 trat diese Verordnung in Kraft. Für eine Kundschaft wurden 6 Ggr, für einen Geburts- und Lehrbrief 1 Rthlr. und 2 Ggr. gefordert. Der Ertrag diente zum Unterhalt der Zuchthäuser, zur Bestreitung der Druckkosten und der Schreib- und Stempelgebühren.

Am 10. Dezember 1748 erließ Friedrich der Große ein „Edikt wegen der Handwerker auf dem Lande in unserem Erbherzogtum Schlesien und der Grafschaft Glatz". Zu den Rechten der städtischen Handwerker gehörte auch das Meilenrecht. Dieses bestimmte, daß sich im Umkreise einer Meile keine Handwerker niederlassen durften. Nach der neuen Verordnung hatten nur Schmiede, Stellmacher, Rademacher, Garnweber, Damastzieher und Schneider Niederlassungsrecht innerhalb der Meile, wenn solche seit dem Jahre 1742 dort geduldet worden waren. Ausgenommen von dieser Bestimmung waren die Handwerker, die entweder bei einem Adligen oder Großgrundbesitzer (infolge eines besonderen Privilegs) beschäftigt worden, oder durch eine 50 jährige Profession berechtigt dazu waren. Letztere Verordnung bezog sich vor allem auf Branntweinbrenner, Fleischer und Bäcker. Da letztere ihren Erwerb auf dem Lande hatten, aber die Einnahmen der städtischen Handwerker schmälerten, wurde bestimmt, daß die Handwerker die Hälfte ihrer Abgaben an die Stadt, die Hälfte an den Kreis zu zahlen hätten. Sie hatten ferner das Quartalsgeld in die Gewerkslade zu entrichten, während die Handwerker, die außerhalb der Meile wohnten, von der Zahlung des Quartalsgeldes befreit blieben. Die Handwerker auf dem Lande konnten jedoch nicht gezwungen werden, zunftmäßig zu werden, außer sie wollten Lehrlinge oder Gesellen halten. Das Hausieren war den Dorfhandwerkern verboten.

Am 7. Januar 1749 erließ der König das „Armen-Verpflegungsreglement für sämtliche Städte des Breslauischen Departements außer der Stadt Breslau".

Um das Bettlerunwesen abzustellen, wurden 2 Bettelvögte eingesetzt, die die Bettler zu beobachten hatten. Arme, die ihren Lebensunterhalt infolge Alters oder Gebrechens nicht mehr selbst verdienen konnten, bekamen eine wöchentliche Unterstützung aus der Armenkasse. Diese unterstand der Verwaltung zweier Ratsmitglieder. Bei der Austeilung der Almosen mußten zwei Zunftälteste verschiedener Handwerksmittel (hier wie Zünfte) zugegen sein. An der jährlich stattfindenden Generalabrechnung nahmen sechs Zunftälteste teil. In die Armenkasse flossen die Zuschläge zu den Servisgeldern, die Strafgelder der Innungen und freiwillige Spenden.

Am 24. März 1783 erschien das „Edikt wegen Abstellung einiger Mißbräuche, besonders des sogenannten Blauen Montags bei den Handwerkern". Die Kriegs- und Domänenkammern, Steuerräte, Polizeidirektoren und Magistrate in den Städten, insbesondere auch die Handwerksinnungen und Zünfte wurden angewiesen, streng darauf zu achten, daß die sogenannten blauen Montage in Fortfall kämen, da dieser Unfug den Staat um eine zweimonatliche Arbeitszeit bringe, die Handwerksmeister und Gesellen zur Ueppigkeit und darauf folgender

Armut führe. Jeder Geselle, der Montag nicht zur Arbeit erschien, war dem Polizeidirektor bezw. Magistrat anzuzeigen und wurde das erstemal mit achttägigem, das anderemal mit vierzehntägigem Arrest bei Wasser und Brot bestraft, das dritte und folgendemal aber als ein vorsätzlich boshafter Uebertreter der Gesetze mit vierwöchentlicher Zuchthausstrafe belegt und des Handwerks unfähig erachtet. Den Wirten wurde verboten, am Montag vor beendeter Arbeitszeit die Gesellen in der Herberge zu dulden und ihnen Getränke zu verabreichen. Die Gesellen waren sofort zu arretieren bezw. dem Magistrat anzuzeigen. — Für die Mehrleistung an Arbeitsstunden durch den Fortfall des blauen Montags sollte ihnen ein erhöhtes Lohn gezahlt werden. Den Handwerksmeistern wurde erlaubt, mehrere Lehrlinge und eine uneingeschränkte Zahl von Gesellen zu halten. — Wenn bei einigen Handwerken, besonders bei der Weberei, weibliche Personen beschäftigt waren, deren Zulassung durch die Innungsordnung nicht gestattet war, so sollte den Gesellen, die in solchen Betrieben arbeiteten, kein Vorwurf gemacht werden. — Die Kinder und Abkömmlinge der Wasenmeister (Abdecker), die die verwerfliche Arbeit der Eltern noch nicht getrieben hatten, sollten zu den Handwerken zugelassen werden; desgleichen sollten sich auch deren Töchter an Handwerksleute und andere ehrliche Personen verheiraten können. — Das Edikt mußte in den Innungsversammlungen vorgelesen und an den Innungshäusern und Gesellenherbergen angeschlagen werden.

Erst in der Zeit Friedrichs des Großen war einigermaßen Beständigkeit in die unruhigen wirtschaftlichen Verhältnisse des Handwerks gekommen; aber es lag noch in den Banden des alten Zunftzwanges gefesselt. Mit der Wiedergeburt Preußens nach den Jahren 1806/07 brach für das heimische Handwerk eine neue Zeit an. Das Edikt vom 2. November 1810 stellte zum erstenmal den Grundsatz der Gewerbefreiheit auf. Doch die damit verbundenen Erleichterungen standen zunächst nur auf dem Papier; in die Masse des Handwerks drangen sie nicht ein. In den langen Friedensjahren, die auf den Sturz Napoleons folgten, versank das Handwerk wieder in die alte Ruhe, zufrieden, daß der Betrieb noch immer seinen Mann ernährte. Erst die Gewerbeordnung von 1845 beseitigte in der Hauptsache die ausschließlichen Gewerbeberechtigungen, vor allem die Zwangs- und Bannrechte. Auf ihr baut die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 weiter, die zuerst für den Norddeutschen Bund, später für das Deutsche Reich Geltung hatte. In der Reichsgewerbeordnung wird noch einmal die Gewerbefreiheit bestätigt, und die Innungen, als öffentlich rechtliche mit reichen landesfürstlichen Privilegien bestehende Einrichtungen, werden beseitigt. Das Gesetz enthielt keine Bestimmungen über die Ausbildung des Nachwuchses.

Die schrankenlose Gewerbefreiheit zeitigte bald unangenehme Folgen, durch die der alte, gute Ruf des Handwerkerstandes gefährdet wurde. Unerwünschte Elemente drangen in die Reihen des Handwerks ein, da jeder ein Gewerbe betreiben und sich Meister nennen durfte, auch wenn er gar nicht vorgebildet war. Die alten Zünfte wurden aufgelöst und Jahrhunderte alte Innungskleinodien und Urkunden gingen verloren. Erst auf das Drängen der Handwerkerschaft, die altbewährten Organisationen wieder ins Leben zu rufen, entsprachen Reichsregierung und Reichstag dieser Forderung. In den Handwerkernovellen von 1881 und 1887 wurde die Errichtung von Innungen wieder gestattet und das Lehrlings- und Gesellenwesen einigermaßen geordnet.

Am 26. Juli 1897 erschien ein neues Handwerkergesetz, durch welches der Meistertitel geschützt und das Prüfungswesen neu geregelt wurde. Das wichtigste und wertvollste Recht, das dem Handwerker gegeben wurde, war die Errichtung eigener Interessenvertretungen, der Handwerkskammern. Ihr Aufgabenkreis erstreckt sich auf die Regelung des Lehrlingswesens, die Bildung von Prüfungsausschüssen, die Erstattung von Gutachten über alle Verhältnisse des Handwerks an die Staats- und Gemeindebehörden, die Förderung der Bildungsmöglichkeiten der Handwerker und das Genossenschaftswesen.

Die Umwälzung der gewerblichen Verhältnisse hat in der Neuzeit eine weitgehende Umgruppierung zur Folge gehabt. Handwerke, die der Herstellung von Massenartikeln dienten, sind teilweise in Großbetrieben aufgegangen. Als Beispiele seien erwähnt: die Weber, Seiler, Büchsenmacher, Messerschmiede, Uhrmacher, neuerdings auch die Schuhmacher und Schneider. Dennoch sind im deutschen Reiche noch etwa 1¼ Millionen selbständiger Handwerksbetriebe vorhanden. Die zunehmende Industrialisierung hat das Handwerk aber auch aus seiner Erstarrung herausgerissen. Eine immer weiter gehende Spezialisierung hat Platz gegriffen. Der Elektromotor gibt auch dem Handwerker Gelegenheit zur Verwendung maschineller Kraft. Durch Absatz-, Bezugs- und Kreditgenossenschaften wird die Kapitalarmut behoben. Die rationelle Betriebsführung durch Arbeitsteilung wird auch im heimischen Gewerbe angewandt. Ein großer Aufgabenkreis erwächst den Gemeinden und Innungen auf dem Gebiete des beruflichen Bildungswesens. In Münsterberg wurde am 12. Oktober 1903 die Eröffnung der Fortbildungsschule beschlossen. Diente diese in den ersten Jahren ihres Bestehens hauptsächlich der Wiederholung und Erweiterung des Allgemeinwissens, so wurde sie später in eine Berufsschule umgewandelt, deren Aufgabe es ist, den Handwerker durch Vermittelung von Berufs- und Fachkenntnissen in die Lage zu versetzen, den Daseinskampf erfolgreich zu führen.

Die einzelnen Berufsgruppen des heimischen Handwerks bilden teils Zwangs-, teils freie Innungen. Es bestehen im Kreise Münsterberg 14 Vereinigungen:

1. Die Ofensetzer- und Töpfer-Innung (Zwangs-Innung) zu Münsterberg.
2. Die Schneider-Innung (Zwangs-Innung) zu Münsterberg.
3. Die Schuhmacher-Innung (Zwangs-Innung) zu Münsterberg.
4. Die Bäcker-Innung (freie Innung) zu Münsterberg.
5. Die Fleischer-Innung (freie Innung) zu Münsterberg.
6. Die Müller-Innung (Zwangs-Innung) zu Münsterberg.
7. Die Tischler-Innung (Zwangs-Innung) zu Münsterberg.
8. Die Rade- und Stellmacher-Innung (Zwangs-Innung) zu Münsterberg.
9. Die Schmiede-Innung (freie Innung) zu Münsterberg.
10. Die Schlosser-, Büchsenmacher-, Feilenhauer- und Klempner-Innung (Zwangs-Innung) zu Münsterberg.
11. Die Frisör- und Perückenmacher-Innung (Zwangs-Innung) zu Münsterberg.
12. Die Sattler- und Riemer-Innung (freie Innung) zu Münsterberg.
13. Die Maler- und Lackierer-Innung (Zwangs-Innung) zu Münsterberg.
14. Die kombinierte Handwerker-Innung (freie Innung) zu Tepliwoda.

Die Innungen haben sich zum Zwecke gemeinsamer Interessenvertretung vereinigt und einen Innungsausschuß gewählt.

Gegenwärtig wird das heimische Handwerk wieder von schweren Sorgen bedrückt. Die Konkurrenz der Großindustrie, hohe Abgaben an Steuern und

für Sozialversicherungen und der infolge geringer Kaufkraft eingetretene Arbeitsmangel erschweren dessen wirtschaftliche Lage, und das Sprichwort „Handwerk hat einen goldenen Boden" hat unter den heutigen Verhältnissen kaum noch seine Berechtigung.*)

Bäcker-Zeche-Privilegium.**)

Joseph Neumann.

Folgende Abschrift dero löblichen Bäckerzeche Ihrer Privilegien.

„In Gottes Namen seliglich Amen."

Da Gott der Allmächtige den Menschen schuf, ordnete er all sein Fürhaben, Wesen und Kondition nach den leiblichen und zeitlichen Dingen, verrücklich und zum Untergange bestimmt. Dahero ist unwidersprechlich wahr, daß aller Menschen Gedächtnis so geschwinde verschellet, daß sie nichts, was beständig, unverrücklich und nach der Welt unsterblich und ewig sein soll, zu rechtem Bestande vorfassen und erhalten können und mögen, es werde denn durch briefliche Urkund und Gezeugnis der Geschrift aufgerichtet und vollzogen, verleibet darum zu einem ewigen Gedächtnis.

Von Gottes Gnaden Wir, Joachim, Heinrich, Johann und Georg, Gebrüder, des Heiligen Römischen Reiches Fürsten, Herzöge zu Munsterberg in Schlesien, zu Oels, Grafen zu Glatz, Herren von Kunnstadt und Podibrad, bekennen hiermit diesen gegenwärtigen unsern offenen Brief vor allermenniglich, die ihn sehen oder hören lesen, daß vor uns kommen und erschienen sind die vorsichtigen, unsere lieben und getreuen Handwerksmeister, Aeltesten und Jüngsten des Handwerks der Bäcker in unserer Stadt Munsterberg und haben uns, als ihre natürlichen Landesfürsten und Erbherren einträchtig und untertäniglich ersucht und mit demütigem Fleiße gebeten, daß wir Ihnen zur Eröffnung ihrer Zechen, auch zwischen Ihnen selbst, gehorsam gute Ordnung, Friede, Liebe und Einigkeit zu erhalten, etliche Statuten, Ordnungen, löbliche Gebräuche und Gewohnheiten aufs Neue zu geben, aufzurichten und auszusetzen, auch durch unsern Brief und Siegel zum ewigen Bestande zu bekräftigen, zu konfirmieren und bestätigen geruhten, derohalben aus angeborener fürstlicher Güte und Regentenmildigkeit, auch in Betrachtung unserer Stadt Munsterberg und derselben Einwohner, unserer getreuen Untertanen Nutz, Wohlfahrt und Erhebung und damit überall gute, löbliche Ordnung gemehret, zukünftige Irrung verhütet und ein sicherer, friedsamer Stand in Liebe und Einigkeit erhalten werde, haben wir mit zeitigens vorgehörtem Rate rechter Weise und ganz wohlbedächtig gemeldeten unsern Untertanen der Bäckerzeche zu Munsterberg, diese hernachgeschriebenen Statuten und Satzungen und Begnadungen gnädiglich verliehen und auf ewige Zeit verordnet und gegeben. Tun solches auch hiermit gegenwärtiglich und aus Vollkommenheit fürstlicher, regierender Gewalt zu Munsterberg in Kraft und Macht durch unsern Brief.

1) Erstlich verleihen, geben und bestätigen wir der obgemeldeten Zeche der Bäcker zu Munsterberg 24 Brotbänke, daß sie, ihre Erben und Nachkommen auf ewige Zeit, wie in anderen Städten der Erbbänke Recht und Gewohnheit

*) Quellenangabe: 1. Akten der Münsterberger Innungen. 2. Hartmann, Chronik von Münsterberg. 3. 25 Jahre Handwerkskammer.

**) Aus den Akten der Bäckerinnung Münsterberg übertragen.

ist, dieselben erblich sollen haben und halten, sie auch ferner verkaufen und kaufen als ihr eigenes propper Gut, von uns, unsern Nachkommen und menniglich ungehindert, jedoch in allewege unsern jährlichen Erbzinsen uns davon gebührend entschädigen.

Wir wollen auch uns, unsern Erben und nachkommenden Fürsten oder Herren zu Munsterberg vorbehalten haben, wenn in künftigen Zeiten in Notdurft befunden würde, die 24 Bänke zu mindern oder zu erhöhen, daß solches allewege nach Gelegenheit und Notdurft unserer Stadt Munsterberg in unser und unserer Nachkommen Erkenntnis zu wandeln stehen soll. Es sollen nach Vernehmung des Rates alle Jahr zween Handwerksmeister von dem Rate gekoren und mit dem Eide bestätigt werden, welchen alle andern Meister, soviel die Zeche betrifft, gehorsam sein sollen. Es sollen auch die Bäcker allezeit ihr Pfennert auf 5 Bänken feilhaben, auf dreien Roggens und auf zween Weizens. Würden aber wir, unsere Erben und Nachkommen dies zu erhöhen oder zu mindern befinden, das soll allewege in unserm Bedenken stehen. So einem armen Meister sein Pfennert umschlüge, sollen die Handwerksmeister solche Pfennert neue zu setzen Macht haben, als 2 Brote um 3 Heller und 3 Semmeln um zween Heller zu geben, und dasselbige zu übertragen und linder zu setzen.

Es soll auch die Zeche der Bäcker in unserer neuen Mühle zu Munsterberg allewege über das ganze Jahr ein Rad allein für sich haben; damit sie gemeiner Stadt mit dem Gebäck vorsorgen möge. Und der Müller soll schuldig sein, die Mühle zu fertigen, so oft es not ist, auf daß keiner an seinem Getreide Schaden nehme. Wo wir aber befinden, daß mit der Zeit die Not vorhalten möchte, daß gemeine Stadt des Gebäckes halber mit einem Rade nicht versorget könnte werden, und das an uns, unsere Erben und Nachkommen oder unsere Amtleute von der Zeche gelangte, wollen wir alsdann durch gebührliches Einsehen soviel von neuen Zuvorhalten wissen: Die Handwerksmeister mit einem Aeltesten sollen Macht haben, einem andern Meister die Pfennert im Hause zu besichtigen, vermittels ihren Eiden, damit der gemeinen Armut nicht Abbruch geschehe.

Es sollen auch die Handwerksmeister bei ihren Eiden fleißig aufsehen, so das Getreide auf- und abschlage, daß gleiche rechtschaffen Pfennert gesetzt werden, damit die Armut versorget würde.

So einer Meister werden will, der soll zuvor Geburts- und Lehrbrief bringen und dem Handwerk geben ein schwer Schock und soll zweimal im Jahre Zutritt haben, nämlich auf Walpurgis und Burghardi und soll haben ein Vorderteil, Käppli, Armschiene und eine Büchse und soll das Handwerk durch Vorstand annehmen und Kommens vorsorgen. Eines Meisters Sohn, so er Meister werden will, soll dem Handwerk geben einen Floren ungrisch und selbige Geräte haben wie obengemeldet, desgleichen auch so einer eines Meisters Tochter oder Witib des Handwerks nimmt, soll geben einen Floren ungrisch und Geräte haben, wie oben geschrieben. Wer das Handwerk lernen will, soll Brief und Siegel seiner Geburt zuvor bringen und dem Handwerke eine Mark geben und zwei Pfund Wachs, dem Lehrmeister geben ein schwer Schock sechzig weiße Groschen für ein Schock gerechnet. Er soll ein Jahr lang lernen und danach ein Jahr wandern, sonst mag er nicht Meister werden. So ein Meister, Meisterin, Kinder, Magd oder Knecht stürbe, soll ein jeder Meister bei der Beigraft sein; wo aber einer mutwillig dies versäumte, soll er

dem Handwerk 6 Heller geben, an einem Tage, und die Jüngsten sollen die Leiche zu Grabe tragen schuldig sein. So die Handwerksmeister das Zeichen oder einen Jüngsten umschickten nach den andern Meistern, und der eine nicht käme in der Zeit oder Stunde, die ihm wird angezeiget, ohne redliche genugsame Ursache, der soll dem Handwerk 18 Heller zu geben schuldig sein.

Es soll auch keiner frevelhaft und lieblos wider die geschworenen Handwerksmeister sein und reden. Es soll auch alle Tage weißes Mehl und Grieß auf den Bänken feilgehalten werden von den Bäckern, damit arme Leute, so es bedürfen, es bekommen möchten. Auch soll unser Küchler in Munsterberg, der jetzund ist und zukünftig sein wird, Zeche und Innung mit dem Handwerke halten und keinen groben Kuchen wider das Handwerk backen und verkaufen, sondern sein Pfennert in der Kuchenbank feilhaben. Allein in der Fasten mag er grobe Kuchen backen und die alle Dienstage, solange die Faste währet, feilhaben; es sei in der Kuchenbank oder vor der Tür und sonst aber das Jahr nicht vormenniglich umgeirret. Dafür soll er uns, unsern Erben und Nachkommen unsern gebürlichen Erbzins und Gerechtigkeit geben und sich sonst gegen die Zeche wie ein anderer Meister des Handwerks verhalten.

Es soll auch etlichen Bäckern frei sein, das Freimarkt-Brot am Dienstag und Sonnabend feil zu haben, wie in anderen Städten üblich ist, auch sollen die Platzbäcker in der Stadt und auswendig der Stadt kein ander Brot backen zum Verkaufen, denn Rockens und am Dienstag bis zu 22 feilhaben nicht in Häusern zu verkaufen, nicht einzusetzen, sondern auf dem freien Markte zu veräußern, und sonst keinen Tag in der Woche feilhaben. Würde dies aber darüber geschehen, und solches ein Bäcker inne werden, der mag es dem Bürgermeister und Rate anzeigen und auf des Rates Vorschaffen soll es ins Spital getragen und armen Leuten gegeben werden.

Es soll auch niemand wider das Handwerk kein Weißbrot, scheiblicht geschnitten, mit Honig bestrichen, Butterkuchen, gesotten Brot in keiner Zeit feilhalten, ausgenommen was einem Küchler zu Munsterberg, jetzigem und zukünftigem, in obgeschriebenen Artikeln zugelassen ist, und wo es geschehe, so soll es auch dem Bürgermeister und Rate angesaget werden und durch ihr Vorschaffen ins Spital armen Leuten gegeben werden.

Aller obgeschriebenen Aussetzungen und Begnadungen, die wir in allen Stücken, Punkten und Artikeln begrüßen, sollen und mögen die obgedachten Handwerksmeister, Aeltesten und Jüngsten der Bäckerzechen in unserer Stadt Munsterberg, so jetzund sind und zukünftig sein werden, für sich und alle ihre Nachkommen auf ewige Zeiten sich halten und erfreuen, derer auch genießen und gebrauchen von uns, unsern Erben und nachkommenden Fürsten und Herren zu Munsterberg und sonst menniglich aller Sachen ungehindert.

Gebieten darauf unserm Hauptmann und Stadtrat zu Munsterberg, jetzigem und zukünftigem, hiermit und in Kraft dieses Briefes von uns, unsern Erben und nachkommenden Fürsten und Herren zu Munsterberg, mit ganzem Ernste die obberührte Zeche der Bäcker bei solcher unsere Aussetzungen und Begnadungen, auch bei allen obgeschriebenen Rechten, Statuten und Ordnungen in unser Stadt, so oft es von Nöten zu schützen, zu schirmen und zu handhaben; dawider in keinerlei Weise zu tun noch niemandes Zutun gestatten, bei Vermeidung unserer und unserer Erben und Nachkommen schweren Strafe und Ungnade.

Zu einer ewigen Urkunde mit unserer fürstlichen Würde größerm und dem kleineren Zuring darin gedruckt anhangendem Insiegel, das wir sämtlich gebrauchen, besiegelt.

Gegeben auf äußerm Schloß Frankenstein, Sonnabends nach Nicolai, nach Christi unseres lieben Herrn Geburt im fünfzehnhunderteinundvierzigsten Jahre.

Dabei sind gewest, die ehrentuesten und hochgelehrten, unsere lieben getreuen Melchior Poster von Bullnitz zu Jackschenau, unseres Landes Marschall, Ernst Johann Gelhorn, beider Rechte Doktor, Baltasar Tschischwitz von Gebersdorf, unser Hauptmann zu Frankenstein, Bernhard von Borau, Kessel genannt, und Martin Melzer, Eschlauer genannt, der diesen Brief von uns zu Befehl gehabt."

Eine borstige Geschichte.

Agnes Pelke.

Der Nachtwind umraste das Haus, riß an den Fenstern, daß die Riegel knirschten und fuhr heulend durch den Schornstein. In dem dickbäuchigen Kachelofen sangen und klangen wunderliche Stimmen, bald fein harmonisch, bald in schriller Dissonanz abbrechend gleich einem menschlichen Angstschrei. Da das Morgengrauen langsam von Osten herankroch, gewann der Sturm an Kraft. Ein Aechzen und Stöhnen zog durch das ganze Haus.

Da — aus der Küche ein Schimpfen und Toben, ein zeterndes Geschrei, als wären Rolf, des Hauses Wächter, mit Peter, dem jugendlichen Mäuseliebhaber, in ein Zähne-Krallenduell verwickelt. Jetzt hörte ich es ganz deutlich an dem borstigen Tone: Es waren die Bürsten, die da so skandalierten.

Die Scheuerbürste, die vom Sonnabendaufräumen noch auf der Ofenbank lag, begann:

„So sind die Menschen! Erst rumpeln sie mir die Hälfte meiner Borsten einzeln aus dem Leibe und dann lassen sie mich hier naß liegen. Wie der Rost bloß an meinen Drähten zwackt. Oh, ich bekomme sicher Rostmatismus. Ich werde schon ganz rot."

„Wer stört hier die Nachtruhe?" meldete sich eine Stimme vom Bürstenbrett, „nicht mal ruhig schlafen kann man hier."

„Aha, die Neue," sagte die Scheuerbürste für sich, „die tut sehr zugeknöpft. Sie liegt schon dreimal vierundzwanzig Stunden wortlos auf dem Bürstenbrett. Wie man das aushalten kann!" Dabei blickte sie hinauf, wo die hellen Borsten der neuen Scheuerbürste sich in der Dämmerung abhoben.

„Ihr da drüben," rief sie, „erzählt mir doch was aus Eurem Leben, aber schnell, ehe das grelle Tageslicht kommt."

„Ich merkte schon längst, daß Ihr vor Neugierde bald platzt," antwortete die zweite Scheuerbürste, „Euch zur Beruhigung: Meine Papiere sind in Ordnung, ich brauche nichts zu verschweigen, auch nicht der Polizei."

„Also woher?" fragte die erste ganz energisch. Die neue schöpfte ein paarmal tief Atem. Dann begann sie zögernd:

„Ich komme aus Münsterberg. Mein hölzerner Rücken wurde mir in der Bürstenholzfabrik von Groß etwas groß geschnitten, wie Ihr schon bemerkt haben werdet. Es tut niemals gut, wenn eine Firma Groß oder Klein, Kurz oder Lang heißt. Maß ist der rechte Name. In meinen Leib bohrte man mir unbarmherzig eine Anzahl Löcher. Das ging so schnell, daß ich mich

gar nicht wehren konnte. Dann kam ich zu fleißigen Heimarbeitern, den Bürstenbindern. Diese zogen mittels feinen Drahtes ganze Büschel gräßlicher Borsten in die Löcher. Geputzt und gestutzt wanderte ich bald mit vielen meiner Schwestern als „Borstentier" in die Welt und landete, wie du siehst, in dieser Küche."

Erschöpft hielt sie inne. „Die kann ja gar auch gesprächig werden," sagte die erste, „kenn sich einer in seinen Nachbarn aus! Nun schweigt sie sicher nicht mehr dreimal vierundzwanzig Stunden. Bin ich jetzt zum Erzählen dran?"

Die andere nickte. Da fing die erste an:

„Meine Wiege stand in Striegau. Das ist 'ne feine Stadt."

„Erlaub mal," sagte die neue, „ist Münsterberg nicht fein?"

„Fein? O ja, wie man's nimmt. Darüber ließe sich reden. Es werden dort viel Bürsten und Besen gemacht. Uebrigens, Eure hellgelben Reiswurzeln gefallen mir gar nicht. Ich liebe so was Semmelblondes nicht. Sie scheinen auch nicht weit her zu sein. — Sieh mich an! Meine Borsten sind weitgereist, echt Piassavefasern von einer südamerikanischen Palme. Die zeigen in ihren dunkelbraunen Tönen, daß sie Tropensonne genossen haben. Da kann nicht gleich eins mit aus der ganzen Bürstengesellschaft."

„Na, sachte, sachte," kam es jetzt aus der Bürstentasche, „ich bin auch noch da."

Da riefen beide durcheinander: „Das feine Püppchen mit dem polierten Rücken! Die mit dem zusammengestanzten Eingeweide!"

„Auf höhnische Worte schweige ich stets," gab die Kleiderbürste beleidigt zurück.

„Sei nur friedlich," entgegnete die erste, „erzähl uns lieber was. Es ist hier langweilig zum Sterben. Also woher? Muskau oder Züllichau?"

„Muskau," sagte die Kleiderbürste, „Muskau mit dem großen fürstlichen Park im englischen Stil."

„Nicht so hochmütig," war die Antwort, „Eure Haare sträuben sich sonst zu sehr. Hast nichts getan zum englischen Park."

„Was dieses gewöhnliche Pack doch frech wird," erwiderte die Kleiderbürste. „Wenn man meine Haare so aufgehängt hätte wie Eure Borsten, würde ich mich schämen. Seht, meine sind mir mit der Maschine eingestanzt. Hu — mir ekelt vor Eurem eisernen Strick. Und überhaupt Borsten? Wer liebt heute noch Borsten? Da sind meine Pferdehaare doch vornehmer."

„Was, vornehmer?" gab die Scheuerbürste zur Antwort, „auch bloß auf einer alten Mähre gewachsen, und — und . . ." Die Stimme überschlug und die Bürste jappte nach Luft.

Da kam plötzlich aus der Ofenecke ein tiefes Brummen. Dort stand der Rutenbesen. Die Hausfrau hatte ihn schon bereit gestellt, um am nächsten Morgen Treppe und Vorplatz vom Schnee zu säubern.

„Uujeh, is doas ne Zeit, ne komische Zeit," rief der Rutenbesen, „jetze sein nich amool die Berschta zufrieda. Eene is huchmietiger als de andere. Ihr seid ja olle tälsch!"

„Untersteh dich, du struppiger Bär, uns weiter zu beleidigen," schrie zornig die „Roßhaarige". „Leute, die ihres Leibes Fülle nur durch Weidenwieten zusammenhalten, müßten gar nicht reden. Uebrigens gehörst du auch nicht in unsere Gesellschaft, du ungeschlachtes Rutenbündel."

„Doas iich ne lach, doas iich ne lach," rief der Rutenbesen, „se scheint ni zu wissa, wozu a Basn gutt is. Mit'm Basa fegt ma olles nischtnutzige

Zeug zusoamma. Dano kumma erscht de Verschta. Erschte kumm iich droa und dann erscht ihr. Viele Arbeetsluse verdinn sich eim kahla Winter durch miich a poar Nutpfennige. Und ihr? Oam liebsta fegt ich Euch oalle raus, ihr verpuchtes Gesindel. Ihr hott ja olle keene Karasche! — Ihr . . ."

Der Rutenbesen konnte nicht weiter reden. Von allen Seiten erhob sich ein wüstes Geschrei. Auch die Bürsten aus dem Schuhschrank und am Küchenbrett schrien laut durcheinander. Sie fühlten sich alle in ihrer Ehre gekränkt.

Da ging die Tür. Die Hausfrau ergriff den Rutenbesen, schritt mit raschem Tritt vor die Tür und weiße Wolken flaumenweichen Neuschnees stäubten rechts und links von der steinernen Treppe.

„Ich biin halt doch a tichtiger Kerle!" brummte der Rutenbesen in sich hinein, „na gell!"

Werk Münsterberg der „Deutschen Ton- und Steinzeugwerke Aktiengesellschaft".

Paul Schneider.

Die Steinzeugröhrenfabrik, im Volksmunde falscherweise „Tonfabrik" genannt, ist das älteste Groß-Unternehmen unserer Stadt. Sie gehört der keramischen Industrie an. Die Produkte dieses ausgedehnten Industriezweiges sind mit die ältesten Erzeugnisse des Menschen. Als dieser anfing, den Boden zu bearbeiten, wurde er auf die plastischen Eigenschaften der tonigen Massen aufmerksam.

Bei der Geschichte kaum einer Industrie dürften so ferne Zeitläufe durchwandert werden, wie bei der Schilderung der ersten Erzeugnisse der Tonwarenindustrie.

Die Unveränderlichkeit keramischer Produkte, die auch bei der Einlagerung in der Erde bestehen bleibt, hat den Forschern die Möglichkeit gegeben, die Keramik als Maßstab der Kultur verschiedener Völker zu benutzen. Aber nicht nur durch sich selbst wirkt der gebrannte Tonscherben als Dokument, sondern auch als Schreibmaterial vergangener Zeiten. Die Inschriften in Keil- und Hieroglyphenschrift auf den gebrannten Tontafeln der Babylonier, Assyrier und Aegypter geben uns Kunde von den hohen geistigen Errungenschaften dieser Völker, insbesondere auf mathematisch-astronomischem Gebiet. Die ältesten bekannten keramischen Erzeugnisse sind solche der Neolithiker, der Menschen der jüngeren Eiszeit, der Ureinwohner Asiens aus der Zeit 12 000 v. Chr.

Bei allen Völkern, die sich nacheinander als die Träger der Zivilisation ablösten, von den Assyrern und Aegyptern bis zu den Griechen und Römern, finden wir das Emporblühen der Töpferkunst, steigend mit ihrer politischen Bedeutung, verschwindend mit ihrem Verfall. Die keramischen Produkte eines Volkes bilden Zeugnisse der Veränderung des Geschmacks und veranschaulichen in der künstlerischen Gestaltung, Ausschmückung und Ornamentik die Höhe ihrer Kultur. In rein technischer Hinsicht ließ das anfänglich begrenzte Können fürs erste nur die Herstellung von stark porösen Gefäßen und Steinen in relativ niedrigem Brande zu. Im Laufe der Zeit, auf Grund der jahrhundertelangen Erfahrungen in der Auswahl und Handhabung der Rohstoffe und mit der Entwicklung der Brenntechnik erfolgte eine allmähliche Steigerung der Qualität und ein Uebergang zu immer dichteren, härteren und wasserundurchlässigeren Kunstprodukten.

Die vielgestaltigen Erzeugnisse der Keramik versucht man in bestimmte Klassen einzuteilen, um so dem Ferner-Stehenden die Uebersicht zu erleichtern. Eine der verschiedenen Klassifikationen stützt sich auf die Beschaffenheit des Scherbens und zwar wird seine Farbe und Dichte beurteilt. Sie umfaßt, ohne vollständig zu sein, 4 große Gruppen, nämlich Porzellan, Steingut, Steinzeug, Irdenware.

Die bei den Deutschen Ton- und Steinzeugwerken hergestellten Fabrikate gehören zur Gruppe des Steinzeugs. Sein Scherben ist dicht und die Farbe entweder gelb, rötlich oder braun bis schwarz. Sie spielt eine untergeordnete Rolle im Gegensatz zu Porzellan, dessen Scherben stets eine weiße Farbe aufweist und mit dem es die Dichte gemein hat. Die Herstellung des Steinzeugs ist ca. 2000 Jahre alt. Schon die Römer haben diesen keramischen Werkstoff fabriziert, besonders für ihre Wasserleitungen. Bei Ausgrabungen in der Nähe von Heidelberg, Trier und Aachen werden noch Reste dieser Wasserleitungsrohre römischer Legionen gefunden. Die Fabrikation von deutschem Steinzeug läßt sich bis in das 10. Jahrhundert zurückverfolgen. Sie beschränkte sich auf die Herstellung von Haushaltungsgegenständen und blühte hauptsächlich am Rhein in den Orten Siegburg, Frechen bei Köln und Raern bei Aachen. Die Blütezeit des rheinischen Steinzeugs im 15.—17. Jahrhundert ist von höchster kultureller Bedeutung. In keinem besseren Hause fehlte zum Trunk die Steinzeugschnelle vom Rhein. Gleichzeitig entstanden Fabrikationsstätten im Westerwald und in Thüringen. Im Osten Deutschlands gelangte die Herstellung von Steinzeug vom 16. Jahrhundert ab in den Orten Muskau, Bunzlau und Naumburg/Queis zu hoher Entwicklung.

Das 19. Jahrhundert brachte den Beginn grundlegender Aenderungen in der Entwicklung der Steinzeugindustrie, vor allen Dingen in der Art der Fabrikate. Geht bisher wie ein roter Faden durch ihre Geschichte die Herstellung von geschmacklich beeinflußten Gefäßen und Geräten für Haushalt und Zierde, so treten von da ab die Erzeugnisse der Technik in den Vordergrund. Veranlassung für das rasche Wachstum der Steinzeugindustrie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die Kanalisierungen der Großstädte zum Zwecke der hygienisch einwandfreien Fortleitung des Schmutzwassers und der Fäkalien aus dem Stadtgebiet.

Gleichzeitig benutzte die chemische Industrie Gefäße, Geräte, Röhren, Wannen, Apparate und Maschinen aus Steinzeug in steigendem Maße. Später traten als Verbraucher im großen hinzu die Landwirtschaft und die Elektrotechnik.

Die Kriegserfahrungen von 1870/71 zur Vermeidung von Epidemien, sowie die inzwischen außerordentlich geförderten Forschungen auf dem Gebiete der Bakteriologie hatten die Bedeutung hygienischer Einrichtungen in weitesten Volkskreisen bekannt gemacht und veranlaßten die Städtekanalisierungen.

Die Fabrikation von Steinzeugröhren faßte zunächst in England Fuß. Es handelte sich hier nicht um ein Steinzeugprodukt, sondern mehr um eine Irdenware mit porösem Scherben.

Der Berliner Industrielle Carl Adolf Brandt war in seiner Eigenschaft als Gas- und Wasserfachmann bei den von ihm ausgeführten Kanalisationsarbeiten gezwungen, englische Tonrohre zu verlegen. Er fühlte sich veranlaßt, den Bezug vom Auslande zu beseitigen und errichtete zu diesem Zweck im Jahre 1873 in Münsterberg eine Fabrik zur Herstellung von Kanalisationsröhren aus Steinzeug, von Ton- und Schamottewaren. Hiermit führte er in

unserer Stadt, die damals noch nicht 6000 Einwohner zählte, die erste Großindustrie ein. Er erwarb in Reindörfel ein Bauerngut. Die Gründung der Fabrik basierte auf einem Tonlager, 2 km von dem jetzigen Werk entfernt, in den Gemarkungen Reindörfel und Leipe gelegen.

Im Laufe der Jahrzehnte ist in dieser Tongrube ein großartiger Abbau entstanden, der ein interessantes über 20 m hohes Profil durch die Ablagerungen der Tertiär- und Diluvial-Zeit bloßlegt. Im unteren Teil begegnet uns der Schutt des tertiären Sudetengebirges, abgeschwemmt durch herabfließendes, in seinem Vorlande aufgestautes Wasser. Die tiefste erschlossene Schicht bildet der für die Fabrikation der Steinzeugröhren verwendete Ton mit einer Mächtigkeit von 1,5—2,8 m von brauner bis schwarzer Farbe. Auf dieser unteren Tonschicht liegen 6—8 m Sande und Kiese von heller Farbe. In diesen kommen überwiegend Quarze und Kieselschiefer vor, gelegentlich auch Quarzporphyre und Melaphyre, lauter Gesteine, die in Schlesien selbst zu Hause sind. Den Sanden ist Kaolin beigemischt. Auf diesen Schichten liegt eine zweite Tonschicht, der sogen. obere Ton mit einer Mächtigkeit von ca. 1 m. Dieser ganze Teil des Profils deutet auf einen, dem Sudetengebirge der Tertiärzeit vorgelagerten See hin, in welchem die Verwitterungsprodukte jenes Gebirges abgelagert wurden. Ueber der oberen Tonschicht beginnt die diluviale Oberlage mit groben und feinen Kiesen von gelber bis brauner Farbe, die weder chemisch noch mechanisch auch nur annähernd so durchgearbeitet sind, wie die darunter liegenden tertiären Sand- und Kiesschichten. Sehr bezeichnend ist dann vor allem der über den feinen Kiesen lagernde Geschiebelehm in einer Mächtigkeit von 6—10 m. Seinen Ursprung verdankt er der Gletschertätigkeit der Eiszeit. Die oberste Schicht besteht aus Löß, dessen verwitterte Oberfläche den Acker des Plateaus bildet. Die Tongrube war in früheren Jahren und auch noch heute das jährliche Exkursionsziel der Studierenden des geologischen Instituts der Universität Breslau.

Inzwischen sind die für die Gewinnung günstig gelegenen Tonschichten in der Grube abgebaut und die Förderung des Rohmaterials seit dem Jahre 1908 an dieser Stelle wesentlich eingeschränkt worden. Von der Firma wurden um diese Zeit in den Kreisen Striegau und Neumarkt in den Orten Beckern und Peicherwitz neue Tongruben erschlossen, aus denen auch heute noch das Werk mit seinem Hauptrohmaterial, dem Steinzeugton, versorgt wird.

Im Jahre 1874 kam die neu errichtete Fabrik mit 3 Rundöfen und 100 Arbeitern in Betrieb. Sie vergrößerte sich infolge des bedeutenden Umsatzes der guten Erzeugnisse von Jahr zu Jahr, sodaß sie zum größten Werk dieser Art auf dem Kontinent heranwuchs. Das Wachstum des Werkes erhellt am besten daraus, daß statt der ursprünglich vorhandenen 3 Rundöfen jetzt ca. 40 Oefen verschiedener Größe und Form in Betrieb genommen werden können. Bei voll ausgenutztem Betriebe wurden vor dem Weltkriege ca. 700 Arbeiter beschäftigt und vom Frühjahr bis Herbst täglich 15 Waggons fertige Produkte abgerollt. In den ersten Jahren nach der Gründung wurden in der Kraftstation ca. 45 PS entwickelt. Diese Leistung ist jetzt auf 550 PS gesteigert worden. Der Grundbesitz des Werkes umfaßt eine Fläche von 75 ha.

Schon im Jahre 1875 wurde das Werk Hauptlieferantin der Städte Berlin und Breslau und erwarb sich durch das gleichmäßig ausgezeichnete Fabrikat Weltruf. Viele Städte des Auslandes wie Kowno, Warschau, Lodz, Moskau, Nischni-Nowgorod, Astrachan, Samara, Jekaterinoslaw, Jekaterinburg,

Suczawa, Budapest, Bukarest, Czernowitz, Belgrad, Nisch u. a. sind mit Münsterberger Steinzeugröhren kanalisiert.

Die Herstellung der Steinzeugwaren als Hauptfabrikationszweig läßt sich in 3 Abschnitte gliedern: 1. die Aufbereitung, 2. die Formgebung, 3. das Brennen. Bei der Aufbereitung der Rohmaterialien kommt es für die Erzeugung eines hochstehenden Fabrikates in erster Linie darauf an, daß die verschiedenen Tone, Magerungs- und Sinterungs-Mittel in stets gleichmäßiger Zusammensetzung den Aufbereitungsmaschinen zugeführt werden. Nachdem die Materialmischung durch Kollergänge, Walzwerke, Tonschneider und Strangpressen genügend durchgearbeitet worden ist, wird sie in kellerartige Räume, sogenannte Maukräume, befördert, wo durch mehrwöchentliches Lagern eine Erhöhung der Bildsamkeit und anderer Eigenschaften erreicht wird. Nach genügender Lagerung erfolgt eine zweite Durcharbeitung auf Maschinen und hieran anschließend beginnt die eigentliche Formgebung. Diese geschieht zum größten Teil auf Muffenrohrpressen, zum kleineren durch Hand. Nach ausreichender Ansteifung werden die geformten Gegenstände geputzt und alsdann dem Trockenprozeß, der eine besonders sorgfältige Führung erfordert, übergeben. Zu diesem Zwecke stehen in den Gebäuden oberhalb der Erdgeschosse 37 500 qm Fläche zur Verfügung. Nach beendeter Trocknung gelangt die Ware zum Brennen in die Oefen, wo zur Erzielung eines tadellosen Fabrikates ebenfalls größte Sorgfalt angewendet werden muß. Das Brennen erfordert einen Zeitraum von 3—5 Tagen, woran sich eine ebenso lange Abkühlung schließt. Die während des Brennprozesses allmählich gesteigerte Temperatur muß zur Erreichung des Garbrandes bis auf 1250 ° getrieben werden. Kurz vor Erreichung dieser Temperatur geschieht durch Einwerfen von Gewerbesalz in die gut durchglühten Feuerungen die Erzeugung der Glasur. Nach Abkühlung der Oefen bis auf 30—40 ° erfolgt das Herausnehmen der Ware. Hieran schließt sich das Sortieren sowie der Abtransport zu den Lagerplätzen. Ein ausgedehntes Netz von Normalspur- und Schmalspurgleisen auf allen Teilen des Werkes ermöglicht eine direkte Verladung in die Waggons, welche durch eigene Lokomotiven von und zur Bahn gebracht werden. Neben den Fabrikanlagen sind noch große Reparaturwerkstätten ꝛc. vorhanden.

Der Besitzer Carl Adolf Brandt wandelte das Unternehmen bald nach seiner Gründung in eine Aktiengesellschaft um. Im Jahre 1904 wurde diese mit einer Anzahl anderer gleichartiger Werke, die sich in Krauschwitz OL., Lugknitz OL, Bettenhausen bei Kassel und in Charlottenburg befinden, zu den Deutschen Ton- und Steinzeugwerken, Aktiengesellschaft zusammengeschlossen. Später kamen noch Werke in Bitterfeld und Freienwalde a. d. Oder hinzu. Die Firma besitzt ein Aktienkapital von 10 000 000 RM. und ist mit ihren Fabrikationsstätten und Beteiligungen an anderen Werken der keramischen Industrie des In- und Auslandes das bedeutendste Unternehmen dieser Art.

Doch nicht nur die Fabrikanlagen sind vergrößert und besonders in der letzten Zeit verbessert worden, sondern die Leitung der Firma hat in fürsorglicher Weise für Arbeiter und Angestellte durch Schaffung von Arbeiter- und Beamten-Kolonien gesorgt. 17 Arbeiterwohnhäuser gewähren 53 Arbeiterfamilien und 6 Beamtenwohnhäuser 25 Angestelltenfamilien Unterkunft. Manche Sorge ist durch diese soziale Tätigkeit der Firma der Stadtverwaltung in früherer Zeit abgenommen worden.

Bei dem 50jährigen Jubiläum des Werkes im Jahre 1923 konnten 81 Arbeiter und 11 Angestellte auf eine 26—45jährige Tätigkeit im Betriebe zurückblicken. Jedes Jahr vollenden eine neue Anzahl Werksangehörige ihre 25jährige Tätigkeit bei der Firma. Zur Zeit erhalten 60 invalide Arbeiter und Arbeiterinnen laufend monatliche Unterstützungen. Die im Ruhestande befindlichen Angestellten oder deren Witwen beziehen Renten, die nicht unerheblich über den Leistungen der Angestelltenversicherung liegen.

Die Nachkriegszeit mit ihren wirtschaftlichen Umwälzungen ist auch an den Steinzeugwerken nicht spurlos vorübergegangen. Rationalisierungsmaßnahmen mußten durchgeführt werden, um konkurrenzfähig zu bleiben. Der Absatz gestaltete sich teilweise sehr schwierig, da im Auslande große Gebiete verloren gegangen sind und der inländische Markt nicht mehr die gleiche Aufnahmefähigkeit besitzt. Durch Einführung neuer Artikel wurde ein Ausgleich angestrebt.

Neben Steinzeugwaren für Kanalisation und Landwirtschaft werden schon seit Jahrzehnten auch feuerfeste Produkte, besonders Schamottesteine für Kokereien, Stahlwerke, Gießereien, Kesselfeuerungen, Herde, Backöfen, alle Hausbrandöfen 2c. hergestellt. Bei den alten Abnehmerkreisen in Steinzeugartikeln gilt es fortgesetzt, die Konstruktionen zu verbessern und neue Formen herauszubringen. So werden nicht nur runde Röhren mit ihren Facons, sondern auch viereckige von quadratischem und rechteckigem Querschnitt für Dunstabzüge, Wäsche- und Ventilationsschächte, Laboratoriumsschränke 2c. geliefert.

Die Landwirtschaft ist seit langem Großabnehmer der bekannten Futtertröge, Krippen, Schalen, Näpfe aus Steinzeug. Hier stehen diesem keramischen Werkstoff mit seinen hervorragenden Eigenschaften noch große Anwendungsgebiete offen. Für den Bau von Grünfuttersilos werden neuerdings Steinzeug-Spezialsteine angefertigt, die infolge ihrer Säurefestigkeit und Preiswürdigkeit allen anderen Baustoffen überlegen sind. Allmählich beginnt in Ländern mit hochstehender Landwirtschaft der Begriff einer Hygiene des Viehstalles Allgemeingut zu werden. Das im Jahre 1930 herausgegebene deutsche Milchgesetz sieht besondere Bestimmungen für die Reinhaltung des Kuhstalles, Aufbewahrung und Behandlung der Milch vor. Aeußerst billige Wandplattenbeläge aus Steinzeug werden den gestellten Forderungen gerecht, da sie mit ihrer glatten Oberfläche die leichteste Reinigung ermöglichen und keine Brutstätten für Insekten und Fäulniserreger bilden. Die Viehstände werden zweckmäßig mit einer besonders warmhaltenden Stallbodenplatte aus Steinzeug, die mit Hohlzügen versehen ist, ausgestattet. Sturzbutterfässer aus braunem und weißem Steinzeug sind viel leichter rein zu halten, als solche aus Holz.

Im Haushalt erobert sich das Münsterberger Steinzeug immer weitere Anwendungsgebiete. Hier werden Einlegetöpfe und Pökelfässer aus Steinzeug zum Konservieren von Kraut, Bohnen, Gurken, Fleisch, Eiern usw. benutzt. Die so aufbewahrten Lebensmittel halten sich im Geschmack und Aussehen vorzüglich. Eine Spezialkonstruktion, nämlich eine solche mit Wasserverschluß, ermöglicht die sichere Abdichtung des Einlegegutes gegen die Außenluft und verhindert die Berührung des Einlegegutes mit Insekten und Fäulniserregern. Der gleiche Verschluß wird bei Gärgefäßen aus Steinzeug angebracht.

Für die Aufbewahrung von Butter gibt es kein besseres Gefäß als einen Steinzeugtopf. Diese Erkenntnis ist mehrere hundert Jahre alt. In England wurden Buttertöpfe aus Steinzeug bereits im 17. Jahrhundert hergestellt.

Eine besondere Parlamentsakte aus dem Jahre 1661 bestimmte, daß diese Töpfe nicht mehr als 6 Pfund wiegen und mindestens 14 Pfund Butter fassen sollten.

Für die Waschküche werden Waschtröge mit angeformtem Waschbrett aus Steinzeug geliefert. Derartige Tröge in einer Waschküche einmal aufgestellt, befreien die Hausfrau von der Beschaffung und Pflege der hölzernen Wannen und Kübel sowie Waschbretter mit Zinkeinlage. In der Küche gelangen Spülsteine und Aufwaschtische aus braunem Steinzeug in immer größerem Umfange zur Anwendung Infolge ihres niedrigen Preises wird der Einbau auch bei den kleinsten Wohnungen ermöglicht.

Ein neues Gebiet, in welches der keramische Werkstoff „Steinzeug" immer mehr eindringt, ist die Gesundheitstechnik. Unsere Ansprüche in hygienischer Beziehung wachsen fortgesetzt. Während in früheren Zeiten Hygiene eine Angelegenheit des einzelnen Individuums war, umfaßt sie heute die gesundheitliche Regelung großer Menschenmassen, die sich in Städten, Fabriken, Schulen, Kasernen, bei Versammlungen zusammendrängen. Sie hat dadurch eine riesige soziale Bedeutung erlangt.

Eines ihrer Hauptziele ist die Möglichkeit der bequemen Reinhaltung des menschlichen Körpers, sowie die erfrischende und gesundheitsfördernde Wirkung eines täglichen Bades auch den ärmeren Schichten einer Volksgemeinschaft zugänglich zu machen, ferner durch die Anlage von Volks- und Schulbädern erzieherisch auf die Massen zu wirken. Bekannt sind die seit längerer Zeit im Gebrauch befindlichen großen Waschtische für fließendes Wasser, Badewannen, Brausemulden, Fußbadewannen, Klosetts aus weißen keramischen Werkstoffen, wie Porzellan, Steingut, Feuerton. Alle diese sanitären Einrichtungsgegenstände werden bei den Steinzeugwerken in ihrem braunen Material hergestellt. Hinsichtlich Haltbarkeit, Festigkeit, Glätte der Glasur, Widerstand gegen den Angriff von Laugen und Säuren sind sie natürlich denjenigen aus anderen keramischen Werkstoffen mindestens gleichwertig, liegen aber mit ihren Preisen weit unter diesen. Sie sind überall da am Platze, wo es nicht notwendig ist, ein gewisses Luxusbedürfnis zu befriedigen, sondern wo es auf Preiswürdigkeit ankommt. Derartige Fälle ergeben sich in der heutigen Zeit besonders zahlreich bei kleinen Wohnungen, Schulen, Fabriken, Bahnhöfen und auf dem Lande.

Da, wo die Baukosten beschränkt sind und die Einrichtung eines Badezimmers in der Wohnung nicht zulassen, sind Brausemulden mit und ohne Sitzgelegenheit aus Steinzeug am Platze, da sie wenig Raum benötigen und an und für sich bedeutend billiger sind.

In Jugendherbergen und Sporthallen muß einer größeren Anzahl von Personen die gleichzeitige, bequeme und schnelle Reinigung des ganzen Körpers oder von Körperteilen möglich sein. Waschbecken für Reihenwaschanlagen, Brausemulden, Fußbadewannen aus braunem Steinzeug erfüllen diese Aufgabe. Für Bedürfnisanstalten in öffentlichen Gebäuden, Bahnhöfen, auf Plätzen 2c. sind Stände, Plattenbeläge aus Steinzeug das einzig gegebene Material.

Besonders die Einführung neuer Artikel zeigt, wie bei veränderten Verhältnissen in einem industriellen Unternehmen neue Wege beschritten werden müssen.

Die Deutschen Ton- und Steinzeugwerke, Aktiengesellschaft, verfolgen weiter das Ziel, die Qualität ihrer Erzeugnisse zu steigern und den in jahrzehntelanger Arbeit erworbenen Ruf im In- und Auslande zu festigen.

Die Zuckerfabrik Münsterberg.

Max Schöngart.

Den Plan zur Errichtung einer Zuckerfabrik in Münsterberg faßte der damalige Leiter und Hauptaktionär der Deutsche Tonröhren- und Chamotte-Fabrik Aktiengesellschaft, Münsterberg (jetzt Deutsche Ton- und Steinzeugwerke Aktiengesellschaft), Herr Carl Adolph Brandt in Bürgerbezirk bei Münsterberg.

Bei der am 18. November 1882 stattgefundenen Gründungsversammlung waren als Gründer vertreten: Stabsarzt Dr. Stephan Mende, Münsterberg, Maschinen-Ingenieur Hermann von Mitzlaff, Ferch bei Werder, Fabrikbesitzer Reinhold Stiller, Breslau, Baumeister Wilhelm Rhenius, Breslau, Fabrikdirektor Carl Adolph Brandt, Bürgerbezirk bei Münsterberg. Die Genannten stellten ein Aktienkapital von 1 000 000 Mark zur Verfügung.

Der erste Aufsichtsrat bestand aus den Herren: Stabsarzt Dr. Stephan Mende, Münsterberg, Vorsitzender; Fabrikbesitzer Reinhold Stiller, Breslau, stellvertretender Vorsitzender; Maschinen-Ingenieur Hermann von Mitzlaff, Ferch bei Werder; Baumeister Wilhelm Rhenius, Breslau; während Herr Carl Adolph Brandt zum Vorstandsmitgliede und Direktor der Fabrik gewählt wurde.

Ein geeigneter Bauplatz, welcher in der Nähe von Wasser und Eisenbahn liegen mußte, wurde in dem der Deutsche Tonröhren- und Chamotte-Fabrik Aktiengesellschaft benachbart liegenden Gelände gefunden. Brandt erwarb zunächst von dem damaligen Mühlenbesitzer Ernst Werner die Walkmühle mit den dazu gehörenden Wasserrechten und Ackerparzellen. Weitere benachbarte Parzellen wurden von dem in Protzan wohnenden Lehrer Hampel und von den Eheleuten Ernst und Maria Gräser, Commende, gekauft.

Im Frühjahr 1883 wurde mit dem Bau begonnen. Daran waren beteiligt: Maurermeister Jäger, Waldenburg, sowie die Zimmermeister Apfeldt, Neisse, und Lorke, Münsterberg. Die maschinelle Einrichtung lieferte die Maschinenfabrik A. Wernicke, Halle (Saale).

Die Arbeiten schritten rüstig vorwärts, sodaß unter der Leitung des aus Rytwiany (Polen) berufenen technischen Direktors Eduard Schattmann bereits im Herbst 1883 mit der Verarbeitung der ersten Rüben begonnen werden konnte. Den damaligen Verhältnissen entsprechend war die Fabrik für eine Verarbeitung von 3000 Doppelzentner Rüben innerhalb 24 Stunden eingerichtet. Nach Ueberwindung der bei neuen Fabriken üblichen Kinderkrankheiten konnte die vorgesehene Tagesarbeitsziffer gegen Ende der Betriebszeit annähernd erreicht werden. Am 28. Februar 1884 wurde die erste Betriebszeit nach einer Gesamtverarbeitung von 225 360 Doppelzentner Rüben geschlossen.

Das erste Betriebsjahr brachte leider ein ungünstiges Ergebnis, woran die stark weichenden Zuckerpreise Schuld hatten. Der Niedergang der Zuckerpreise hielt auch in den folgenden Jahren an. Die finanzielle Lage gestaltete sich dadurch immer ungünstiger und im Jahre 1887 erwog man bereits die Auflösung der Gesellschaft. Schließlich wurden doch Mittel und Wege gefunden, die Fabrik durch Verminderung des Aktienkapitals zu sanieren.

Die darauf folgenden Jahre waren nur selten erfolgreich, trotzdem wurde die Fabrik infolge des bedeutend gestiegenen Rübenanbaus unablässig weiter ausgebaut und verbessert. Besonders umfangreiche Umbauten in den Jahren 1906 bis 1908 erhöhten die Tagesleistung auf 10 000 Doppelzentner Rüben,

sodaß fortan bequem 600 000 Doppelzentner Rüben während einer Betriebszeit verarbeitet werden konnten. Das Jahr 1911 brachte eine katastrophale Mißernte und löste demzufolge ein bisher noch nicht dagewesenes starkes Anziehen der Zuckerpreise aus. Große Posten vorverkauften Zuckers mußten anderweitig zu außerordentlichen hohen Preisen beschafft werden. Weitere erhebliche Verluste entstanden infolge fehlgeschlagener Termingeschäfte. Das Geschäftsjahr 1911/12 schloß mit einem so ungeheueren Verlust, daß er in den folgenden Geschäftsjahren niemals ausgeglichen werden konnte. Im Jahre 1913 wurde deshalb die Unterbilanz von rund 450 000 Mark durch eine abermalige Herabsetzung des Aktienkapitals, und zwar von 750 000 Mark auf 300 000 Mark beseitigt. Damit wurde das Unternehmen auf eine gesunde Grundlage gestellt. Alle Jahre brachten nun neue Verbesserungen und Fortschritte, bis der 1914 ausbrechende Krieg die weitere Entwicklung hemmte. Der Rübenanbau ging zurück und mit jedem Kriegsjahr steigerten sich die schwierigen Verhältnisse. Während der Inflationszeit konnte sich die Gesellschaft von den alten, einen ansehnlichen Betrag ausmachenden Bankschulden mit Leichtigkeit befreien. Der Gewinn des gut verlaufenen Geschäftsjahrs 1921/22 wurde (außer Zahlung einer hohen Dividende) zur Ausgabe von 300 000 Mark Gratisaktien benutzt, wodurch die Aktionäre für die Verluste aus früheren Stammkapitalverminderungen eine teilweise Entschädigung erhielten. Gleichzeitig wurde das Aktienkapital um weitere 300 000 Mark (Papiermark) erhöht. Dieser Vorteil wirkte sich besonders günstig bei der Goldumstellung aus, denn das Aktienkapital von 900 000 Papiermark konnte auf volle 900 000 Goldmark umgestellt werden.

Obwohl die verworrenen Verhältnisse der Nachkriegszeit noch immer andauern, zum Teil noch schlimmer geworden sind, ist es in den letzten Jahren gelungen, fortlaufend kleine Gewinne zu erzielen, sodaß den Aktionären zwar bescheidene, aber wenigstens regelmäßige Dividenden zugeflossen sind.

Die schwierigen Zeiten erfordern ständig weitere Betriebsverbesserungen, damit die bei Zuckerfabriken schon immer üblich gewesene intensive Arbeitsweise noch wirtschaftlicher gestaltet werden kann. 1928 wurden das Kesselhaus und die Verdampfstation neuzeitlich eingerichtet. Weitere umfangreiche Neuanlagen kamen im Laufe des Sommers 1929 zur Ausführung.

Mit den jetzigen Einrichtungen kann die Fabrik innerhalb 24 Stunden bis 12 500 Doppelzentner und während einer normalen Betriebszeit (etwa 8 Wochen) mit Leichtigkeit bis zu 700 000 Doppelzentner Rüben insgesamt verarbeiten. In den letzten Jahren betrug die Rübenverarbeitung annähernd 500 000 Doppelzentner.

Zur Dampferzeugung sind 2 Babcock-Wilcox-Kessel mit zusammen 720 qm Heizfläche, 15 atü, vorhanden, die in diesem Jahr mit neuen Feuerungen versehen werden. 3 Winands-Steilrohrkessel mit zusammen 630 qm Heizfläche, 10 atü, stehen zur Reserve da. Innerhalb einer Betriebszeit werden ungefähr 40 000 bis 50 000 Doppelzentner Kohle verfeuert.

Für Triebzwecke stehen eine große Anzahl Dampfmaschinen und Elektromotore mit insgesamt 900 PS zur Verfügung. Eine in diesem Jahr neu aufzustellende Dampfturbine von 500 KW wird den fehlenden Kraftbedarf ergänzen und die Bereithaltung einer notwendigen Reserve ermöglichen. Mit der Aufstellung der Turbine wird der Anfang zu einer später stärker einsetzenden Elektrifizierung der Fabrik gemacht.

Zum Betrieb gehören ferner viele Auslaugegefäße, Scheidegefäße, Pressen, Verdampf- und Kochapparate, Maischen, Zentrifugen, Pumpen, Saftbehälter größten Umfangs, Transmissionen, Transportmittel, automatische Meß- und Wägevorrichtungen usw. Ein eigener Kalkofen, in dem in einer Betriebszeit mit etwa 2500 Doppelzentner Koks ungefähr 25 000 Doppelzentner Kalksteine gebrannt werden, deckt den Bedarf an Stückkalk zur Bereitung von Kohlensäure und Kalkmilch, die zur Reinigung und zum Alkalischhalten der Säfte gebraucht werden. Das zum Betrieb erforderliche Wasser wird mit stündlich 480 cbm der an der Fabrik vorbeifließenden Ohle entnommen, und nach Gebrauch über Klärteiche und Rieselfelder dem Vorfluter wieder zugeleitet. Zum Trocknen der nicht frisch abgeholten Schnitzel dient eine Darre, die mit den sonst zum Schornstein hinausgehenden Rauchgasen beschickt wird. Die Rauchgase haben eine Temperatur von 300° C. und reichen aus, in einer Betriebszeit etwa 100 000 Doppelzentner frische Schnitzel in rund 10 000 Doppelzentner Trockengut zu verwandeln.

An Werkstätten sind vorhanden: Schmiede, Schlosserei, Kupferschmiede, Tischlerei, Stellmacherei und Sattlerei.

Die Fabrik stellt zurzeit nur Rohzucker her, jedoch sind seit 1922 Einrichtungen vorhanden, die es jederzeit gestatten, von der Rübe unmittelbar auf weiße Ware zu arbeiten.

Der Grundbesitz der Gesellschaft umfaßt ein Gelände von rund 20,60 ha. Auf der gewerblich benutzten Fläche steht die Fabrik mit ihren Nebengebäuden wie Kesselhaus, Kalkofen, Zuckerlager, Schnitzeldarre, Schnitzellager, Wirtschaftsgebäude, Scheune, Werkstätten. Ferner stehen auf dem Grundstück das Verwaltungsgebäude, ein Angestellten-Wohnhaus und 3 Wiegehäuser. Die Anschlußgleise münden in den Hauptschienenstrang, welcher die Deutsche Ton- und Steinzeugwerke Aktiengesellschaft mit der Eisenbahnstation verbindet.

Außer den 3 Hauptrübenabnahmestellen in der Fabrik sind für die weiter entfernt liegenden Rübengebiete 17 Sammelstellen vorhanden und zwar in Wangern, Wäldchen, Großburg, Wartotsch, Steinkirche, Tepliwoda, Tarchwitz, Altheinrichau, Heinrichau, Krelkau, Berzdorf, Carlowitz-Klodebach, Lindenau, Hertwigswalde, Kamenz, Wartha-Frankenberg und Möhlten.

Seit Bestehen der Fabrik bis einschließlich der Betriebszeit 1928/29 wurden: 15 886 155 Doppelzentner Rüben verarbeitet und hieraus 2 291 334 Doppelzentner Rohzucker aller Erzeugnisse, sowie 313 267 Doppelzentner Melasse hergestellt.

Münsterberger Konserven- und Nahrungsmittelfabrik.

Carl Seidel & Co.

Während für das Wirtschaftsleben des Kreises Münsterberg die Landwirtschaft von größter Bedeutung ist, finden in der Stadt Münsterberg eine große Anzahl von Bewohnern in der Industrie lohnenden Erwerb. Außer den Ton- und Steinzeug-Werken, welche zum Teil außerhalb der städtischen Grenzen liegen, ist die Konserven- und Nahrungsmittelfabrik Carl Seidel & Co. das größte gewerbliche Unternehmen der Stadt.

Im Jahre 1886 von Carl Gottfried Seidel begründet, befaßte sich dieses Unternehmen zunächst mit der Herstellung von Dörrgemüsen. Im Jahre 1898

wurde die Gemüsekonserven-Fabrikation aufgenommen, die sich in der Folgezeit zum Hauptbetriebszweig entwickelt hat. Die normale Jahresproduktion beträgt etwa 2000000 Dosen. Im letzten Jahre wurden etwa 80000 Zentner verschiedene Frischgemüse verarbeitet. Besonders erwähnenswert ist die Herstellung der konservierten Erbsen (Schotenkerne).

Je nach dem Ausfall der Ernte müssen in kurzer Zeit große Mengen frischer Schoten verarbeitet werden, täglich mitunter bis 2000 Zentner. Dies ist nur mit Hilfe leistungsfähiger Spezialmaschinen möglich. Auch sonst sind fast für jede einzelne Gemüseart besonders konstruierte Maschinen vorhanden. Trotz dieser umfangreichen maschinellen Anlage ist für die Herstellung einer Qualitätskonserve noch außerordentlich viel Handarbeit erforderlich. Hauptsächlich das Abfädeln der Bohnen und das Putzen und küchenmäßige Zubereiten der Wurzelgemüse (Kohlrabi, Karotten usw.) erfordern viel weibliche Arbeitskräfte. So wurden in den Hauptmonaten der letztjährigen Kampagne Juli bis Oktober durchschnittlich über 400 Leute beschäftigt.

In Verbindung mit ihrem Hauptbetriebe unterhält die Firma eine eigene Dosenfabrik, Kistentischlerei, Korbmacherei und Schlosserei. Ferner gehört ihr ein etwa 1500 Morgen großer landwirtschaftlicher Eigenbesitz in Münsterberg und dem benachbarten Leipe. Außerdem besitzt die Firma in Postelwitz, Kreis Oels, ein 400 Morgen großes Gut, welches vor allem für die Anlage von Spargel bestimmt ist. Auf diesen Gütern werden insbesondere die für den Fabrikbetrieb erforderlichen Spezialgemüse: Spargel, Stangenbohnen, Wachs- und Brechbohnen, Sellerie, Rosenkohl usw. angebaut.

Das Absatzgebiet der Konserven- und Dörrgemüse-Erzeugnisse, welche im Laufe der Jahrzehnte eine Marke geworden sind, ist in erster Linie unsere schlesische Heimatprovinz; aber darüber hinaus geht die Seidel'sche Ware teilweise unter Benutzung des schlesischen Wasserfrachtweges nach den großstädtischen Hauptkonsumplätzen wie Berlin und Hamburg und auch nach entfernteren Teilen des Reiches, u. a. nach Bremen und Königsberg i. Ostpr.

Da im Vergleich zu anderen Kulturländern in Deutschland der Verbrauch von Konserven noch gering ist, so darf mit einer günstigen Entwickelung dieser Industrie gerechnet werden.

Der Tarchwitzer Steinbruch.

Wilhelm Korn.

Das Wahrzeichen des nördlichen Teiles unseres Kreises ist der Tarchwitzer Kiefernberg. Markant hebt er sich mit seiner Höhe von 300 m von den leichten Bodenwellen ab, die das Ohletal abschließen. Sein Kennzeichen sind ein paar alte Kiefern, die von seiner Spitze aus weit ins Land schauen und dem Berg den Namen gaben.

Der Tarchwitzer Kiefernberg gehört zu den tertiären Basaltausbrüchen, die ungefähr längs des Sudetenrandbruches in NW-SO-Richtung von Goldberg aus über Jauer, Striegau, Nimptsch, Münsterberg, Falkenberg (Mullwitzberg), Oppeln, Gogolin bis zum Annaberg zu finden sind. Während seine äußere Erscheinung, die flache schildförmige Kuppe, einen Deckenerguß (Erguß auf wagerechter Grundlage) vermuten läßt, so zeigt doch sein innerer Aufbau, daß er sehr wahrscheinlich ein selbständiger Vulkan gewesen ist. Eingelagert

im Gestein finden sich schlackenartige, blasenreiche Komplexe, die für den schlesischen Basalt ziemlich selten sind.

Die mikroskopische Untersuchung des Gesteins, die auf Veranlassung der hiesigen Kreisverwaltung im Mai 1927 vom Staatlichen Materialprüfungsamt in Berlin-Dahlem vorgenommen wurde, ergab, daß es sich im Tarchwitzer Kiefernberg um ein Vorkommen von Feldspatbasalt handelt. Die dichte, mattglänzende Grundmasse setzt sich aus Feldspat, Augit, Magneteisen und einer Glasbasis zusammen. Augit ist ein Bisilikat von grün bis schwarzer Färbung, das im wesentlichen aus Kieselsäure, Kalk, Magnesia und Eisenoxydul besteht. Es ist ziemlich hart und wird von Säuren wenig angegriffen. Die Glasbasis zeigt im frischen Gestein hellgrau-braune, in angewittertem grünlich-gelbe Farbe. In der Grundmasse findet man kleine Einsprenglinge von schwarzem Augit und hellgrünem Olivin, der aus Magnesium- und Eisenoxydulsilikat besteht. Das ganze Gestein zeigt dunkelgraue bis schwarzblaue Färbung. Das Gefüge ist feinkörnig und dicht, der Bruch unregelmäßig und scharfkantig.

Wegen seiner großen Widerstandsfähigkeit gegen die Kräfte der Verwitterung und Abtragung, wegen seiner Zähigkeit und Härte gilt der Basalt, vor allem der Feldspatbasalt, heute neben dem Melaphyr als der beste und haltbarste Straßenschotter. Da er, schon nach 24 Stunden wassersatt, nur $^1/_{10}$% Wasser aufnimmt, sind die mit Basalt geschütteten Straßen sehr schnell wieder trocken. Aus denselben Gründen verwenden die Eisenbahnverwaltungen den Basalt für die Schotterung des Gleisoberbaues. Die Schwellen liegen im Schotter fest und werden von der Nässe nicht so angegriffen. Außerdem entwickelt der Schotter nur wenig Staub, was für die Haltbarkeit der Maschinen von großer Bedeutung ist. Auch für den Bau von Talsperrmauern ist der Basalt sehr gut geeignet. Der künstliche Abbau des Basaltes hat aus obigen Gründen nach dem Kriege einen gewaltigen Aufstieg genommen.

Der Basalt des Tarchwitzer Kiefernberges wird schon seit den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts abgebaut. Damals gehörte das Gelände dem Grafen Pückler und später dem früheren Landrat unseres Kreises von Chappuis auf Korschwitz. Am 1. Juli 1922 pachtete die hiesige Kreisverwaltung den Steinbruch, um ihn im Mai 1927 schließlich käuflich zu erwerben. Die Größe des gekauften Geländes beträgt 80 Morgen. Der Abbau des Basaltes erfolgte anfangs auf der Spitze des Berges. Hier findet man heute den alten, etwas verwahrlost aussehenden Bruch; denn die Basaltkäufer durften dort die Steine brechen lassen, wo sie den ihnen genehmsten Basalt fanden. Die beschäftigten Arbeiter waren zumeist Wanderarbeiter, vor allem Italiener, die ähnlich den Zimmerleuten durch Deutschland zogen und Gelegenheit suchten, ihr in den italienischen Steinbrüchen gelerntes Handwerk auszuüben. An der am Fuße des Berges vorüberführenden Straße stand ein Gasthaus, in dem wohl die Wanderarbeiter wohnten, und eine Schmiede, in der sie ihre an dem harten Stein stumpf gewordenen Handwerkszeuge wieder schärften.

Eine von oben in den Stein geführte Bruchstelle füllte sich mit der Zeit voll Wasser. Dieser Teich wird seit der Entfernung des Schilfes und Gestrüpps von Bewohnern der Umgegend als Badegelegenheit benutzt. Während dann oben frohes Badeleben herrscht, sind am Fuße des Südabhanges die fleißigen Steinarbeiter tätig.

Hier wird nun der Basalt planmäßig abgebaut. Die Arbeit ist aber sehr schwer; denn an und für sich ist Basalt sehr hart und zum andern besteht

er im Tarchwitzer Steinbruch aus großen Klötzen und nicht aus Säulen und Pfeilern wie im benachbarten Silbitz und Schmitzdorf. Dazu kommt noch, daß die Steine gegen den Kopf, d. h. gegen ihre natürliche Fallrichtung gebrochen werden, da die Klötze nach dem Zentrum zu trichterförmig einfallen. Bald nach der Uebernahme des Bruches hat die Kreisverwaltung eine Preßluft-Bohreinrichtung geschaffen. Von dem großen Rohr, das oben um den Bruch herumgelegt ist, führen dünnere Rohre zur Bruchsohle. Hier werden die Bohrmaschinen angeschlossen. Mit einer solchen Bohrmaschine kann man Sprenglöcher bis zu 6 m tief in den harten Stein hineintreiben. Gesprengt wird mit Romperit, wovon verhältnismäßig viel benötigt wird, um die Klötze auseinandertreiben zu können. Mit gewaltigem Getöse brechen die Gesteine zusammen, und oft werden Stücke weit fortgeschleudert. Nach der Sprengung beginnen die Arbeiter das gebrochene Gestein von der Bruchstelle fortzuräumen. Große Stücke werden mit schweren Steinhämmern zerschlagen. Dann werden die Steine nach der Güte, für die der Härtegrad maßgebend ist, sortiert und aufgestapelt. Der schwarzblaue Basalt wird meist als der beste angesehen. Enthält er aber zuviel Glasmasse, dann bricht er zu schalig und ist für Straßenschotter weniger geeignet. Meist werden die Steine gleich von der Bruchstelle aus verladen. Da die Kleinbahn nahe am Bruche vorbeiführt und tiefer liegt als derselbe, werden die Loren an einem Seil zur Verladerampe an dem 200 m langen eigenen Anschlußgleise hinuntergelassen. Gleichzeitig ziehen die vollen abfahrenden Loren die leeren Loren wieder zum Bruch hinauf. Am Bremsberg wird durch einen Arbeiter die Geschwindigkeit geregelt. An den Steinhalden knien die Steinschläger und zerschlagen die großen Stücke zu Schotter. Die Augen sind durch Brillen aus Drahtgeflecht geschützt. Ihr Handwerkszeug sind kleine spitze Hämmer. Oft wird der Schotter erst an Ort und Stelle hergestellt. Größere Steinbrüche haben Schotterwerke aufgestellt, in denen der Schotter maschinell hergestellt wird. Der Plan für den Bau eines solchen Werkes in Tarchwitz ist bereits vorhanden; nur fehlen in der augenblicklichen schweren Zeit die nötigen Mittel dafür. Es gibt aber auch Basaltkäufer, die den Handschlag vorziehen. Allerdings gibt es dabei wenig Splitt, der heute zur Befestigung von Fußwegen, Bahnsteigen und Sommerbahnen viel verwendet wird. Fleißig ist auch der Schmied bei der Arbeit, um die abgenutzten Bohrer, Hämmer und Hacken wieder zu schärfen.

Nach den Kaufabschlüssen richtet sich die Zahl der beschäftigten Arbeiter. Augenblicklich verdienen sich hier 30 Arbeiter der in der Nähe liegenden Dörfer ihr Brot. Die Belegschaft betrug aber schon zeitweise 100 Mann. Das beste Jahr war 1928, in dem 16 000 cbm Steine gebrochen und verkauft wurden. Seit Uebernahme des Betriebes durch die Kreisverwaltung sind bis März 1931 80 000 cbm Basalt gebrochen worden, wobei zu berücksichtigen ist, daß in der Inflationszeit sehr wenig Steine verkauft und daher weniger gebrochen wurden. Obwohl der Stein besser ist als mancher der benachbarten Basalte, ist der Tarchwitzer Bruch durch seine Lage an der Münsterberg—Frankenstein—Nimptscher Kreisbahn leider im Wettbewerb etwas behindert. Da der Stein bei dem Sprengen der jetzt etwa 30 m hohen Wand zu sehr zerschlagen wird, hat man mit dem Abbau in 2 Stufen begonnen. Ein neuer Bremsberg für die oberste Stufe ist bereits gebaut und das Gleis zum Teil gelegt.

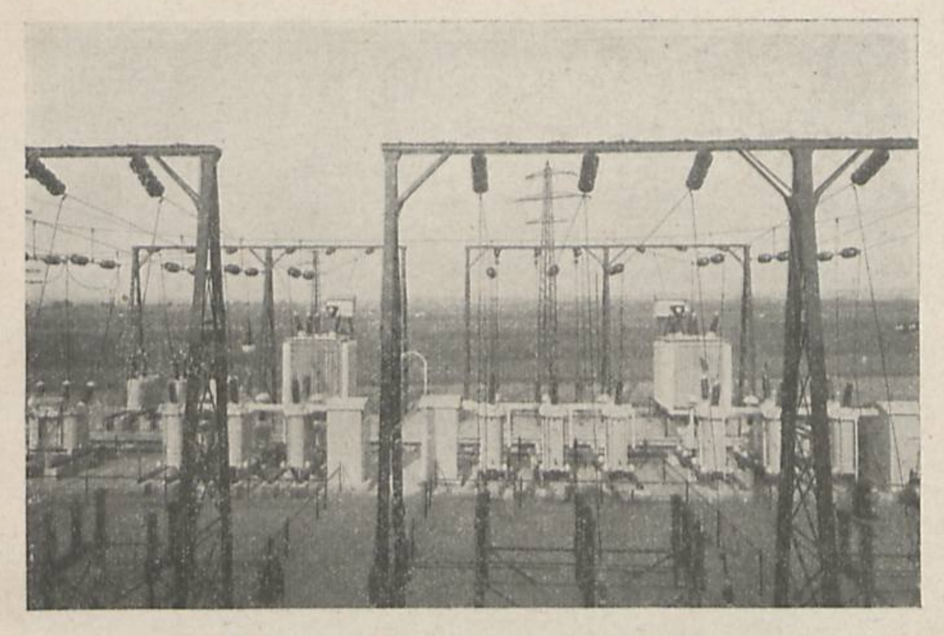
Aller Voraussicht nach wird der Tarchwitzer Basaltbruch noch Jahrzehnte abbauwürdig bleiben.

Unsere Heimat erhält Elektrizität als Kraft- und Lichtquelle.

Hermann Vogt.

Bald nach dem Weltkriege hielt die Elektrizität ihren Siegeszug in unsere Heimat. Ein großzügiges Unternehmen bereitete ihr den Weg. 1919 gründeten nämlich 12 oberschlesische Kreise und die beiden Städte Neisse und Oppeln, sowie die beiden mittelschlesischen Kreise Münsterberg und Namslau unter Beteiligung der damals noch einheitlichen Provinz Schlesien das Kommunale Kraftwerk Oberschlesien Aktiengesellschaft (K. K. O.) mit dem Verwaltungssitz in Neisse. Diese auf breiter Grundlage errichtete Gesellschaft machte sich also zur Aufgabe, das genannte Gebiet allmählich mit Elektrizität zu versorgen. In Münsterberg fanden damals zahlreich besuchte Versammlungen statt, in denen die Kreisbevölkerung durch leitende Herren des K. K. O. über das Unternehmen aufgeklärt wurde. Das Kraftwerk ging bald mutig an die Ausführung seines Planes. Doch die drohende Besetzung Oberschlesiens durch feindliche Truppen, die Ungewißheit über die kommenden neuen Reichsgrenzen in Oberschlesien, sowie die beginnende Steuerbelastung der Bevölkerung und die einsetzende Geldentwertung hemmten ein rüstiges Vorwärtsschreiten. Durch diese Unsicherheit wurde das K. K. O. gezwungen, seine Ausbautätigkeit zunächst auf die Kreise zu beschränken, die von feindlicher Besetzung und neuer Grenzziehung nicht bedroht waren; das waren die Kreise Münsterberg, Neisse, Grottkau und Falkenberg und der westliche Teil des Kreises Neustadt. Als nach dem Ausfall der Volksabstimmung in Oberschlesien feststand, daß der größte Teil des Gebietes des K. K. O. bei Deutschland verbleiben werde, wurde der Weiterausbau der elektrischen Anlagen sofort mit aller Kraft aufgenommen. Doch mit dem Fortschritt der Bauarbeiten stieg auch der Geldbedarf des K. K. O. Der konnte jedoch weder durch die Aktionäre (Kreise), noch durch die Bauzuschüsse der Stromabnehmer gedeckt werden. Das K. K. O. war daher genötigt, zur vollen Durchführung seiner Pläne sich auf breitere Grundlage zu stellen. Aus diesem Grunde trat es 1923 mit dem Reiche und mit Preußen zu einer neuen Aktiengesellschaft, dem „Ueberlandwerk Oberschlesien" (ÜWO) zusammen. Dieses übernahm die bisher geschaffenen Anlagen des K. K. O. und ist fortan in der Lage, die Aufgaben, die es vom K. K. O. übernommen hat, mit Sicherheit durchzuführen. Das ÜWO schuf vor allem die großen Hauptzuführungsleitungen, die von dem der Schles. Elektrizitäts- und Gas-A. G. gehörigen Kraftwerk Zaborze ausgehen und mit einer Spannung von 60 000 Volt den Strom nach den im Versorgungsgebiet gelegenen Umspannwerken leiten. In diesen wird die Spannung auf 15 000 Volt herabtransformiert und dann durch die Verteilungsleitungen, die über Schaltstationen führen, den Transformatorenhäusern der einzelnen Ortschaften zugeleitet. Hier wird die Spannung auf 380 Volt für Kraft und 220 Volt für Licht umgewandelt.

1928 entstand vor den Toren von Neisse das Umspannwerk Heidau. Es gehört zu den Hauptspeisepunkten des Ueberlandwerk-Netzes und dient ebenfalls zur Umwandlung von 60 000 Volt auf 15 000 Volt. Diese Anlage zeigt eine besonders bemerkenswerte Neuerung. Man hat hier nämlich sämtliche elektrische Apparate, die für die 60 000 Volt-Seite des Umspannwerkes bestimmt sind, nicht wie bisher in einem Gebäude, sondern nach modernen Anschauungen im Freien aufgestellt.



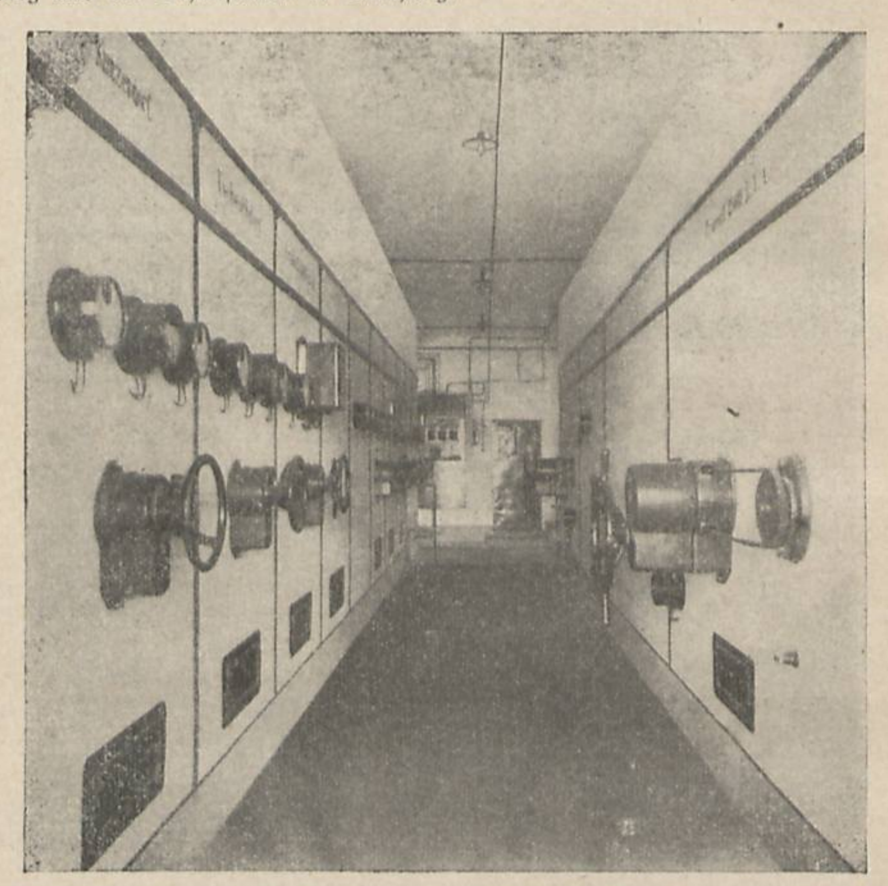
Freiluftumspannwerk Heidau bei Neisse.

Das Umspannwerk Heidau ist durch eine 60 000 Voltleitung direkt mit dem stromliefernden Werk in Zaborze verbunden. Im Jahre 1927 wurde eine weitere Höchstspannungsleitung in Betrieb genommen, die, von dem Umspannwerk Heidau ausgehend, nach Ziegenhals führt und speziell der Versorgung der zwischen Neisse und Ziegenhals ansässigen Papierindustrie dient. Ende 1929 waren im Versorgungsgebiet der Ueberlandwerk Oberschlesien Aktiengesellschaft im Betrieb: 193 km Hochspannungsleitungen für 60 000 Volt Spannung, 52 km Hochspannungsleitungen für 40 000 Volt Spannung, 2636 km Hochspannungsleitungen für 15 000 Volt Spannung, ferner: 4 Umspannwerke für 60 000 Volt Spannung, 2 Umspannwerke für 40 000 Volt Spannung, 19 Schalthäuser für 15 000 Volt Spannung, sowie 986 Uebergabe-Transformatorenstationen.

Angeschlossen waren an sein Hochspannungsnetz am Schluß des Jahres 1927: 26 Städte, 1198 ländliche Gemeinden und Güter, 259 gewerbliche Betriebe und Bahnhöfe.

Nun muß der Klarheit wegen noch besonders betont werden, daß das Ueberlandwerk Oberschlesien nicht selbst elektrischen Strom erzeugt, also — wie auch aus der vorstehenden Aufzählung aller seiner Anlagen hervorgeht — kein eigenes Elektrizitäts-Kraftwerk besitzt. Es kauft vielmehr den Strom von dem Kraftwerk Zaborze in Oberschlesien und von dem Elektrizitätswerk Schlesien in Tschechnitz bei Breslau und führt ihn, wie sein Name sagt, durch seine Hochspannungsleitungen übers Land in dein Dorf, deine Wohnung und deine Wirtschaftsgebäude. Das ÜWO ist also nicht Stromerzeuger, sondern lediglich Stromlieferant.

In dem gesamten Versorgungsgebiet des ÜWO war nun der Kreis Münsterberg der erste, welcher mit Elektrizität ausgebaut wurde. Im Jahre 1919 begannen im Kreise die Arbeiten. Wir konnten beobachten, wie allmählich ein dichtes Netz von Starkstromleitungen in schnurgeraden Linien den Kreis nach allen Richtungen überzog, das jetzt die Elektrizität in Stadt- und Landgemeinden führt und noch unversorgten Gemeinden Gelegenheit zum Anschluß bietet. Die Gesamtlänge des Leitungsnetzes im Kreise beträgt ca. 123 km. Für die Stromversorgung der einzelnen Ortschaften dienen das Umspannwerk in Münsterberg und die Schaltstation in Tarchwitz.



Schaltgang des Umspannwerkes Münsterberg.

Mit den örtlichen Ausbauarbeiten ging die Kreisstadt Münsterberg den Landgemeinden mit gutem Beispiel voran. Bald folgte in raschem Tempo eine Anzahl von Landgemeinden. Allerwärts bildeten sich auf dem Lande Elektrizitäts-Genossenschaften. Man sprach damals von einem förmlichen „Hunger nach Elektrizität“ auch bei den Dorfbewohnern. Die vorwärts strebenden, zielbewußten führenden Männer der Gemeinden hatten aber trotzdem oft harte Kämpfe zu

überwinden gegenüber ängstlichen Quertreibern, die bei geruhsamem Festhalten am „guten Alten" und in ihrer kurzsichtigen Sorge um ihren papiernen Reichtum den wirtschaftlichen Wert dieses wichtigen Kulturfortschrittes nicht erkannten. Auch kam dazu, daß in den Baukostenanschlägen für die Ortsanlagen die Bausummen sich in die schwindelnden Höhen von Hunderttausenden verstiegen, Summen, die für eine Landgemeinde über das Fassungsvermögen hinausgingen und die selbst mutige Führer bedenklich stimmen konnten. Dazu gesellten sich oft noch harte Kämpfe mit den Baufirmen, welche die elektrischen Anlagen in den Ortschaften ausführen sollten. In den Bauverträgen spielte nämlich des unsicheren Geldwertes wegen der regelmäßig vorkommende Ausdruck „Preise freibleibend" eine verhängnisvolle Rolle. Und so kam es, daß die Baufirmen mitunter schon mit einer hohen Mehrforderung kamen, noch ehe der Bau begonnen hatte. Alle diese Schwierigkeiten und Hindernisse waren aber nicht imstande, den begonnenen Siegeslauf der Elektrizität aufzuhalten. Im Laufe des Sommers 1920 wurde in einer Reihe von Ortschaften der elektrische Ausbau vollendet.

So erfolgte am 16. Oktober 1920 der erste Anschluß an das Hochspannungsnetz im Kreise Münsterberg, und das war der der Stadt Münsterberg. Es war die erste Einschaltung im Versorgungsgebiet des ÜWO überhaupt. Die Inbetriebsetzung der ersten ländlichen Gemeinden, und zwar von Altheinrichau, Heinrichau und Taschenberg, erfolgte nur wenige Tage später am 21. Oktober 1920. Eichau wurde am 26. Oktober, Olbersdorf am 3. November eingeschaltet. Die übrigen den elektrischen Anschluß vorbereitenden Gemeinden wurden in den folgenden Monaten bezw. Jahren an das Stromverteilungsnetz angeschlossen. Die Zahl der mit Elektrizität versorgten Gemeinden im Kreise beträgt 48. Außerdem werden noch 31 Güter mit Strom beliefert.

Die gesamte durch das ÜWO an den Kreis Münsterberg im Jahre 1929 abgegebene elektrische Arbeit betrug 1 867 404 Kilowattstunden.

Der ersten Einschaltung einer neuen Ortsanlage wurde, da die rätselhafte elektrische Einrichtung den meisten Bewohnern der Heimat noch unbekannt war, allerwärts gespanntestes und freudigstes Erwarten entgegengebracht. Ein Auto des ÜWO sauste am angesagten Abend in vorgerückter Stunde in das Dorf. Es hielt vor dem Transformatorenhause. Eine kurze Besichtigung des Innenausbaues desselben durch die erschienenen Herren. Dann eine rasche Rückfahrt in das Schalthaus nach Münsterberg. Ein sicherer Griff und — ein Blitz zuckte durch die Hochspannungsleitung ins eben besichtigte Transformatorenhaus im Dorfe. Kinder und Erwachsene liefen hier rufend und jubelnd mit den einschaltenden Monteuren von Gehöft zu Gehöft und bestaunten und bewunderten das helle Aufleuchten der Fenster durch das geheimnisvoll strahlende elektrische Licht. Die Gemeinde und die Heimat hatten einen mächtigen sieghaften Kulturfortschritt gemacht.

Verkehrsverhältnisse im Kreise einst und jetzt.

A. Kunststraßen.

Karl Kremser.

Die Dichte der Verkehrswege in einem Bezirk ist ein Gradmesser für seine wirtschaftliche Lage, den Betriebsfleiß seiner Einwohner und seinen gesamten Kultur-

stand. Trotzdem in unserem Kreise die den Verkehr so hoch steigernde Industrie fast ganz fehlt, ist das Straßennetz doch ein weit verzweigtes und gibt dadurch Zeugnis von dem hohen Stande der heimischen Landwirtschaft, die, gestützt auf den fruchtbaren, schweren Lößboden, durch steten weiteren Ausbau der Straßen sich immer erfolgreicher entwickeln kann. Dem war nicht immer so.

Noch vor etwa 80 Jahren besaß der Kreis nicht eine einzige Kunststraße. Wenn auch den alten „Kreisständen" schon in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts allgemein das gesetzliche Recht verliehen worden war, für gemeinnützige Einrichtungen und Anlagen im Interesse des Kreises sowie zur Beseitigung eines den Kreis bedrohenden Notstandes Ausgaben zu beschließen und Kreisabgaben zu erheben, wurde die erste Kunststraße vom Kreise erst im Jahre 1851 von Münsterberg nach Frankenstein gebaut. Zwei Jahre vorher wurde von privater Seite durch Ausgabe von Aktien die Straße Strehlen—Patschkau in Angriff genommen. Die Finanzierung baute sich auf den Straßenzöllen auf. Da aber die Einnahmen enttäuschten, wurde für den Unterhalt der Straße nicht allzuviel getan. Um sie nicht ganz verfallen zu lassen, mußte sie im Jahre 1906 vom Kreise übernommen werden. Ihre Instandsetzung erforderte allein einen Kostenaufwand von 401 000 Mark.

Im Jahre 1854 wurde die Straße Strehlen—Frankenstein über Neobschütz—Tarchwitz—Tepliwoda und die Strecke Tepliwoda—Diersdorf gebaut, im Jahre 1856 die Straße nach Grottkau. Vier Jahre später, im Jahre 1860, erfolgten die Straßenbauten Münsterberg—Neisse und Heinrichau—Altheinrichau. Nach dem Kriege 1866 wurde im Neißetal die Strecke Neuhaus—Kamenz ausgebaut. Dann ruhte der Straßenbau über 15 Jahre und wurde erst wieder in den 80er Jahren aufgenommen. In diesem Jahrzehnt wurde das Straßennetz um die Strecken Münsterberg—Ottmachau, Tepliwoda—Siegroth, Münsterberg—Frömsdorf und Heinrichau—Haltauf erweitert. 1888/89 erfolgte der Ausbau der um die Stadt führenden Wallstraße. Bis zur Jahrhundertwende wurden noch sechs Verbindungschausseen in einer Gesamtlänge von 10 km gebaut. Um diese Zeit übernahm Landrat Dr. Kirchner die Leitung des Kreises. Sein besonderer Eifer galt dem Schaffen guter Straßen und sein Streben ging dahin, jede Gemeinde des Kreises durch eine Chaussee an das Verkehrsnetz angeschlossen zu wissen. So wurden bis zum Weltkriege über 30 km Straßen neugebaut. Ja, trotz der schweren wirtschaftlichen Lage nach Kriegs- und Inflationszeit konnte das Straßennetz noch um über 4 km Neubauten vermehrt werden. Hinzu kam im Jahre 1930 die Uebernahme der 6,2 km langen Strecke Bahnhof Heinrichau—Moschwitz von der Herrschaft Heinrichau und 700 lfd. m Eisenbahnstraße zum Bahnhof Heinrichau von der Eisenbahnverwaltung.

Nichtahnend die Umwälzung des Verkehrs, die durch Einführung der motorischen Kraft als Zugmittel eingetreten ist, wurden die Straßen entsprechend ihrer damaligen Bedeutung nur für den lokalen Verkehr und als Zubringer für die Eisenbahn größtenteils im Zuge der alten Wege gebaut, um Grunderwerbskosten zu sparen. Diese Linienführung mit ihren vielen Kurven behindert den Schnellverkehr der Autos erheblich und gefährdet auch den gesamten Verkehr. Die bisher übliche Bauweise der wassergebundenen Schotterstraße ist dem raschen und schweren Lastverkehr nicht mehr gewachsen. Eine Anpassung des Ausbaues an die derzeitigen Beanspruchungen ist zwingend erforderlich. Da aber ein

Umbau für diese Anpassung an den neuzeitlichen Verkehr über die Leistungsfähigkeit des Kreises als Wegeunterhaltungspflichtigen geht, andererseits der Verkehr nicht mehr wie früher ein nur engbegrenzter lokaler ist, sondern vermöge der Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Autos über große Bezirke führt, war eine andere Lastenverteilung geboten. Diese wurde erreicht in Verbindung mit der Provinz durch die Schaffung der sogenannten Durchgangsstraßen, bei denen die Provinz 75% der Unterhaltungskosten für den Fernverkehr und der Kreis 25% für den Nahverkehr trägt. Zu diesen Durchgangsstrecken gehört die Straße Breslau—Neisse, beginnend an der Strehlener Kreisgrenze über Heinrichau, Münsterberg, Eichau bis zur Grottkauer Kreisgrenze und die Straße nach Frankenstein. Das Kreisstraßennetz umfaßt 39 Straßen mit 194,6 km Länge. Hinzu kommen noch 9,3 km Gemeindechausseen und 2,0 km der Herrschaft Heinrichau, insgesamt rund 206 km auf 343,6 qkm Kreisfläche.

B. Das Postwesen im Münsterberger Land.

Agnes Pelte.

Das Postwesen hat im Kreise Münsterberg dieselbe Entwicklung genommen wie in anderen deutschen Landen. Die Notwendigkeit eines regelmäßigen Nachrichtenverkehrs ergab sich erst im Laufe der Zeit, als Handel und Verkehr sich entwickelten, Lesen und Schreiben immer mehr Gemeingut des deutschen Volkes wurden und Kunst und Wissenschaft aufblühten. Für die Beförderung von Nachrichten, die den kaiserlichen Hof und die Verwaltung des Reiches betrafen, hielt man eigene Sendboten. Aber schon Karl der Große versuchte durch regelmäßig eingerichtete Beförderungsmittel die weit auseinanderliegenden Teile seines großen Reiches einander näher zu bringen. Diese Einrichtungen waren aber nur von kurzer Dauer. Das Weiterbesorgen der Briefe blieb nach wie vor Sache des einzelnen. Man gab daher seine Briefsachen gelegentlich Pilgern oder Kaufleuten mit.

Im Interesse des Handels gingen Briefe hin und her, die entweder durch reisende Kaufleute oder besondere Boten bestellt wurden. Es entwickelte sich allmählich ein regelmäßiger Botenverkehr von Stadt zu Stadt. Nachweisbar bestand schon am Ende des 12. Jahrhunderts ein solcher Nachrichtenverkehr zwischen Regensburg und Kiew. Schon 1380 stand Schlesien im Verkehr mit Venedig. Im Nürnberger Staatsarchiv sind 50 Briefe aus dem Jahre 1444 vorhanden, die Zeugnis geben, daß Breslauer und Görlitzer Kaufleute in regelmäßiger Verbindung mit Geschäftsfreunden und Handelshäusern oberdeutscher Städte standen.

Durch ihren Beruf kamen die Metzger weit im Land umher. Ihnen gab man mit Vorliebe Briefsachen zur Beförderung mit. Daraus entwickelten sich die sogenannten Metzgerposten. In vielen Orten Süddeutschlands wurde der Fleischerinnung der Postdienst zur Pflicht gemacht. So mußten die Fleischer von Eßlingen den Postdienst der Reihe nach besorgen. Die Metzgerknechte bliesen bei Ankunft und Abfahrt des Wagens. Von ihnen stammt die Sitte der Posthörner.

Mit steigendem Handel und fortschreitender Bildung des Volkes wurde das Verlangen nach verbesserten Posteinrichtungen immer größer. 1504 beauftragte daher Kaiser Maximilian (1493—1519) den italienischen Edelmann Franz von Taxis mit der Herstellung regelmäßiger Postverbindungen. 1516

wurden dieselben zur öffentlichen Benutzung freigegeben. Das Haus Thurn und Taxis übernahm das Postwesen, erhielt die Einkünfte und besorgte dafür unentgeltlich die kaiserliche Post.

Es wurden Reit- und Fahrposten eingerichtet. Die Fahrposten nahmen auch Personen mit. Es war keine Erholung, bei den schlechten Landstraßen tagelang in dem plumpen, ungefederten und ungepolsterten Postwagen zu sitzen. Dennoch galt die Fahrpost als ein großer Fortschritt, und der Fahrgast vergaß alle Unbequemlichkeiten der Reise, wenn „Schwager" lustig blasend in ein Städtchen einfuhr und die Einwohner neugierig zusammenliefen.

Der große Kurfürst gründete 1646 eine Postverbindung in Brandenburg. Bald darauf eine solche zwischen Königsberg und Berlin. Auch Friedrich der Große sorgte für das Postwesen. Aus dem Lager zu Woiselwitz bei Strehlen hatte er schon 1741 eine Kabinettsorder erlassen, in der es heißt: „Das Postwesen soll dem Interesse des Königs und des Volkes, als welche Interessen dieselben sind, entsprechend und zum Besten des Commercii organisiert werden" (Grünhagen: Schlesien 386). Die Portosätze betrugen damals „für den einzelnen Brief bis 1 Lot Gewicht in der ganzen Provinz 1 bis 2 Silbergroschen." In den Erträgen der Breslauer Domänenkammer werden „die Postrevenuen" für die Zeit vom 1. Juni 1745 bis 1. Juni 1746 mit 34 976 Talern angegeben (a. o. O.).

Trotz der niederen Portosätze ließen sich die Gutsherren ihre Botengänge durch ihre robotpflichtigen Untertanen billiger besorgen. So befinden sich im Münchhöfer Urbarium (1787) folgende Bestimmungen: „Zu den Schuldigkeiten der Hofegärtner gehört das Botenlaufen, teils mit der Rattwer, teils ohne Rattwer. In letzterem Falle bekommt der Hofegärtner pro Meile zwei Kreutzer und ein Brodtel von ein und 1/4 Pfd. Breslauer Gewicht. Im ersteren Falle aber mit der Rattwer pro Meile drei Kreutzer oder einen Silbergroschen und ein Brodtel von gemeltem Gewicht." Ueber die Einteilung der Entfernungen lesen wir dort folgendes: „Ein und zwei Meilen gilt für eine sogenannte kleine Zeche; was über zwei Meilen und nicht vor voll vier Meilen beträgt, gilt für eine mittlere Zeche. Was aber über vier Meilen gehet und weiter, wird für eine große Zeche gerechnet und gehalten, und gehet diese Bothenzeche tour à tour, der Reihe nach. Ohne Rattwer muß jeder Bothe bei der weiten und sogenannten großen Zeche tragen sechzehn Pfund; bey der nahen, nämlich kleinen und mittleren Zechen, Einen Stein; mit der Rattwer bey der weiten und großen Zeche 50 Pfd., bei der kleinen und mittleren Zechen aber einen halben Zentner laden, alles nach Breslauer Gewicht."

Im Jahre 1785 kamen in Münsterberg folgende Posten an: Dienstag früh 8 Uhr die reitende Post aus Schweidnitz, Frankenstein, Breslau und Neisse. Freitag die reitende aus Schweidnitz. Sonnabend die reitende aus Neisse.

Abgehende Posten: Dienstag die reitende Post nach Neisse und Frankenstein. Freitag die reitende nach Neisse. Sonnabend die reitende nach Schweidnitz. (Aus Zimmermann, Beiträge zur Beschreibung Schlesiens.)

Die Fahrposten von Glogau nach Neisse kamen jeden Dienstag und Sonnabend durch Münsterberg; von Neisse nach Glogau jeden Dienstag und Freitag. Eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1795 besagt, daß am 13. Januar dieses Jahres ein Postsekretär namens Vogel in Reindörfel mit dem Postwagen in den Mühlgraben gestürzt und ertrunken sei. Im Jahre 1800 wurde eine Botenpost bis Strehlen eingerichtet. Die Münsterberger Kämmerei hatte zu

diesem Unternehmen einen jährlichen Beitrag von 12 Talern zu leisten, der im Jahre 1811 auf Antrag des Bürgermeister Henschel erlassen wurde (Hartmann 291).

Das 19. Jahrhundert brachte dem Postwesen einen großen Aufschwung. Bis zum Jahre 1822 befand sich in Münsterberg die Posthalterei im Hause Ring Nr. 1. Dann kurze Zeit auf der Junkernstraße (Sachshaus). Später auf der Pusillusstraße (Formhaus). Nach dem Tode ihres Gatten, des Tuchkaufmanns Christian Gottlob Fanta, übernahm seine Witwe Franziska Fanta, geb. Schäfer, die Posthalterei. Sie stand mit Umsicht und Energie ihrem Amte vor. Das Wirken dieser Frau wird in dem Roman „Die Posthalterin" von Klara Zahn (Verlag Otto Janke, Berlin) geschildert. Leider sind die Tatsachen hier allzusehr mit Dichtung gemischt. Die Gruft der Frau Fanta und ihres Gemahls ist noch auf dem hiesigen Friedhof erhalten. (In Abt. XII, nahe am Lindengang.) Sie hat ihren Gemahl, wie die Grabplatte besagt, um 53 Jahre überlebt und ist hochbetagt, im 91. Lebensjahre, 1887 gestorben. Ihr Andenken ist festgehalten in den Fresken des Rathauses. (1927 von Alfred Gottwald gemalt.) Wir sehen hier die Posthalterin Fanta in „handgreiflicher" Verhandlung mit einem ihrer Postillone.

Das erste Postamt wurde im Jahre 1855 begründet und im Form'schen Hause untergebracht. 1863 wurde die neueingerichtete Telegraphenstation mit dem Postamte verbunden. Da die Räume nicht mehr ausreichten, siedelte 1868 das Postamt in das Haus zwischen dem Gasthof „Zur Sonne" und dem Seminargebäude über. Die Absicht, die Post im Rathaus unterzubringen, scheiterte an der Raumfrage. 1872 wurde die Eisenbahnlinie Strehlen—Münsterberg eröffnet. 1875 wurde die Benutzung der Bahn durch die Post gesetzlich geregelt. Mit dem Bau der Eisenbahnlinien erübrigten sich Reit-, Fahr- und Botenposten.

Seit 1886 ist das Postamt mietweise auf der Bahnhofstraße (Haus des Maurermeisters Haunschild) untergebracht. 1899 wurde mit dem Postamt das Fernsprechamt verbunden und mit 7 Teilnehmern eröffnet. Heute beträgt die Zahl der Fernsprechteilnehmer 261. Es werden monatlich 18 000 Orts- und 12 000 Ferngespräche vermittelt. Die Bedeutung der Telegraphie ist zurückgegangen. Es werden nur monatlich etwa 200 Telegramme aufgenommen und ebensoviel aufgegeben. Die Zahl der täglich eingehenden Briefsendungen jeder Art (einschließlich der Zeitungen) beträgt etwa 8000 Stück; die der abgehenden (ohne Zeitungen) 3000 Stück. Briefe, die in den Abendstunden in Berlin aufgeliefert werden, treffen schon mit den Frühzügen in Münsterberg ein und sind im Laufe des Vormittags in den Händen der Empfänger. Mit den Zügen in Richtung Kamenz erfolgt der Postaustausch täglich viermal, in Richtung Breslau sechsmal. Im Jahre 1930 sind werktäglich 123 Pakete und Päckchen zur Zustellung gelangt. An Zeitungen werden monatlich (ohne die Ortszeitungen) 35 000 Stück verteilt.

Dem bargeldlosen Geldverkehr dient das Postscheckwesen. Münsterberg hat 166 Postscheckkunden. Im hiesigen Postamt werden monatlich etwa 8000 Einzahlungen und rund 2000 Auszahlungen geleistet. Die Zahl der Rundfunkhörer beträgt einschließlich der zum Postamt Münsterberg gehörenden sechs Postagenturen 600. Die Personenkraftpost geht täglich dreimal nach Lindenau, zweimal wöchentlich über Frömsdorf nach Frankenstein, und jeden Sonnabend findet die Rundfahrt Weigelsdorf, Haltauf, Berzdorf statt. Der ganze Postbetrieb wird durch ein Personal von 41 Köpfen aufrechterhalten.

C. Eisenbahn.

Adolf Luer.

Der Kreis Münsterberg wird durch die Bahnstrecke Breslau Hbf.—Mittelwalde-Reichsgrenze in Nord-Süd-Richtung durchschnitten. Innerhalb des Kreises liegen die Bahnhöfe Heinrichau, Münsterberg und Altaltmannsdorf. Die Bahn wurde von der Oberschlesischen Eisenbahn-Gesellschaft von Breslau bis Kamenz und Rengersdorf bis Mittelwalde-Reichsgrenze als eingleisige und von Kamenz bis Rengersdorf als zweigleisige Hauptbahn gebaut, womit eine Verbindung nach dem nördlichen Böhmen und weiter bis Wien geschaffen wurde. Die Konzession zur Inbetriebnahme wurde am 7. Juli 1869 erteilt. Eröffnet wurde: Breslau—Strehlen am 1. Oktober 1871, Strehlen—Münsterberg am 1. September 1872, Münsterberg—Kamenz—Wartha am 8. Juni 1873, Wartha—Glatz am 21. September 1874, Glatz—Habelschwerdt am 1. Juli 1875, Habelschwerdt—Mittelwalde am 5. September 1875 und Mittelwalde—Landesgrenze am 15. Oktober 1875.

Laut Gesetz vom 24. Januar 1884 übernahm der preußische Staat am 1. Januar 1883 die Verwaltung, am 1. Juli 1886 ging die Bahn in den vollen Besitz des Preußischen Staates über.

Im Süden wird der Kreis von der Bahnstrecke Oberschlesien—Neisse—Kamenz, dicht an der Neiße entlang führend, durchschnitten. Innerhalb des Kreises liegt der Bahnhof Hertwigswalde. Die Inbetriebnahme erfolgte von Kamenz—Patschkau—Friedenthal—Giesmannsdorf am 28. Dezember 1874, Friedenthal-Giesmannsdorf—Neisse am 12. Juni 1876 und Neisse-Deutschwette am 1. November 1875, womit eine Verbindung der Strecke Breslau—Glatz—Mittelwalde mit dem oberschlesischen Kohlenrevier über Neisse—Kosel geschaffen wurde.

Der Bahnhof Heinrichau (Bez. Breslau) ist Ausgangspunkt der Frankenstein—Münsterberg—Nimptscher Kreisbahn über Tepliwoda—Frankenstein nach Silberberg und ferner von Tepliwoda nach Kurtwitz.

Genehmigt wurde die Bahn vom Regierungs-Präsidenten in Breslau am 4. April 1907 auf 50 Jahre und gebaut von der Firma Lenz & Co. Beteiligt daran sind der Staat, die Provinz, die Kreise, sowie die Städte Frankenstein und Silberberg und die Firma Lenz & Co. Die Eröffnung erfolgte am 1. November 1908.

Vom Bahnhof Münsterberg zweigen das Anschlußgleis der Konservenfabrik von Seidel & Co., sowie das der Deutschen Ton- und Steinzeugwerke A.G. mit Nebenanschluß der Zuckerfabrik ab, womit eine direkte Verbindung mit dem Reichsbahnnetz geschaffen ist.

Von Münsterberg bis Altaltmannsdorf weist die Bahnstrecke eine Steigung von 1:100 auf. Der Bahnhof Münsterberg liegt 207,27 m über NN (Normal-Null) und Altaltmannsdorf auf 294,23 m, sodaß ein Höhenunterschied von 86,96 m vorhanden ist. Zwischen Münsterberg und Altaltmannsdorf ist eine Blockstelle (Schlause), die auf dem 9,0 km langen Streckenabschnitt eine schnellere Zugfolge ermöglicht.

In Münsterberg befindet sich der Sitz einer Bahnmeisterei, der die Unterhaltung und Bewachung der Strecke Breslau—Mittelwalde von km 43,0 bis 66,4 übertragen ist.

In betrieblicher und baulicher Hinsicht untersteht die Strecke Breslau—Mittelwalde von km 0,0 bis 8,0 dem Reichsbahn-Betriebsamt 1, von km 8,0 bis 66,4 dem Reichsbahn-Betriebsamt 2 Breslau und von km 66,4 bis Landesgrenze dem Reichsbahn-Betriebsamt Glatz, die wiederum sämtlich der Reichsbahndirektion Breslau unterstellt sind.

Die Münsterberger Betriebswerke.

Heinrich Kurock.

A. Gaswerk.

Das Gaswerk ist in den Jahren 1897/1898 von dem Zivilingenieur Hempel in Berlin erbaut worden. Seine unmittelbare Lage an der Bahn ist besonders für die Kohlenbelieferung des Werkes günstig. Auf dem Werkgrundstücke befinden sich die Betriebsgebäude, die Gasbehälter, das Wohnhaus und die Lagerplätze für Koks und Baustoffe.

Für die Wirtschaftlichkeit eines Gaswerkes ist die Verwendung geeigneter Kohle zur Gaserzeugung Grundbedingung. Es kommt hierfür backende Sinterkohle (gasreiche Flammenkohle), die erstens hinsichtlich ihres Einkaufswertes, der durch Preis, Fracht und Reinheitsgrad bestimmt wird, günstige Resultate erzielen läßt und zweitens durch Güte der anfallenden Koks und der Teerausbeute die Rentabilität des Werkes in hohem Maße gewährleistet.

Die durch die Bahn gelieferten Kohlen werden nach dem Kohlenhaus des Gaswerkes gebracht, welches mit dem Ofenhaus in Verbindung steht. Dieses von 130 qm Grundfläche und 7 m Höhe besitzt Ventilationseinrichtungen, welche eine kräftige Durchlüftung ermöglichen. Es enthält drei der Gaserzeugung dienende Retortenöfen. Diese, als Halbgeneratoröfen für Koksfeuerung gebaut, bestehen aus dem Retorteneinbau mit dem Unterbau sowie der Ofenhülse. Der gesamte Ofeneinbau ist aus Form- und Normalsteinen feuerfester Beschaffenheit hergestellt, während die Ofenhülse, die dem durch die vielen Kanäle unterbrochenen Ofeneinbau den konstruktiven Halt gibt, aus Ziegelsteinen erbaut ist. Kräftige Verankerungen sind angebracht, um die durch die starke Hitze eintretenden Materialausdehnungen aufnehmen zu können. Der Unterbau besitzt einen Verbrennungsraum, Generator genannt, in welchem durch Zuführung eines Luftstromes von unten her Primärluft, durch den glühenden Koks Generatorgas erzeugt wird. Dieses Generatorgas gelangt im Retortenofen durch Zuführung frischer Luft, Sekundärluft, zur Verbrennung. Mit dieser Gasfeuerung wird erreicht, daß ein brennbares Gas mit Luft verbrennt, wobei nahezu theoretische Verbrennung eintritt, welche überwiegend aus dem Herd- in den Retortenraum verlegt ist. Entsprechend hohe Schüttung des zu vergasenden Brennstoffes und richtige Regelung des Luftzutrittes sind die Vorbedingungen für einen guten Gang des Generators, weshalb sorgfältige Ueberwachung des Vergasungsprozesses im Generator notwendig ist. Zur Vermeidung starker Vorwärmung der durch den Rost einströmenden Unterluft, wodurch eine starke Verschlackung des Rostes herbeigeführt werden könnte, wird durch Zuführung von Wasserdampf unter dem Generatorrost das Zusammenschmelzen der Schlacke vermieden und der Strahlungsverlust verringert. Die von den Retortenöfen abziehenden Rauchgase werden dem hinter den Oefen unter dem Fußboden befindlichen Rauchkanal und von hier dem außerhalb der Oefen errichteten 25 m hohen

Schornstein zugeführt. Die Retorten haben eine Länge von 3 m, ovalen Querschnitt und sind mit Retortenmundstücken mit selbstdichtendem Verschlusse versehen. Die Retorte wird durch eine Lademaschine mit geteilter Mulde, die auf einer Tragekonstruktion vor den Oefen in wagerechter und senkrechter Richtung verstellbar ist, mit der zur Vergasung kommenden Kohle beladen. Sie vermindert infolge ihrer kurzen Ladezeit den Gasverlust und gewährleistet die gleichmäßige Lagerung der Kohle in der Retorte. Diese wird dann mit dem mit Exenterhebel versehenem Mundstück verschlossen, und der Destillationsprozeß beginnt. Das Laden der Retorte richtet sich nach der Erzeugung und geschieht in Zwischenräumen von etwa 4—5 Stunden. Das Gas entweicht durch die mit den Mundstücken verbundenen Steigerohre, welche am oberen Teile ein Sattelrohr besitzen, das die Steigerohre durch Tauchstutzen mit der Teervorlage verbindet.

Die Teervorlage hat den Zweck, durch das Eintauchen der Tauchrohre in den Flüssigkeitsspiegel einen Abschluß zwischen Gassammelleitung und den bei der Beschickung geöffneten Retorten herbeizuführen, um auf diese Weise das Zurückströmen des Gases aus der Leitung ins Freie zu verhindern. Auch findet in der Teervorlage eine starke Kondensation der im Rohgase befindlichen Teer- und Wasserdämpfe statt, welche gesondert abgeleitet werden. Um den Flüssigkeitsspiegel in der Teervorlage konstant zu halten, ist ein Teerschieber angebracht, der sowohl eine Regulierung der Tauchflüssigkeit als auch eine vollständige Absperrung der Abgangsrohre der Vorlage zuläßt. Die in den Steigerohren und in der Teervorlage bereits beginnende Abkühlung des in einer Temperatur von ca. 250—300° C. aus der Retorte entweichenden Gases bedingt die teilweise Kondensation der das Gas begleitenden Dämpfe, in der Hauptsache von Wasser, Teer und Naphtalin herrührend.

Um deren Ausscheidung an ungelegenen Stellen des Betriebes oder des Stadtrohrnetzes zu verhindern, muß das Gas vor seiner sonstigen Reinigung gekühlt werden. Kräftige, langsame Kühlung ist erforderlich, um die völlige Ausscheidung des Naphtalins zu bewirken und Naphtalinverstopfungen im Rohrnetz möglichst zu verhindern. Bereits im Produktionsrohr beginnt die Abkühlung des Gases, dessen Temperatur kurz vor der Einleitung zu den Kühlern etwa 50° C. beträgt. Bevor das Gas aus dem Produktionsrohr in den Kühler eintritt, gibt dasselbe dem großen Wassertopfe, in den es eintaucht, seine von der Teervorlage mitgeführten Kondensationsprodukte ab. Im Kühlerraum gelangt das Gas zunächst nach dem Luftkühler. Dieser besteht aus einem inneren und einem äußeren Zylindermantel, in deren Zwischenräumen das Gas oben eintritt. Die Wirkung dieses Ringluftkühlers ist eine energische, da die atmosphärische Luft von außen am Boden des Kühlers eintritt und ihre kühlende Wirkung auf den in entgegengesetzter Richtung ziehenden Gasstrom ausübt. Aus dem Ringluftkühler gelangt das Gas zur weiteren Kühlung nach dem Röhrenwasserkühler. Dieser besteht aus den inneren Wasserkühlrohren und dem äußeren Mantel, welcher nur luftkühlend, während die inneren Rohre wasserkühlend wirken. Das Wasser tritt unten, das Gas oben in den Kühler ein. Der Zufluß des Kühlwassers wird hierbei so eingestellt, daß die Kühlung möglichst langsam erfolgt. Für die Beobachtung der Ein- und Ausgangstemperaturen dienen Thermometer, welche in den Gasstrom hineinreichen.

Von dem Röhrenwasserkühler wird das Gas nach dem Gassauger im Uhrenraum geleitet, welcher zum Absaugen des Gases aus der Retorte dient,

wodurch eine rasche Ableitung desselben und damit eine Verbesserung der Gasausbeute erzielt wird. Der Gang des Gassaugers ist so geregelt, daß der Druck im Produktionsrohr gleich Null ist.

Das Gas gelangt nun nach dem Teerscheider. Die größere Menge an Teer wird schon in der Teervorlage und in den Kühlern durch Verdichtung ausgeschieden, doch geschieht die beinahe restlose Ausscheidung erst im Teerscheider. Hier wird das Gas beim Eintritt in den Apparat in der Waschkammer desselben, in dünnen Strahlen durch Ammoniakwasser geleitet, welches die festen Bestandteile zurückhält. Dann gelangt das so vorgereinigte Gas nach der Stoßkammer und wird dort bis auf geringe Spuren vom Teer befreit. Sowohl an der Stoßkammer als auch an der Waschkammer sind die Teerabgänge unter einer Glasglocke sichtbar angeordnet. Der Teerscheider wird täglich auf seine Wirksamkeit geprüft.

Das Steinkohlengas enthält, nachdem es die Kühlanlage und den Teerscheider verlassen hat, noch eine Reihe von Verunreinigungen, als deren wichtigste Kohlensäure, Schwefelwasserstoff, Ammoniak und Cyan zu nennen sind. Die leichte Löslichkeit der Verunreinigungen in Wasser läßt sich zur Reinigung des Gases ausnutzen, das zu diesem Zwecke in innige Berührung mit Wasser gebracht wird. Ein Teil des Ammoniaks scheidet sich bereits in der Vorlage, in den Kühlern usw. aus, der Rest wird in dem Ammoniakwäscher gewonnen.

Dicht am Kühlerraum befinden sich die Teer- und Ammoniakwassergruben in einer Größe von etwa 45 qm Grundfläche und aus einer Scheidegrube und je einer Teer- und Ammoniakwassergrube bestehend. Der in allen Apparaten ausgeschiedene Teer gelangt zusammen mit dem Ammoniakwasser in den vom Gasrohr getrennten Leitungen nach der Scheidegrube. Infolge der spezifischen Gewichtsdifferenz zwischen Ammoniakwasser und Teer im Verhältnis 1:1,2 trennt sich der Teer mechanisch vom Ammoniakwasser und wird von der Scheidegrube selbsttätig nach der Teergrube übergeleitet, während das Ammoniakwasser nach den Ammoniakwassergruben abfließt.

Nachdem das Gas von Teer, Naphtalin, Ammoniak gereinigt worden ist, gilt es nun den schädlichen Schwefelwasserstoff zu entfernen. Da der Schwefelwasserstoff die Eigenschaft besitzt, mit Metalloxyden Schwefelverbindungen einzugehen, erfolgt die Reinigung durch eine künstlich hergestellte Reinigungsmasse, welche die vorerwähnten Eigenschaften besitzt, in den Reinigerkästen. Diese sind von Gußeisen, deren Deckel in eine um den Kasten herumlaufende mit Wasser gefüllte Rinne (Tasse) eintaucht, und durch Verschlüsse auf dem Kasten festgehalten wird. Das Innere des Kastens ist in mehrere horizontale Abteilungen unterteilt, die mit Holzhorden abgedeckt sind. Auf diesen Holzhorden wird die Reinigungsmasse gleichmäßig lose ausgebreitet. Das Gas durchströmt in geringer Geschwindigkeit die Reinigungsmasse, wobei der Schwefelwasserstoff an diese abgegeben wird. Mittels der an den Reinigerkästen angebrachten Probierhähne und eines mit Bleiessig getränkten Papierstreifens, welcher sich unter Einwirkung des Gases färbt, kann jeweilig die Benutzbarkeit des Reinigers festgestellt werden. Ist die Reinigungsmasse mit Schwefelwasserstoff gesättigt, so wird sie aus den Kästen genommen und nach dem neben dem Reinigerraum befindlichen Regenerierraum gebracht, ausgebreitet und durch Berührung mit Luft erneuert. Infolge dieser Regeneration kann die Reinigungsmasse mehrmals verwendet werden. Die ausgebrauchte, Schwefel und Berliner Blau enthaltende Reinigungsmasse, wird verkauft.

Das Volumen des aus den Reinigern kommenden Gases wird vor seinem Eintritt in die Gasbehälter zwecks Kontrolle über den Umfang der Gaserzeugung im Stationsgasmesser, im sogenannten Uhrenraum, gemessen. In diesem befinden sich auch der Gassauger mit dem Umlaufregler, die Dampfmaschine und der Stadtdruckregler. Der Stationsgasmesser besteht aus dem gußeisernen Gehäuse, der Meßtrommel und dem Zähler, an welchem der jeweilige Stand des erzeugten Gases abgelesen werden kann.

Zum Ausgleich zwischen Gasverbrauch und -erzeugung sind zwei Gasbehälter (Gasometer) vorhanden. Der eine besitzt einen Fassungsraum von 600 cbm, der andere einen solchen von 1 200 cbm. Der Gasbehälter besteht aus einer Glocke, die in ein mit Wasser gefülltes Bassin eintaucht. Im leeren Zustande sitzt die Glocke auf dem Boden auf, hebt sich dann bei Einströmen des Gases infolge des Auftriebes und hält sich schwimmend im Wasserbassin. Die außen am Gasbehälter angebrachte Skala zeigt den jeweiligen Gasvorrat im Behälter an. Gewöhnlich wird ein Tagesvorrat in den Gasbehältern verfügbar gehalten. Durch Dampfzufuhr wird im Winter die obere Schicht des Wassers im Bassin erwärmt, um ein Festfrieren der Glocke zu verhindern.

Von den Gasbehältern wird das Gas, bevor es dem Rohrnetz zuströmt, nach dem Stadtdruckregler geleitet. Dieser hat den Zweck, den Gasdruck entsprechend der Gasabgabe zur Stadt so zu regeln, daß das Gas an der Verbrauchsstelle mit gleichbleibendem Druck ausströmt. Der Stadtdruckregler besteht aus einer in Wasser eintauchenden Glocke, an welcher ein Abschlußventil hängt, welches entsprechend den Auf- und Abwärtsbewegungen der Glocke den Durchflußquerschnitt für das Gas vergrößert oder verkleinert. Durch Aenderung der Belastung der Glocke kann der Druck im Rohrnetz beliebig verändert werden.

Neben dem Ofenhaus befindet sich das Kesselhaus, in welchem ein mit Koks beheizter Dampfkessel von ca. 13 qm wasserberührter Heizfläche eingebaut ist. Der erzeugte Dampf wird zur Heizung der Apparateräume, ausgenommen den Kühlraum, für den Gassaugerbetrieb und zur Anwärmung des Wassers im Gasbehälter verwendet.

Zur Bestimmung des an den verschiedenen Stellen des Betriebes herrschenden Druckes dienen Manometer. Sie sind teils einzeln, teils zusammen auf einer Manometertafel angebracht. Eine Störung im Betriebe zeigt sich an den Manometern als abnorme Drucksteigerung oder Druckverminderung. An der am Manometer angebrachten Skala kann der jeweilige Stand des Gasdruckes abgelesen werden.

Die Verbindung zwischen der Gaserzeugungs- bezw. Abgabestellen und den Verbrauchern bildet das Rohrnetz. Die Hauptrohrleitungen desselben sind von Gußeisen in etwa 1,00 m unter Gelände im Straßenkörper mit Gefälle verlegt. An den Tiefpunkten des Rohrnetzes sind Wassertöpfe angelegt, welche zur Aufnahme der sich noch im Rohrnetz ansammelnden Kondensationsprodukte dienen und die durch Auffüllen mit Wasser Teile des Rohrnetzes abschaltbar machen, um diese unabhängig von der übrigen Gasversorgung auf undichte Stellen prüfen zu können. Das Gasrohrnetz erfordert dauernde Ueberwachung. Zur Feststellung geringer Schäden dient mit Paladiumlösung frisch getränktes weißes Filtrierpapier, das gerollt in Glasröhren in das Erdreich eingeführt wird. Je nach der Stärke des ausströmenden Gases färbt sich das Papier braun bis schwarz.

Von den Gashauptrohren werden den Verbrauchern die erforderlichen Gasmengen durch die Hausanschlüsse zugeführt. Die Hausanschlußleitungen bestehen aus schmiedeeisernen Rohren mit Schutzanstrich und Isolierung. Durch Steige- und Verteilungsleitungen wird das Gas im Innern des Gebäudes an die einzelnen Verbrauchstellen abgegeben. Vor jeder Verbrauchstelle befindet sich ein Absperrhahn, desgleichen können sämtliche Leitungen durch einen Haupthahn abgesperrt werden. Zur Feststellung des Gasverbrauches werden Gasmesser eingebaut, an welchen der Verbrauch abgelesen werden kann. Für die öffentliche Beleuchtung der Straßen werden Straßenlaternen verwendet, deren Anzünden und Löschen automatisch vom Gaswerk aus durch Druckwelle vorgenommen wird. Die zu Beleuchtungszwecken verwendeten Glühkörper sind aus Fasern der Ramipflanze, deren Heimat China ist, hergestellt.

Das Gas wird seiner unbedingten Ueberlegenheit wegen gegenüber festen Brennstoffen vorzugsweise zu Kochzwecken verwendet. Die erfolgreiche Einführung des Gases für Kochzwecke ist begründet in der Sauberkeit, Bequemlichkeit, der steten Betriebsbereitschaft im Verein mit der wirtschaftlichen Ueberlegenheit des Gaskochens gegenüber dem mit Kohle gefeuertem Herde. Weiter wird das Gas vorzugsweise für die Warmwasserbereitung, die Raumheizung und für gewerbliche Zwecke verwendet.

B. Wasserwerk.

Das städtische Wasserwerk, im Jahre 1904 durch den Zivilingenieur Mestel in Breslau erbaut, besteht in der Hauptsache aus der Wassergewinnungsanlage (Quellengebiet) Neualtmannsdorf, der Zuleitung zum Hochbehälter (Wasserschloß) Münsterberg, den Reinigungsanlagen und dem Rohrnetz. Die Versorgungsgebiete sind die Stadt und Teile von Neualtmannsdorf und Wenignossen.

Durch geschickte Ausnützung der bestehenden Verhältnisse, insbesondere der Höhenunterschiede war es möglich, maschinelle Anlagen zur Hebung des Wassers auszuschalten. Nach gründlichen Vorarbeiten konnte durch Erschließung der sogenannten Ohlequellen in Neualtmannsdorf nicht allein ein in gesundheitlicher Beziehung einwandfreies und gutes, sondern auch in der Menge ausreichendes Wasser für die Versorgung nutzbar gemacht werden.

Der Grundwasserstrom in Neualtmannsdorf befindet sich in Sand- und Kiesschichten in einer Tiefe von 7—13 m unter dem Gelände. Er ist mit einer mehrere Meter mächtigen Tonschicht überlagert, welche ein Eindringen von Tagwässern verhindert. Der Grundwasserstrom besitzt artesischen Auftrieb, der ein ungehindertes Ueberleiten des Wassers zum Sammelbrunnen ermöglicht. Die Wasserfassung geschieht durch 10 Rohrbrunnen, welche 13 m gesenkt und außen mit einem starken Kiesfilter umgeben sind. Der Filterkorb der Rohrbrunnen ist bei einigen mit verzinnter Kupfergaze umkleidet. Bei den übrigen Rohrbrunnen sind gewebelose Glocken- oder Ringfilter verwendet worden. Jeder Brunnen ist abschaltbar und mit Peilrohr zur Messung des Wasserstandes versehen. Die in den Grundwasserstrom abgesenkten Rohrbrunnen bringen das Wasser durch die an die Rohrbrunnen angeschlossenen 5 m unter Gelände verlegten Sammelleitungen nach dem Sammelbrunnen. Von diesem wird das Wasser in frostfreier Tiefe mittels einer gußeisernen Druckrohrleitung bis zum Hochbehälter in Münsterberg mit eigenem Gefälle geleitet. Die Länge des Zuleitungsrohres beträgt rund 7700 m.

Zwecks Entlüftung dieser Leitung sind an den höchsten Stellen derselben, also dort, wo sich nach physikalischem Gesetz die Luft ansammeln muß, selbsttätige Entlüftungsventile eingebaut. Um die Leitung entleeren oder spülen zu können, sind Grundablässe vorhanden, die durch Schieber geöffnet und geschlossen werden können. Der Höhenunterschied zwischen dem Einlauf in den Sammelbrunnen in Neualtmannsdorf und dem Auslauf im Hochbehälter (Wasserschloß) beträgt 12 m. Das hügelige Gelände bei Münsterberg erübrigte den Bau eines besonderen Wasserturmes.

Das vom Quellengebiet ankommende Wasser ist stark eisenhaltig. Die Ausscheidung des Eisens geschieht im Wasserschloß durch die Enteisungsanlagen. Das Wasser wird in diesen in Strahlenform über mehrschichtige Hürdenriesler geleitet, wodurch eine innige Berührung mit der Luft stattfindet. Das Eisen ist im Wasser als Oxydul d. h. sauerstoffarme Verbindung in löslichem Zustande vorhanden. Durch die Zuführung der Luft nimmt das Eisen den Sauerstoff derselben auf und verbindet sich mit ihm zu Oxyd, welches im Wasser unlöslich ist und durch die weitere Reinigung in den Filteranlagen leicht zurückgehalten werden kann. Nachdem das Wasser die Enteisungsanlage verlassen hat, wird es durch Holztrichter und Holzschlote den unter der Enteisungsanlage vorhandenen Vorklärräumen zugeführt. Hier wird bereits der größte Teil von ausgeschiedenem Eisenoxyd abgelagert.

Von den Vorklärräumen wird das Wasser durch Rohrleitungen an der Oberfläche abgenommen und nach den Filterkammern geleitet. Dies sind größere in Beton hergestellte Becken, welche mit einer starken Sandschicht, unter der sich Kies und Steinschlag befinden, angefüllt sind. Das Wasser durchfließt diese Schichten von oben nach unten, wobei die restlichen Teile von Eisenoxyd gänzlich zurückgehalten werden. Das filtrierte Wasser wird durch die auf der Sohle der Filter eingebauten Sammelleitungen nach den Reinwasserbehältern geleitet. Diese sind ebenfalls in Beton ausgeführt. Sie sind mit Einrichtungen versehen, welche bei höchstem Wasserstande selbsttätig ein Ueberlaufen verhindern.

In einer vor den Filtern angeordneten Schieberkammer befinden sich übersichtlich geordnet alle Zu-, Ab-, Ueberlauf- und Entleerungsleitungen, die durch Handschieber geöffnet oder geschlossen werden können.

Vom Hochbehälter leitet ein Druckstrang das Reinwasser nach dem Versorgungsgebiet. Dieser Hauptdruckstrang nimmt seine Richtung durch die Neisserstraße über den Ring nach dem Bahnhof zu und verästelt sich in der Stadt nach beiden Seiten. Die Rohrweiten des Netzes sind so berechnet, daß der Wasserdruck drei bis vier Atmosphären beträgt. Durch Absperrschieber können beliebig einzelne Straßen oder Stadtteile abgesperrt werden. Grundablässe zum Entleeren und Spülen des Rohrnetzes sind auch hier vorhanden. Vom Hauptrohrnetz wird das Wasser durch Anschlußleitungen nach den Entnahmestellen geführt. Die Anschlußleitungen sind einzeln absperrbar. Die Feststellung des Wasserverbrauchs geschieht durch Wassermesser. Zur Entnahme von Wasser für Feuerlöschzwecke unmittelbar aus dem Stadtrohrnetz dienen Oberflurhydranten, welche durch einfache Ventilöffnung die sofortige Wasserentnahme gestatten und Schlauchanschlüsse besitzen.

Vom Wasserwerk werden ferner der im Stadtpark vorhandene Wildbach, der Juliusbrunnen und der Springbrunnen des Goldfischteiches gespeist, außerdem das Kanalrohrnetz der städtischen Entwässerungsanlage mittels selbsttätig

absetzender Spülanlagen gereinigt. Im Jahre werden etwa 160 000 cbm Wasser abgegeben.

C. Kanalwerk.

Die in den Jahren 1911/12 nach dem Projekt des Zivilingenieurs Rosenquist in Breslau erbaute Kanalisationsanlage umfaßt in der Hauptsache das Rohrnetz, die Klär- und Rieselfeldanlage. Hier werden die Wirtschaftsabwässer, die Fäkalien, die Abwässer der gewerblichen Anlagen und die Niederschlagswässer gereinigt.

Die Kläranlage befindet sich am Ende der Mühlgasse in der Nähe des Bahnhofes. Sie ist an der tiefsten Stelle des Stadtgeländes errichtet, weil zum sicheren Fortgang der Abwässer in den Kanälen natürliches, ausreichendes Gefälle vorhanden sein muß.

Wirtschaftliche Rücksichten waren bestimmend für die Wahl des Systems in der Ableitung der Abwässer. Das ausgeführte Kanalisationssystem ist ein gemischtes Trenn- und Schwemmsystem. Innerhalb des von der Wallstraße umgrenzten Stadtgebietes werden infolge der dichten Bebauung und des stärkeren Verkehrs die Regen- und Schmutzwässer gemeinsam abgeführt. Außerhalb der Wallstraße kommt das Trennsystem zur Anwendung, und die Regenwässer und Schmutzwässer gelangen in getrennten Kanälen zur Ableitung.

Die Hauptkanäle liegen in der Bahnhofs- und in der Wallstraße. An diese schließen sich die Seitenkanäle mit ausreichendem Gefälle an. Nur der sogenannte Bürgerbezirk und ein Teil von Ohlgut, welche einen ländlichen Charakter haben, und vorläufig nicht in die städtische Kanalisation einbezogen worden sind, können nicht mit eigenem Gefälle nach der Hauptleitung entwässert werden. Die Abwässer dieser Stadtteile müssen, falls die Kanalisation später durchgeführt werden sollte, durch eine besondere Pumpstation nach dem Hauptsammler gedrückt werden.

Um bei plötzlichen, starken Regengüssen eine Entlastung der Kanäle herbeizuführen, befindet sich in der Hauptleitung der Bahnhofstraße ein Notauslaß nach der Ohle. Davor ist ein Regenauslaß angeordnet. In diesem Bauwerk befindet sich ein großer Sandfang mit Rechen, der einer Verunreinigung der Ohle vorbeugt. Der Notauslaß ist mit einer selbsttätig wirkenden Hochwasserschutzklappe versehen, damit bei eintretendem Hochwasser in der Ohle ein Rückstau in dem Kanalrohrnetz verhindert werden kann.

Die Tiefenlage der Kanäle ist überall so bemessen, daß die Keller zwecks Entwässerung angeschlossen werden können. Der kleinste Durchmesser der Kanäle beträgt im Lichten 200 mm, der größte 1000 mm. Bis zu 600 mm sind Steinzeugrohre, darüber hinaus Zementrohre verwendet worden.

Zur Revision des Kanalrohrnetzes sind in Entfernungen von etwa 50—70 m Einsteigschächte angeordnet, die mit Steigeeisen versehen sind. In diesen Schächten sind zum Teil für Spülzwecke des Rohrnetzes Stauschieber eingebaut. Die Revisionsschächte sind mit starken, befahrbaren Deckeln abgedeckt.

Zur Einleitung des Regenwassers von Straßen und Plätzen sind dort, wo sich Schwemmsile oder besondere Regenwasserkanäle befinden, in Abständen von etwa 40—60 m Regeneinlässe eingebaut. Die Regeneinlässe haben Sinkkästen, in denen sich Eimer zur Ablagerung von Sand- und Schlammassen befinden.

Die Spülung des Rohrnetzes erfolgt in der Hauptsache durch selbsttätig absetzende Spülanlagen, welche an die städtische Wasserleitung angeschlossen sind.

Die Belüftung des Kanalrohrnetzes wird durch die an dasselbe angeschlossenen Dachabfallrohre herbeigeführt. Zur Vermeidung von Geruchsbelästigungen in Grundstücken und Häusern sind alle Eingüsse und Einläufe mit Wassergeruchsverschlüssen versehen.

Aus der Stadt gelangen die Abwässer durch das Rohrnetz nach dem Hauptsammler und von hier nach der Kläranlage. Diese Anlage besteht aus den Einrichtungen zur Entschlammung der Abwässer und zur Abtötung schädlicher Keimpilze.

Der Hauptsammler leitet die Abwässer zunächst in den zweiteilig angeordneten Sandfang. Dieser dient dazu, die schweren Geschiebe (Sand, Kaffeesatz usw.) abzusetzen. Die Räumung des Sandfanges erfolgt von Hand.

Durch eine offene Zulaufrinne gelangen die Abwässer sodann zum Zwecke der Entschlammung in drei nebeneinander geschaltete Emscher-Brunnen, deren Tiefe 8 m und deren Breite 6 m beträgt. Der untere Teil der Brunnen ist als Schlammfaulraum ausgebildet, während der obere Teil mit Tauchwänden versehen ist, welche die Abwässer zu auf- und absteigenden Bewegungen zwingt, wobei die Schlammteile nach dem Faulraum abgegeben werden. Ist der Schlamm dort genügend ausgefault, so wird er mit dem eigenen Wasserüberdruck der Brunnen nach dem Pumpenschacht des Maschinenhauses abgeleitet und von hier nach den seitlich angeordneten Schlammtrockenplätzen gepumpt. Der ausgefaulte Schlamm wird für landwirtschaftliche Zwecke verwendet.

Das in den Brunnen entschlammte Wasser wird alsdann in die Nachklärteiche geleitet. Diese sind flache Becken, deren Wände und Sohle mit Ziegeln und Betonplatten befestigt sind und die den Zweck haben, die aus den Emscher-Brunnen mitgerissenen feinen Schlammteile zur Ausscheidung zu bringen, um eine vorzeitige Verschlammung der nachfolgenden Oxydationskörper zu verhindern. Weiter dienen sie bei Desinfektionen für die Ausscheidung des Chlorkalkes. Nach Bedarf wird der in den Becken zurückgehaltene Schlamm nach dem Hauptsammler gepumpt. Vor der Zuleitung nach den Oxydationsfüllkörpern ist eine mit Schlacken angefüllte Tauchwand, die das Uebertreten von Schlamm verhindert.

In den Oxydationskörpern werden die Abwässer keimfrei gemacht. Die Körper sind Becken, deren Wände und Sohle ebenfalls mit Ziegeln oder Zementplatten befestigt und 1 m hoch mit Hochofenschlacke in einer Korngröße von 5—10 mm aufgefüllt sind. Die Zuleitung der Abwässer auf die Oxydationsfüllkörper geschieht durch gelochte, auf der gesamten Oberfläche verteilte Tonrohre, die mit groben Schlacken bedeckt sind. Die Abflußkanäle auf der Sohle sind durch Rinnen und darübergelegte, gelochte Tonschalen gebildet. Ferner dienen senkrecht in die Füllmasse eingebaute Tonrohre zur besseren Belüftung der Oxydationskörper. Eine Schwimmervorrichtung zeigt den jeweiligen Stand der Füllhöhe an. Die Körper werden nach Bedarf mit den Abwässern gefüllt und längere Zeit belüftet. Durch diesen Vorgang werden diese soweit gereinigt, daß sie fäulnisfrei die Anlage verlassen und dem Vorfluter, der Ohle, zugeführt werden können.

Im Falle einer Epidemie wird eine Desinfektion des Abwassers durchgeführt. Hierbei wird das im ersten Brunnen entschlammte Wasser durch Umstellung von Holzschützen durch eine in Beton ausgeführte Mischrinne nach dem zweiten Emscher-Brunnen geleitet. Vor Eintritt des Wassers in die Mischrinne wird demselben Chlorkalk im Verhältnis von 1 : 1000 mit 30—35%

Chlorgehalt zugesetzt. Dieser Chlorkalk wird in einer maschinell betriebenen Mischtrommel unter Zusatz von Wasser zubereitet. In der Mischrinne vermischt sich der Chlorkalk innig mit den Abwässern, während in dem zweiten Brunnen die Einwirkung des Desinfektionsmittels erfolgt. Um die Wirksamkeit der Oxydationskörper durch Chlor nicht zu beeinträchtigen, muß dasselbe vorher zur Ausscheidung gebracht werden. Es wird daher durch Zusatz von Eisensulfat in den Nachklärteichen Chlor ausgeschieden, während das einwandsfreie desinfizierte Abwasser der weiteren Reinigung unterzogen wird.

Für die Trocknung der aus den Emscher-Brunnen abgelassenen Schlammmengen dienen Schlammtrockenplätze. Diese sind flache Erdgruben, deren Sohle mit Ziegeln abgepflastert ist. Unter der Ziegelschicht befindet sich in einem Sandfilter eine Drainage, welche das Sickerwasser durch eine Tonrohrleitung nach dem Pumpenschacht abgibt.

Das auf der Kläranlage vorhandene Maschinenhaus enthält einen tiefen Pumpenschacht. Nach demselben wird das Wasser der Nachklärteiche abgelassen, um von hier wieder mit der durch einen Elektromotor betriebenen Zentrifugalpumpe nach dem Hauptsammler gepumpt zu werden. Der ausgefaulte Schlamm aus den Emscher-Brunnen wird ebenfalls nach diesem Pumpenschacht geleitet und von da durch eine doppelseitig wirkende Schlammpumpe über eine Freilaufrinne nach den Trockenplätzen gepumpt. In dem Maschinenhause befinden sich ferner Räume für die Desinfektion und die Schlackenwäsche.

Unabhängig von der Kläranlage ist die Rieselfeldanlage zur Reinigung der Fabrikabwässer der Konservenfabrik. Jene werden mittels einer in der Fabrik aufgestellten Förderpumpe durch eine Druckrohrleitung nach den Absetzbecken der Rieselfeldanlage gepumpt. Die Absetzbecken sind befestigte Erdgruben, in welchen Schlamm und Sand zurückgehalten werden. Die entschlammten Abwässer werden von hier durch Verteilungsrinnen auf das in Felder aufgeteilte Rieselland gebracht. Diese Felder sind in einer Tiefe von etwa 1,20 m mit einer Drainage versehen, welche die durch Bodenfiltration gereinigten Abwässer einer Sammelleitung und von hier dem Vorfluter, der Ohle, zuführen. Die in der Sammelleitung eingebauten Kontrollschächte ermöglichen jederzeit die Feststellung der Klärwirkung, um gegebenenfalls eine mehrmalige Berieselung anordnen zu können. Im Jahre werden etwa 270 000 cbm Abwässer gereinigt.

Die gesamten Anlagen erfordern eine weitgehende Betriebskontrolle. Die Untersuchung der Abwässer erfolgt durch das chemische Untersuchungsamt in Glatz.

Die heimatliche Mundart.

Joseph Neumann.

Aussprachebezeichnung: Die Schreibung der mundartlichen Wörter erfolgt lautgetreu. Die Kürze des Selbstlautes wird teilweise durch Verdoppelung des Mitlautes, die Länge durch Dehnungszeichen gekennzeichnet. Offenes o, ein zwischen o und a liegender Laut, wird durch oa bezeichnet.

Neuerdings wenden die Schulen der Pflege heimatlicher Mundart besondere Sorgfalt zu. Dies ist insofern begrüßenswert, als die Dialekte für die Volkskunde und die Kenntnis der Entwickelung unserer Sprache von großer Bedeutung sind. Die Mundart gewährt uns einen Einblick in das Geistes- und Gemütsleben des Volkes; andererseits ist sie der Jungbrunnen, aus dem die Schriftsprache immer neue Nahrung schöpft. Letztere gewinnt aus den Mundarten neue Wörter, ungekünstelte Gedankenbewegung, Frische und Anschaulichkeit. Die großen Meister unserer Sprache, wie Wieland, Lessing, Schiller, Goethe, haben den hochdeutschen Wortschatz durch manchen mundartlichen Ausdruck bereichert. Es ist deshalb falsch, die Mundart als verwässerte, verdorbene Schriftsprache anzusehen. Sie war eher da als das Hochdeutsche und hat mit der Gassensprache der Großstädte nichts gemein. Ursprünglich hatte wohl jeder Familienverband seine besondere Sprache. Durch den Verkehr und den gegenseitigen sprachlichen Austausch entwickelten sich — besonders in Kulturmittelpunkten — allmählich herrschende Dialekte. Daneben blieben jedoch häufig örtliche Sonderheiten bestehen.

Der schlesische Dialekt läßt sich nicht auf eine einheitliche mittelhochdeutsche Mundart zurückführen; denn Schlesien ist ein altes Siedlungsland, in das außer Flamen und Wallonen auch Franken, Sachsen und Thüringer einwanderten. Die Sprache der Flamen und Wallonen blieb ohne nennenswerten Einfluß; dagegen zeigt die große Aehnlichkeit des schlesischen Dialektes mit den andern mitteldeutschen — vor allem mit dem sächsischen —, daß unsere Mundart das Ergebnis des Austausches der einzelnen Siedlungsgruppen ist.

Die schlesische Sprachgrenze fällt nicht mit der politischen Grenze der Heimatprovinz zusammen. Im Westen reicht das schlesische Sprachgebiet etwa an die Linie Krossen, Sommerfeld, Muskau, Rothenburg, Weißenburg, Löbau. Die östliche Grenze führt in nordsüdlicher Richtung von Neumittelwalde über Groß-wartenberg, Namslau, Karlsmarkt, Falkenberg, Friedland, Neustadt, Leobschütz nach Katscher. Oestlich dieser Linie finden wir noch reindeutsche Sprachinseln, wo Dialekt gesprochen wird. Im Norden Schlesiens, zwischen Warthe und Oder, grenzt die schlesische Mundart an die niederdeutsche. Die Sprachgrenze führt etwa in der Richtung Lübbenau, Fürstenberg, Birnbaum. Im Süden reicht das schlesische Sprachgebiet über die Sudeten bis nach Tschechien hinein.

Innerhalb dieses Gebietes herrschen merkliche Unterschiede inbezug auf Wortendungen, Gebrauch und Aussprache der Selbst- und Mitlaute, so daß in einzelnen Gegenden sprachliche Eigentümlichkeiten bestehen, die man als Sondermundarten bezeichnen kann. An den Sudeten entlang, in der Richtung Neustadt (Tafelfichte), Löwenberg, Goldberg, Jauer, Striegau, Schweidnitz, Reichenbach, Strehlen, Münsterberg, Patschkau, Neisse, Neustadt, Leobschütz, wird der Gebirgsdialekt gesprochen. Die Sprache der Bewohner der Grafschaft Glatz zeigt erhebliche Abweichungen von unserem Dialekt, so daß wir von einer Glätzischen Mundart sprechen können, deren Eigenart vor allem darin besteht, daß einzelne Vokale offener ausgesprochen werden als bei uns. Der Selbstlaut i wird häufig zu e; so bei Kend = Kind, Schnete = Schnitte, Zeje = Ziege, Schnetlich = Schnittlauch; u wird häufig zu o, z. B.: Junge = Jonge Zunge = Zonge, dumm = tomb. An der Südgrenze des Kreises, jenseits der Neiße, finden wir bereits Anklänge an den Grafschafter Dialekt, die sich darin zeigen, daß die Vokale offener ausgesprochen werden als bei uns; z B.: heim = häm, breit = brät, keine = käne, Kreis = Kräs, Weizen = Wäß, Seife = Säfe, klein = klän, Schweiß = Schwäß, kaufen = käfa, laufen = loafa, Baum = Boam, auch = oa, während im Münsterberger Kreise die geschlossenen Vokale gebraucht werden: hem, bret, kene, Kres, Weß, Sefe, klen, Schweß, kefa, lofa, Bom, o. — An der Nordgrenze unseres Kreises grenzt der Gebirgsdialekt hart an den der Oderebene. Bereits in den Dörfern Steinkirche, Geppersdorf, Krummendorf, Habendorf, Türpitz kann man die für den Dialekt der Ebene charakteristische Verkleinerungssilbe „el" feststellen, während im Kreise Münsterberg überall die Endung „a" gebräuchlich ist, z. B.: Krigel, Tippel, Wirmel, anstatt Krigla, Tippla, Wärmla. Wenn in den genannten Dörfern auch die Endung a zu hören ist, so ist dies wohl auf den Zuzug ortsfremder Personen zurückzuführen.

Der Kreis Münsterberg hat einen einheitlichen Dialekt. Hier und da weicht die Sprache einzelner Bewohner von der gebräuchlichen Mundart ab. Diese Unterschiede sind zum Teil durch Einwanderung zu erklären. Der Eingewanderte versucht wohl, sich seiner Umgebung anzupassen, doch bleiben ihm sprachliche Eigentümlichkeiten lange anhaften, und erst die Kinder gewöhnen sich im Umgange den örtlichen Dialekt an. Andererseits ist die Mundart durchsetzt von Ausdrücken, die teils von einer verwässerten Schriftsprache herrühren, teils aus dem Bestreben hervorgegangen sind, die Umgangssprache der Schriftsprache einigermaßen anzupassen. Es entstehen dann Wörter, die weder als dialektisch noch als hochdeutsch zu bezeichnen sind; z. B.: kofen = kaufen, lofen = laufen, ooch = auch, soagte = sagte, froagte = fragte, globte = glaubte, Moan = Mann u. a.

Im folgenden sollen nun in Kürze die wesentlichen Merkmale unserer Mundart gekennzeichnet und an Beispielen erläutert werden: Charakteristisch ist die **Endung „a"**, die in allen Wörtern auftritt, die im Hochdeutschen auf „en" auslauten. Dies zeigt sich zunächst bei der Mehrzahlbildung der Dingwörter. Beispiele: Schwalben = Schwoalba, Blumen = Bluma, Karten = Koarta, Kannen = Koanna, Tassen = Toassa, Lampen = Loampa, Stecken = Stecka, Flaschen = Floascha, Graben = Groaba usw. Vergleiche dagegen Tische, Stihle, Bänke, Bilder, Fanster u. a.

Auch die Beifügung erhält im Dialekt die Endung „a", wenn sie im Hochdeutschen auf „en" ausgeht. Beispiele: tiefa, brauna, schwoarza, bisa, grußa; vergleiche aber schinn = schönen, grinn = grünen, klänn = kleinen.

Ebenso führt die **Nennform** die Endung „a“. Beispiele: schmecka, richa, fulga, kesa, schlachta, putza, mola, schreiba, trata, sitza, losa, beißa, singa, tanza, gleba, woascha, walza, bata, arbta, treiba.

Umstands- und Zahlwörter, die im Hochdeutschen die Endung „en“ haben, erhalten im Dialekt die Endung „a“. Beispiele: huba = oben, druba = droben, drunda = drunten, vorna = vorn, hinda = hinten, naba = neben — dreiza, sechza, sibza.

Die **Verkleinerungssilbe** „lein“ geht in „a“ über. Beispiele: Kindla, Aermla, Benla, Tischla, Bildla, Fansterla, Strimpla, Schuhla, Steigla, Hitla, Scheibla, Isla (Oeschen), Franzla, Gustla, Ernstla, Trudla.

Die Selbstlaute unseres mundartlichen Lautbestandes zeigen große Mannigfaltigkeit und starke Abweichungen von den hochdeutschen Lautverhältnissen.

e wird zu **a**. Beispiele: Leben = Laba, Pferd = Fad, Erde = Ade, Sense = Sanze, Leber = Laber, Gelte = Galte, sehen = sahn, essen = assa, gern = ganne.

e wird teilweise zu **i**. Beispiele: gehn = gihn, stehen = stihn, wenig = wing.

o geht in **u** über. Beispiele: Ofen = Ufa, Stroh = Struh, tot = tut, so = su, wo = wu, Sonne = Sunne, pochen = pucha, kommen = kumma, los = lus, froh = fruh, schon = schunn.

a wird zu **oa** oder zu einem geschlossenen **o**. Beispiele: Kalb = Koalb, Taschenberg = Toaschenberg, Grab = Groab, Schaff = Schoaf, Hammer = Hoammer, Mann = Moan, Tabak = Tobak, schlafen = schlofa, fragen = fron.

Auch **au** wird häufig zu **o**. Beispiele: Baum = Bom, blau = blo, grau = gro, laufen = lofa, taub = tob; vergl. dagegen Maul, Strauch, Schmaus, faul, Gaul, Frau.

ü geht in **i** über. Beispiele: über = iber, Prügel = Prigel, grün = grin, fünf = fimwe, Schnitte = Schnite, grüßen = grissa, Füße = Fisse, Nüsse = Nisse, Uebel = Ibel.

Auch **ö** wird häufig zu **i**. Beispiele: Knöchel = Knichel, schön = schin, Böhmen = Bima, Gehör = Gehir, Ohrwurm = Irla.

ei geht in **e** über. Beispiele: Gleis = Gles, Weizen = Weß, Teil = Tel, Kreis = Kres, heim = hem, klein = klen, breit = bret, Kleid = Kled, eins = es, keins = kes, Seife = Sefe, streicheln = strecheln, Scheit = Schet; aber Feind, drei, leise, Zeit, Zeiger, Weib, frei, Leib bleiben unverändert.

Der Mitlautbestand gleicht dem der hochdeutschen Sprache. Im In- und Auslaute wird **scht** statt **st** gesprochen, wenn r voran geht. Beispiele: Doarscht = Durst, Woarscht = Wurst, Färschter = Förster, goarschtich = garstig, Garschte = Gerste, Dornschtich = Donnerstag, erscht = erst.

Nach andern Konsonanten, oder wenn ein anderer Laut zwischen r und st eingeschoben ist, gleicht die Aussprache des „st“ der im Hochdeutschen. Beispiele: Herbst, Kunst, Goast, Roast, Wust, Lust, foast, willst, fällst, schtärbst = stirbst.

g wird im Aus- und Inlaut zu **ch** oder **j** erweicht. Beispiele: traurich, sandich, winklich, schimmlich, stachlich, ölich, faulich, mahlich = mehlig, Fennich = Pfennig, Fennje, traurije, schimmliche.

pf erscheint im Anlaut als **F**, im In- und Auslaut **p**. Beispiele: Feil = Pfeil, Fohl = Pfahl, Fad = Pferd, Flug = Pflug, Fennich = Pfennig, Flaume = Pflaume, Fund = Pfund, Fute = Pfote, flicka = pflücken, feifa = pfeifen, Topf = Top, Kopf = Kop, Knopf = Knopp, Zopf = Zop, Tropfen = Truppa, stopfen =

stuppa, rupfen = ruppa, zupfen = zuppa, hüpfen = huppa, Töpfe = Töppe, schöpfen = schäppa.

b geht meist in p über. Beispiele: Bürschlein = Pärschla, Busch = Pusch, Blesse = Plasse, blöken = pläka, Büschel = Pischla, Butter = Putter, Bauer = Pauer, Bausch = Pausch, Batzen = Poatza.

d wird zuweilen zu t, und umgekehrt. Beispiele: dumm = tumm, Dusche = Tusche, gut = gutt (gude).

Die im Hochdeutschen lang gesprochenen Silben werden in der Mundart häufig kurz gesprochen, und umgekehrt. Beispiele: rufen = ruffa, suchen = sucha, fluchen = flucha, Kuchen = Kucha, Kufen = Kuffa, Füßchen = Fißla, grüßen = grissa; voll = vul, ist = is', Wetter = Water.

Die Wortausgänge sind oft verkümmert, und es findet eine starke Zusammenziehung der Silben statt. Beispiele: in = ei, ein = a, der = da, man = ma, von = vo, dort = dat, hinein = nei, herein = rei, habe = hoa, halte = hal, nicht = ne, wenig = wing, alte = ale, handeln = handan, keinen = känn, bald = bale, kalte = kale, speißam = ich wünsche, gespeist zu haben. Zuweilen werden Laute vorangesetzt, eingeschoben oder angesetzt. Beispiele: derschloan = erschlagen, derwacha = erwachen, derboarma = erbarmen, derzehla = erzählen, verkälda = erkälten, destohoalber = deshalb, tumb = dumm, stumb = stumm, krumb = krumm.

Die heimatliche Mundart weist einen reichen **Wortschatz** auf. Zur Bezeichnung eines Dinges, einer Tätigkeit, einer Eigenschaft ist oft eine Anzahl von Begriffswörtern vorhanden. Dieser Reichtum ermöglicht die Auswahl der treffendsten Bezeichnung und dient der Veranschaulichung und der begrifflichen Abstufung; auch die Stimmung, der Gemütszustand, kann durch Auswahl geeigneter Wörter treffend wiedergegeben werden. Beispiele: 's rant = regnet, gißt, platschert, plumpt, sudelt, spritzt — Kledung, Stoat (Brautstaat), Krom = Kram, Fätza = Fetzen, Lumpa, Plente, Klufft — Maul, Gusche, Guschla, Frasse — flenna, roaza, hoila (heulen), noatscha, quoatscha, himpern — Feld, Gewende, Fleck, Schlag — Pluderhosa, Quoarksäckla, Himmelsschlissel (Bezeichnung für Primeln) — Eerschwammla, Kochmannla (für Galuschel) — Garschta-, Weßäppel, Hoaferbärna — Rauhbeern, Kroatzbeern, Blobeern, Hedelbeern (Heidebeern) — sterba, eischlofa, hem giehn, nieber giehn, a hot's überstanda, a wad nimme lange macha, 's is' a su weit mit 'm, a wad ei de Erla giehn — beim Tier: verrecka, eigiehn, krepiern.

Der Veranschaulichung dienen auch die vielen Vergleiche, deren sich der Volksmund bedient. Beispiele: groasegrin, kroatzblo (blau wie eine Kroatz = Brombeere), feuerrut, kreidebleck, kerzagroade, schnurgroade, fidelkrumm, stokfinster (finster wie im Stockhaus), taghell, lichterloh, quutschesauer, zuckersisse, bitterbiese, goallebitter, wunderschien, kitschegro, hundemiede, meterlang, elalang, spindeldärre — lang wie 'ne Loatte — därre wie 'ne Schindel — kleen wie a Quoark — tumb wie de Sinde — grob wie a Uchse.

Der Dialekt weist viele Ausdrücke auf, die in der hochdeutschen Sprache nicht mehr vorkommen. Beispiele: genißlich = geizig, selbstsüchtig — Scholoaster = Elster (Schimpfwort für eine geschwätzige Person) — schärga = stoßen — dritt de hoalb = zweieinhalb — spilla giehn = spulen gehn — zum Rocka giehn = zum Rocken gehn — uff der Hube = Hufe (fränkische Bezeichnung für ein Ackerstück) — Sterztag = Ziehtag — Ausgedinge = Auszug — Bägel = bestimmtes Teiggebäck — Viehbich = Viehweg.

Eine Anzahl von Wörtern, die heute im Volksmunde gebräuchlich sind, sind dem Sprachschatze anderer Völker entlehnt. Sie sind meist slavischen oder französischen Ursprungs. Beispiele: Kratschem = Kretscham, Druschma = Brautführer, Kutsche = gedeckter Wagen, Lusche = Pfütze, Babe, Krobate, Schese = Chaise, adje = a dieu, Perron, Waggon, Coupé.

Besonders häufig gebraucht der Volksmund stehende **Redensarten und Sprichwörter.** Aus dem schier unerschöpflichen Born seien nur einige wiedergegeben: 's is' goar zum tulle wan — 's sein 'm bimsche Berge — ich war dir glei hemloachta — ma hot seine liebe Nut mit 'm — a wad no under de Räder kumma — do schlet's dreiza — 's is' zum Auswachsa, zum dervonelofa — a is' lang wie der Tag zu Johoanne — a is' ufgeputzt wie a Fingstuchse — a hirt's Groas wachsa — a gieht wie 'ne Tocke — ma mächt's ne gleba — a hot's derschmackt — such mich zu Poatschke — ich muß ma'n amol vo vorne oansahn — dam hoa ich no nischt Gutt's prophezeit — 's wad 'm schun amol hemkumma — kumm m'r oach ei de Schuta — jitzt macht a Reißaus — a hot a Linjal (Lineal) verschluckt — a hot a Weß gutt verkoft — verstieh mich och richtig — ich wullt dir'sch bale soan — a tutt a su verschtriezelt — a reißt de Oga uf wie a Schointur (Scheunentor) — Dam wa ich Doampf macha — die spinna känn guda Foada zusoamma — a koan leichte reda.

Leck Fett, de Putter is' toier. Wie ma ißt, a su arbt ma. Wenn der Hoahn kräht uff 'm Miste, do ändert sich's Water oder 's bleibt, wie's is'. Wa lange ißt, da labt lange. Zu Johoanne hon zwe Pauern uff em Stuhle Ploatz. Wie der Herr, a su 's Geschärr. Nu do säß ma, wenn ma's hätte, do äß ma. Ma muß de Feste feiern wie sie foalla. Hätt wer'sch ne, do tät wer'sch ne. Wenn's zu Medoarde rant, do rant's sieba Wucha. Wenn's eis Loab schneit, do is' der Winter no weit. Besser e Oge, wie ganz blind. Was Maul ne uftutt, da muß 's Portmane uftun. Borga macht Sorga, Wiedergan macht Finstersahn. Inse Herrgot half 'm Proahler, der Kloaher hot. Zum Laba zu wing, zum Starba zu viel. Besser a Sperlich ei der Hand, wie 'ne Taube uf'm Dache. Aem geschenkta Gaul sitt ma ne eis Maul. Schickt der Herr a Hasla, gibt a o a Grasla. Vo der viela Arbt sterba de Fade.

Gerade aus den Sprichwörtern und Redensarten gewinnen wir einen Einblick in das Denken und Fühlen des Volkes. Sie spiegeln die Anschauungsweise unserer Vorfahren wider, übermitteln uns ihre Erfahrungsschätze, geben Zeugnis von urwüchsigem Humor und enthalten oft goldene Lebensregeln.

Der Anteil des Münsterberger Landes an der Literatur.

Dr. Paul Klemenz.

Die Tatsache, daß das im Verhältnis zu den süd- und westdeutschen Stämmen spät für das Christentum gewonnene Land, das wir heute als Schlesien bezeichnen, erst im Laufe des 13. Jahrhunderts der deutschen Kultur erschlossen worden ist, erklärt zur Genüge, warum in diesem später so sangesfrohen und liederkundigen Lande vor der Mitte des 13. Jahrhunderts von literarischen Bestrebungen nichts zu spüren ist. Aber die „Großtat der deutschen Kolonisation“ (Gustav Freytag), deren Wirklichkeit und

Bedeutung durch die für gewisse ostelbische Gaue, insbesondere Böhmen, Mähren, Grafschaft Glatz u. a., in Anspruch genommene Bretholz'sche Theorie bodenständiger deutscher Bevölkerung und binnenländischer Kolonisation durchaus nicht erschüttert ist, brachte diese Kolonialgebiete in fruchtbringende Berührung auch mit der Geisteskultur des Westens, daß bald darauf, am Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts uns die ersten in lateinischer und mittelhochdeutscher Sprache niedergelegten Anfänge des schlesischen Schrifttums entgegentreten. Hierbei sind wirksam die Klöster Leubus, Heinrichau und Trebnitz, und der Herzogshof in Breslau; ob Herzog Heinrich IV. selbst oder einer seiner Ministerialen als Minnesänger sich betätigt hat, ist zweifelhaft; fest stehen aber die Namen: Dietrich von der Klesse, der um 1290—1300 im oberen Bieletale der Grafschaft Glatz (Altmohrau?) lebte und ein schwankartiges Epos „Der Borte“ verfaßte; Johannes von Frankenstein, der im Jahre 1300 in Wien als Johannitermönch ein Passionsepos vollendete, und Peter von Patschkau, der 1340 die Psalmen ins Deutsche übersetzte.

Wenn ich nun im folgenden versuchen will, die im Münsterberger Lande entstandenen oder von hier geborenen Personen verfaßten literarischen Erzeugnisse in zusammenhängender Darstellung zu behandeln, kann ich das Wort „Literatur“ nicht in dem üblichen eingeschränkten Sinne von „schöngeistiger Dichtung“ fassen, sondern muß ihn, mindestens für die ältere Zeit, auf alle Schriftwerke ausdehnen, in denen die geistigen Bestrebungen jener Zeit ihren Ausdruck gefunden haben. Als der älteste Mittelpunkt geistigen Lebens und literarischen Schaffens tritt uns das 1227 gestiftete

Zisterzienserkloster Heinrichau

entgegen, das geradezu den Ruhm beanspruchen darf, unter den schlesischen Ordensklöstern nicht nur eine der reichsten Bibliotheken [1]) besessen, sondern im 13., 14. und teilweise 15. Jahrhundert das regste literarische Leben in Schlesien entfaltet zu haben. Da es frühzeitig eine Klosterschule besaß, für die Unterrichts- und wissenschaftliche Werke erforderlich waren, so wurden hier zahlreiche Abschriften antiker und mittelalterlicher Schriftsteller, gelehrter, insbesondere theologischer Werke u. a. angefertigt, so daß die Breslauer Staats- und Universitätsbibliothek noch heute 132 Handschriften besitzt, die nachweislich aus Heinrichau stammen. Und das alles, obwohl doch die Arbeit der Zisterzienser laut Ordensregel hauptsächlich auf Ackerbau und Kolonisation eingestellt war. Hier erstand nun auch das älteste Schriftwerk des Münsterberger Landes und eines der ältesten Schlesiens überhaupt: Das in letzter Zeit vielgenannte Heinrichauer Gründungsbuch, in lateinischer Sprache von etwa 1270 ab niedergeschrieben, das, seitdem es G. A. Stenzel 1854 unter dem Titel „Liber fundationis Claustri Sanctae Mariae Virginis in Heinrichow“ herausgab, der Geschichtsforschung längst als schlesische Geschichtsquelle ersten Ranges bekannt ist, seit kurzem aber durch die deutsche Uebersetzung und Erläuterungen von Pfarrer P. Bretschneider (29. Band der Darstellung und

[1]) Bei der Säkularisation des Klosters 1812 zählte man hier noch ca. 20 000 Druckwerke. Vergl. den interessanten Aufsatz von Dr. C. H. Rother „Aus Schreibstube und Bücherei des ehemaligen Zisterzienserklosters Heinrichau“ (Zeitschrift für Geschichte Schlesiens, Band 61 [1927] S. 47—80), dem diese und andere diesbezügliche Angaben entnommen sind.

Quellen zur schlesischen Geschichte. — Breslau 1927) auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden ist. Der Verfasser des ersten Buches und des beigefügten Verzeichnisses der Breslauer Bischöfe ist der 3. Abt des Klosters, Peter I., der von Leubus nach Heinrichau kam und von 1259 bis wahrscheinlich 1269 das Kloster leitete, und nach Niederlegung dieses Amtes dieses Werk abfaßte, das später ein uns unbekannter Mönch desselben Klosters bis zum Jahre 1310 fortsetzte, wobei er offensichtlich bemüht war, die aus chronistisch-geschichtlichem und naiv erzählendem Stil gemischte Darstellung seines Vorgängers nachzuahmen. Das Buch erzählt ausführlich die 1227/28 erfolgte Gründung des Klosters durch Herzog Heinrich I., den Gemahl der hl. Hedwig, bei der sein geistlicher Sekretär und Notar, Kanonikus Nikolaus eine große Rolle spielte, sowie die ersten Erwerbungen und weitere Ausdehnung seiner Besitzungen, die hierbei entstehenden Streitigkeiten mit den Nachbarn und ihre rechtliche Regelung, und gibt uns auch Einblicke in die Verhältnisse der polnischen Kleinadligen und Bauern, in das Siedlungs- und Rechtswesen, in so viele Einzelschicksale eingesessener Familien, daß es nicht nur eine wichtige Quelle für die Geschichte der ostdeutschen Kolonisation ist, sondern auch vom rein menschlichen, ja, wenn man will, vom episch-dichterischen Standpunkte aus unser Interesse erregt.

Unter den folgenden Aebten wird uns Johannes II. (1321—28) als ein um die Förderung der wissenschaftlichen Studien verdienter Mann gerühmt. Viele junge Edelleute genossen an der Heinrichauer Klosterschule Erziehung und Unterricht; wie schon Bolko I., der Gründer der Linien Schweidnitz-Jauer-Münsterberg dort seine geistige Ausbildung empfangen hatte, so ließ auch sein Sohn Bolko II. seinen Sohn und Erben Nikolaus in Heinrichau unterrichten. Eine fruchtbare literarische Tätigkeit entfaltete in dieser Zeit, der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, im Heinrichauer Kloster Bruder Konrad, der eine umfangreiche Sammelhandschrift von 182 Blättern hinterlassen hat, eine Anzahl verschiedenartiger Schriftwerke umfassend, von denen einige auch von ihm verfaßt sind. Dies gilt zweifellos sowohl von einem Verzeichnis naturkundlicher Namen mit allegorischen Deutungen, als besonders einer kurzen, aber wichtigen schlesischen Chronik, annalistische Aufzeichnungen von 971 bis 1326 enthaltend, die er de cronica Polonorum betitelt. (Schlesien wurde bekanntlich noch im 15. Jahrhundert als zu Polen gehörig bezeichnet, wenn es auch schon seit 1335 von jeder Lehnshoheit befreit war.) Dagegen rühren einige andre Schriften jenes Sammelwerkes, die Stenzel (Gesch. Schles. I 332) ihm zuschreibt, nicht von ihm her; sie zeugen aber von dem im Kloster vorhandenen großen Interesse für Naturwissenschaften und Astronomie.

Mit Uebergehung einiger andrer, im Kloster Heinrichau niedergeschriebener und teilweise hier entstandener Erzeugnisse, z. B. einer Predigtsammlung des Abtes Nicolaus II. Cuius (1350—1359), wenden wir uns einer vielbehandelten und vielumstrittenen mittelhochdeutschen Dichtung zu, der in verschiedenen Bearbeitungen vorliegenden Lebensbeschreibung des hl. Oswald. Der geschichtliche Oswald war von 635—642 König von Northumberland, wo er das Christentum einführte. Frühzeitig als wunderwirkender Heiliger verehrt, wurde er auch Gegenstand öfterer dichterischer Behandlung; so entstand zunächst in der Gegend von Aachen um 1170 eine poetische Oswaldlegende, dann eine umfangreichere Bearbeitung in dem sogen. Münchener, und eine kürzere im Wiener Oswald, beide nach dem Fundort der Handschriften

so genannt. Da die letztere aus sprachlichen Gründen nach Schlesien weist, da ferner die einzige nachweisbare Stätte der Oswald-Verehrung die Kirche in Krummendorf, Kreis Strehlen, war, so glaubt Professor Georg Bäsecke (Halle), der diesen ganzen Stoff eingehend untersucht hat [1]), den Verfasser dieser schlesischen Bearbeitung in einem Mönche des nahen Klosters Heinrichau suchen zu müssen, er glaubt auch, daß Bolko II. von Münsterberg-Frankenstein die Anregung dazu gegeben habe, ja, wenn Bäsecke seine Ansicht, daß „alles, was wir aus dem Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts an schlesisch-deutscher Literatur haben, zu ihm in Beziehung stehe", überzeugend beweisen könnte, so wäre dieser Bolko II. (geboren um 1300, † 1341) der hervorragendste Förderer der damaligen deutschen Dichtung und Dichter gewesen; nicht weniger als 7 größere und kleinere literarische Erzeugnisse schreibt Bäsecke seiner Anregung zu.[2]) Aber seine Beweisführung ist reich an kühnen Vermutungen und nicht frei von geschichtlichen Irrtümern. Zunächst vermengt er Bolko II. von Münsterberg sowohl mit seinem Vater Bolko I. als seinem gleichnamigen Vetter Bolko II. von Schweidnitz-Jauer, so daß manche der erwähnten Anregungen — auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen — höchstens auf Rechnung seines Vaters kämen, dann spricht so manches, was wir von dem ritterlichen, fehde- und jagdlustigen, zu Scherz aufgelegten Herzog wissen, nicht gerade für literarische Förderung. Er überfiel und plünderte z. B. sowohl Kloster Kamenz wie Heinrichau und nahm hier gewaltsam Bücher hinweg, wenn er auch andererseits später eine gewisse Neigung für Heinrichau bezeugte, wo er sich auch neben seiner Gemahlin Jutta beisetzen ließ.

Es bleibt die Möglichkeit bestehen, daß die erwähnte mittelhochdeutsche 1465 Verse zählende Dichtung, die hauptsächlich die Persönlichkeit, Schicksale und Wunder des hl. Oswald erzählt, von einem Heinrichauer Mönch verfaßt ist. Sie würde dann nicht nur die älteste deutsche Dichtung im Münsterberger Lande sein (nach Bäsecke um 1310 entstanden), sondern auch ein besonderes Ruhmesblatt für das rege geistige Leben in Heinrichau darstellen.

Inzwischen aber hatte auch die Stadt Münsterberg ihren Namen weit hinaus über Schlesiens und des Reiches Grenzen bekannt gemacht durch einen ihrer größten Söhne

Johannes Otto von Münsterberg,

einen Gelehrten von fast europäischem Rufe. In Münsterberg gab es, wie in den meisten kleineren Städten, schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts eine Pfarrschule, die wie alle diese sogen. Trivialschulen nicht nur die notwendigsten Elementarkenntnisse vermittelte, sondern auch mit Rücksicht auf Heranbildung von Geistlichen und Altardienern in den Anfängen der lateinischen Sprache unterrichtete. Ein gewisser Thilo wird 1326 als quondam rector scolarum (ehemaliger Schulrektor) bezeichnet. Er erscheint 1336 in gleicher Eigenschaft in Reichenbach. Sicherlich bereitete sie begabte Knaben für weitere Studien vor. So finden wir am Ende des 14. Jahrhunderts an der Prager Hochschule auch drei Münsterberger, unter denen Johannes Otto als Inhaber verschiedener akademischer Aemter (Promotor, Examinator, Kollektor) eine ehrenvolle

[1]) Vergl. G. Baesecke, Der Wiener Oswald. Heidelberg 1912. Einleit. S. 87 ff.
[2]) A. a. O. S. 91/92.

Stellung einnimmt. Er war um 1360 in Münsterberg geboren und nach der Schreibung seines Namens Johannes Ottonis der Sohn eines gewissen Otto, dessen Familie begütert war. Im Jahre 1382 finden wir ihn in Prag als Baccalaureus (der erste akademische Grad), 1386 als Lizentiat, 1387 als Dr. theol.; 1398 war er Rektor der Universität, später mehrmals Dekan der philosophischen Fakultät, so auch 1408, als das von Huß fanatisierte Tschechentum den Deutschen ihre Rechte zu schmälern und entreißen suchte. Als die Spannung zunahm, erfolgte Otto's bekannte Großtat: An der Spitze von 46 Doktoren und Magistern und zahlreichen Studierenden verließ er am 11. Mai 1409 Prag und wandte sich nach Leipzig, wo auf seine Anregung unter der tatkräftigen Mithilfe der fürstlichen Brüder Friedrich von Thüringen und Wilhelm von Meißen am 2. Dezember 1409 die neue Universität eröffnet wurde. Otto war ihr erster Rektor, zugleich Vizekanzler; später erhielt er auch ein Kanonikat am Dom zu Meißen Sein bedeutendes Wissen in der Theologie und Philosophie legte er in zahlreichen lateinischen Werken nieder, auf die wir hier nicht näher einzugehen brauchen. Er starb am 14. März 1416 und wurde in der Pauliner (Universitäts-) Kirche beigesetzt.

Es ist begreiflich, daß sein Ansehen viele schlesische und engere Münsterberger Landsleute nach Leipzig zog; wie er selbst als Rektor 5 Münsterberger in die Matrikel eintrug, so studierten hier auch in der Folgezeit zahlreiche Söhne der Stadt und Umgebung. Wenn wir schließlich noch den gelehrten Astronomen und Mathematiker Johannes Großnickel, seit 1464 in Krakau, später in Wien, als Professor an der Universität wirkend, ferner aus dem 16. Jahrhundert die von dem Landschreiber des Münsterberger Fürstentums Nikolaus Henel in seiner bekannten „Silesiographia“ (I. 7) genannten geborenen Münsterberger Landholtz (Professor in Frankfurt a. O.), Widermann (herzoglicher Rat in Oels), Wolfgang (Abt in Grüssau), Henscher (Syndikus und Kaiserlicher Rat in Breslau) erwähnen, so werden wir dem Frankensteiner Schulrektor Aelurius (Katschker) Recht geben, wenn er in seiner Glaciographia (1624) von den Münsterberger Kindern rühmt, daß sie eine gute Zuneigung zum Studium haben und vielfach „ad excellentiam kommen seyn“, ein Lob, das freilich an Wert verliert, wenn wir sehen, daß er es fast mit denselben Worten auch seinen Frankensteinern Landsleuten spendet.

Die von den genannten Männern vertretene Geisteskultur wurzelt allerdings in einer der deutschen Sprache und Dichtung durchaus nicht günstigen geistigen Bewegung, dem Humanismus, der die damals im Niedergang und einer gewissen Zersetzung befindliche Muttersprache gradezu geringschätzte, und die von ihm geschaffene Lateinliteratur, die auch noch um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts in einem Münsterberger vertreten ist, war in Schlesien ebenso wenig bodenständig und heimatberechtigt, als in andern deutschen Gauen, aber es ist zu beachten, daß Schlesien, indem es „an der von Böhmen ausgehenden und bald ganz Deutschland beherrschenden geistigen Bewegung frühzeitig Anteil bekam, ganz von selbst in die deutsche Geisteskultur hineinwuchs“.[1]) Zu dieser geistigen Strömung gesellte sich nun im Laufe des 16. Jahrhunderts als zweite die Reformation, von der bekanntlich auch bald die meisten schlesischen Fürstentümer beherrscht wurden, im Münsterberger insbesondere nach

[1]) Siehe H. Heckel, Gesch. der deutsch. Literatur in Schlesien. — Breslau 1928. I. S. 50.

dem Tode des Herzogs Karl I. (gestorben und begraben in Frankenstein 1536). Die von der Reformation nach der Mahnung und dem Beispiele Luthers geförderte und gepflegte geistliche Liederdichtung hat hier allerdings nur spärliche Blüten gezeitigt, so in dem Pastor Adam Hoppe zu Tepliwoda.

Johannes Blaufuß, geboren 1590 in Münsterberg, gestorben 1641 als juristisch gebildeter Schöffensekretär der Stadt Breslau, ist einer jener typischen Vertreter humanistischer Bildung, die mit der lateinischen Sprache so vertraut waren, daß sie mit Leichtigkeit lateinische Verse dichten konnten und es dann wohl auch mit deutschen versuchten, die um so deutlicher ihren Mangel an eigentlich dichterischer Begabung bekunden. Als der zum böhmischen König gewählte Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz vor der Katastrophe am Weißen Berge Breslau besuchte, beeilten sich eine Anzahl Breslauer Literaten, in überschwenglichen Dichtungen ihm ihre Huldigung und voreiligen Hoffnungen auszusprechen, unter ihnen auch Martin Opitz, Henel u. a., und an erster Stelle des betreffenden Sammelbandes der Breslauer Stadtbibliothek steht unser Johannes Blaufuß mit 7 lateinischen und einem deutschen Gedichte. Es ist im Ausdruck so ungewandt, im Inhalt so trivial, daß John wohl Recht haben wird, wenn er in seinem Parnassus Silesiacus, einer Art lateinisch geschriebenen Literaturgeschichte Schlesiens, die deutschen Gedichte des Blaufuß als infra mediocritatem „unter der Mittelmäßigkeit" bezeichnet.

Ein Zeitgenosse von Blaufuß war der aus Heinrichau stammende, spätere evangelische Pfarrer in Mittelwalde Georg Mensch (geboren um 1580, gestorben 1647), der, durch die Gegenreformation von dort verdrängt, zuletzt Prediger in Strehlen war.

Den Beschluß dieser humanistisch und meist auch theologisch gebildeten lateinischen Dichter macht der Pastor Johannes Zindler, der aus Leobschütz, einer literarisch damals ziemlich regsamen Stadt gebürtig, wohl nach 1580 geboren, in Wittenberg Theologie studierte und schon hier durch dichterische Begabung und Tätigkeit mehreren gelehrten Männern näher trat. Ob er dann in Weigelsdorf, Kreis Münsterberg, und später in der Leobschützer Gegend als Pastor gewirkt hat, oder in umgekehrter Reihenfolge, ist nicht festgestellt. Cunradus sagt in seiner schon zitierten Silesia togata S. 384, er wäre vorher pastor Rosvaldensis (Rosnochau, Kreis Neustadt?) „deinde patriae pastor" gewesen, also darauf in seiner Vaterstadt. Zindler muß den nicht eben seltenen Titel eines Gekrönten Kaiserlichen Dichters erlangt haben, da ihn Cunradus als P. L. (= poeta laureatus) bezeichnet.

Unser Weg führt uns wiederum in ein evangelisches Pfarrhaus des nordwestlichen Kreises Münsterberg, in jene Gegend, wo auch nach der im Münsterberg-Frankensteiner Fürstentume so erfolgreich durchgeführten Gegenreformation die protestantische Religion sich erhalten hatte, nach dem Dorfe Neobschütz, damals oft Nobschütz, im Volksmunde noch heute Noschwitz genannt. Dorthin kam 1711 als Pastor der in Breslau (am 9. November 1679) geborene Gotfried Stöckel, der schon auf dem Elisabethgymnasium durch seine Leistungen hervorragte und frühzeitig in lateinischen und deutschen Gedichten sich versuchte. Er hatte 25 Jahre in Neobschütz pastoriert und noch die Freude genossen, bei seinem von ihm selbst unterrichteten Sohne Christian große Begabung und ererbtes dichterisches Talent sich entwickeln zu sehen, als er im Jahre 1737 starb.

Christian Gotlob Stöckel,

geboren am 23. Mai 1722 [1]), versuchte sich schon als Knabe in metrischen Versuchen und trat mit 14 Jahren bereits in die Prima des Magdalenengymnasiums zu Breslau. Ihm, dem Zeitgenossen Friedrichs II., boten die Kriege und Ruhmestaten des großen Königs besseren Stoff und höheren Schwung, als ihn der Vater gefunden hatte, den er auch an Dichtertalent sicher überragt; aber leider erhielt seine Dichtung dadurch wieder jenen panegyrischen Charakter, der echt künstlerische Entwicklung und Wirkung nicht aufkommen läßt. Für Stöckels äußeren Werdegang war es bedeutsam, daß er während seiner Tätigkeit als Hauslehrer im Hause des Generals von Derschau den damaligen Minister Schlesiens Graf von Münchow kennen lernte, der ihm die Stelle eines Stadtsekretärs in Brieg verschaffte. Er regte ihn auch zu einer größeren Dichtung auf Friedrich II. an, die 1745—46 in drei Abschnitten erschien und unter dem Titel „Das befreyte Schlesien" die Schlachten des zweiten schlesischen Krieges in 6 Gesängen behandelt; sie soll binnen Jahresfrist viermal aufgelegt worden sein. Mit zunehmenden Amtsgeschäften verstummte Stöckels Muse; seine letzte Dichtung dürfte die lateinische Ode gewesen sein, mit der er König Friedrich II. auf seiner Reise nach Bad Landeck (1765) begleitete. Er starb im September 1774 (nicht 1764 wie Streit im Widerspruch zum Titel seines „Alphabetischen Verzeichnisses aller im Jahre 1774 in Schlesien lebenden Schriftsteller" sagt und Thomas, Handbuch der Literatur-Geschichte von Schlesien [1824] S. 340 nachschreibt.)

Die Familie von Gaffron-Kunern.

Seit 1639 waren auf Haltauf und Kunern, später auch in Mittel- und Niederschreibendorf und Türpitz die verschiedenen Zweige der Familie von Gaffron angesessen, die sich nach einem früheren Besitztum im Kreise Groß-Wartenberg auch von Gaffron und Oberstradam nannte. Mit dem Münsterberger Kreise war sie auch durch Bekleidung von Ehrenämtern über 100 Jahre verbunden. Ein entschiedenes Interesse für Literatur und Dichtung ist ihr eigen gewesen, mehrere männliche und weibliche Mitglieder haben sich auf diesem Gebiete betätigt; vom Vater vererbte sich mehrmals dichterisches Talent auf den Sohn. Das dem Breslauer Staatsarchiv überlassene Familienarchiv ermöglicht uns einen Einblick in diese literarischen Bestrebungen. So stoßen wir anläßlich der Vermählung Ernst Christians von Gaffron, später viele Jahre Landrat von Münsterberg, unter den Hochzeitsliedern auf ein von seiner Schwester Juliane gedichtetes; er selbst hinterließ eine nur geschriebene Schilderung seiner Reise durch West- und Süddeutschland und Frankreich, sowie eine Zusammenstellung einer großen Anzahl von ihm abgeschriebener Gedichte zeitgenössischer Dichter; sein Sohn Ernst Friedrich Maximilian (1767—1827) verfaßte eine umfangreiche im Manuskript 288 Seiten umfassende Gedichtsammlung, die freilich nicht sicher erkennen läßt, ob alle Gedichte, wie es scheint, von ihm verfaßt sind; viele unter ihnen hätten mehr verdient, gedruckt zu werden, als so manches minderwertige Geschreibsel gerade jener Zeit.

[1]) Natürlich in Neobschütz, nicht Nertschütz, wie bei A. Kahlert, Schlesiens Anteil an deutscher Poesie (1835) S. 82 steht.

Sein Sohn Hermann von Gaffron-Kunern, später in den Freiherrnstand erhoben, ist wohl die interessanteste und hervorragendste Persönlichkeit dieser Familie. Geboren am 28. März 1797 in Niederschreibendorf, kam er mit 2 Jahren nach Haltauf, das sein Vater als das eigentliche Stammgut zurückkaufte, besuchte, von Hauslehrern vorbereitet, die Liegnitzer Ritterakademie und trat von hier aus im Sommer 1813 in das schlesische Kürassierregiment, mit dem er, noch nicht 17 Jahre alt, auf den westlichen Kriegsschauplatz ausrückte. Im Spätherbst 1815 kehrte er heim. Diese seine Kriegserlebnisse in Verbindung mit seiner vorhergehenden Jugendzeit hat Hermann von Gaffron, als er 1862 daran ging, seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben, in zusammenhängender Darstellung aufgezeichnet, während er für den übrigen Teil seines Lebens leider nur einen unausgeführten Plan hinterlassen hat. Sie bieten nicht nur ein anschauliches Bild jener national bewegten Zeit, sondern auch von dem gereiften Gesichtspunkt des Verfassers aus, dem vielleicht K. von Holtei's Selbstbiographie „Vierzig Jahre" vorschwebte, so viele Einblicke in die Verhältnisse des schlesischen Adels und sind andererseits auch ein so subjektiver Ausdruck persönlicher Weltanschauung, daß der Verein für die Geschichte Schlesiens es für angebracht hielt, sie durch Professor Friedrich Andreae als Festgabe zur Hundertjahrfeier der Befreiungskriege herauszugeben. („Denkwürdigkeiten des Freiherrn Hermann von Gaffron-Kunern." Breslau 1913.) Der um seine Heimat hochverdiente Mann, der u. a. Direktor der schles. Creditbank und Mitglied des Preußischen Herrenhauses war und den Titel eines Geheimen Regierungsrats und Schloßhauptmanns von Breslau führte, starb am 16. Juli 1870, also kurz vor Ausbruch jenes Krieges, der den alten Franzosenbekämpfer aufs höchste begeistert hätte.

Vom Großvater erbte das lyrische Talent Hermanns ältester Sohn Rudolf (1821—1901), der es in österreichischem Militärdienst bis zum Generalmajor brachte. Er veröffentlichte ein schmales Bändchen (57 Seiten) „Gedichte von Rudolf von Stradam" (also nach dem älteren Geschlechtsnamen sich benennend), Wien 1859.

Als der oben erwähnte Hermann von Gaffron aus dem Kriege heimkehrte, bereitete die Familie dem jungen Helden einen festlichen Empfang, bei dem eine schwungvolle Dichtung vorgetragen wurde. Ihr Verfasser war ein Freund des Hauses, der damalige Stadtrichter in Münsterberg, Johann Heinrich Oswald, den wir deshalb in den Bereich unserer Darstellung ziehen dürfen, weil er über 12 Jahre (1806—19) in Münsterberg, zuerst als Syndikus, dann als Stadtrichter tätig war und seine belletristische Schriftstellerei hauptsächlich in diese Zeit fällt.

Johann Josef Dittrich, geb. 16. März 1780 in Polnisch-Neudorf (heute Waldneudorf), war um 1830 Justitiarius und Rittergutsbesitzer in Kunzendorf, Kreis Schweidnitz. Außer diesen beiden Angaben, die E. W. Springauf (Pseud. für E. Wihard) in seinem Duodezbüchlein „Kurzgefaßte Nachrichten über die in Schlesien von 1800—1830 gestorbenen und lebenden Dichter" (Breslau 1831) mitteilt, ohne, wie durchweg, über die Werke dieser Dichter etwas zu sagen, habe ich über sein Leben nichts ermitteln können. Er muß aber identisch sein mit jenem Joh. Jos. Dittrich, den ich schon früher an anderer

Stelle [1]) als touristischen Schriftsteller erwähnt habe. Seine „Bemerkungen auf einer Reise durch Niederschlesien" und „Bemerkungen auf einer Reise durch die Grafschaft Glatz usw." sind als zu der frühesten touristischen Literatur über Schlesien gehörig wertvoll. Auch auf kirchlich-religiösem Gebiete betätigte er sich in der Schrift „Die Ideen des Katholizismus" (1847), in der er die Angriffe des bekannten deutsch-katholischen Pfarrers Anton Theiner gegen die katholische Kirche in Schlesien zurückwies.

Johann Gottfried Elsner (geb. 14. Juni 1784 in Gottesberg, gest. 5. Juni 1869 in Waldenburg) steht, ähnlich wie Oswald, nur dadurch mit Münsterberg in Zusammenhang, daß er von 1822 bis 1830 Pächter der Stadtgüter Viehöfe und Reindörfel war, wobei sich sein Verhältnis zu der Stadtverwaltung nicht eben günstig gestaltete. Elsner war einer der hervorragendsten Landwirte und der bedeutendste Schafzüchter seiner Zeit von geradezu europäischem Rufe, der mit den tüchtigsten Landwirten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Rußlands u. a. in Beziehungen stand, Kgl. Preuß. Oekonomierat, Mitglied einer großen Anzahl in- und ausländischer landwirtschaftlicher Gesellschaften und Vereine, Inhaber von Verdienstmedaillen, Verfasser von über 20 Werken über Landwirtschaft, Schafzucht u. dergl., von denen mehrere preisgekrönt und in fremde Sprachen übersetzt wurden. Das alles würde uns hier nichts angehen, wenn Elsner, der von Haus aus evangelischer Theologe war, in Halle 1805/06 studiert und als Hauslehrer in Waldenburg seine Prinzipalin, Besitzerin eines Gutes in Salzbrunn, geheiratet hatte und so zur Landwirtschaft kam, nicht auch der schönen Literatur angehörte. Dies weniger durch die wenigen satirischen Dichtungen, die er noch vor dem Universitätsstudium als Herausgeber einer Monatsschrift „Das Blumenkörbchen" verbrochen hatte, als vielmehr durch sein zweibändiges, interessantes und wirklich heute noch lesenswertes Werk „Erlebnisse und Erfahrungen eines alten Landwirths" (1865). Wenn hier auch die Landwirtschaft eine große Rolle spielt, so fesselt es doch noch mehr durch die kulturgeschichtlichen Schilderungen, die der Verfasser, der Goethe, Napoleon und so viele bedeutende Männer persönlich sah und auf seinen ausgedehnten Reisen durch fast alle Länder Europas die verschiedensten Zustände kennen lernte, in anschaulicher eindrucksvoller Darstellung gibt.

Die Familie Suckow.

Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts stand die evangelische Bürgerschule zu Münsterberg unter der Leitung des Rektors Suckow, der von Haus aus Theologe war und später als Pastor nach Langenöls ging. Seine drei in Münsterberg geborenen Söhne studierten ebenfalls Theologie und Philosophie und waren alle drei schriftstellerisch tätig; die beiden älteren Gustav und Karl Adolf haben sogar im Geistesleben Schlesiens in den 30er und 40er Jahren eine gewisse Rolle gespielt. Im übrigen kann ich mich über sie kürzer fassen, nachdem Pfarrer P. Bretschneider sie ausführlicher in dem Aufsatze „Die drei Brüder Suckow" [2]) behandelt hat.

[1]) Der Anteil der Grafschaft Glatz an der deutschen Literatur (1913) Seite 41.

[2]) In „Zur Geschichte der Stadt und des Fürstentums Münsterberg" Nr. III, wieder abgedruckt in der Sondernummer „Münsterberg" von „Wir Schlesier". VII. Jahrgang, Heft 6 (Schweidnitz, Dezember 1926).

Gustav Suckow, Dr. phil., zuerst Pastor in Grünhartau, Kreis Strehlen, dann Privatdozent der Philosophie und Pädagogik an der Breslauer Hochschule, geriet wegen seiner Haltung betreffend die protestantische Union in Konflikt mit seiner Behörde und zog sich 1848 durch seine königstreue Gesinnung den Haß politischer Gegner zu. Seine rein wissenschaftlichen theologischen und philosophischen Werke kommen für unsern Zweck nicht in Betracht. Dagegen möchte ich das Werk des jüngsten Bruders Otto Eduard Suckow, von 1832 bis 1861 Pastor in Lampersdorf, Kreis Frankenstein, nicht unerwähnt lassen, nämlich seine „Geschichte der Lamper'sdorfer Parochie bis 1814" (1843), ein für seine Zeit ganz treffliches lokalhistorisches Werk von heimatkundlichem Interesse.

Auch der zweite Bruder, Karl Adolf Suckow (geb. 27. Mai 1802, gest. 1. April 1847 als Professor der Theologie an der Universität, Prediger an der reformierten Kirche und nebenamtlicher Direktor der Privat-Taubstummenanstalt in Breslau) interessiert uns hier nur durch drei Novellen, die er unter dem Decknamen Posgarou veröffentlichte. Zu dem Beifall, den die Novelle fand, trug wohl die Meinung bei, daß sich hinter dem Decknamen „Posgarou" Ludwig Tieck selbst verberge. Leidet sie schon an gewissen Breiten, so tritt der Mangel an spannender Handlung noch mehr in den beiden kürzeren Novellen „Germanos" (1830) und Idus (1833) hervor. Der geringe Beifall der letzten beiden Novellen veranlaßte ihn wohl, auf dichterische Erfolge zu verzichten. Noch sei seine literarisch-ästhetische Abhandlung über Byrons Manfred (1839) erwähnt, den er als einen Beitrag zur Kritik der gegenwärtigen deutschen dramatischen Kunst und Poesie bezeichnet.

Weit harmloser und mit einer gewissen Lebensheiterkeit geben sich die Dichtungen des katholischen Pfarrers Josef Müller. Er war am 26. November 1805 zu Schönjohnsdorf als Sohn eines Zimmermanns geboren, erlernte das väterliche Handwerk, konnte es aber infolge eines Beinbruches nicht fortsetzen. Da nahm sich Pfarrer Neumann in Polnischneudorf des begabten, schon älteren Knaben an, verschaffte ihm die Möglichkeit, das Matthiasgymnasium zu besuchen und seinem von jeher gehegten Wunsche entsprechend Theologie zu studieren. Er war von 1835 ab Kaplan in Würben und Arnsdorf, Kreis Schweidnitz, kehrte nach Würben zurück, wo er als Pfarrer von 1850 bis zu seinem 1865 erfolgten Tode wirkte. Sein reichbegabtes Gemüt trieb ihn an, in seinen Mußestunden die Poesie zu pflegen, wie er es schon als Student getan hatte. August Meer sagt in seiner Biographie Müllers [1]), er habe schon als Student „auf Andrängen seiner Freunde" eine kleine Gedichtssammlung herausgegeben und sei von dem berühmten Heinrich Hoffmann von Fallersleben (damals Bibliothekar und Universitätsprofessor in Breslau) zum Dichten ermuntert worden. Von dieser Sammlung konnte ich nichts entdecken, dagegen besitzt die Breslauer Stadtbibliothek zwei kleine Bändchen, die Meer nicht erwähnt „Heinrich der fromme Jüngling" (Gedicht in 3 Gesängen von Joseph Müller, Breslau 1832) und eine Sammlung lyrischer Gedichte: „Kleinigkeiten aus der Natur" (Schweidnitz 1842), deren Verfasser Joseph Müller sich als Kaplan in Arnsdorf bei Schweidnitz bezeichnet.

Auf nur lyrischen Pfaden bewegt sich auch die Muse Heinrich Schuster's, der, aus Münsterberg (geb. 23. April 1829) stammend, schon

[1]) Charakterbilder aus dem schlesischen Clerus. I. Breslau 1884. S. 219—226.

als Student der Rechte nebenbei mit Literatur und Philosophie sich beschäftigte. Als Kreisgerichtsrat in Striegau trat er in nähere Beziehung zu dem als mundartlicher Dichter bekannten Robert Rößler, damals Direktor der dortigen Realschule, und gab mit ihm und P. Mantell und P. Ritter die Gedichtssammlung „Aus der Günther-Stadt“ zu wohltätigen Zwecken heraus. Das unleugbare dichterische Talent des Verfassers hatte nicht nötig, sich hinter den Pseudonym „Heinrich Woldan“ zu verstecken; in vollkommner Beherrschung von Sprache, Vers und Reim werden die alten Themata der Lyrik, der Liebe Leid und Lust, Menschenlos, Natur u. a. zu fesselndem gemütvollem Ausdruck gebracht; auch für echten Humor zeigt Schuster Begabung.

Daß die mundartliche Dichtung von manchem Lokalpoeten gepflegt worden ist, unterliegt keinem Zweifel; gedruckte Dialektdichtungen liegen mir aber nur von Gustav Buchenthal vor, hinter dem sich der Patschkauer Buchhändler Gustav Buchal verbirgt, ebenfalls ein geborener Münsterberger (geb. 6. September 1841), der nach Besuch des Breslauer Seminars von 1861—1871 als Lehrer an verschiedenen Orten wirkte, worauf er sich in Patschkau eine Buchhandlung, Buchdruckerei und Buchbinderei gründete, die er um 1915 noch leitete. Er gab zwei Sammlungen von Gedichten in schlesischer Mundart heraus, wohl in der früher fast allgemein herrschenden, aber längst von ernster denkenden Dialektdichtern bekämpften Ansicht, daß die Verwendung der Mundart in der Dichtung wesentlich nur erheiternden Zweck habe. Die erste betitelt sich „Wiesenblumen“ (Gedichte humoristischen Inhalts), Patschkau 1869. Die andre „Im Huchzighause“ (Originalvorträge und Lieder für Polterabend und Hochzeit) verfolgt praktische Zwecke. Manches mag volkskundlichen Wert haben, dichterischen können beide kaum beanspruchen.

Münsterberg in der Dichtung — ein Thema, das einmal für sich allein behandelt werden könnte — tritt uns in dem Roman „Die Postmeisterin“ von Klara Zahn (1899) entgegen, die wir nur deshalb hier berücksichtigen. Klara Brandenburger, geb. 1859 in Breslau, siedelte nach ihrer Heirat mit dem Kaufmann Zahn und nach mehrfachem Wechsel des Wohnsitzes nach Berlin über; durch eine Anzahl Romane und Novellen, die man bei Brümmer und Kürschner verzeichnet findet, hat sie sich in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Ob und welche Beziehungen sie zu Münsterberg hatte, weiß ich nicht. Ihr obengenannter Erstlingsroman hat zum Mittelpunkt eine in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Münsterberg wohl bekannte tüchtige Frau, Franziska Fanta, die nach dem Tode ihres Gatten, des Tuchkaufmanns Fanta, die dortige Posthalterei tatkräftig und geschäftsgewandt leitete.

Ich entnehme vorstehende Angaben zumeist dem verdienstvollen trefflichen Werke von Franz Hartmann, Geschichte der Stadt Münsterberg (Münsterberg 1907) und komme damit auf die beiden Brüder Franz und Karl Hartmann zu sprechen, die sich beide um ihre Vaterstadt hoch verdient gemacht haben, jener durch das erwähnte Buch, das eine tüchtige, zuverlässige Stadtgeschichte darstellt, die manchen Nachbarstädten, z. B. Frankenstein und Glatz noch fehlt, dieser durch seine kommunale, politisch-wirtschaftliche, aber auch literarische Tätigkeit. Zu letzterer wurde er durch seine Tätigkeit als langjähriger Redakteur der Münsterberger Zeitung veranlaßt, aber auch bei

allen die Stadt und ihre Entwicklung betreffenden festlichen Ereignissen schuf seine reimgewandte Feder eine Anzahl Festgedichte und Festspiele, die, von dichterischer Empfindung und Phantasie inspiriert, sich über den Durchschnitt solcher Gelegenheitsdichtungen erheben, z. B. das Festspiel „Albertus Helbigius“ zur Feier des Bundesschützenfestes 1897, das Festspiel zur Einweihung des Juliusbrunnens und Wasserschlosses 1907 u. a. Karl Hartmann, der auch als Stadtverordneter sich erfolgreich betätigte, starb vorzeitig.

Sein Bruder Franz widmete sich dem Lehrerberufe und war zuletzt Rektor der katholischen Gemeindeschule in Potsdam. Er schrieb auch eine Geschichte der Münsterberger Schützengilde.

Paul Ettinger, geb. 4. März 1857 zu Münsterberg, trat nach Besuch des Friedrichgymnasiums in Breslau als Supernumerar bei der Regierung ein, war Regierungssekretär bis 1901, wo er in den Ruhestand trat und nach Hünern verzog. Dort starb er am 30. September 1903. Seine erste und einzige gedruckte Dichtung ist die historische Tragödie „Sejans Tod“ (Leipzig 1890).

Franz Gauglitz, ein echter und treuer Sohn der Grafschaft Glatz, wo er am 19. September 1856 in Schreibendorf bei Mittelwalde geboren, auf dem Habelschwerdter Lehrerseminar herangebildet und zunächst in Marienthal und Hausdorf amtlich beschäftigt wurde, bis er nach weiterer Tätigkeit in Kamenz und Langenöls Ostern 1889 an die städtische katholische Knabenschule zu Münsterberg berufen wurde. Hier wirkte er mit hingebendem erfolgreichem Eifer bis zu seiner Pensionierung im Herbst 1922. Seinem Lehrerberuf mit Leib und Seele treu ergeben, widmete er daneben sein besonderes Interesse den Tierschutzbestrebungen, für die er sowohl die Jugend, als auch die Allgemeinheit zu gewinnen verstand, letztere insbesondere durch den über 30 Jahre von ihm herausgegebenen Schlesischen Tierschutzkalender (Druck und Verlag bei Wolff in Nimptsch), der zeitweise in einer Auflage von 120 bis 150 000 Exemplaren erschien und zahlreiche Beiträge aus seiner Feder brachte, sowie durch Aufsätze in der Tierschutzzeitung und schlesischen Lokalzeitungen. Aber auch auf volks- und heimatkundlichem Gebiete war Gauglitz schriftstellerisch tätig. Man braucht nur einige seiner Jugenderinnerungen („Der Jongakrigg“, „Die beiden Nachbarn“) oder humoristisch gefärbten Skizzen und Erzählungen, wie sie hauptsächlich in den beiden Grafschafter Volkskalendern von Robert Karger („Guda Obend“ und „Grofschoftersch Feierobend)“ erschienen, oder die Skizze „Aus meiner Jugendzeit“ (Tierschutzkalender 1918) zu lesen, um seine gemütvolle Liebe zur belebten und unbelebten Natur, seine Vertrautheit mit Sitte und Brauch seiner Glatzer Heimat zu erkennen und ein Bild von dem prächtigen, kerndeutschen Manne zu gewinnen, dessen Name von vielen in dankbarer Erinnerung bewahrt wird.

Wie J. H. Oswald der einzige unter den bisher behandelten Dichtern war, der sich in allen drei Gattungen der Dichtkunst versucht hat, so ist Max Rentwich, außer etwa Karl Hartmann, der einzige, der sich die Schriftstellerei zum speziellen Beruf wählte, nachdem er vorher etwa 2 Jahrzehnte lang Buchdrucker gewesen war. Als Sohn eines kinderreichen Handwerkers am 15. März 1868 in Münsterberg geboren, konnte er nach Besuch der sogen. Präfektenschule seinen Wunsch, zu studieren, nicht ausführen und erlernte die Buchdruckerei. Aber mit eiserner Energie benutzte er von seinen Lehrlingsjahren an seine

Mußezeit, um durch Selbststudium, später als er auf seiner Wanderschaft nach Berlin gekommen war, durch Teilnahme an Kursen und Vorlesungen der Humboldt-Akademie und der Universität seine Bildung zu erweitern. Besonders der Chefredakteur Philipp Stein in Berlin, dessen Aufmerksamkeit er durch ein Drama erregt hatte, suchte seine Studien in geordnete Bahnen zu lenken Durch weite Reisen (Schweiz, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Italien, Nordafrika), auf denen er meist noch in seinem ursprünglichen Berufe tätig war, erweiterte er seinen Gesichtskreis und seine Kenntnisse in fremden Sprachen. Von 1906—09 war er Redakteur an einer Berliner Zeitung, zugleich als Kunst- und Theaterkritiker tätig, schrieb dann mit Paul Bliß die Komödie „Glatte Rechnung", der die Romane „Risa Gosler" und „Verschlungene Pfade" folgten. Auch verarbeitete er die Eindrücke seiner Reisen zu Schilderungen und Skizzen, z. B. „Alt-Heidelberg und das Neckartal". 1920 erschien das Lustspiel „Lebenskünstler". — Von seinen Werken war mir auf dem Umwege über Berlin nur der Roman „Risa Gosler" zugänglich. Flott und fesselnd erzählend, wenn auch kein tiefes Lebensproblem behandelnd, gehört er zur besseren Unterhaltungsliteratur. In letzter Zeit hat er sich u. a. auch in Breslau, in Vorträgen touristischen Inhalts, betätigt.

Tiefere, ernstere Töne erklingen aus den religiösen Dichtungen, wenn man sie so nennen darf, des Hauptpfarrers Georg Seibt in Breslau, dessen für uns in Betrachtung kommende Schriften über den Ton und Zweck der Predigt und geistlichen Betrachtung hinaus von so dichterischem Schwunge erfüllt sind, daß wir sie ebenso der geistlichen Dichtung zurechnen dürfen wie seine Lieder und Gedichte. Seibt entstammt dem schon erwähnten Pfarrhaus zu Neobschütz, wo er am 27. Juni 1873 als Sohn des Pastors Alwin Seibt geboren wurde. Mit 14 Jahren saß er in der Prima des Strehlener Gymnasiums, studierte Theologie in Halle und Breslau, war dann Erzieher der Enkel des ehemaligen Preußischen Kriegsministers Grafen Roon, wurde 1899 Pastor an der Magdalenenkirche in Breslau, wo er zum Oberpfarrer und Mitglied des Stadt-Konsistoriums aufrückte. Besonderen Erfolg hatte sein Buch „Excelsior — Höher hinauf!", religiöse Betrachtungen über wichtige Lebensfragen behandelnd. Das ins Englische und Schwedische übersetzte Buch erschien 1910 in 3. Auflage. Aehnlicher Art ist „Johannisfeuer, Funken vom Heiligtum Gottes", worin der Verfasser „ringende und sehnende Menschen für Jesus in Glut bringen" will. (2. Auflage 1908.) Der Weltkrieg veranlaßte ihn, mit anderen Theologen eine „Weihnachtsbotschaft in eiserner Zeit" an die im Felde stehenden evangelischen Soldaten zu senden unter dem Titel „Christ, der Retter ist da". Literaturgeschichtlichen Charakter trägt das Büchlein „Luthers Worte und Lieder", eine Auswahl von 18 geistlichen Liedern Luthers mit Einleitungen. Seibts Gedichte erschienen zerstreut in Zeitschriften.

Sein Bruder Pastor Artur Seibt schrieb 1907: „Aus Tepliwodas Vergangenheit". Ein Beitrag zur Geschichte des Münsterberger Fürstentums und Frankensteiner Weichbildes; er erwähnt darin einen seiner Vorgänger in Tepliwoda, Pastor George Heller († 1784) als Verfasser einer in Brieg gedruckten Predigtsammlung: „Hellerisches Denkmal". Schon mehrfach sind wir mit der Anführung einiger Schriftwerke bis in die Zeit nach dem Weltkriege gelangt, obwohl ihre Verfasser mit ihren Anschauungen im

ganzen noch im 19. Jahrhundert wurzeln. Dagegen gehören die beiden folgenden und anscheinend jüngsten Vertreter der heimatlichen Dichtkunst ganz der Gegenwart an, in ihrer Ausbildung und ihren Erzeugnissen stofflich und formell mehr oder weniger vom Geist des 20. Jahrhunderts beeinflußt.

Artur H. Knoblich, Lehrer in Neualtmannsdorf, geb. am 24. August 1893 in Breslau, wirkte nach Besuch verschiedener Schulen seiner Vaterstadt als Lehrer in Fraustadt i. Posen, nahm dann am Weltkriege teil und kam 1919 in seinen jetzigen Wirkungskreis. (Seit 1. Juli 1930 in Steingrund.) Vom Felde aus begann er 1915 mit der Veröffentlichung von Skizzen, oft humoristisch-satirisch gefärbt, Natur- und Reiseschilderungen, Novellen und Gedichten, die in Zeitschriften und Zeitungsbeilagen erschienen, mir nur zum kleineren Teile bekannt geworden sind. Skizzen wie „Jauernick", „Der Barocksaal" (in der Sonntagsbeilage der Schlesischen Volkszeitung 1926) sind fesselnde Stimmungsbilder kulturgeschichtlichen Inhalts; auch „Aus Münsterbergs vergangenen Tagen" („Wir Schlesier", Dezember 1926) könnte man hierher rechnen. Andere Skizzen verraten ein entschiedenes Talent zu ironischer Satire („Der Löwenzahn", „Der Kaktus"), die sich auch in einigen Gedichten ausspricht. Von seinen mir bekannten Novellen ist der „Verbrecher im Dorf", auf eigenem Erlebnis beruhend, entschieden die beste; ja die stellenweise packende Kraft der Schilderung hat mich an gewisse Abschnitte des Hermann Stehr'schen „Schindelmachers" erinnert. So modern der knappe Stil und kurze, fast telegrammartige Satzbau ist, scheint andererseits die realistische Ausdrucksweise mehrfach vom Naturalismus der 90er Jahre, dem ja auch Stehr's Jugendwerke angehören, beeinflußt zu sein. Die Novelle „Die Hand in der Nacht" (gedruckt in einer Jenaer Zeitung) und andere ungedruckte Novellen, in denen der Verfasser psychologische Vertiefung anstrebt, zeigen in der Konzeption des Stoffes und im Ausdruck Mängel, die bei größerem Streben nach Klarheit und Maßhalten im Stil sicher schwinden würden.

Agnes Pelke, geboren am 29. Juli 1894 in Breslau, hat, mit Neigung und Sinn für geschichtliche und heimatkundliche Forschung begabt, zunächst diese zur Grundlage einiger erzählenden Skizzen gemacht: „Dobrogost, der Straßenräuber" und „Wie das Kloster Heinrichau zerstört wurde", deren Stoff sie dem oben erwähnten Heinrichauer Gründungsbuch entlehnte und mit leicht und kühn schaffender Phantasie dichterisch belebte. Ebenso fruchtbar hat sie in den Skizzen „Das Erbe der Kapuziner" (Wien), „Die drei Gleichen" (Thüringen), „Die Sprungschanze" (Reinerz) und andere Reise- und Natureindrücke dichterisch verwertet, wobei auch religiöses Empfinden angenehm berührt. Volkskundlicher Art sind kleinere Artikel über das Turmblasen, Martini u. a. Humoristische Behandlung scheint ihr weniger zu liegen. Sie arbeitet seit längerer Zeit an der Erforschung der Geschichte der durch die Kolonisation des 13. Jahrhunderts deutscher Kultur erschlossenen Dörferreihe Kunzendorf, Weigelsdorf, Tschammerhof und Münchhof. Durch ihre Arbeiten hat die Heimatkunde des Kreises Münsterberg dankenswerte Förderung erfahren.

Wir stehen am Ende unseres literarischen Spazierganges, der uns auf dem Boden des Münsterberger Landes vom 13. bis ins 20. Jahrhundert geführt hat. Auf Vollständigkeit macht diese Zusammenstellung, die immerhin nahezu 40 feststehende Namen umfaßt, keinen Anspruch; leicht möglich, daß

mir sowohl aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, als auch aus unserer Zeit dieser oder jener Lokalpoet entgangen ist. Auf die gelehrte und volkstümliche fachwissenschaftliche Literatur der neueren Zeit einzugehen, verboten mir Zweck und Raum dieser Abhandlung; ich hätte sonst, um nur einige Namen aus den letzten 50—60 Jahren zu nennen, auch Seminardirektor Bock, Seminaroberlehrer Franz Schmidt, Prälat Professor Dr. Buchwald, Propst Professor D. G. Hoffmann, Pfarrer P. Bretschneider, Seminarstudienrat Lorenz u. a. berücksichtigen müssen, die alle durch Geburt oder Wirken dem Münsterberger Kreise angehören. Daß auch von den behandelten Personen eine große Anzahl nur durch ihre Geburt und Jugendzeit mit Stadt und Kreis in Beziehung stehen, konnte kein Grund sein, sie auszuschließen; sie waren und sind doch eben Kinder der Heimat.

Ein Frauenschicksal in 4 Bildern.

Franz Schmidt.

Nur wenige Minuten von dem Dörflein Niederpomsdorf entfernt steht ein schönes Schloß. Beim Betreten seiner Räume fallen in einem Wohnzimmer der „Grünen Frauenstube" sofort 4 einfache Bilder ins Auge. Auf den ersten Blick erkennen wir, daß sie ein erschütterndes Menschenschicksal darstellen. Das erste Bild zeigt uns ein junges Brautpaar bei einem Spaziergange durch den Schloßpark. Auf dem zweiten Bilde sehen wir die Braut mit einem andern jungen Manne in einem Zimmer, während der Bräutigam mit finsterem Gesichtsausdruck zur Tür hereintritt. Auf dem dritten Bilde erkennen wir wieder das Brautpaar. Der Bräutigam sitzt vor dem Schlosse auf einem Steine und reicht seiner Braut einen Becher. Das vierte Bild stellt eine vorzeitig gealterte, hilflose Dame dar, die mit den Händen vor sich her tastend an einem Gewässer entlang geht. Diesen 4 Bildern wird folgende Sage zugrunde gelegt:

Vor vielen Jahrzehnten wohnte im Schlosse ein edles Grafenpaar, dessen größter Stolz die einzige, abgöttisch geliebte Tochter war. Viele Edelleute warben um die Hand des schönen Mädchens. Nach langem Ueberlegen gab es einem jungen, heißblütigen Grafen sein Wort. Das Brautpaar verlebte nun glückliche Tage. Doch gar bald nahte das Verhängnis in Gestalt eines jungen, schönen Dieners, den der alte Graf einstellte. Der entbrannte von Liebe zur jungen Gräfin, und es gelang ihm, sie zu betören und Gegenliebe zu finden. Das kam zu Ohren des Bräutigams. Dessen ehedem so heiße Liebe verwandelte sich in glühenden Haß, und voll Zorn und Rachsucht suchte er seine Braut zu verderben, indem er ihr den Giftbecher reichte. Das Gift wirkte aber nicht tödlich, sondern legte sich auf das Augenlicht, und das Mädchen erblindete. Nun bemächtigte sich der Unglücklichen tiefe Verzweiflung und erst nach langer Zeit gelang es den bedauernswerten Eltern, ihr Kind zu beruhigen. Doch zog sich das Mädchen von allen Menschen zurück und führte ein einsames Leben, all sein Denken galt nur der Erinnerung. Viele Jahre lang ging es täglich am Ufer des tiefen und reißenden Neißemühlgrabens, der durch den Schloßpark fließt, spazieren, bis es eines Tages von einem solchen Ausgange nicht mehr zurückkehrte. Das stille, verschwiegene Wasser hatte die Unglückliche in seine Arme aufgenommen. Ob sie in ihrer Blindheit einen Fehltritt getan hat, oder ob sie, des Lebens überdrüssig, den am Herzen nagenden Wurm töten wollte? Der Schleier dieses Geheimnisses wird nie gelüftet werden.

Die versunkene Brotfuhre im Schwarzbusch.

Artur Perschke.

In früheren Zeiten besorgte ein gewisser Melchior Dumsch Brotfuhren zwischen Bärdorf und Liebenau. Die Chaussee war damals noch nicht. Der Weg führte am Bärdorfer „Schwarzbusch" vorbei, und war bei nassem Wetter grundlos. Einst fuhr der „Dumscha-Malchior" bei aufgeweichtem Wege wieder seine Brotfuhre. Der Wagen sank bis zu den Achsen in den lehmigen Weg ein. Dumsch schimpfte und fluchte, daß die Brote so schwer waren.

„Wenn die Brote mir den Wagen tief eindrücken, so sollen sie ihn auch hochheben", rief er.

Er legte ein Brot ums andere unter die Räder in die tiefe, aufgeweichte Radspur, der Wagen fuhr jetzt auf den Broten. Als die Brote alle waren, der Wagen von den letzten Broten herunter war, da versanken plötzlich Pferde, Wagen und der „Dumscha-Malchior" in die Erde und verschwanden.

Seine Seele muß diesen Frevel büßen bis auf den heutigen Tag. Noch heute sieht man sie, wenn sie als kleines Flämmchen an der sog. „Senpfütze" umherlichtert an dem Wege, der vom Schwarzbusch zur jetzigen Chaussee führt.

Die weiße Frau im Schlauser Schlosse.

Entnommen aus Kühnau „Schlesische Sagen".

Hermann Vogt.

Im Schlosse zu Schlause hatten die Küchenmädchen zweimal in der Woche die breiten Eichenholztreppen zu scheuern, die vom Keller in das Erdgeschoß und von dort in den ersten Stock führten. Die Mädchen, die zuerst das Geschirr abwaschen mußten, kamen öfters erst spät zum Scheuern der Treppen. Eines Abends war es besonders spät geworden, wohl schon nach 11 Uhr. Die Mädchen waren gerade in der Mitte der Kellertreppe angelangt, als ein Luftzug das Licht der Laterne flackern ließ. Aufsehend von den Stufen gewahrten sie eine schlanke, hohe Frauengestalt, die eben zwischen ihnen durchging, weiß gekleidet war und anscheinend einen Schleier umgelegt hatte. Die Dame — denn eine solche war es — stieg leichten, doch festen Schrittes die Treppe hinauf, und ihr aufgelöstes, goldblondes Haar hing ihr in einem einzigen mächtigen Strom über den Rücken herab, fast den Kleidersaum berührend. Die Mädchen wunderten sich, dachten aber, es sei eine von den Beamtentöchtern zur Schloßherrin befohlen worden, was ja öfters geschah. Obwohl um die Zeit die Haustür geschlossen war, dachten sie, sehr ermüdet, nicht weiter nach, sondern arbeiteten weiter. Nach etwa einer halben Stunde hörten sie leichte Schritte im oberen Flur. Dann kam dieselbe Dame um die Ecke und stieg, den Mädchen diesmal das Gesicht zugekehrt, die Treppen hinab. Sie war sehr bleich, hatte schöne, ernste, regelmäßige Züge und niedergeschlagene Augen. Das Haar war jetzt geflochten in zwei mächtige Zöpfe, von denen der eine nach vorn, der andere aber den Rücken hinunter hing. Die Erscheinung verschwand plötzlich in einem Flurgang, der, wie beide Mädchen genau wußten, verschlossen war. Nun erst kam den beiden die Sache unheimlich vor. Sie liefen sofort zu der alten Wirtschafterin und mit dieser zur Gräfin, die mit den Schlüsseln zum Keller selbst herunterkam und alles nachsah. Der Keller war fest verschlossen, wie immer, und keine Spur von der Erscheinung mehr zu entdecken.

Sitte und Brauch.

Agnes Pelte.

Bist Du schon einmal in der Morgenstille durch den Bergwald gewandert? Einsam, nur Du allein? Dann ist Dir das Herz weit geworden ob all der taufrischen Herrlichkeit. Lautlos berührt Dein Fuß den moosigen Waldboden. Blattgeraune und Vogelgezwitscher schwingen in der herben Morgenfrische.

Da — abseits vom Wege gluckst und perlt, murmelt und rauscht es leise. Der Waldquell entschlüpft mit freudigem Getön dunklen Felsen, und jeder Tropfen jubelt mit hellem Glanze dem Tageslicht entgegen.

Nur wenige kennen den verborgenen Waldquell; nur wenige verstehen, seinem Gemurmel zu lauschen, das uns von alten und doch immer neu schaffenden Kräften der Allmutter Erde erzählt.

Wie mit dem verborgenen Quell, so ist es auch mit Sitte und Brauch. Nur wer abseits vom Wege geht, begegnet ihnen. Rücksichtslos, neuerungssüchtig schritt die Zeit daher, belächelte die alten Sitten als „rückständig", brachte neue Lebensformen, neue Lebensart.

Talmi statt Gold. Die Volksseele verarmte. Denn hinter Sitte und Brauch steht das Symbol, das aus den Tiefen der Seele erwächst und auch dem einfachen Volke zu eigen ist.

Und doch sind wir nicht ganz verarmt. Wer das Leben des einfachen Mannes beobachtet, die Sprache des Volkes belauscht, in die Häuser Hoher und Niedriger eintritt, wird hie und da noch manches an Brauch und Sitte finden, verborgene Wasser, die immer noch unermüdlich aus des Volkes Seele sprudeln.

Blumen wachsen an diesen Wassern, Blumen und frisches Grün, die unsere Feste mit fröhlichem Brauch verschönern und selbst das Einerlei des grauen Werktags freudig umranken können.

So wollen wir des Jahres weite Runde durchwandern und hie und da stillhalten und aus dem Born der Heimat schöpfen. Was im Münsterberger Lande an Sitten und Gebräuchen noch geübt oder in Erinnerung ist, sei in Folgendem zusammengestellt.

In der Adventszeit hängt in vielen Wohnungen der Adventskranz. Seine vier Kerzen versinnbilden die viertausend Jahre, die das Volk auf den Erlöser warten mußte.

Weihnachten ist von allen Festen am meisten mit sinnreichen Bräuchen bedacht. Der Tannenbaum, das Symbol des Lebens, darf nie fehlen. Die Lichter versinnbilden Christus, das wahre Licht. Äpfel und Nuß waren schon im Altertum Bilder der Kraft und der Jugend. Der geflochtene Weihnachtsstriezel, in Norddeutschland „Hollenzopf" genannt, weist in die heidnische Zeit. Uns ist er das Abbild des gewickelten Christkindleins geworden. Deshalb liegt er als Beigabe zu jedem Geschenk unter dem Christbaum. Weihnachten ohne Karpfen ist nicht denkbar. Seine Schuppen werden getrocknet. Einige davon, im Geldbeutel das ganze Jahr aufbewahrt, bringen Glück. Die Gräten wirft man unter die Obstbäume, damit diese viel Frucht bringen. Wirft man sie aber den Hunden hin, dann zieht Unglück in das Haus. Umbindet man am hl. Abend die Obstbäume mit Strohseilen, die aus dem Stroh gefertigt sind, auf dem der Weihnachtskuchen auskühlte, so geben sie eine reichliche Ernte.

Nach altem Volksglauben sprechen in der Mitte der Christnacht die Tiere miteinander. Sie erhalten am hl. Abend reichlicher Futter und als besonderen Leckerbissen jedes eine Scheibe Brot. Hie und da bekommen die Kühe eine Schüssel Aepfel, damit sie recht viel Milch geben. Den Hühnern streut man an diesem Tage das Futter in einen Reifen, damit sie das ganze Jahr ins Nest legen. Den hl. Abend über darf keine Wäsche hängen, sonst stirbt jemand aus der Familie.

Am Sylvesterabend steht, ähnlich wie am Andreastag (30. November), der Blick in die Zukunft offen. Das junge Mädchen wirft den Pantoffel hinter sich. Zeigt er mit der Spitze zur Tür, dann verläßt sie im kommenden Jahre als Braut das Haus. Die hinter sich geworfene Apfelschale gibt in ihren Krümmungen den Anfangsbuchstaben vom Namen ihres „Zukünftigen" an. Auch das Bleigießen dient der Zukunftsergründung.

Die Rätsel des kommenden Jahres will das Volk schon im voraus lösen. Man kennt heute noch das Zwiebel- und das Nußorakel. Eine Zwiebel wird zerschnitten. In zwölf Schalenhälften legt man etwas Salz. Ist am Neujahrsmorgen statt des Salzes Feuchtigkeit vorhanden, dann sind im kommenden Jahre die betreffenden Monate naß.

Unter eine Nußschale werden Brot, Geld, Kohle und Lumpen gelegt. Jede Nußschale bedeutet ein Vierteljahr. Sie werden in beliebiger Reihenfolge aufgehoben und das Nußorakel sagt uns nun, in welchem Vierteljahr wir Brot, Geld, Trauer haben und in welchem es uns „lumpig" geht.

Das Neujahrsfest ist im Volksglauben bestimmend für das ganze Jahr. Wer an diesem Tage zur Kirche zu spät kommt, kommt das ganze Jahr zu spät, wer an diesem Tage krank ist, ist das ganze Jahr krank.

Die ganze Zeit um Weihnachten ist nach dem Volksglauben von geheimnisvoll wirkenden Kräften erfüllt. Große Stürme verkünden eine gute Ernte im kommenden Jahr. Was man in den „heiligen Nächten" träumt, geht in Erfüllung. So lebt im Volke noch die Erinnerung an die heiligen zwölf Nächte, auch Julnächte genannt (vom 25. Dezember bis 6. Januar), in denen nach dem Glauben unserer Vorfahren der germanische Göttervater mit seinem Gefolge segen- oder fluchspendend über die Erde zog.

Noch bis vor wenigen Jahren zogen am Dreikönigsfeste größere Schulknaben als „Weisen" von Haus zu Haus und spielten ein kleines Dreikönigsspiel. Der erste trug den großen Stern an schwankender Stange. Eine riesengroße Papierkrone thronte auf dem Kopf des andern. Der reichlich mit Ofenruß geschwärzte Mohr gab für sein sonderbares Aussehen folgende Erklärung ab:

„Hätt' mich die Mutter gewaschen mit dem Schwamm,
Wär ich weiß wie ein Lamm.
Nun hat sie mich gewaschen mit dem Lappen,
Da blieb ich schwarz wie ein Rappen."

Der Lätaresonntag ist der Sonntag der Kinder. Sie tragen mit Papierrosen geschmückte Tannenreislein und singen vor jeder Tür. Diese Lieder, echte Volkspoesie, sind zwar örtlich verschieden, lauten aber in unserm Kreise so oder ähnlich:

Summer, Summer mea,
De Bliemla vollerlea (vielerlei),
De Bliemla und de Zweigelein,
Dar liebe Gott werd bei Euch sein.

Er werd schunt bei Euch wohna,
Durt ubn uff a Krona.
Durt ubn uff dar Herrlichkeet,
Do stieht a schiener Stuhl bereet.
Dar liebe Gott danaba,
Verleih a langes Laba,
A langes Laba, frisch Gemitt,
Daß Euch der liebe Gott behitt.
Er werd Euch schunt behitta
Vor ollen Ungelicka.

Es gieht ne guldne Schnur ims Haus,
Frau Wertin, die gieht ein und aus.
Se gieht wie 'ne Docke
Ei ihrem schwarza Rocke.
Se werd sich schunt bedenka
Und mir zum Summersunntiche woas schenka.

Vor der Tür eines Junggesellen singen sie:

Der Herr, der hoot an hucha Hutt,
Es sein ihm olle Madla gutt,
De Klenn, wie die Grußa,
De mechta sich derstußa,
De Derra wie de Dicka,
De mechta sich erdricka.

Vor der Tür einer unverheirateten Frau lautet das Verslein:

Doas Fräulein hoot a runda Tiesch,
Ei jeder Ecke a Korpafiesch,
Und ei dar Mitte a Glasla Wein,
Doas sull wull zer Gesundheet sein.

Werden die Kinder ohne Gaben abgewiesen, dann sind sie um Spottliedchen keineswegs verlegen:

Weiße Fischla, weiße,
Schwimmma uff'm Teiche.
Der Herr is schien, der Herr is schien,
De Frau is wie a Schemelbeen.

Daneben singen sie die in ganz Schlesien bekannten Reime von dem kleinen „Pummer", dem Summer, der als kleiner „Keenich" daherkommt, um selbst zu verkünden, daß die Macht des Winters gebrochen sei. In den meisten Verslein ist Dialekt und Hochdeutsch regellos frisch-fröhlich gemischt.

Am Palmsonntag trägt jeder Kirchgänger einen Busch „Palmenzweige" zur Weihe in die Kirche. Darunter muß auch ein dreimal gegabeltes Zweiglein sein, das an die allerheiligste Dreifaltigkeit erinnert. Jedes Familienmitglied muß drei geweihte Palmenkätzchen verschlucken.

Am Gründonnerstage müssen Honig und das erste Grün gegessen werden. An diesem Tage ziehen die Ministranten, und nach ihnen die anderen Kinder mit Klappern von Haus zu Haus. Nachdem sie vor der Tür ihre Klappern reichlich betätigt haben, treten sie ein und sprechen: „Gelobt sei Jesus Christ zum Griendunnerschtige!" Sie erhalten Geld, Eier oder die sogen. „Bägel", eine Art Brezel, die an die Freundschaftsringe der Ritterzeit erinnern. An diesem Tage wird hie und da auch noch das sogen. „Hahnpreschen" geübt. Der Hahn muß „dreimal um den Mist gejagt" werden.

Am Karfreitag wird früh, vor Sonnenaufgang, aus einer von Osten kommenden Quelle schweigend das Karfreitagswasser geschöpft, das große Heilkraft besitzen soll.

Die Kinder suchen am Ostertag schön bemalte oder buntgefärbte Ostereier, die ihnen der Osterhase in das schon lange vorbereitete Nestchen gelegt hat.

In der Frühe des Ostersonntags geht es hinaus zum „Kreuzelstecken“. Aus dem am Karsamstag geweihten Holze hat man kleine Kreuzchen geschnitzt. Drei davon steckt man in jede Ecke des Ackers, dazu geweihte Palmenzweige. Unterdes schaut man nach der aufgehenden Ostersonne, ob man in derselben durch eine winzige Oeffnung der geballten Faust das Osterlämmchen springen sieht.

Am Ostermontag gehen die Kinder „schmackustern“. Sie singen dabei:

„Schmackuster, Schmackuster, Moolee,
Hotter es, do gatt mer es,
Ich war ne lange pucha
Uem a Stickla Kucha.
A Stickla Kucha is no zu wing,
Gatt mer lieber a Fafferding,
A Fafferding is no zu wing,
Gatt mer lieber a Moolee.“

Das Pfingstfest steht im Zeichen des frischbelaubten Waldes. Mit „Pfingstmaien“ werden Tür und Tor geschmückt.

Am Johannistage lodern auf den Hügeln unseres Kreises die Johannisfeuer. Das ganze Jahr werden abgekehrte Besen gesammelt. Unsere Jugend schwingt die brennenden Besenstümpfe, springt durch das schwelende Feuer, ohne an die ursprünglich heidnischen Sonnenwendfeuer zu denken.

Auch reiner Aberglaube ist im Volke noch immer lebendig. An manchem einsamen Orte, an verstrauchten Gräben oder an Kreuzwegen ist es nicht geheuer: „Es gieht im“.

Der Feuermann und der Wassermann werden noch im Volke genannt, meist doch nur, um als Kinderschreck zu dienen. Der Glaube an Druckgeister ist noch immer nicht erloschen. Wenn der „Alp drückt“, muß man sagen: „Bekimmst a Kleebrutel“ (Kleinbrot, das letzte des Gebäckes). Dann geht er weg.

Am Abend, wenn die Arbeit getan ist, liebt man ein Plauderstündchen bei der Nachbarin. „Ma muuß ang spilla giehn“. Unwillkürlich erinnert man sich an die Spinnabende einer vergangenen Zeit.

Selbst kleine Vorkommnisse im täglichen Leben deutet das Volk symbolisch. Wer das Brot verkehrt legt, wird verkehrt in den Sarg gelegt. Wenn die Schneide des Messers nach oben zeigt, wenn die Ofentür aufgeht, wenn sich die Katze wäscht, wenn ein Strohhalm in der Stube liegt, oder wenn ein Besen zerhackt und in den Ofen gesteckt wird, kommt Besuch.

Geburt und Tod, Hochzeit und Kindtaufe, sind mit ganz besonderen Bräuchen verbunden. Der Erstgeborene erhielt früher fast stets den Namen seines Vaters. Heute gibt man auch auf dem Lande moderne Namen. Sonntagskinder sollen ganz besonders vom Glück begünstigt sein. Trägt die Pate das Kind zur Kirche, so spricht sie beim Ueberschreiten der Schwelle:

„Den Heiden trag' ich fort,
Den Christen bring ich wieder“.

Bei der Rückkehr lautet der Spruch:

„Den Heiden hab' ich fortgetragen,
Den Christen bring' ich wieder“.

Die alten Hochzeitsbräuche sind in unserm Kreise zum Teil verloren gegangen. Der Junggeselle geht auf die „Freite“ oder „in die Heirat“. Der

Druschma oder Hochzeitsbitter, der früher im schwarzen Anzug und Zylinder die Gäste einlud, lebt wohl nur noch in der Erinnerung der Alten. Heute besorgt die bedruckte Karte, steif und förmlich, die Einladung.

Der Polterabend wird fast noch überall gefeiert. Vor der Haustür der Braut werden am Abend vor der Trauung Scherben und altes Geschirr unter lautem Gepolter zerschlagen. Die Schwelle wird mit Teer bestrichen.

Fügt sich der Myrtenkranz der Braut leicht zusammen, dann ist es eine „echte Braut". Fällt Regen in die Brautkrone, so wird die Braut reich. Flackern die Lichter während der Trauung, oder fällt ein Licht um, dann gibt es Unglück in der Ehe. Der Bräutigam muß darauf achten, daß er beim Kirchgang zuerst den Fuß in die Kirche setzt, damit er die Herrschaft im Hause hat. Auch muß beim Trauungsakt seine Hand oben liegen, sonst regiert die Frau im Hause. Niemals darf eine Brautfuhre von Schimmeln gezogen werden. Das gibt Unglück. Die Hochzeit wird mit möglichst viel Gästen gefeiert. Am Abend geht es meistens zum Tanz „ei a Kratschem".

Frohes und Ernstes, Gutes und Böses bringt das Leben, bis ihm der Tod ein Ziel setzt. Das Volk hat das Mysterium des Todes mit einer wahren Blütenlese von Symbolik umgeben. Todesanzeichen sind überall bekannt. Wenn die Hausfrau im Backofen einen Kuchen oder ein Brot vergißt, dann stirbt ein Familienmitglied. Fällt ein Gegenstand von der Wand, steht ein Stern ganz dicht am Monde, steht ein Fuder Dünger über den Sonntag, bleibt der „Seeger" stehen, dann stirbt jemand. Steht eine Leiche den Sonntag über oder kräht eine Henne, dann steht ein Todesfall in der Verwandtschaft bevor. Schlechtes Wetter am Beerdigungstage zeigt, daß der Tote auch schlechtes Wetter am Hochzeitstage hatte.

Der Ruf des Waldkäuzleins und das Ticken des Holzwurmes, der Totenuhr, wird noch heute, wie früher, als Todesmahnung angesehen. Wenn der Schatten an der Wand zwei Köpfe zeigt, muß der Betreffende sterben. Wie sehr das Volk noch an Todesanzeichen glaubt, kann man wohl bei jedem Todesfall erfahren.

Von den alten Leichenbräuchen ist heute nur noch ein ganz kleiner Rest erhalten. An der Leiche brennt die Totenkerze. Sie erinnert an die Totenwacht. Die Sitte, den Bienen im Bienenstock durch Klopfen den Tod des Bienenvaters anzuzeigen, lebt nur noch in der Erinnerung der Alten. Vor der Beerdigung wird von Haus zu Haus um „Beigrabe" gebeten. Meist besorgt es die Frau des Totengräbers. Oft ist auch der Totengräber zugleich „Leichenbitter".

Mitunter gibt man dem Toten seine Lieblingsgegenstände mit, Kindern meist das Spielzeug. Es sind letzte Erinnerungen an die reichlichen Grabbeigaben aus heidnischer Zeit, wo man dem Toten nicht nur Waffen und Schmuck mitgab, sondern in kunstvoll geformten Gefäßen auch Speise und Trank. Hie und da ist es auch Sitte, dem Toten Heiligenbildchen in den Sarg zu geben.

Die Träger werden im Trauerhause mit einem Sträußchen Rosmarin geschmückt und bekommen eine Zitrone in die Hand. Ein Junggeselle oder eine Jungfrau müssen von Junggesellen getragen werden. Das Kissen mit der Myrtenkrone darf dann nicht fehlen.

Ehe der Sarg aus dem Hause getragen wird, wird er dreimal aufgehoben. Dies ist ein alter Rechtsbrauch. Der Verstorbene gibt damit sein Recht auf irdischen Besitz auf. Kommt der Leichenzug an einem Wegkreuze vorbei, halten die Träger drei Schritte an Ort und Stelle, desgleichen bei Ueberschreiten der Ortsgrenze. Oft wird hier der Sarg niedergesetzt und dreimal aufgehoben. Der Tote gibt damit seine Zugehörigkeit zur lebenden Dorfgemeinschaft auf.

Begegnet der Leichenzug einem jungen Mädchen, dann stirbt als nächstes ein Mann; begegnet er einem jungen Manne, dann stirbt eine Frau. Wird die Leiche auf dem „Totenweg" in den Nachbarort gebracht, dann stirbt der, der nach dem Leichenzug als erster den Weg überquert.

Nach der Beerdigung versammeln sich Bekannte und Verwandte im Trauerhaus. Hier gibt es ein reichliches Traueressen, bei dem sich oft freudige Stimmung in die tiefe Trauer mischt. Es muß dabei „das Fell versoffen" werden. Das klingt für unser Ohr wohl roh und pietätlos. Es ist aber die letzte Erinnerung an die geräuschvollen Totenfeiern der heidnischen Zeit, die sich oft durch mehrere Tage und Nächte hindurch ausdehnten.

Die Kirchen und Klöster Münsterbergs.

Agnes Pelke.

A. Die katholische Pfarrkirche.

Das älteste erhaltene Wappen der Stadt Münsterberg aus dem Jahre 1282 (abgebildet bei Hartmann S. 13) zeigt zwischen zwei mit einem Zinnenkranz versehenen Mauertürmen einen Kirchengiebel mit einer Fensterrose. Es ist zweifellos die älteste verkleinerte Ansicht einer damals schon bestehenden Pfarrkirche. Die Erbauung dieser ersten Kirche muß kurze Zeit nach der Gründung der Stadt erfolgt sein.

Die bei Hartmann erwähnte Urkunde aus dem Jahre 1234, in der Münsterberg noch den slavischen Namen sambice führt, ist in ihrer Echtheit umstritten. Immerhin muß die Gründung der Stadt in jene Zeit fallen, denn um 1250 besitzt Münsterberg schon deutsches Stadtrecht und 1268 eine herzogliche Münzstätte. Die deutschen Rückwanderer legten ihre Stadt nach genau vorgezeichnetem Plan neben dem von den Mongolen verwüsteten sambice an. Ihr Gotteshaus bauten sie abseits vom lauten Getriebe des Marktplatzes.

Für die Zeitbestimmung sind die Bauformen der Kirche allein Führer, da andere Urkunden fehlen. Die ältesten Teile der Kirche sind das Langhaus und der Glockenturm. Der Glockenturm ist aus rohen Feldsteinen erbaut. Gurtgesimse gliedern seinen massigen Körper, eine aus Formziegeln erbaute Spitze schließt ihn über dem Zinnenkranze ab. Seine dicken Mauern, das Fehlen jeden Zugangs in den unteren Stockwerken, die oft fälschlich als Schießscharten bezeichneten Schallöcher, führten zu der Annahme, daß der Turm ehemals ein alter Wartturm, ein Verteidigungsturm, gewesen sei. Ob er der älteste Teil des ganzen Bauwerks ist, ist nicht sicher festgestellt.

In das Langhaus führen zwei schöne Sandsteinportale. (Ursprünglich nur eines, das nördliche.) Sie zeigen eine merkwürdige Mischung von romanischem und gotischem Stil. Die Dreiviertel-Rundsäulen und die Kapitäle der Wandungen sind romanisch. Darüber aber wölbt sich ein gotischer Bogen, von dessen Spitze ein skulptiertes Blatt hängt, das gleichsam den Uebergang vom alten zum neuen,

vom romanischen zum gotischen Stil, verdecken will. Das Tympanon, ein Meisterwerk alter Sandsteinkunst, zeigt wundervolles Ahorngerank, das sich um eine Rosette gruppiert.

Im Innern des zweischiffigen Langhauses sehen wir gleichfalls den Uebergangsstil. Die vier mächtigen Pfeilerbündel zeigen in ihrer Gliederung und Verzierung die stufenweise Entwicklung vom schweren, erdgebundenen romanischen Stil über die Formen der Frühgotik bis hin zur aufgegliederten Formengebung der Hochgotik. Dieselbe Entwicklung zeigen die Füllungen der Fenster und die von den Gewölberippen herniederkommenden Dienste. Der Stilübergang vollzog sich in Schlesien in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. 1240/41 brauste der Tatarensturm über unsere Heimat. Mithin muß das Münster (also hier das Langhaus) etwa in der Zeit von 1242—50 entstanden sein. Die Bezeichnung Münster ist für das Gebiet östlich der Elbe — also auch für Schlesien — etwas ganz Außergewöhnliches. Man muß annehmen, daß die deutschen Siedler, die auf Veranlassung Herzog Heinrich I. und seiner Gemahlin, der hl. Hedwig, nach Schlesien, also auch nach Münsterberg kamen, diese Bezeichnung aus ihrer westlichen Heimat nach hier übertragen haben.



Spätere Jahrhunderte haben zu dem ursprünglichen Bau manches hinzugesetzt. So wurde das sogenannte Brüderchor oder die St. Georgskapelle südlich angebaut, die anfangs als Sakristei benutzt wurde. Ueber ihr befand sich eine Loge, von der aus die herzogliche Familie dem Gottesdienst beiwohnte. Heut dient dieser Raum als Beichtkapelle. Er enthält einen wertvollen Klappaltar, der vier Begebenheiten aus dem Marienleben darstellt, nämlich Verkündigung, Geburt Jesu, Anbetung durch die Weisen und Himmelfahrt Mariä. Von Kunstkennern wird, was Ausdruck und Raumverteilung anbelangt, besonders die Verkündigungsszene geschätzt.

Gegenüber dieser Kapelle erbaute Herzog Johann von 1420—23 die Marienkapelle. In dem Barockaltar steht eine liebliche Darstellung der Gottesmutter mit dem Kind von erheblichem Kunstwert. Die Decke dieser Kapelle zeigt ein Sterngewölbe, dessen Knotenpunkte fünf Wappenschilde schmücken.

An das zweischiffige Langhaus setzt sich das in hochgotischen Formen gehaltene dreischiffige Hochchor, das eine gewaltige Höhensteigerung (20 m Gewölbehöhe) bringt. Es ist 1484 erbaut. Daß ein zweischiffiger Raum unvermittelt in einen dreischiffigen übergeht, ist eine Besonderheit weit über Schlesiens Grenzen hinaus. Ursprünglich war das Hochchor vom Langhaus durch eine Mauer getrennt und nur ein etwa sieben Meter breiter Triumphbogen gestattete einen Durchblick nach dem Hochaltar. Erst bei dem großen Umbau 1898—1900 wurde die Mauer beseitigt und durch zwei große, hochgezogene Triumphbogen die Schau in den Gesamtkirchenraum erschlossen. In der Blickmitte steht der barocke Hochaltar, der trotz seiner großen Ausmaße nicht

störend in dem gotischen Raum wirkt. Er war ursprünglich für die Gnadenkirche in Wartha bestimmt. 1715 verkaufte ihn der Abt von Kamenz für 500 Floren. Am Pfeiler, rechts vor dem Hochaltar, bemerken wir ein gotisches Sakramentshäuschen aus Sandstein, das leider nicht in seiner ganzen Höhe erhalten ist. An der Südseite des Langhauses steht eine zierliche schon in Renaissanceformen gehaltene Kanzel aus dem Jahre 1595. Von Herzog Heinrich dem Aelteren besitzt die Kirche einen wertvollen Silberkelch mit der Jahreszahl 1473.

Der erste urkundlich am 17. Juli 1281 erwähnte Pfarrer von Münsterberg ist Johannes. Sein Nachfolger ist Hermannus de Betzchow „plebanus de Mönsterberg et canonicus sanctae Crucis". Die Kirche ist durch herzogliche Huld oft reich bedacht worden. So schenkt „Bolko II. 1328 dem Münsterberger Pfarrer Johann von Comern und seinem Kapellane einen Malter Weizen jährlichen Einkommens, zu liefern jedes Jahr am Tage des heiligen Michael unter der Bedingung, von dem erwähnten Weizen soviel für die Kirche zu verwenden, als Hostien gefordert werden für die Ausspendung des hl. Sakramentes". Zahlreiche andere Urkunden erzählen von Schenkungen und Stiftungen an das Gotteshaus.

Die Reformation brachte gewaltige Umwälzungen. Herzog Karl († 1536) blieb, besonders durch die Greuel der Bauernkriege belehrt, dem alten Glauben noch treu. Seine vier Söhne, die bis 1542 gemeinsam das Herzogtum regierten, begünstigten die Reformation, wo sie nur konnten. 1537 wurden die katholischen Geistlichen vertrieben und durch evangelische ersetzt. Die noch vorhandenen Katholiken benutzten die Kirche der Minoriten und als diese auch verloren ging, das Hospitalkirchlein der Kreuzherren zu ihrem Gottesdienst. Als dieses 1567 in den Besitz der Stadt überging, besuchten sie die Klosterkirche in Heinrichau.

Die Gegenreformation gab den Katholiken die Pfarrkirche wieder zurück. Das Gotteshaus hatte aber sehr gelitten. Deshalb mußte die verarmte Gemeinde 1650 die notwendigsten Ausbesserungen vornehmen. Erst 1706—07 konnte Pfarrer Geyer durch große Reparaturen das Gotteshaus vor dem Untergang retten. Fürst von Auersperg gab dazu unentgeltlich sämtliches Bau- und Rüstholz und die nötigen Ziegeln.

Erst in der Neuzeit, 1898—1900, ging man daran, das Münster sinn- und stilgemäß wiederherzustellen und manches wiedergutzumachen, was vergangene Zeiten verdorben hatten. So wurde der barocke Westgiebel abgetragen und statt dessen der heutige gotische Schaugiebel geschaffen, der sich in seiner Form an nordische Backsteinbauten anlehnt. Dieser Giebel wurde, wie ursprünglich, mit zwei großen Radfenstern versehen, die Maßwerk aus Löwensteiner Sandstein erhielten. Das zweischiffige Langhaus, das aus der Barockzeit her nur ein Dach hatte, erhielt sein Doppeldach zurück. Das südliche Schiff erhielt das gleiche Sandsteinportal wie das nördliche. Hinter dem Hochaltar wurden drei lange Fenster des Hochchores wieder geöffnet, sodaß jetzt Licht in reicher Menge in den Kirchenraum flutet. Die heutige Ausmalung des Gotteshauses stammt von Professor August Oetken, Berlin. Ein besonderes Schmuckstück unseres Münsters ist der weit über Schlesiens Grenzen hinaus berühmte Kreuzweg von Professor Kaempffer, ein Geschenk Kaiser Wilhelm II.

Jeder, der unser Gotteshaus betritt, ist erstaunt über den lebenden Formenreichtum, über die Kraft und die Schönheit, die aus dem Bauwerk und den

zahlreichen Kunstwerken, die es umschließt, zu uns sprechen. Glaubensinbrunst und Opferfreudigkeit vergangener Zeiten schufen einst diese herrlichen Gebäude. Die kleine Gemeinde (die Stadt innerhalb der heutigen Wallstraße, dazu der damals viel kleinere Bürgerbezirk) ließ einst die gewaltigen Mauern himmelanstrebend erstehen und setzte sie beherrschend für alle Zeiten in das Stadtbild. Möge das unserer Zeit mehr als ein Symbol sein!

B. Die Kreuzherrenkommende.

Vor dem ehemaligen Breslauer Tore liegt das Krankenhaus der Elisabethinerinnen, im Volksmunde kurz „Kreuz" genannt. Der feingeschwungene Barockturm der Klosterkirche überragt die mächtigen Gebäude, die in der Bahnhofstraße eine Länge von 100 m, in der Weidenstraße eine solche von 108 m haben. Kirche und Krankenhaus sind die ehemaligen Gebäude der Kommende, d. i. Zweigniederlassung, der Kreuzherrenritter mit dem roten Stern. An der Spitze dieser Niederlassung stand der Komtur oder Kommendator. Die Geschichte der Kommende Münsterberg ist eng verknüpft mit der des Kreuzherrenordens.

Die Kreuzherren hatten, wie die anderen Ritterorden, nach Verlust des heiligen Landes an die Türken, ihr Arbeitsfeld aufgeben und sich in Europa ein neues Tätigkeitsgebiet suchen müssen. Sie bauten zuerst in Prag ein großes Spital. Papst Gregor IX. erklärte den Orden für exemt, d. h. für unabhängig von aller bischöflichen Gewalt und gab ihm das Recht, ohne jeden Einspruch aus seinen Mitgliedern den Großmeister zu wählen. Der erste Großmeister des Ordens war Albert von Sternberg. Aus Dankbarkeit für seine opferwillige Tätigkeit für die Ziele und den Ausbau des Ordens übernahm man zu dem bisherigen Abzeichen, dem roten Kreuz, aus seinem Wappen den roten sechseckigen Stern. Seitdem hießen sie Kreuzherren mit dem roten Stern. Ihre erste Niederlassung in Schlesien war in Kreuzburg. (Name!) Herzogin Anna, die Gemahlin Heinrich II., der in der Tatarenschlacht fiel, gründete in Breslau das Hospital zur hl. Elisabeth und übergab es den Kreuzherren. Die Prälaten dieses Stiftes hießen Magister oder Meister. Im Jahre 1270 erhielt Magister Walther I. durch besondere Huld Herzog Heinrichs IV. von Schlesien die Kommende Münsterberg. Ein späterer Chronist berichtet darüber in folgendem Distichon:

> „Was vor Münsterberg der Orden tut besitzen,
> Heinrich, der fromme Fürst, dem Stift und Armen gab,
> Fromm war er zugenahmt; drum, der es ietzt mag nützen,
> Sei fromm und dankbar stets dem Fürsten bis ins Grab."

1276 nahm Papst Innozenz V. in einer zu Rom im Lateran gegebenen und an „den Vorsteher und die Brüder des Hospitals der armen Kranken in Münsterberg" gerichteten Bulle das IV. Hospital in seinen und des hl. Petrus Schutz. Herzog Heinrich befreite in einer Urkunde vom 17. Juli 1281 die Besitzungen des Hospitals zu „Munsterberk" von allen herzoglichen Steuern. 1282 ließ er daselbst eine Kirche bauen. Durch Schenkungen und fromme Stiftungen gelangte die Kommende im Laufe der Zeit zu einer gewissen Wohlhabenheit. So stellte 1342 Magister Konrad II. von Breslau zwei Urkunden über die Mühle des Hospitals in Münsterberg aus. In demselben Jahre bezeichnet sich der 8. Kommendator dieser Niederlassung als Prior. Man hat daraus geschlossen, daß damals mehrere Geistliche in der Kommende waren.

Mit dem Beginn der Glaubensspaltung in Deutschland schwand der Wohlstand der Ordensniederlassung, und Not und Dürftigkeit hielten ihren Einzug. Um die nötigsten Ausgaben zu decken, mußten Acker und Wiesen stückweise verkauft werden. Der Kommendator Bartholomäus Mandel fand viel zu bauen und mußte trotz größter Anstrengung 1567 das halbzerfallene Spital nebst dem Kirchlein an den Magistrat der Stadt Münsterberg abtreten. Er gibt der Stadt „das wüste Haus daselbst vorm Breslauischen Thore gelegen, welches zuvor ein spital gewesen, sampt dem wüsten kirchlein und kirchhofe" mit der Verpflichtung, es „zu aller notdurft bauhaftig zu halten" für 30 Taler. (Staatsarchiv Breslau, Kreuzherren zu St. Matthias Nr. 901.)

Hundertfünfzig Jahre blieb die Kommende verwaist. Der Magister Ignatz Magent besichtigt 1717 die verfallenen Baulichkeiten im Auftrage seines Ordens. Die Stadt lehnte die Rückgabe der Kommende ab. Unter seinem Nachfolger Jakob II. (1722—31) hat auf „Befehl Herzog Heinrichs, des hl. römischen Reiches Fürsten von Auersperg, ein wohlweiser, wohlgestrenger Rath von Münsterberg den Pfandschilling zurückerhalten". Das fast „untergegangene Hospitalkirchel samt dem wüsten Hause" erwarb für 200 Floren wieder der Kreuzherrenorden. (A. o. O. Nr. 1397, 1400, 1401.) Derselbe Magister Jakob ließ die Hospitalgebäude von Grund auf erneuern und eine freundliche Kirche, die noch heut erhaltene Kreuzkirche, erbauen. Die Wetterfahne zeigt die Jahreszahl 1729. Am 29. Juni 1730 wurde die Kirche eingeweiht. Pater Antonius Bast aus dem Kreuzherrenorden, Pfarrer an der Malteserkirche zu Großtinz, hielt die Festpredigt.

Aus dem Jahre 1742 hören wir, daß die Kommende eine jährliche Steuer von 315 Floren zahlen mußte, obgleich ihre Einkünfte sehr gering waren. 1765 erhielt das Kirchlein statt des Schindeldaches ein solches aus Dachziegeln. 1810 wurde das Stift säkularisiert und sämtliche Baulichkeiten, Aecker und Gärten gingen in den Besitz des Staates über. Die Stadt wollte das Hospital als Schulgebäude benützen. Der Staat aber lehnte den Antrag ab. 1815 sollte das Stadtgericht darin untergebracht werden. Die Uebergabe der Gebäude aber unterblieb, weil die Stadt die Unterhaltungskosten nicht tragen konnte. In demselben Jahre kaufte der Landessekretär Traugott Kleiner die ehemalige Stiftsherrenkommende für ganze 440 Taler und verwandelte die Klostergebäude in das Gasthaus „Zum goldenen Kreuz". Kleiner erbohrte im Garten des Klosters eine Mineralquelle und richtete einen regelrechten Badebetrieb ein. Die Kirche aber wurde von der Münsterberger Garnison als Lagerplatz für Futtervorräte benutzt. 1821 gingen die Baulichkeiten der Kommende wieder in den Besitz der Stadt über. Aber schon wenige Jahre später wurden sie weiterverkauft und wechselten mehrmals ihren Besitzer. 1863 erwarb Kaufmann Straube das Kommendegrundstück für den Konvent der Elisabethinerinnen zum Preise von 6100 Talern, der die Gebäude am 1. April 1864 übernahm.

Nun begann ein eifriges Werken und Schaffen. Sämtliche Gebäude wurden umgebaut und erweitert. Bei den Schachtarbeiten stieß man auf viel Grundwasser. Daher mußte ein Teil der Gebäude auf Roste gesetzt werden. 1879 wurden der Kirchturm und die Kirchenmauern erneuert. Das Denkmal des hl. Johannes von Nepomuk war schon 1872 wieder auf den heutigen Platz gesetzt worden. Es ist aus Sandstein gehauen und in barocken Formen

gehalten, deren Schönheit unter dem entstellenden Oelanstrich heute leider nicht mehr zur Geltung kommen. Seine Inschrift lautet:

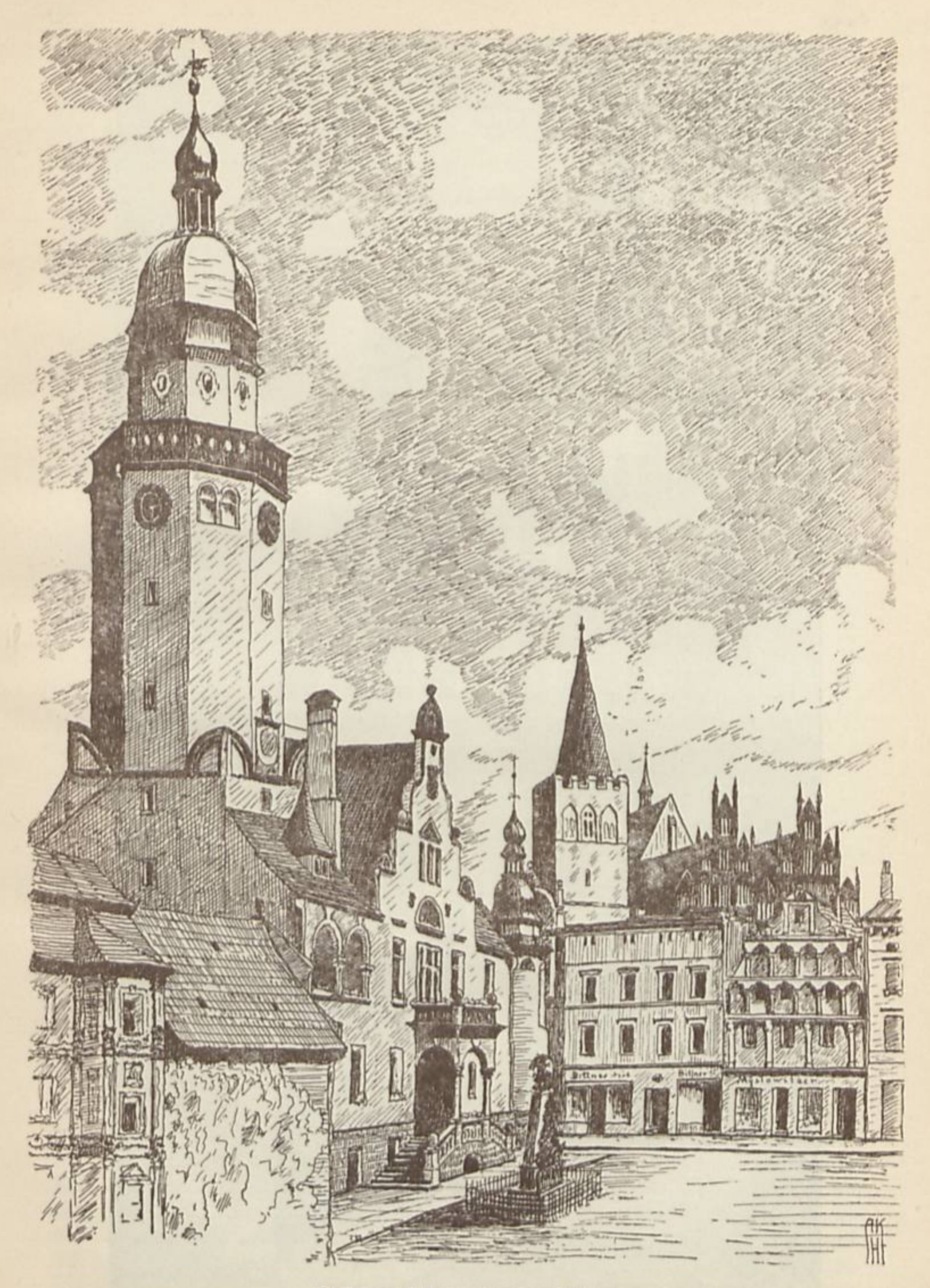
IVVA VT FAMA NOSTRA (: et post Fata :) CVSTO DIATVR et CONSERVETVR	Hilf, daß unser Ruf (auch nach dem Scheiden aus dem Leben) bewahrt und erhalten werde.

Die Inschrift ist ein Chronogramm und enthält die Jahreszahl der ersten Errichtung des Denkmals.

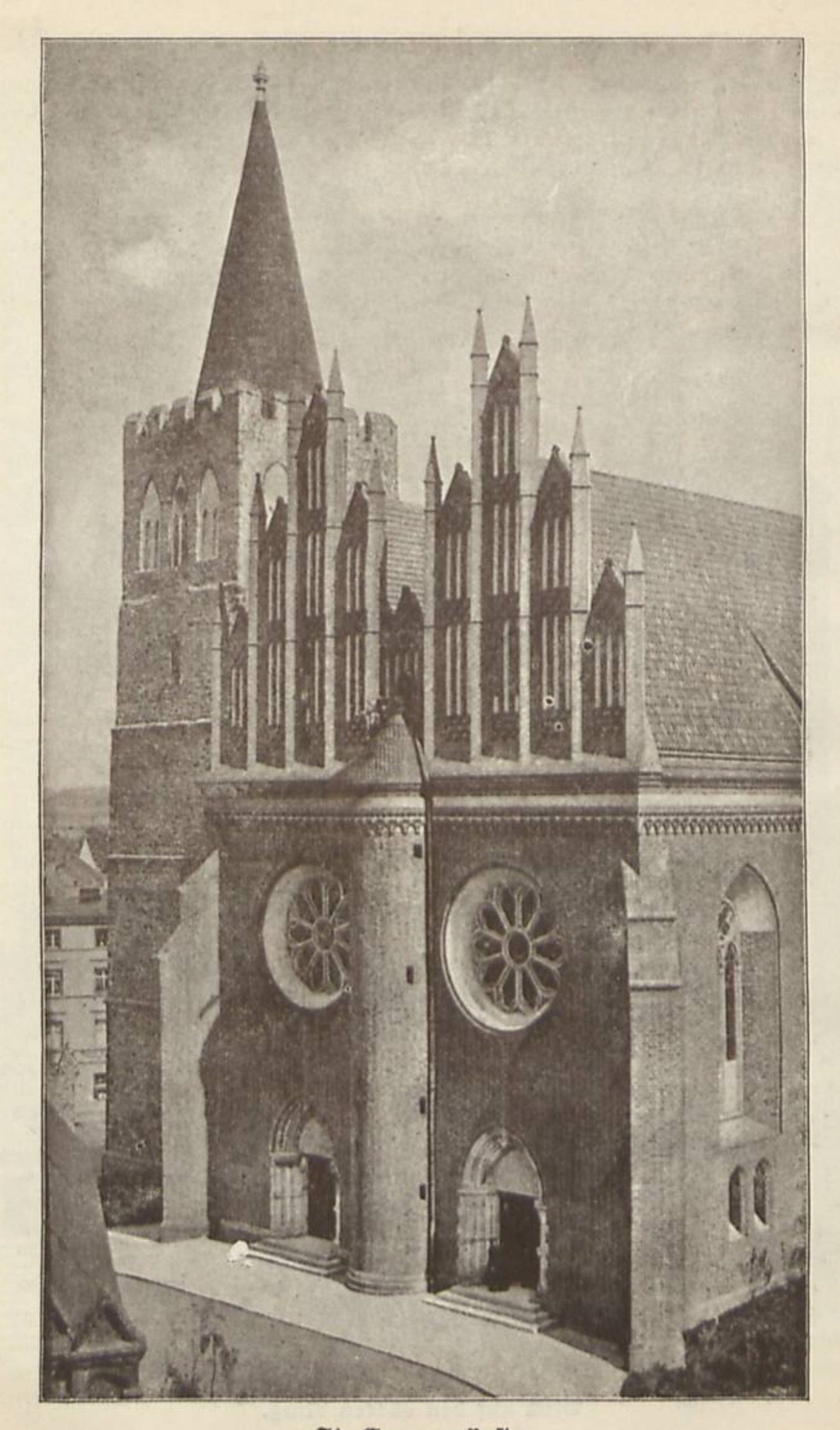
Im Laufe der Zeit war zu dem Krankenhaus ein Siechenhaus gekommen. Die Baulichkeiten reichten aber für den steigenden Bedarf nicht mehr aus, sodaß der Konvent der Elisabethinerinnen die Erbauung eines neuen Siechen- und Pensionshauses beschloß. Das neue Gebäude wurde längst der Ohle erbaut. Dabei mußte der Mühlgraben überbrückt werden. Am 15. August 1908 fand die feierliche Grundsteinlegung durch Präfekt Heisig statt. Am 11. Juni 1909 wurde der Bau seiner Bestimmung übergeben. Am 19. Juli 1910 war auch der Krankenhausflügel fertig. Die neuerrichteten Gebäudeteile passen sich in ihren Stilformen an die älteren gut an, sodaß heute Kirche und Krankenhaus in ihrer Geschlossenheit unser Stadtbild wesentlich bereichern.

In den Visitationsberichten des Magisters Hellmann vom 3. Juli 1747 finden wir eine genaue Beschreibung der damaligen Kommendekirche St. Peter und Paul zu Münsterberg. Damals wie heute hatte die Kirche drei Altäre. Das ehemalige Hauptaltarbild, die Kreuzauffindung darstellend (heute in der Kirche zu Krelkau), ist jetzt ersetzt durch das von Waldowsky gemalte Bild „Eintritt der hl. Elisabeth in den III. Orden". Von den Barockfiguren des Hochaltares stammen St. Petrus und St. Paulus aus der alten Kirche. Die Kommunionbank zeigt ein schöngeschnitztes Agnus Dei. Der Altar an der Tür war früher ein Gnadenaltar und besaß ein Gnadenbild, „Mariä Trost" genannt. Ueber der Tür hängt heute eine Wiedergabe dieses Bildes, die im Jahre 1916 von einem verwundeten Kunstmaler (nach einem bei Hartmann, Chronik der Stadt Münsterberg, S. 311, abgebildeten Kupferstich) gemalt worden ist. Wir sehen einen berittenen Kreuzherrn, der, mit seinem Pferd im Sumpf versinkend, zur Gottesmutter seine Zuflucht nimmt. Das kleine Kirchlein unten ist die Kommendekirche, die Gebäude jenseits des Flußlaufs (Ohle) das Kloster Heinrichau. Erwähnenswert sind noch die an der Kanzel angebrachten Holzschnitzereien und der von Richter, Glatz, gemalte Kreuzweg. Das Kirchlein, in seinen ruhigen Linien und seiner schlichten Einfachheit, stimmt zur Andacht, besonders wenn in dem anliegenden Schwesternchor das Stundengebet zum Himmel emporsteigt.

Das Krankenhaus der Elisabethinerinnen war ursprünglich nur für weibliche Kranke bestimmt. 1866 wurden hier 67 Verwundete gepflegt. Weil es Röntgenabteilung und elektrische Einrichtungen besaß, wurde im Weltkrieg ein Reservelazarett hier untergebracht. Es wurden 2826 Verwundete in 48 144 Verpflegungstagen gepflegt. Heute werden männliche und weibliche Kranke ohne Unterschied des Standes aufgenommen.



Blick auf den oberen Ring.



St. Georgsmünster.

Die gewaltigen Gebäude umfassen neben dem Kranken- und Siechenhaus und dem Altersheim auch eine Isolierstation. Das Krankenhaus besitzt außer der oben erwähnten Röntgenabteilung alle Apparate und Einrichtungen für moderne elektrische Behandlung.

C. Die evangelische Kirche.

Die Geschichte der evangelischen Kirche ist in ihren Anfängen die Geschichte der Burg Münsterberg bezw. des später entstandenen herzoglichen Residenzschlosses, da das heutige Gotteshaus auf den Grundmauern des ehemaligen Schlosses errichtet ist.



Die evangelische Kirche zu Münsterberg.

Die Burg Münsterberg wurde von Bolko I., Herzog von Schweidnitz-Jauer, im 13. Jahrhundert an der nach ihr benannten Burgstraße, etwa am Platze des heutigen Amtsgerichts, zum Schutze der Stadt erbaut. In den Hussitenkriegen wurde um den Besitz der Burg hart gekämpft. Nach ihrer Zerstörung wurde sie aber nicht mehr aufgebaut, sodaß Herzog Heinrich I. aus dem Hause Podiebrad († 24. Juni 1498) sich am Platze der heutigen evangelischen Kirche ein kleines Wohnschloß errichtete. Die Herzogin Anna bewohnte es von 1538 bis zu ihrem Tode 1541. Später war es einem häufigen Besitzwechsel unterworfen. 1570 ging das Schloß samt Stadt und Land Münsterberg an die Krone Böhmens über. 1572 wird das Schloß anstatt Zinsen an Hans von Sebottendorf auf Heinzendorf gegeben. 1580 verkauft es Kaiser Rudolph II. an Hans von Pannwitz. Darauf kommt es in den Besitz des Daniel von Kottulinsky auf Eckersdorf. 1663 wird das Schloß im Urbarium geschildert „als mit 14 schönen gezierten Giebeln und breitem Mauerwerk bedachet, mit hohen und sehr lichten Zimmern, großen und weiten Küchen, schönen Wein- und Bierkellern

zur Genüge, Kammern und Saal, alles mit schönen, großen Fenstern von durchsichtigem Glase versehen". (Hartmann S. 211.) 1665 wird Fürst Auersperg Besitzer des Schlosses. Dieser kam sehr selten in das Fürstentum. Das Schloß wurde nicht bewohnt und verfiel nach und nach.

In der Stadt Münsterberg befand sich nach Durchführung der Gegenreformation eine kleine evangelische Gemeinde, der es an einem Gotteshaus mangelte. Nachdem Schlesien preußisch geworden war, wandte sich die Gemeinde 1741 mit einem Bittgesuch an Friedrich II. Er befahl, daß der sogenannte Fürstensaal des Rathauses den Evangelischen als Bethaus zugewiesen wurde. Daraufhin wurde dieser Saal mit Altar, Kanzel und Orgel versehen und enthielt 260 Sitzplätze. Am 1. August 1746 erhielt die Gemeinde in der Person des Johann Gottlob Herrmann, der unter Assistenz der Pastoren Heller-Tepliwoda und Ander-Olbersdorf eingeführt wurde, einen eigenen Geistlichen. 38 Jahre wirkte er segensreich in der Gemeinde. Der Rathaussaal genügte bald nicht mehr zum Gottesdienst. Da faßte Pastor Herrmann den Entschluß, ein Kirchlein zu bauen. Die kleine, wenig wohlhabende Gemeinde war nicht imstande, die Kosten aufzubringen. Durch Veranlassung des Oberstleutnants von Sydow, der damals in Münsterberg in Garnison stand, gelang es 1754 beim Könige eine Generalkollekte in den Stadt- und Landgemeinden der Provinz Schlesien und im folgenden Jahre sogar eine Provinzialkirchenkollekte zu erlangen. Das Ergebnis beider Kollekten belief sich auf 722 Taler. Die arme Gemeinde brachte selbst die größten Opfer. Auch Katholiken spendeten Gaben. Begüterte Protestanten stellten Gelder zinslos zur Verfügung. „Vier wüste Stellen" am Ende der Baderstraße, dem jetzigen evangelischen Schulhaus gegenüber, wurden als Bauplatz erworben und dafür ein jährlicher Zins von 4 Talern in die „Wüste-Stellen-Kasse" gezahlt. Am 22. Mai 1755 wurde der Grundstein gelegt. Am 4. Adventssonntage 1756 konnte das Gotteshaus eingeweiht werden. Es maß 46 Ellen in der Länge, 26 in der Breite und 21 Ellen in der Höhe. Das Kirchlein war ganz aus Holz gebaut und mit einem Schindeldach versehen. Ueber dem Altare befand sich die Kanzel. Der Turm war mit einem vergoldeten Knopfe versehen und hatte unter der kuppelförmigen Spitze eine Galerie, von der die Schulkinder bei festlichen Gelegenheiten Choräle sangen.

Leider hatte man den Untergrund schlecht gewählt. Schon in einer Tiefe von 3 rheinischen Fuß stieß man auf Grundwasser. 1793 war daher das Gebäude schon dem Umsturz nahe. Die Ecksäulen waren in den Zapfen völlig verfault. Deshalb wurde das Gotteshaus polizeilich gesperrt. Eine Notiz in den Magistratsakten aus dem Jahre 1793 besagt, daß „die von Bindwerk auf einem schwachen Rost fundierte Kirche dem Einsturz nahe sei." Kaum vierzig Jahre hatte sich die Gemeinde des eigenen Gotteshauses gefreut. Vermutlich hat man nachher wieder den Rathaussaal als Betsaal benutzt.

1794 wurde das ehemalige Schloß an die evangelische Gemeinde abgetreten, die sich daraus durch einen gründlichen Umbau ihr heutiges Gotteshaus gestaltete. Die Patronatsrechte gingen an den Magistrat der Stadt über, wobei dieser aber bald die Uebernahme einer patronatlichen Beitragspflicht ablehnte. Zu dem Umbau schenkte König Friedrich Wilhelm II. 2000 Taler. An freiwilligen Gaben wurden 1400 Taler beigesteuert.

Mit dem Umbau des Schlosses wurde 1796 begonnen. Vor den früheren Haupteingang stellte man auf einen viereckigen Unterbau den zylinderförmigen

Turm, der oben in einer mit Eisengitter umwehrten Plattform endet. Aus dieser erhebt sich wieder ein zylinderförmiger Aufbau, der die kupfergedeckte Kuppel mit der Durchsicht trägt. Der innere Kirchenraum ist in den schlichten Formen der Empire gehalten. Durch die Anordnung der Pfeiler wurde er ellipsenförmig gestaltet. Die Pfeiler tragen eine den ganzen Innenraum umschließende Empore. Die Decke ist flach und in einfachem Rohrputz hergestellt. Auf der nördlichen Schmalseite fand der Altar Aufstellung. Darüber befindet sich die Kanzel, gegenüber das Orgelchor.

Am 10. April 1798 wurde die Kirche feierlich eingeweiht. Der Bau hatte 11 173 Taler, 21 Silbergroschen 2 Pfennige gekostet. Diese Gestalt hat die Kirche bis heute unberührt behalten. In den Kriegsjahren gab sie das Metall ihrer Glocken dem Vaterlande. 1925 erhielt sie drei neue Glocken. In den letzten Jahren wurde die Kirche mit einer Luftheizung versehen. Im Sommer 1930 wurde das Dach neu gedeckt.

Der Innenraum des Gotteshauses wirkt in seiner weißen Tönung sehr schlicht, doch erhaben und geschlossen. Alle Farbenwirkung des ganzen Raumes konzentriert sich in der Farbenfreudigkeit des Altars. Die Kirche bildet mit ihrer grünen Kuppel, dem mächtigen Rundturm, den an Schiffsaugen erinnernden Rundfenstern und dem behäbigen breiten Walmdach eine Zierde unserer Stadt.

D. Das ehemalige Minoritenkloster.

An der heutigen Klosterstraße, der ehemaligen „Münchengasse", lag auf dem sogenannten Reitplatz das Franziskanerkloster. Die Franziskaner gehörten mit den Dominikanern und Augustinern zu den Bettelorden. Das Arbeitsfeld der Franziskaner war die Seelsorge unter den ärmeren Klassen der Stadtbevölkerung. Deshalb finden wir im Mittelalter ihre Konvente nur in Städten. Die Franziskanermönche wurden auch „Mindere Brüder" oder Minoriten genannt.

Ueber das Münsterberger Minoritenkloster sind verhältnismäßig wenig Urkunden vorhanden. Das erklärt sich aus den wechselvollen Schicksalen des Klosters und aus der Besitzlosigkeit des Ordens, der nicht, wie z. B. die Zisterzienserklöster, einen ausgedehnten Landbesitz zu verwalten hatte.

Das Gründungsjahr des Klosters ist unbekannt. In einem Ablaßschreiben des Bischofs Hermann von Kamin vom Jahre 1285 werden, als zur Kustodie Breslau gehörig, die Minoritenkirchen zu Breslau, Neisse, Schweidnitz, Brieg und Namslau erwähnt. Das Minoritenkloster Münsterberg muß mithin in diesem Jahre noch nicht bestanden haben. 1307 aber wird in einer Urkunde Frater Hildebrand, Guardian von Münsterberg, als Zeuge genannt. Die Entstehungszeit des Minoritenklosters fällt also in die Zeit von 1285—1307. (Bretschneider, Münsterberger Zeitung „Zur Geschichte der Stadt und des Fürstentums Münsterberg.")

Für die nächsten hundert Jahre ist keine Nachricht über das Kloster vorhanden. 1420 wird „Herr Franziskus, Guardian in Münsterberg", urkundlich erwähnt. Am 13. Mai 1425 bekennen die Schöffen von Münsterberg, daß Laurentius Lorber eine Mark jährlichen Zinses auf seinem Hause am Ringe und allen seinen Gütern im Stadtgebiete dem Guardian und den Brüdern im Kloster zu Unserer Lieben Frauen geschenkt hat. (Hartmann 70.) 1439 ist Franzko Glocz (Glatz) Guardian von Münsterberg.

Das Kloster wird stets als Minoritenkloster Beatae Mariae Virginis bezeichnet. Die Kirche war dem heiligen Kreuz geweiht. Sie war aus Quadersteinen gebaut und hatte einen hohen Turm. (Stadtbild von Münsterberg. Hartmann 203.) Nahe beim Kloster sprudelte eine Quelle, der man große Heilkraft zuschrieb. Die Kirche war eine weitbekannte Wallfahrtskirche. Der Chronist erzählt, daß am Pfingstsonntag so viel Volk zur Verehrung des heiligen Kreuzes herbeiströmte, daß zur Speisung einer so großen Menschenmenge das Brot nicht ausreichte. Ueber das Schicksal des Klosters in der Zeit der Hussitenkriege erfahren wir nichts. In der Reformationszeit verlor der Franziskanerorden nicht nur das Kloster Münsterberg, sondern auch die Klöster zu Schweidnitz, Frankenstein und Striegau. Nach dem Tode der Herzogin Anna 1541 schenkten die Söhne des Herzogs Karl das Minoritenkloster der Stadt. 1626 wandte sich der Visitator des Ordens der Franziskaner an Kaiser Ferdinand II. und bat um Rückgabe des widerrechtlich genommenen ehemaligen Besitzes. Nach Beendigung des 30jährigen Krieges erhob der Vorsteher der schlesischen Ordensprovinz wiederum Ansprüche auf das ehemalige Kloster. Am 13. Juli 1656 fordert das Oberamt den Landeshauptmann des Münsterberger Fürstentums, Christoph von Nimptsch, auf, bei der Ratskanzlei Erkundigungen über das Minoritenkloster einzuziehen. Die Bemühungen der Konventualen, das Kloster wieder zu erwerben, waren vergeblich. Bei dem großen Stadtbrande 1678 (Hartmann 232) wurden auch der „Mönchturm" (Turm des ehemaligen Minoritenklosters) und das auf dem Klosterplatze errichtete Brauhaus zerstört.

Noch mehrmals machten die Franziskaner Ansprüche auf ihr ehemaliges Besitztum. Die Stadt fürchtete, daß durch die handwerkliche Tätigkeit der Ordensbrüder die städtischen Brau-, Schank- und Handwerksgerechtigkeiten Schaden litten. Am 3. April 1734 stellten sie deshalb für eine Neuniederlassung der Franziskaner folgende Bedingungen: Der Orden verpflichtet sich, Kirche und Kloster auf eigene Kosten zu erbauen, das nötige Baumaterial nur in der Stadt oder den umliegenden Dörfern zu kaufen, keine fremden Künstler zum Bau heranzuziehen, niemals von der Stadt einen Beitrag zum Bau oder Unterhalt zu fordern. Ferner die Jugend ohne jegliches Entgelt in der lateinischen Sprache zu unterrichten, kein Bier zu brauen, zu schenken oder zu verkaufen und alle Speise und Trank bei den Bürgern „kaufweise" zu erwerben. (Hartmann 266.)

Diese harten Forderungen konnte der Orden nicht anerkennen. Da ihm darin jede Daseins- und Ausbreitungsmöglichkeit genommen war, verzichtete er auf den Wiedererwerb. Die Mauern der Klostergebäude verfielen immer mehr. 1769 standen noch der Turm und Teile der Mauern. In diesem Jahre wurde der Turm abgetragen. Auf dem Klosterplatz wurde zunächst ein Garnisonstall für 20 Pferde gebaut. 1822 wurde der Platz zur Reitbahn eingeebnet. Als man 1911 auf dem Platz Kanalisationsarbeiten vornahm, stieß man auf die 4 m dicken Grundmauern des Klosters. Auch fanden sich 15 in einer Reihe liegende menschliche Skelette. Man hatte vermutlich die Begräbnisstätte des Klosters entdeckt. (Zeitschrift Schlesien, V 1911/12, 118.)

Heute ist die Erinnerung an das ehemalige Kloster nur noch in der Bezeichnung Klosterstraße erhalten. Wenn aber unsere Gedanken zurückeilen in die Geschichte unserer Stadt, dann wollen wir auch der braunen, stillen Mönche gedenken, die in selbstloser Weise einst an diesem Orte wirkten.

Die Corpus-Christi-Kapelle.

Joseph Neumann.

Auf einer kleinen Anhöhe inmitten des Burgplatzes, beim heutigen Amtsgerichtsgebäude, steht ein Kirchlein, das im Volksmunde den Namen Burgkapelle führt. Im Jahre 1738 wurde sie zur Sühne für ein dort verübtes Sakrilegium erbaut. An den Seitenwänden, im Innern der Kapelle, befinden sich zwei kaum noch zu deutende Wandbilder, von denen das eine die Freveltat, das andere die hierfür erfolgte Sühne darstellt. An den Bau der Kapelle knüpft sich folgende Begebenheit, die nicht ohne kulturgeschichtliches Interesse ist, da sie uns einen Einblick gewährt in den Aberglauben der damaligen Zeit und in die furchtbare Rechtspflege früherer Jahrhunderte:

„Relation, *)

daß geschehener Casus zu Mönsterberg, wie es aus dem Kriegsrecht Anno 1725 nach geschehener Execution berichtet.

Josephus Hötzel, zwanzigjährigen Alters, gebürtig von Hoydorf, aus der Grafschaft Glatz, katholischer Religion, vom löblichen Althanischen Regiment zu Fuß, unter des Herrn Hauptmanns De Hoe Kompagnie, hat den 23. Juli des verflossenen 1724. Jahres in dem Zisterzienserkloster Heinrichau communizieret, und, anstatt der Heiligen Hostien zu verschlingen, solche in die Gebetbuch geleget und selbe bis 8 Wochen darinnen behalten. Er betet zwar alle Nacht vor dem Schlafengehen vor dieser heiligen Hostie, mit Bitte, von Gott dem Allmächtigen Geld zu erhalten, weil aber er keines bekommen, begab er sich den 17. September ejusdem anni, nächtlicher Weise, vor 11 Uhr, in die zu Mönsterberg sogenannte alte Burg, allda spießte er anfangs die heilige Hostie an eine Gabel, steckte dieselbe nachmals der Gabel samt der heiligen Hostie an einen sich dort befindlichen Birnbaum. Auf dieses hat sich jählings ein schöner Glanz, welcher in Größe und Runde eines kleinen Tellers war, gezeiget, scheinend um die heilige Hostie. Da er anfangs zwar über dieses Wunder ganz erschrocken auf die Knie gefallen und bei diesem erleuchtenden Schein in seinem Büchel gebetet, in welchem wegen des gedachten Scheines ganz leicht lesen können, ungeachtet kein Mond geleuchtet, und was noch mehres, ein sondere finstre Nacht gewesen, zumalen der Himmel mit trüben Wolken überzogen war, nachmals aber, da kein Geld erfolget, von Gott haben



Burgkapelle in Münsterberg.

*) Entnommen dem Protokollbuch der Bäckerinnung.

wollen, zuzulassen, daß der Teufel komme und ihm Geld bringe, er aber gebe sich ihm zu unterschreiben. Da er aber auch auf dieses kein Geld bekommen, wurde er auf den großen Gott dermaßen erzörnet, daß er sein bloßes Extragewehr herausgezogen und dreimal durch den Schein in die heilige Hostie gehauen, solche jedesmal gut getroffen, keineswegs aber durchhauen können, allzeit rufend, so wahr der lebendige Gott zugegen sei, so soll der Teufel kommen und in Jägersgestalt Geld bringen, bis endlich auf den letzten Hieb ein Haufen Gespenster erschienen, besonders eins ganz nahe kommen, in grüner Kleidung, er vor Wunder und Schrecken in Ohnmacht gefallen und eine Weil zur Erden gelegen. Wie er aber um 12 Uhr wiederum zu seinem Verstand kommen, und sowohl der obgedachte Glanz der heiligen Hostie als auch die Gespenster verschwunden, er aufgestanden, die heilige Hostie samt der Gabel herausgezogen und selbige genossen. Doch als deswegen er wunderlicher gespürter Härte, daß er selbe mit knirschenden Zähnen zermahlen, und zu sich bringen müssen. Auf solches, da er dergleichen unerhörte Ding mit leiblichen Augen gesehen, kam ihm abermals ein überaus großer Schrecken an, daß er nach Haus ging und sich zur Ruh begab, aber im Nachdenken dieser grausamen Sach und ausgestandener Furcht ganz schwach und kraftlos wurde, obwohl zwar öfters vorgedachter Hötzel, nachdem er sich dieses Beginnens wegen den 22. Januar Anno 1725 ganz freiwillig in Arrest begab, den andern und dritten Tag darauf sich ganz wankelmütig befunden, sogar auch in einer bei der Kompagnie getanen Beicht durch Beschreibung dieses Verbrechens, in unwürdiger Empfahung des heiligen Sakramentes, sein außergerichtlich anfangs getanes Bekenntnis umzustoßen vermögend war, mithin in Bedenkung seines jungen Lebens sich wiederum loswirken wollen, so hat er doch in denen verstrichenen 12. Februar und ersten Marty mit ihm gerichtlich gehaltenen Verhör, bei gutem richtigen Verstand als wie oben steht ganz gütlich, frei und reumütig bekennet, und nur eins gebeten, ihm noch einige Wochen Frist seines Lebens zu geben, um seine Sünden rechtschaffen bereuen zu können, so ihm auch zugelassen worden, darauf aber nach gehaltenem Kriegsrecht kondemnieret worden, daß ihm erstlich die linke Hand, mit welcher er die erschreckliche Vermessenheit gegen die göttliche Majestät begangen, soll abgehauen werden, demnach auf das allerlängste lebendig verbrennet, die Asche aber als unwürdig in die Erde vergraben zu werden, oder in das Wasser zu werfen, so auch den 25. April 1725 ohne alle Gnad exequieret worden. Der Delinquent starb ganz reumütig, küßte das Instrument, mit dem man ihm die linke Hand abgehauen, vorgebend, er wolle dasjenige Instrument küssen, so ihm sein Recht antun wird, ging auch nach abgehauter Hand ganz freiwillig auf den Scheiterhaufen, sagend, er habe wohl die mehrere Straf verdient. Starb also in größter Ruh und Erbaulichkeit. In währender Zeit, als der Delinquent noch im Arrest war, begab sich einer seiner Kameraden von der De Hoe'ischen Kompagnie, namens Langerer, an die alte Burg zu Mönsterberg, bevor den Ort, wo dieses Krimen geschehen, und sah, wie daß der Teufel ihm in grüner Kleidung und ein Hund mit 2 Schnauzen erschienen und mit der Hand an den Birnbaum gewiesen, bei welchem diese Sache vorgegangen, das er hat mit einem körperlichen Eide bekräftigt."

Unsere Dorfkirchen.

Artur H. Knoblich.

In den früheren Jahrhunderten waren unsere Dorfkirchen, ganz besonders in den Orten, die kein Schloß oder keinen eigentlichen Rittersitz hatten, die Mittelpunkte allen geistigen und kulturellen Lebens. Sie waren die sichtbaren Symbole einer neuen Zeitepoche, die mit den deutschen Ansiedlern begonnen hatte. Vielfach wurden sie gleichzeitig für notvolle Zeiten zu Zufluchtsstätten ausgebaut, das heißt, mit wehrhaften Mauern und starken Türmen versehen. Sicher haben unsere Altvorderen diesen Gedanken schon bei der Auswahl der Kirchplätze Rechnung getragen. So erblicken wir einzelne unserer Kirchen, wie in Hertwigswalde oder Krelkau auf beherrschenden Höhen, die für solche Verteidigung besonders hervorragend geeignet waren. Andere wieder zeigen heute noch hohe Umfassungsmauern und richtige Festungstürme, wie in Großnossen und Neualtmannsdorf. In den schweren Jahrhunderten der Mongolen- und Hussiteneinfälle mag oft genug die hart bedrängte und schutzlose Landbevölkerung hinter diesen Mauern Schutz und Zuflucht gesucht haben.

Das Schicksal all dieser Dorfkirchen ist fast das gleiche. Den ersten Holzbauten folgten im 14. und 15. Jahrhundert gotische Kirchen, von denen, besonders in Olbersdorf und Wiesenthal, noch deutliche Reste bis auf unsere Tage überkommen sind. In den mit fanatischer Wut geführten Hussitenkriegen und ebenso in den Glaubenswirren des 17. Jahrhunderts sanken fast all diese gotischen Kirchen in Schutt und Asche. Aber schon gegen Ende des gleichen Jahrhunderts und im Anfang des 18. setzte mit wirtschaftlicher Erholung und steigender Wohlhabenheit eine neue Blütezeit des Kirchenbaues ein, der wir die meisten unserer heutigen, teilweise sehr schönen und reizvollen Dorfkirchen zu verdanken haben.

Die Geschichte dieser Kirchen ist fast immer die Geschichte ihrer Dörfer. Deshalb ist die Vergangenheit beider, soweit sie aus den spärlichen Geschichtsquellen der ersten Jahrhunderte ihres Bestehens erkennbar ist, stets gemeinsam behandelt.

Als eine der schönsten Dorfkirchen unseres Kreises muß die Kirche von Liebenau zuerst genannt werden. Wer dieses Gotteshaus betritt, wird erstaunt sein über den großen, prachtvollen Kirchenraum, der an die Klosterkirchen von Kamenz und Heinrichau erinnert. Meisterwerke des Barocks sind der Hochaltar mit Bildern des Breslauer Malers Professors Franz Felder und das herrliche Chor. Die Kirche wurde in ihrer heutigen Gestalt im Jahre 1753 mit einem Kostenaufwand von 13 262 Floren und 37 Kreuzern erbaut. Das sind nach unserem Gelde 35 530 Mark, eine für damalige Verhältnisse stattliche Summe. Erklärlich wird die Höhe dieser Summe durch die Pracht, mit welcher die Kirche errichtet wurde. So ist der Fußboden des Presbyteriums mit Marmor ausgelegt. Bänke und Chorgestühl zeigen wertvolle künstlerische Einlegearbeit. Die zu beiden Seiten aufsteigenden Pfeilerbündel enden in korinthischen Kapitälen. Ein Kronleuchter trägt noch als Zeichen einstmaliger österreichischer Herrschaft den Doppeladler. Unter der Kirche liegt eine Gruft, in der ein Kind des Herrn von Maltitz, früheren Besitzers von Neuhaus, ferner der Kanonikus Franz Lorenz, der Reichsgraf Philipp Gotthard Schaffgotsch, seine Gemahlin Elisabeth, geb. Freiin von Zedlitz und deren Tochter Philippine, vermählt gewesene Gräfin Königsdorf zu Schmolz, der Auferstehung entgegenschlummern.



Kirche in Liebenau.

Die Geschichte von Liebenau selbst reicht bis in das 12. Jahrhundert zurück. Zu dieser Zeit sitzt daselbst die adlige Familie von Lybnow. Mehrere Urkunden von Mitgliedern dieser Familie sind noch erhalten. So wird unter dem 10. August 1300 ein Petrus de Lybnow, Sohn des Scholzen von Lybnow als polnischer Hofrichter von Münsterberg genannt. 1335 wird die Kirche von Liebenau in dem Zinsregister des Nuntius Galhardus erwähnt.

Sie gehörte damals nach Strehlen. Im 30 jährigen Kriege wurde die Kirche 10 mal geplündert. Nach einem Protokoll aus dem Jahre 1638 liegt sie verwüstet. Nach einem Bericht von 1666 hat die Kirche in diesen Jahren einen offenen hölzernen Glockenturm. Nur der Altarraum ist gewölbt. Sie besitzt schon 3 Altäre und als besonderen Schmuck ein dreifach vergittertes Sakramentshäuschen. Der damalige Pfarrer Adam Sartorius, zu deutsch Schneid:r, besitzt 2 Hufen, 2 leibeigene Gärtner, 16 Malter Zweikorn, von denen er allerdings nur 6 bekommt, und 60 Karpfen von Pomsdorf.



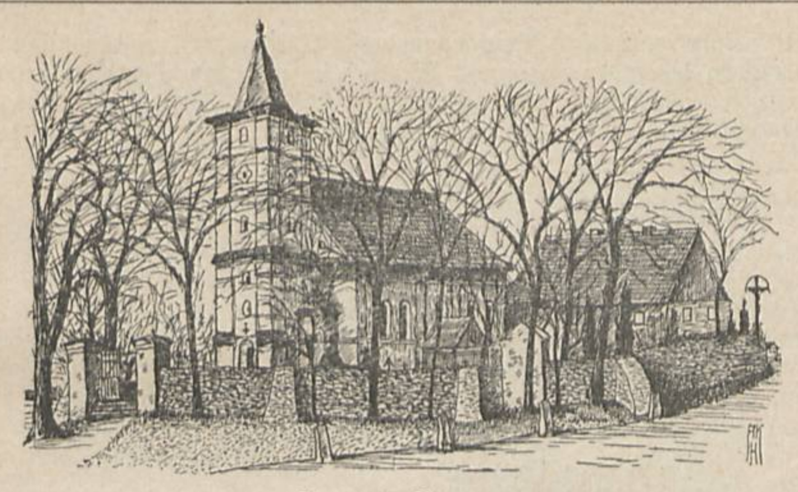
Kirche in Hertwigswalde.

Wenn Liebenau unsere schönste Dorfkirche ist, muß die Kirche von H e r t w i g s w a l d e als die geschichtlich interessanteste bezeichnet werden. An ihr sind die Schicksale der Vergangenheit am deutlichsten ablesbar. Ihre beherrschende Lage auf einem Höhenrücken inmitten des langgestreckten Dorfes muß sie als eine schwer einzunehmende Dorffestung gezeigt haben. Wetter- und sturmumbraust steht der gedrungene, bis zum Knopf hinauf gemauerte Turm seit vielen Jahrhunderten in seiner grauen Ehrwürdigkeit. Schon am 8. Juli 1291 wird dieser Ort urkundlich genannt. Am 12. April 1293 wird der älteste Pfarrer von Hertwigswalde erwähnt als Pribko, Plebanus de H. Im 14. Jahrhundert sitzt die Familie von Haugwitz daselbst. 1427 meldet eine Urkunde von einem „Altarist Nicolaus Raczmann“. In diesem Jahrhundert muß eine gotische Kirche vorhanden gewesen sein, die dann in den

Hussitenkriegen abbrannte. Ein altes gotisches Tor ist heute noch an der Kirche zu sehen. 1455 und nochmals 1498 tritt als Zeuge in 2 Urkunden „Gotsche Schof" (Schaffgotsch) „zu Hertwigiswalde gesessin" auf. Aus dieser Zeit stammt die sicher älteste Glocke unserer Gegend mit der Jahreszahl 1489 und der Inschrift: „hilf got maria berot als das wir begynnen das". Aus dem Jahre 1558 stammt der noch vorhandene Grabstein, für ein Mitglied der Familie von Promnitz gesetzt. Im Jahre 1559 wird mit dem Wiederaufbau der Kirche auf den alten Mauerresten begonnen. Sicher war in der Zwischenzeit eine Notkirche aus Holz vorhanden. Aber fast ein Menschenalter wird an diesem Wiederaufbau gearbeitet. Vielleicht sind die Wirren der damaligen Religionskämpfe mit daran schuld, oder aber die nach den Hussitenkriegen allgemeine Armut und Not. Erst zwischen 1617 und 1623 wird der Bau vollendet. In diesem Jahr wird auch das reizvolle Torgebäude aufgeführt, das der Kirche heute noch ihr malerisches und romantisches Aussehen gibt. Wahrscheinlich muß der 30jährige Krieg, der fast alle Kirchen der Nachbarschaft vernichtete, an Hertwigswalde, vielleicht dank einer vorzüglichen Verteidigung, vorübergebraust sein; denn im Innern der Kirche sind noch die Einrichtungen des 16. Jahrhunderts erhalten geblieben, und zwar eine Seltenheit weit und breit — eine Beheizungsanlage für die herrschaftliche Loge.

Nach einem Visitations-Protokoll von 1651 ist zu dieser Zeit Patron der Kirche Graf Hodiz. Die Kirche besaß damals einen reichen Silberschatz und einen silbervergoldeten Kelch. Ein zweites Visitations-Protokoll vom Jahre 1666, von dem Bischof Neander von Breslau, berichtet von einem steinernen Sakramentshäuschen mit Stufen und Schranken, das im Presbyterium steht, außerdem von einem von Herrn von Maltitz erbauten Hospital- und Spitalgut, das allerdings, durch die Pest verwüstet und ausgestorben, verfällt. In diesem Jahrhundert gehört die Kirche von Weißwasser als Tochterkirche zu Hertwigswalde. Eine geschichtliche Merkwürdigkeit sei noch erwähnt, die bis jetzt noch keine Deutung erfahren konnte: in etwa 15 m Höhe ist an der Südostseite des Turmes ein Sühnekreuz eingemauert mit der Jahreszahl 1559 und den Buchstaben B. G., die übrige Schrift ist nicht lesbar.

Nur wenige Kilometer entfernt steht die Kirche von Bärdorf, ebenfalls malerisch gelegen am Rande der abfallenden Hochebene von Bärdorf. Das Dorf ist vermutlich von bayrischen Kolonisten gegründet worden; denn es wird 1377 in einer Urkunde als Beyerdorf angeführt. Im 14. Jahrhundert ist es selbständige Pfarrei, ist wahrscheinlich in den Hussitenkriegen vernichtet worden und dann nur noch Filialkirche. Ueber die weiteren Schicksale der Bärdorfer Kirche gibt ein kurzes, aber vielsagendes Revindikationsprotokoll aus dem Jahre 1653 Aufschluß: „Am 13. Dezember kamen wir nach Beerdorf, einem in Wäldern gelegenen Dorfe, von dem nicht eine Hütte wohl erhalten, die Kirche vollständig zerstört war. Da sie unrein schien, so kehrten wir nach Frankenstein zurück." Ebenso ist noch ein Bericht des Erzpriesters Solff aus dem Jahre 1707 vorhanden: „Die Kirche in Beerdorf gehört zu Neualtmannsdorf. Im 30jährigen Kriege wurde sie zerstört. Lag über 40 Jahre wüst und Bäume wuchsen auf dem Schuttplatz. 1660 ließ der Fürst Weithard von Auersperg Stellen und Kirchen wieder herstellen. 1663 war durch Münsterberg der 1. Gottesdienst." Die Kirche wird im Jahre 1784 wieder selbstständige Pfarrei. Der heutige Bau wurde 1823 aufgeführt.



Kirche in Bärdorf.

Fast an Bärdorf anschließend liegt, ins Tal der Ohle gebettet, das langgestreckte Neualtmannsdorf. Die Kirche bildet in den Abenden und hellen Nächten mit ihrem schlanken Turm eine feingegliederte Silhouette. Das Dorf selbst muß nach der Chronik der Pfarrei schon 1327 eine ansehnliche Gemeinde gewesen sein. Als Grundherren werden 1352 Ullrich von Lewinrode und 1364 Pakusch v. d. Strimen genannt, 1368 Fritzko und Hentschelius Hundt. In diesen Jahren wird in einer Urkunde des Kardinals Johann von St. Markus 1376 erstmalig die Kirche erwähnt. Sie muß nach den noch in der Erde vorhandenen alten Presbyteriumsmauern eine größere gewesen sein als die heutige Kirche. Sicher stammt aus diesen Jahrhunderten noch der untere Teil des jetzigen Turmes, der mit seinen überaus starken Mauern und Schießscharten an die Bauart jener Zeit erinnert. Als Besitzer von Neualtmannsdorf treten in gleicher Zeit noch eine Reihe adliger Herren auf und zwar 1380 Friedrich von Kunzendorf, 1383 Bitschold von Opul und Heinrich von Opul, 1443 Kunz von Rachenau, Friedrich von Stosch und Schildberg, 1482 Hans von Pokusch und 1523 Georg Tschanswiz von Reindörfel. Wahrscheinlich fällt nun Neualtmannsdorf als erledigtes Lehen an die Herzöge von Münsterberg zurück, denn 1530 verkauft die Herzogin Anna von Münsterberg-Oels und Glogau die „Brehme" an die Bauern von Neualtmannsdorf. (Siehe Bretschneider, „Die Brehme".) Das Hauptgut fällt 1570 mit dem ganzen Fürstentum Münsterberg an Kaiser Maximilian, der es zu einem kaiserlichen Kammergute macht. 1579 schenkt es der Kaiser dem Hof-Kriegsrat und Landeshauptmann Hanns von Panwitz. Später fällt es nochmals an die Krone von Oesterreich zurück und gelangt schließlich mit Münsterberg zusammen an den Fürsten von Auersperg und zuletzt an den Grafen von Schlabrendorf.

Die Schicksale des Dorfes waren teilweise auch die Schicksale der Kirche. Nach dem Tode des letzten kath. Herzogs von Münsterberg Karl I. im Jahre 1536 ging die Kirche wie viele andere des Landes an die Protestanten über. Ueber hundert Jahre ist die Kirche im Besitz der Protestanten. Die Stürme des 30jährigen Krieges brausen über Dorf und Kirche. 1633 ist das

Schreckensjahr auch für Neualtmannsdorf. Die großen auf den Höhen von Münsterberg lagernden Heere von Wallenstein und den Schweden verwüsten und zerstören das Dorf. Das Pfarrhaus sinkt in Schutt und Asche. Die Bewohner flüchten, oder werden getötet, den Rest frißt die furchtbare Pest.



Kirche in Neualtmannsdorf.

Die Kirche selbst wurde nur geplündert und verwüstet. Erst allmählich erholt sich das Dorf von den Schrecknissen dieses Krieges. Aus dem Jahre 1653 hören wir wieder von der Kirche. Am 13. Dezember wird die Kirche durch die Revindikationskommission den Katholiken zurückgegeben. Es kam dabei zu einem kleinen Aufruhr, da von Knechten und Weibern Widerstand geleistet wurde. Die Pfarrei wurde Lindenau unterstellt.

Nach einem Visitationsprotokoll von 1667 war zu dieser Zeit eine gemauerte mit Schindeln gedeckte Kirche vorhanden, die allerdings stark reparaturbedürftig war. Das Pfarrhaus lag noch als Schutthaufen. Nur 8 Katholiken sind anwohnend. Trotzdem tritt schon 12 Jahre später wieder ein selbständiger Pfarrer, und zwar Elias Born hierselbst auf. Er wird aber schon 1689 in der Kirche neben dem Hochaltar beigesetzt.

Unter Pfarrer Groeger wird 1721 die heutige Kirche erbaut. Nur der Turm der alten Kirche blieb stehen. Die Pfarrherren müssen damals ein strenges Regiment geführt haben. In dem erhaltenen Kurrendebuch findet sich 1724 eine Eintragung, wonach Chr. Scholz und seine Gäste 10 Flr. Strafe zahlen mußten, weil sie in der Sonntag-Nacht zu lange beim Kindelbier gesessen haben. Aus keiner erkennbaren Ursache wird im Jahre 1735 der Turm umgebaut. Und zwar wird der Zinnenkranz und der steinerne Zuckerhut, ähnlich wie in Hertwigswalde, abgetragen und dafür der hölzerne Barockhelm aufgesetzt. 1748 wird nach dem Bericht des Kirchenvorstandes Joh. Dumsch der Hochaltar schön ausstaffiert und mit dem großen Bilde versehen, zu dem der Bauer Joh. Lachmann das Geld stiftet. Im Jahre 1833, also genau 200 Jahre nach dem Schreckensjahre 1633, wütet in der Gemeinde die Cholera, der innerhalb drei Wochen 27 Menschen zum Opfer fallen. Die Toten werden nach dem Bericht des damaligen Lehrers Joh. Hirschberg am Abend mit der Laterne, ohne Glockenklang begraben. Zu erwähnen sei noch ein großer Kirchendiebstahl, der 1806 von Franz Scholz begangen wurde, und der mit seiner gesamten Beute auch aus anderen Kirchen von den Bauern der ganzen Umgegend in der Brehme gefangen wurde.

Um die heutige Kirche zieht sich noch die schöne alte Wehrmauer mit ihren großen Streben. Leider wurde sie von einem völlig stillosen zweiten Eingang durchbrochen.

Der Glockenklang der Kirche von Neualtmannsdorf kann sich mit dem Geläut von Großnossen vereinen. Nur das Ohletal breitet sich fruchtbar dazwischen. Mit weißschimmernden Giebeln liegt Nossen auf dem Höhenrücken, und aus dem Wirrwarr seiner roten Dächer ragt die Kirche empor. Der runde, graue Turm mit kegelförmiger Spitze aus Formziegeln wurde von 1506—1521 durch Abt Simon von Kamenz erbaut. Der Turm erinnert in seiner Bauweise an das Patschkauer Tor in Münsterberg und an den Glockenturm des Münsters. Er hatte



Kirche in Großnossen.

ursprünglich keinen Eingang zu ebener Erde und bildete somit einen richtigen Festungsturm. Die Kirche von Großnossen ist nach anfänglicher Zugehörigkeit zu Ottmachau, mit dem sie im Anfang des 14. Jahrhunderts einen erbitterten Streit wegen des Zehnt unter dem streitbaren Pfarrer Martin hatte, dem Kloster Kamenz einverleibt worden, das auch alle Pfarrherrn bis zu dem Jahre 1810 stellte. Turm und Kirche sind trotz der verschiedenen Baustile zu einer harmonischen Einheit zusammengewachsen. 1800 wurde die Kirche in den reinen und schönen Formen des klassischen Empire neu erbaut. Nur sind die Innengewölbe durch eine unsachgemäße Uebertünchung um ihre natürliche Schönheit gekommen. Eine spätere Ausmalung der Kirche wird den künstlerischen Notwendigkeiten wieder gerecht werden müssen. Die Außenkirche bietet mit der ebenfalls noch erhaltenen Ringmauer und dem hübschen Toreingang, vom Dorf aus gesehen, ein malerisches Bild. Die älteste Urkunde über die Kirche datiert vom 11. März 1293. Im Jahre 1480 tritt der Scholze des Dorfes, Peter Püschel, bei einem Anlaß über das Recht des Bierausschenkens aus dem Dunkel der Geschichte. Aus den Kirchenbüchern von Großnossen sei noch eine kleine, erheiternde Notiz*) wiedergegeben: „14. Decem. 1767 wurde George Heinze Bauer und Kirchen Vatter allhir Beerdiget, welcher den 9ten Dec. gestorben. 39 Jahr. An einem Blutfluß, welcher ein Jahr krank gelegen, auch Liebe Medicin gebraucht. Doch alles umsonst. Mit Arztes Hilfe verstorben."



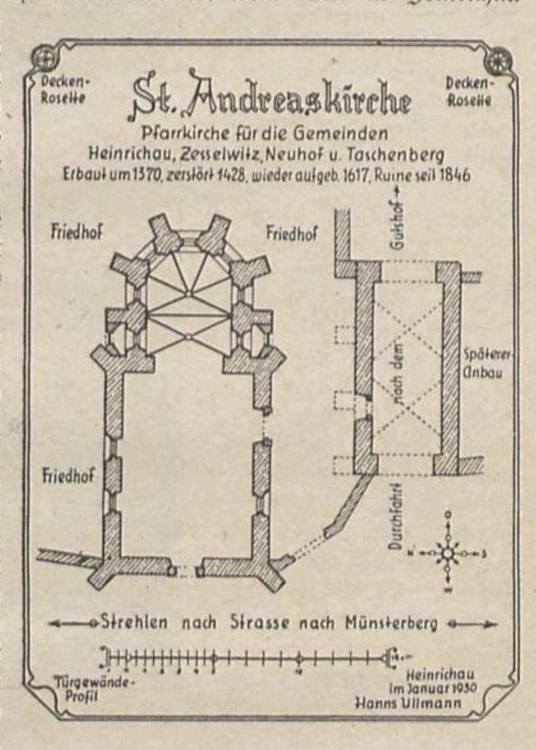
Kirche in Berzdorf.

Die Kirche von **Berzdorf** wurde in ihrer heutigen Form im Jahre 1705 errichtet. Sie ist ein einschiffiger Barockbau. Die 4 Gurtbogen des Tonnengewölbes ruhen auf verhältnismäßig niederen Pilasterpaaren, über denen sich ein stark ausladender Architrav rings um die Kirche, auch um das Presbyterium und die halbkreisförmige Apsis zieht. Der Hochaltar trägt ein von Mönchshand kopiertes Bild aus der Klosterkirche von Heinrichau, die hl. Dreifaltigkeit darstellend. Die Kirchgemeinde Berzdorf war hundert Jahre lang mit Weigelsdorf vereinigt und zwar von 1653 bis 1752. Rückschauend finden wir urkundlich am 11. November 1414 einen nicht namentlich benannten Pfarrer von Berzdorf. 1376 wird in einer Urkunde des Kardinals Johannes von St. Markus ein rector ecclesiae in Bertoldi villa erwähnt. Die herzoglichen Rechte über das Dorf erlangt der Abt Johannes III. im Jahre 1340 vom Herzog Bolko gegen Zahlung von 115 Mark Prager Groschen.

*) Mitgeteilt von Kantor Ender.

Die Scholtisei von Berzdorf wurde einige Jahre vorher, und zwar 1334 von allen Lasten befreit. Grund und Boden von Berzdorf wurde dem Kloster von Heinrichau schon 1312 von den Rittern Schamborius von Schildberg und von Albrecht, genannt „Bart", überlassen.

Die Kirche von Altheinrichau ist eine der frühesten Kirchengründungen unserer Gegend. Schon vor der Ankunft der Zisterziensermönche bestand in Altheinrichau eine reich dotierte Kirche unter dem Pfarrer Nicolaus von Scaliz. Dieser Pfarrer besaß den Zehnten der ganzen Gegend bis über Münsterberg hinaus. Da er diesen Zehnten auch von den zu kultivierenden Ländereien des neuen Klosters zu beanspruchen hatte, kann man wohl seine Freude über die Ankunft der Mönche mit ihrem ersten Abt am 28. Mai 1227 in Heinrichau verstehen. Um die Mönche indeß nicht allzusehr zu schädigen, verzichtet Nicolaus gemeinsam mit seinem Bruder Stephan vor dem Herzog Heinrich I. zu Nimptsch auf $^2/_3$ des Zehnten von Scaliz (alter Name des heutigen Reumen) zugunsten von Heinrichau. Da die Lage des Konvents immer noch bedrängt war, so entsagt Nicolaus auf Vorhaltungen des Bischofs Thomas I. zwei Jahre später seinem reichen Benefizium und tritt bei den Augustinern in Kamenz ein. So kommt die Pfarrei Altheinrichau mit allen ihren Einkünften an das Kloster Heinrichau, was vom Papst, allerdings erst 1421, genehmigt wird. Die Pfarrei Altheinrichau wird Jahrhunderte hindurch mit Zisterziensermönchen besetzt und teilt alle Schicksale des Klosters Heinrichau. Abt Tobias I. erneuert und erweitert 1705 und 1706 die baufällig gewordene Kirche und weiht 1707 einen neuen Hochaltar.



Die Kirche bietet heute mit ihrer alten schönen Mauer und den prachtvollen Linden inmitten des Dorfes einen imposanten Anblick. Der Turm beherbergt eine Glocke von 1540. Ein bemerkenswertes Chorgestühl in Spätrenaissanceform und kunstvolle schmiedeeiserne Zierbänder an der Sakristeitür verdienen besondere Beachtung und Wartung.

Auf beherrschender Höhe ragt weithin sichtbar die Kirche von Krelkau empor. Von eindringlicher Schönheit in den Linien bauen sich Dorf, Kloster und Kirche, von der breiten Dorfstraße gesehen, auf. Romantische Winkel bilden das alte Tor und der Kirchhof mit dem sich dahinter anschließenden Pfarrhaus und Pfarrgarten. Diese heute so friedliche Welt hat schwere Zeiten hinter sich, und Kriegsgreuel, Feuer und Pest haben ihre furchtbare Geißel

über Krelkau geschwungen. 1241 setzt Graf Dirislaus von Baitzen das Dorf Krelkau nach deutschem Rechte aus. Er behält sich $6^1/_2$ Hufen und tritt von jeder Hufe $^1/_4$ Mark als Decem für den Pfarrer von Crelkow ab. Etwa hundert Jahre später besteht das Dorf aus zwei *Anteilen*, dem Heydanus von Hertwigswalde und dem Stiborius und seinem Sohne Jesko gehörig. Der herrschaftliche Hof neben der Kirche und $^1/_3$ des Patronatsrechtes stehen dem Stiborius zu. Wie in anderen Dörfern, so gelingt es auch in Krelkau dem Kloster Heinrichau, nach und nach Einfluß und Macht über die Pfarrei zu bekommen. Schon 1321 erwirbt der Abt Johann II. den zweiten Anteil mit allen herrschaftlichen Rechten für 200 Mark Prager Groschen. Der andere Anteil wird bis auf einen Rest von Heydanus über die Brüder Nicolaus, Martin und Gotzlinus von Kunzendorf im Jahre 1332 von Abt Vinand II. gekauft. Der Rest der Hufen wanderte durch die Hände verschiedener Besitzer und kommt schließlich 1388, nach anderer Quelle 1396, ebenfalls und endgültig in den Besitz von Heinrichau. Der erste namentlich erwähnte Pfarrer von Krelkau tritt in einer Urkunde des Breslauer Bischofs Joh. Romke vom 15. Dezember 1298 auf. Sein Name ist Heinrich. Am 30. Juni 1422 erteilt Papst Martin V. seine Zustimmung zu der vollständigen Einverleibung der Pfarrei Krelkau in das Kloster Heinrichau. Sie wird von diesem Zeitpunkte an durch Beauftragte des Klosters verwaltet und betreut. Dem Pfarrer steht nur der Decem zu, während das Kloster alle anderen Einkünfte für sich beansprucht.



Andreaskirche in Heinrichau.

1429 verbrannten die Hussiten das Dorf, sicher wurde dabei auch die Kirche vernichtet. Im 30jährigen Kriege wird von Frankenstein die Pest in die Pfarrei geschleppt, und der größte Teil der Bewohner stirbt aus. Nicht genug dieser furchtbaren Heimsuchung brennen drei Jahre später durch die Unvorsichtigkeit der schwedischen Einquartierung Kirche und Pfarrhaus vollständig nieder. Krelkau muß damals einen wüsten Trümmerhaufen gebildet haben. Aber durch die unermüdlichen Bemühungen des Pfarrers von Krelkau und späteren Abtes von Heinrichau, Bernhard Rosa, wird die Kirche wieder auf-

gebaut und mit einer Orgel und einem neuen Altar versehen. Nach einem Visitations-Protokoll des Weihbischofs Karl Franz Neander von Breslau hat die Kirche von Krelkau 1666 ein mit Schindeln gedecktes Dach mit einem Dachreiter, der ein Glöcklein trägt. Neben der Kirche steht ein hölzerner offener Turm, der zwei Glocken beherbergt. Wahrscheinlich erklärt sich aus diesem Umstand der heute nicht direkt an der Kirche stehende Kirchturm. Indeß scheint dieser Aufbau nur ein sehr unvollkommener gewesen zu sein; denn im Jahre 1709 errichtet der Abt Tobias I. die heutige Kirche im Stile seiner Zeit. Der heutige Hochaltar stammt aus dem 1810 säkularisierten Münsterberger Kreuzherren-Stift. Dies ist dem Wappenkundigen schon erkennbar aus dem großen Holzschnitzwappen eines Meisters des Breslauer Matthiasstiftes.



Hochaltar der Kirche in Krelkau.

Zu der Kirche von Krelkau gehörte in den ersten Jahrhunderten unserer Geschichte Frömsdorf als Filiale. Die Söhne des Grafen Dirislaus von Baitzen, die die mit Wald bestandenen Hufen von Frömsdorf geerbt hatten, verkauften dieselben nach Niederschlagung des Holzes für 150 Mark an das Stift Heinrichau, was Herzog Heinrich IV. am 17. Mai 1288 bestätigte. Im 14. Jahrhundert ist Frömsdorf im Besitze der Familie von Pogrell. 1382 kaufen es die Brüder Konrad und Wittich von Schönhau, die das Dorf aber schon 13 Jahre später an den Abt Martin I. von Heinrichau weiterverkaufen. Herzog Bolko III. bestätigt am 13. April 1395 diesen Verkauf. 1429 wird Frömsdorf gleich dem benachbarten Krelkau durch hussitische Scharen verbrannt. Eine nach diesem Brande vorhandene Notkirche wird durch Abt Tobias 1705 hergerichtet. Von 1725—1726 wird die Frömsdorfer Kirche im Rundbogenstil neugebaut und im gleichen Jahr von dem Weihbischof Elias von Sommerfeld geweiht. Zu der Pfarrei gehört Petershagen mit einer 1795 durch den Erbschulzen Ludwig Fischer zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes errichteten Kapelle, nach deren Verfall ein Neubau nördlich der Dorfstraße errichtet wurde.

Die Kirche von Bärwalde ist bei der Erweiterung und Erneuerung in den achtziger Jahren um ihre architektonische Schönheit gekommen. Schön wirkt diese Kirche nur noch durch ihre Lage, die alte Kirchenmauer und die ehrwürdigen Linden des Friedhofes. Der Ort selbst wird urkundlich unter dem 25. Mai 1253 das erste Mal genannt. Im Jahre 1293 kommt „Berinwalde" als Besitztum eines Poltzko von Schellenwalde vor, der es an die von

Pusewitz und Kusching verkauft. Die Kirche wird erst im 14. Jahrhundert, und zwar 1318, in dem Decemregister des Erzpriesters Gabriel von Rimini erstmalig erwähnt. In diesem Register ist von einem „Theodorigus rector ecclesiae in Berewald“ die Rede. Drei Jahrhunderte schweigen die Quellen über die Kirche, bis sie am 12. Oktober 1644 wieder aus dem Dunkel der Geschichte tritt. An diesem Tage wird die Kirche den Katholiken zurückgegeben.



Kirche in Dobrischau.

Sie war also, wie andere Kirchen, in der Zwischenzeit an die Protestanten gelangt. Der Münsterberger Pfarrer Thomas verwaltete Bärwalde. 1651 brennt die Kirche ab, wird im Jahre 1662 notdürftig wieder hergestellt und am 28. Oktober mit einem feierlichen Gottesdienst durch den Münsterberger Kaplan Samuel Neugebauer eröffnet.

Im Jahre 1670 wird unter dem Münsterberger Pfarrer Kaspar Kaschel ein 37 Lot schwerer silberner Kelch für 27 Mark, 42 Groschen, 6 Heller angeschafft. 1673 stirbt dieser Pfarrer und Bärwalde wird wieder selbständige

Pfarrei. Unter dem ersten Bärwalder Pfarrer Melchior Georg Frantz wird 1680 die Kirche neu gebaut und am Sonntag nach St. Hedwig eingeweiht. Im Jahre 1725 wird von Pfarrer Wittiber an der nördlichen Seite des Kirchenschiffes die Kreuzkapelle errichtet, in der fortan die vom Papst am 14. März 1726 privilegierte „Bruderschaft von der Todesangst Christi" ihre religiösen Uebungen abhält. 1875 wird die Kirche in der schon erwähnten unkünstlerischen Form erneuert. Ein neuer Dachstuhl wird aufgesetzt, nachdem schon vorher die Langmauern des Kirchenschiffes um einige Fuß erhöht worden waren. 1884 erhält die Kirche ihren neuen Turm. In der älteren Kirche lagen nach einer alten Handschrift zwei adlige Herren begraben, und zwar auf der rechten Seite des Altars der 1664 verstorbene „junge Herr Christian Sigmund von Landskron" und an der linken Seite sein Vater Hans von Landskron. Als Kunstdenkmäler sind im Besitz der Pfarrei Bärwalde, nach Kopietz, ein Kelch in Barockform mit Emailleminiaturen von 1752 und ein Missale in Rokokoform, ein kalligraphisches Meisterstück, jetzt im Diözesanmuseum Breslau.

In dem benachbarten Olbersdorf liegt ebenfalls eine überaus reizvolle Dorfkirche, die wie alle Kirchen des Kreises eine sehr alte Geschichte hat. Die erste Erwähnung des Ortes erfolgt 1294, die der Kirche allerdings erst 1395. Das Dorf ist schon zu deutschem Rechte ausgesetzt, denn wir hören in einer Urkunde aus dieser Zeit von einem Scholzen „Hermannus de Alberti villa". Im 14. und 15. Jahrhundert muß Olbersdorf ein gotisches Kirchlein besessen haben. Der kleine gewölbte, aus Bruchsteinen bestehende Altarraum zeigt heute noch eine kleine Pforte mit dem gotischen Spitzbogen. Im 30jährigen Kriege werden das Dorf und das Kirchlein zerstört. Im Jahre 1653 wird die in Trümmer liegende, damals evangelische Kirche durch die kaiserliche Kommission eingezogen. 1664 kauft Joachim Ernst von Netz die Güter Olbersdorf und Schlause und wird dadurch zum Grundherrn des Dorfes. Er erbaut 1686 auf den Grundmauern der alten Kirche das heutige Gotteshaus. Dieser Familie ist wohl auch der hübsche Innenschmuck des Kirchleins zuzuschreiben, insbesondere die jetzt sachgemäß wiederhergestellten Rokokoverzierungen an der Orgel, der Kanzel und dem schönen Altar. Eine Reihe von Wappenschildern und eine große Marmorgrabtafel erinnern an diese Herren von Netz. Auf der linken Altarseite befindet sich ferner noch



Kirche in Olbersdorf.

das schöne Grabmal des friederizianischen Generals von Rothkirch aus dem Jahre 1785, der Besitzer von Schlause war und über dem Hauptportal des Schlosses daselbst sein Wappen anbringen ließ. Das schöne Dorfkirchlein zeigt außerdem im Innern noch die uralte flache Holzdecke, eine Seltenheit in unseren Kirchen. Als interessante Zeugen der ältesten Zeit müssen die beiden aus rohem Granit gestalteten Giebelkreuze erwähnt werden. An der Straßenseite der Kirchhofsmauer erblickt man ein in einen größeren Granitstein eingehauenes Schwert, das nach Pfarrer Bretschneider ein Sühnekreuz sein soll. Ein gut angelegtes Kriegerdenkmal verschönert heut den kleinen Kirchplatz.



Kirche in Tepliwoda.

Kirche und Wasserschloß von Tepliwoda sind die beiden Punkte, um die sich Schicksale und Geschichte aller Bewohner des Ortes in den Jahrhunderten zusammenballten und in den uns überlieferten Urkunden und Handschriften ihren sichtbaren Ausdruck fanden. Wer heute durch das lange Dorf wandert, wird sich des schönen baulichen Zusammenklanges von Kirche und Schule, des gegenüberliegenden Toreinganges des Gutshofes und des dahinter versteckt zwischen gewaltigen Bäumen liegenden Wasserschlößchens freuen. So mannigfaltig die Geschehnisse der uralten Wasserburg von Tepliwoda sind, so reich bewegt ist auch die Vergangenheit der Kirche. Ob diese Kirche, wenigstens die Pfarrei schon im 13. Jahrhundert bestanden hat, ist heute nicht mehr erweisbar. Aber schon am 4. Oktober 1318 hören wir von dem ersten Pfarrer von Tepliwoda. Im Zinsregister des Erzpriesters Gabriel wird von dem Liegnitzer Archidiakon und Breslauer Domherrn Paschalis der Empfang von 4 Mark von „Petrus, rector ecclesiae in Tepilwoyde" bescheinigt. 1329 und 1367 treten noch zwei Pfarrer von Tepliwoda als Zeugen aus dem Dunkel dieser Jahrhunderte, es sind Konrad und Michael. Erst viel später wird wieder ein Name in Verbindung mit der Kirche genannt, und zwar 1507 ein Kaspar Koch, als Presbyter Tepliwudensis. Die dem Erzengel Michael geweihte Kirche wird in diesem Jahrhundert protestantisch und verzeichnet 1596 einen evangelischen Pfarrer, namens Georgius Etzler. Das ganze folgende Jahrhundert ist ausgefüllt mit religiösen Wirren und Kämpfen, insbesondere ist es der 30jährige Krieg, der verwüstend und vernichtend auch um die Kirche von Tepliwoda brandet. Bemerkenswert in der

Geschichte der Kirche ist der 10. Dezember 1653, an dem die Kirche laut kaiserlichen Befehls an die Katholiken zurückzugeben war. Die dazu beorderte Kommission stieß dabei auf den heftigsten Widerstand der evangelischen Bevölkerung und es kam im Laufe des Tages zu bedenklichen Tumulten. Die Kommission mußte in das Schloß flüchten und dort militärische Hilfe aus Frankenstein abwarten. Tatsächlich zog die Kommission unverrichteter Sache wieder ab. Erst zehn Tage später erfolgte die Uebergabe der Kirche durch den Burgherrn von Rothkirch. Die Protestanten wanderten in den folgenden Jahrzehnten zu evangelischen Gottesdiensten in die benachbarten Dörfer Zülzendorf, Reichau, Dirsdorf und Siegroth.

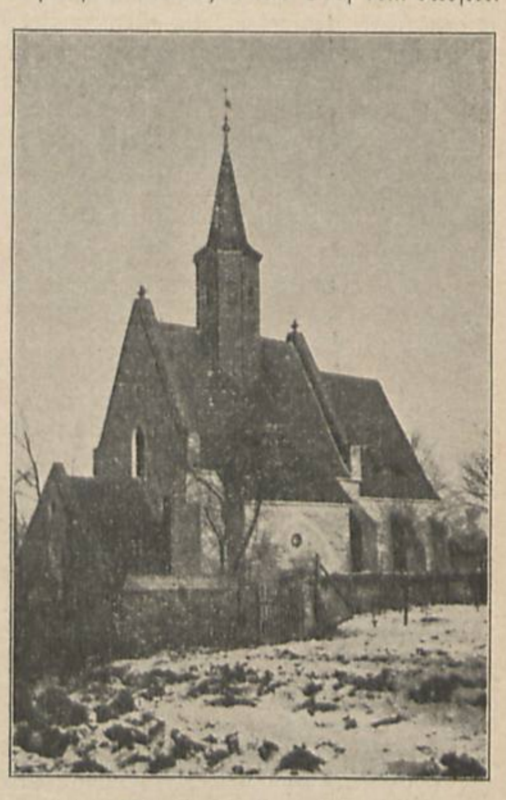
Durch die kriegerischen Erfolge des Schwedenkönigs Karl XII. gezwungen, gab der Kaiser, der in dieser Zeit alle Kräfte für den spanischen Erbfolgekrieg verwenden mußte, in der sogenannten Altranstädter Konvention den Protestanten eine Reihe von Kirchen und kirchlichen Rechten wieder. So wurde am 27. Dezember 1707 die Kirche von Tepliwoda den Protestanten zurückgegeben, und am 3. Januar 1708 der erste feierliche evangelische Gottesdienst abgehalten. Auf Befehl der Lehnsherrschaft wurden zu diesem Tage Kunstpfeifer aus Schweidnitz entboten, die 12 Taler, 18 Sgr. erhielten. Als Organist und Schulhalter wurde David Böllrich von Silberberg angestellt.

Mitten in die schwere Zeit der französischen Besetzung, die die Bevölkerung auf das roheste bedrückte, fällt der große Brand der Kirche. Am Morgen des 2. August 1808 brach in einer rückwärtigen Scheuer das Feuer aus. Der Wind wehte gegen Kirche und Dorf, so daß sehr schnell die Flammen auf alle Nachbargebäude übergriffen und eine furchtbare Feuersbrunst Kirche, Schule, Bauerngüter und Wohnhäuser zerstörte. Dank der Opferwilligkeit der Gemeinde und vieler auswärtiger Hilfe wurde schon 1809 mit dem Wiederaufbau von Kirche und Schule begonnen. (Urkunde im Turmknopf darüber.) Zwei Jahre später wurden drei neue Glocken von dem Breslauer Glockengießer Johann George Kriger teils unter Verwendung der zerschmolzenen alten Glocken geschaffen. 1867 wurde die Kirche mit Flachwerk und der Turm mit Schiefer gedeckt.

Das älteste steinerne Denkmal an der Kirche von Tepliwoda ist das an der Ostseite eingemauerte Seydlitzsche Wappen mit der Inschrift „Anno D. ni MCCCCCXII Hertwig Seydlitz 1512“. Andere bemerkenswerte Grabsteine an der Kirche in Tepliwoda sind 1629 der Grabstein der Frau Barbara von Rothkirch und Panthen, geb. Brauchhitschin von Tepliwoda, und 1687 der Grabstein des Wolfram von Rothkirch und Panthen von Tepliwoda und Sackrau. Noch eine Reihe Grabsteine früherer adliger Herren und Frauen bezeugen, daß Tepliwoda in allen Jahrhunderten ein begehrter Herrschaftssitz gewesen ist. Vor dem Haupteingang der Kirche liegen Grabplatten, deren Inschriften allerdings im Laufe der Jahre vollkommen unkenntlich geworden sind. Nicht unerwähnt sollen drei noch vorhandene kunstvolle schmiedeeiserne Grabkreuze bleiben, die Zeugnis hoher handwerklicher Kunst sind.

Mitten in dem langgestreckten Dorf von W i e s e n t h a l steht die sehr schöne Kirche, von Rundmauer und herrlichen Bäumen umgeben. Der Ort ist mit dem Stifte von Heinrichau auf das engste verbunden gewesen. Im 13. Jahrhundert entsteht ein Mühlenstreit. Der Ritter von Poltzko zerstört 1280 eine Mühle, weil durch die Anstauungen des Wassers Felder und Aecker

geschädigt werden. Eine noch vorhandene Mühle entreißt derselbe Ritter ihrem Münsterberger Besitzer Sigfrid Lanista und verkauft sie für 30 Mark Silbers an den Ritter Alsikus. 1293 verkauft Poltzko das ganze Dorf Wiesenthal an Herzog Bolko, weil ihn der Herzog wegen Verweigerung des Roßdienstes pfänden ließ. Die ausführliche Kaufurkunde darüber finden wir im Heinrichauer Gründungsbuch. Herzog Bolko schenkt für sein Seelenheil das Dorf dem Kloster. Die Söhne des Ritters Poltzko versuchten später, diesen eigenartigen Verkauf ihres seinerzeit so ergrimmten Vaters anzufechten, jedoch blieb Wiesenthal im Besitz des Klosters Heinrichau. Im Jahre 1372 hat wieder ein Münsterberger Herzog und zwar Bolko III. mit Wiesenthal viel Kopfzerbrechen. Der Abt Nikolaus hatte als Besitzer und Grundherr des Dorfes die Errichtung einer Schuhbank in Wiesenthal gestattet. Gegen diese unerwünschte Konkurrenz erhob die Münsterberger Schuhmacherinnung heftigen Widerspruch auf Grund ihrer verbrieften und damals gesetzlichen Rechte. Nach langem Streit entscheidet der Herzog dahin, daß weder bei der Kirche (erste eigentliche Erwähnung der Kirche) noch zur Kirmes öffentlich Schuhe verkauft werden dürfen. Ebenso dürfen keine Schuhe zum Verkauf herumgetragen werden. Dieser Entscheid bedeutete im Grunde genommen nur eine verklausulierte Genehmigung der klösterlichen Einrichtung und man ersieht daraus, wie mächtig Heinrichau damals schon war, daß der eingesessene Landesherr nicht gegen den Abt zu richten wagte. 1429 fällt Wiesenthal den hussitischen Horden zum Opfer.



Kirche in Neobschütz.

Die Kirche tritt verhältnismäßig spät in eigenen Urkunden auf. Erst am 30. Juni 1422 hören wir von der offiziellen Einverleibung der Kirche von Wiesenthal in das Stift von Heinrichau. In dem Bericht des Weihbischofs Neander von Breslau ist die Kirche von Wiesenthal im Jahre 1666 ein aus Ziegeln erbautes Gotteshaus mit einem steinernen Turm. Die Decke ist aus Holz mit Bildern bemalt, ebenso ist auch der Boden aus Holz. Ein gotischer Klappaltar, eine geräumige Sakristei und eine kleine Kapelle mit Altar bei der Kirche werden ebenfalls in diesem Bericht vermerkt. Merkwürdigerweise ist das Kirchdach schon mit Dachziegeln gedeckt. Wahrscheinlich sind dies die ersten Dachziegeln in unserer Gegend. 1706 brennen Kirche und Schule ab,

wird aber schon im gleichen Jahre in der außergewöhnlich kurzen Zeit von 4 Monaten in dem heutigen schönen Barockstil wieder aufgebaut. Ein wertvolles Missale von 1513 ist als besonderes Prunkstück im Besitze der Kirche (jetzt in Breslau). Die Kirche soll früher eine Wallfahrtskirche gewesen sein. Von der früheren gotischen Kirche ist in dem inneren Seiteneingang ein aus Granit bestehendes, sehr schönes, gotisches Portal erhalten. Einen kleineren Spitzbogen finden wir auch in der Mauer des Pfarrhausgartens. Beachtenswert sind noch 4 silberne Leuchter aus dem Jahre 1673 und einige gut erhaltene und gut gehaltene Holz-Skulpturen. An der Verbindungsmauer von Kirche und Pfarrhaus sehen wir einige künstlerische Sandsteinfiguren aus der Klosterzeit.

Die kommunalen Friedhofsanlagen der Stadt Münsterberg i. Schl.

Franz Hartmann.

In früheren Zeiten dienten auch hierorts, wie es allgemein üblich war, die Pfarrkirche und der sie umgebende Platz als Begräbnisstätte. Später, als dieser Platz bei wachsender Einwohnerzahl nicht mehr ausreichte, wurde eine neue Begräbnisstätte vor dem Patschkauer Tore geschaffen, deren Kirchlein bereits im Jahre 1606 eingefallen war. Dieser Friedhof wurde später zu Gärten aufgeteilt und verkauft.

Bereits im Jahre 1589 erwarb der Rat der Stadt von Kaspar Hartmann ein Stück Acker vor dem Neisser Tore für 102 schwere Mark zur Anlage eines neuen Friedhofes. Im gleichen Jahre wurde auch auf diesem Grundstück ein Begräbniskirchlein aus Bruch- und Feldsteinen erbaut. Das ursprüngliche Schindeldach wurde im Jahre 1895 durch ein doppeltes Fachwerkdach ersetzt, und mit einem neuen, mit Zinkblech bekleideten Dachreiter versehen. Die in diesem Türmlein befindliche kleine Glocke wurde bei katholischen Beerdigungen geläutet. Beim Ausbruch des Weltkrieges 1914 wurde diese Glocke zugleich mit dem schönen Geläut unseres St. Georgsmünsters dem Vaterlande geopfert. Als im Dezember 1925 das Münster neue Glocken erhielt, wurde die einzig übriggebliebene der alten im Dachreiter des Begräbniskirchleins aufgehängt. Der im Jahre 1589 angekaufte älteste Teil unseres Friedhofes, der sich von der Mauer an der Neisserstraße bis zur Rösner-Gruft ausdehnt und an der Westseite mit der Linden-Allee abschließt, war bis zum Jahre 1811 ausschließliches Eigentum der katholischen Kirchengemeinde. Auch heute besitzt das katholische Pfarramt noch das Grasnützungsrecht auf jenem Friedhofsteile und die ausschlaggebende Stimme bei der Anstellung des Totengräbers.

Die evangelische Gemeinde besaß seit Erbauung einer Kirche ihres Bekenntnisses auf der Badergasse 1756 dort einen besonderen Begräbnisplatz. Als im Jahre 1811 durch die Königliche Regierung zu Breslau nicht nur das damals übliche Ausstellen der Leichen in den Kirchen, sondern auch das Begraben innerhalb der Stadt verboten wurde, mußte auch für die evangelische Gemeinde ein Begräbnisplatz außerhalb der Stadt geschaffen werden. Da kamen die Vertreter beider christlichen Bekenntnisse unter dem Vorsitz des damaligen Bürgermeisters Hentschel in einer gemeinsamen Sitzung am 27. August 1811 dahin überein, daß der Friedhof vor dem Neisser Tore fortan von beiden Konfessionen benutzt werden, während das Begräbniskirchlein ausschließlich der katholischen Kirchengemeinde vorbehalten bleiben sollte. Im selben Jahre wurde wegen der

nun stärkeren Belegung des Platzes das Reihenbegraben eingeführt. Durch Anlegung von verschiedenen Alleen hat Ratmann Rösner, dessen irdische Ueberreste in der von ihm erbauten Gruft inmitten des Friedhofes ihre letzte Ruhestätte fanden, den Friedhof zu einer Sehenswürdigkeit geschaffen.

Im Jahre 1818 wurde unter Stadtpfarrer Gottwald das Begräbniskirchlein, das während der Kriegsjahre als Magazin gedient hatte und stark beschädigt worden war, wieder hergestellt.

Zur Vergrößerung des Friedhofes wurde von der Stadt im Jahre 1832 ein weiteres Ackerstück, das an diesen angrenzende und dem Stellmacher Fellmann gehörte, für 1086 Taler angekauft. Vom 1. August des gleichen Jahres ab wurden auch alle Begräbnisgebühren durch die Kämmereikasse erhoben.

Im Jahre 1837 muß sich der Münsterberger Friedhof einer außerordentlichen Pflege erfreut haben. Berichtet doch ein Reisender in Nr. 60 der schlesischen Chronik in diesem Jahre folgendes:

„Ich kam von Neisse her und ward durch den wahrhaft schönen Friedhof, den ich vor der Stadt (Münsterberg) sah, schon günstig für sie gestimmt. Außer Augsburg und München wüßte ich mich kaum einer Stadt zu erinnern, wo der Friedhof im Vergleich zur Größe und Bevölkerung des Ortes so ansprechend und geordnet wäre, wie der zu Münsterberg. Wie abstoßend sieht es in dieser Beziehung in manchen Ortschaften Oberschlesiens aus, aber wie noch abstoßender fand ich es in dem sonst so reichen Oderbruche. — — Man rühmte mir überhaupt die städtische Verwaltung sehr.“ G.

Im Jahre 1852 mußte eine abermalige Erweiterung unseres Friedhofes (es handelt sich um den hinter der Rösner-Gruft liegenden Teil) vorgenommen werden. Das zu diesem Zwecke angekaufte und mit einer Mauer umgebene Grundstück wurde am 23. September 1852 feierlich eingeweiht.

Zur Ehrung der auf unserem Friedhof ruhenden gefallenen Krieger aus dem Feldzuge von 1866 wurde vom Verein zur Erhaltung der Kriegergräber und -Denkmäler vom Jahre 1866 in Böhmen und Schlesien an der südöstlichen Mauer des Friedhofes, am Ende eines Weges ein Denkmal errichtet. Die feierliche Enthüllung fand am 17. September 1911 statt. Der einfache, schlichte Denkstein trägt folgende Inschrift:

„Dem Andenken
der hier ruhenden
5 Krieger
des Königl. Preußischen
und 2 Krieger
der K. u. K. Oesterreich-
Ungarischen Armee
aus dem Feldzuge
von 1866.“

In den Jahren 1911/12 wurde, einem längst empfundenen Bedürfnis entsprechend, der Bau der Leichenhalle ausgeführt. Entwurf und Ausführung des geschmackvollen und zweckentsprechend eingerichteten Baues lag in den Händen des Maurermeisters Ludwig Wiesner, hier. Die Halle enthält außer 3 Leichenkammern und einem Sezierraum noch ein kleines Zimmer für die Aerzte. Der unter der Halle befindliche Keller dient zur Aufbewahrung von Bänken, Geräten und Werkzeugen.

Um einem Verfall des Friedhofs, wie auch des Stadtparks vorzubeugen, beschlossen die städtischen Körperschaften im Jahre 1919 die Anstellung eines Gartenfachmannes als Friedhofsinspektor.

Im Jahre 1920 wurde eine durchgreifende Instandsetzung aller Friedhofswege vorgenommen. Desgleichen wurde der vor der Leichenhalle gelegene Platz in Gräberquartiere aufgeteilt und gärtnerisch angelegt. Die den Hauptweg einfassenden Blumenrabatten machen mit ihren Taxuspyramiden den Eingang an der Wallstraße recht eindrucksvoll. Auch die Einteilung der Gräberquartiere, in welchen die Kaufgräber als Heckenkojen die Reihenfelder umrahmen, sowie die Umrahmung der Hallen mit Blütensträuchern und Nadelhölzern und ihre Berankung mit selbstklimmendem Wein (Ampelopsis Veitchi) tragen zu einer harmonischen Gestaltung des Gesamtbildes bei. Als eine erfreuliche Tatsache sei festgestellt, daß sich schon im Jahre 1920 eine große Zahl von Gräbern in der erst neu eingerichteten städtischen Grabpflege befanden. Im Mai gleichen Jahres trat auch die neue Friedhofsordnung in Kraft, welche durch zweckentsprechende Bestimmungen dafür sorgen soll, daß der Friedhof nicht durch häßliche Denkmäler und unerwünschte Bepflanzung verunziert werde. Im Jahre 1920 wurde auch die Bepflanzung der Kriegergräberanlage, deren Hintergrund eine 60 m lange Taxushecke bildet, ausgeführt.

Am 14. August des Jahres 1921 fand auf unserem Friedhofe die feierliche Einweihung des Denksteines der Kriegergräber-Anlage statt. Ohne Unterschied der Nationalität ruhen dort 25 Deutsche, 10 Russen und 1 Rumäne nebeneinander. Die 36 einheitlichen Kopftafeln sind aus schlesischem Marmor hergestellt und tragen in schwarzen Schriftzügen die Namen der gefallenen Helden. Der in der Mitte der Anlage stehende Granitblock trägt außer einem in Bronze hergestellten Kreuz folgende Inschrift:

„Weltkrieg
1914—1918.

Sei stark im Schmerz! So groß dahingegeben,
Wird Gottes Segen reich die Opfer weih'n;
Es wird die Saat der teuren Heldenleben
Das Erntefest für Deutschlands Zukunft sein."

Im Herbst 1922 mußte ein kräftiger Rückschnitt der Linden-Allee und ein Entfernen zu dicht stehender Bäume vorgenommen werden, da die infolge zu dichten Standes in die Höhe gegangenen Bäume spitzendürr geworden waren und die bei jedem größeren Sturm herabstürzenden Aeste Beschädigungen an den darunterstehenden Denkmälern anrichteten.

Im Jahre 1923 wurde bereits eine abermalige Friedhofserweiterung zur Notwendigkeit. Zu diesem Zwecke wurde der etwa 56,84 a große, zwischen Friedhof und Stadtgärtnerei gelegene städtische Acker, welcher an das Kreiskrankenhaus verpachtet war, ausersehen. Durch Abtragen eines Teiles der alten Friedhofsmauer und Umfriedung des neuen Friedhofteiles konnte ein einheitliches Bild erzielt werden. Durch Anlage eines Kreuzweges wurde das rechteckige Ackerstück in vier fast gleichgroße Quartiere aufgeteilt. Die Reihengräberquartiere sind von Hecken aus abendländischem Lebensbaum umgeben und von Kaufgräbern umrahmt. Zur Beschattung und Verschönerung des neuen Friedhofteiles kamen 50 großblättrige Linden zur Anpflanzung. Nach einigen Jahren werden sich die jungen Anpflanzungen derart entwickelt haben, daß sich die Neuanlage harmonisch den alten Teilen des Friedhofes angliedert.

„Ehret der Gräber heiligen Frieden,
Schonet, was Liebe und Dankbarkeit beut!"

Beispiel einer Familienstammtafel.

Gustav Mindner.

Veith Mindner, geb. etwa 1550 zu Drosendorf i. Franken, verheiratet am 6. 2. 1583 mit Katharina Beck, Tochter des Stephan Beck zu Tennenlohe i. Franken.

Hans Mindner, geb. etwa 1594 zu Tennenlohe, verheiratet am 3. 5. 1620 mit Margareta Besold zu Neunkirchen.

George Mindner, geb. 17. 1. 1624 zu Tennenlohe, Zirkelschmiedemeister und Bürger in Nürnberg, verheiratet am 6. 2. 1654 mit Salome Leitnerin, Tochter des Pankraz Leitner, Zirkelschmied zu Nürnberg.

---

1. Leonhard, geb. 1654; 2. Elisabeth, geb. 1656; 3. Anna, geb. 1658, 4. Burkhardt, geb. 1660; 5. Susanna, geb. 1662; 6. Ursula, geb. 1665; 7. Maria Magdalena, geb. 1669; 8. **Hanns Mindner,** geb. 28. 1. 1675, Zirkelschmiedemeister und Aeltester der Schmiedezunft in Goldberg i. Schlesien, verheiratet 1) 1702 mit Anna Rosina Schönwälder; 2) am 7. 5. 1721 mit Anna Rosina Winkler.

---

1. Susanna Magdalena; 2. Johann Burkhardt; 3. Johann Gottlob; 4. Karl Siegismund; 5. Samuel Gottlieb; 6. Anna Rosina; 7. Samuel Gottlieb; 8. Daniel Gottlieb; 9. Samuel; 10. Johann Gottlieb; 11. **Gottfried Andreas Mindner,** geb. 28. 6. 1725, Bürger, Hausbesitzer und Zirkelschmiedemeister zu Breslau, verheiratet 1) 14. 10. 1749 mit Susanna Margarete Weygand, 2) 28. 1. 1761 mit Johanna Rosina Weygand verw. Sperling, 3) 30. 1. 1793 mit Johanna Eleonora Pfeiler verw. Hiebenthal; 12. Maria Johanna; 13. Gottlieb Ehrenfried.

---

1. Susanna Rosina, geb. 1752; 2. **Karl Ehrenfried Mindner,** geb. am 28. 8. 1753 zu Breslau, verheiratet 1) mit Johanna Magdalena Maaß am 13. 10. 1778, 2) mit Rosina Barbara Baatz am 7. 8. 1782, Zirkelschmiedemeister, Hausbesitzer, später Rittergutsbesitzer zu Zimpel bei Breslau; 3. Samuel Gottlieb Wilhelm, geb. 1755; 4. Johanna Christiana, geb. 1763.

Mit Rosina Barbara Baatz 8 Kinder, von denen 7 verstarben und zwar im Kindesalter. Es blieb übrig **August Wilhelm Mindner,** geb. am 9. 8. 1788 zu Breslau, Rittergutsbesitzer zu Zimpel bei Breslau. Verheiratet mit Johanna Gebauer aus Liegnitz.

---

1. Johanna Dorothea, geb. 1815; 2. Karl Gottlieb August, geb. 1817; 3. Johanna Auguste Luise, geb. 1819; 4. Adolf Gottlieb Theodor, geb. 1820; 5. Henriette Emilie, geb. 1822; 6. Johanna Elisabeth, geb. 1823; 7. Friedrich Wilhelm Hermann, geb. 1824; 8. Friederike Pauline, geb. 1826; 9. Karl August Emil, geb. 1827; 10. **Gottlieb Heinrich Theodor Mindner,** geb. am 12. 5. 1829, † 1880, Rittergutspächter zu Jedlownik, Kr. Rybnik OS., verheiratet mit Anna Pöhlmann, geb. 1836, † 1901. 11. Amalie Florentine, geb. 1830; 12. Julius Adolf, geb. 30. 8. 1831.

---

10 Kinder, darunter als jüngstes Kind geb. am 30. 12. 1877 **Gustav Adolf Mindner,** Erbscholtiseibesitzer zu Bernsdorf, verheiratet mit Maria Justine von Brunn.

---

1. Anneliese, geb. 1. 7. 1904; 2. Hanna, geb. 14. 12. 1905; 3. Antonie geb. 30. 8. 1911; 4. **Rudolph Heinrich Gustav Adolf Mindner,** geb. 15. 9. 1916.

Der neue Schmuck der „Alten Schule“ zu Münsterberg.

Paul Bretschneider.

Die „Alte Schule“ ist nach jahrzehntelanger Altersgebrechlichkeit wieder zu kraftvoller Gesundheit erstanden, hat ein neues Gewand erhalten, und ein festliches, figurenreiches Oberkleid dazu. Kunstmaler Alfred Gottwald aus Breslau hat den Sgraffitenschmuck geliefert.

> Da steht dein Haus, reich, wie ein Edelsitz;
> Von schönem Stammholz ist es neu gezimmert
> Und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt;
> Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell;
> Mit bunten Wappenschildern ist's bemalt
> Und weisen Sprüchen, die der Wandersmann
> Verweilend liest und ihren Sinn bewundert. (Schiller, Wilhelm Tell.)

Meine Aufgabe soll es nun sein, den Münsterbergern den Sinn der neuen Schildereien in großen Zügen zu erschließen.

Zunächst ein Wort über die Technik. Sgraffito, zu deutsch Kratzmalerei, entsteht dadurch, daß auf eine nahezu trockene Putzschicht eine dünne zweite von abweichender Färbung aufgetragen wird, aus der, während sie noch naß ist, die gewünschten Darstellungen so tief herausgehoben werden, daß die Unterschicht wieder zu Tage tritt. In der Wirkung dem modernen, flächigen Holzschnitt verwandt, hat das Verfahren den Vorzug größter Dauerhaftigkeit, ja es ist für unser Klima wohl überhaupt, neben dem teuren Mosaik, die einzige langlebige Dekorationsmöglichkeit für Außenflächen. Voraussetzung ist allerdings beste Beschaffenheit und sorgfältigster Antrag der Putzflächen. Einstmals, namentlich in der Renaissance, war Sgraffito auch in Schlesien viel geübt. Das bekannteste und reichste Beispiel bietet das Haus zum „Wachtelkorb“ in Liegnitz. Von Beispielen, die unserer Gegend näher liegen, nenne ich das Sgraffito mit dem Wappen des Bischofs Andreas von Jerin (1585—96) an der Burg zu Ottmachau, und die einfachen Ornamentsgraffiten an der Burg zu Nimptsch und am Schloß Grafenort. Die Sgraffitoreste von 1565, die sich an der Alten Schule vorfanden, waren ebenfalls nur einfache Ornamente. Aus der Zeit der Erneuerung des Münsterberger Münsters stammt der einfache Ornamentfries an diesem, und wohl nach Zeichnungen Professor Joseph Langers wurden die beiden Sgraffitowappen Schlesien und Münsterberg am Patschkauer Torturm hergestellt.

Wenden wir uns nun zunächst dem nördlichen Giebel der Alten Schule zu. Von den zwischen seinen Pilastern erscheinenden hochrechteckigen Feldern wurden die beiden obersten und die vier darunterliegenden mit je einer Figur geschmückt, und zwar, wie sich das bei diesem dem Münster zugewandten Giebel nahelegte, mit Heiligendarstellungen. Den ersten Platz hat „Sankt Jörg, der edle Ritter“, von Anfang an Patron der Pfarrkirche und Stadt Münsterberg. Neben ihm, das Jesuskind auf dem Arm, Maria, einmal als die — leider in den Stürmen der Reformation vergessene — Mitpatronin der Pfarrkirche (die z. B. im Jahre 1464 als ecclesia B. Maria V. et St. Georgii M. erwähnt wird), sodann zur Erinnerung an das heute spurlos verschwundene große Münsterberger Minoritenkloster Beatae Mariae Virginis.

Die darunter stehenden St. Petrus und Paulus sind die Patrone der ehemaligen Münsterberger Kreuzherren-Kommende, und werden umgeben von St. Hedwig, als der Landespatronin Schlesiens, und St. Johann dem Täufer, als dem Breslauer Bistumspatron.



Nordgiebel der Chorschule.

Die Ostseite des Gebäudes, an der sich Reste einer Sonnenuhr fanden, ist wieder mit einer solchen verziert worden. Der Künstler, der im übrigen der Stadt Münsterberg mit dieser Darstellung ein freiwilliges Geschenk gemacht hat, läßt über der Sternenwelt den Weltrichter auf einem Regenbogen thronen, in den Händen das Alpha und Omega als Gottheitssymbol nach der Offenbarung Johannis.

Sind so der Nordgiebel und die Ostwand ganz religiös eingestellt, so berücksichtigt der Südgiebel die Hauptmomente des weltlichen Geschehens der Stadt Münsterberg. Von den zu Gebote stehenden Flächen wurden die Mittelflächen, drei übereinanderstehende Rechtecke, und die darüber befindliche Spitze, ferner die sechs Nischen, welche die drei Rechtecke einrahmen, ferner die beiden untersten Außennischen und die ihnen benachbarten Rechtecke dekoriert, so daß die ganze Schmuckzone etwa diese ⊥ Gestalt hat.



Südgiebel der Chorschule.

Pest, Hungersnot und Krieg sind der Inhalt der Hauptdarstellungen. Die Pest von 1633, die nicht nur in Münsterberg, sondern auch in ganz Schlesien beispiellos verheerend auftrat, ist in Hartmanns Geschichte der Stadt Münsterberg S. 172 f in ihren Münsterberger Auswirkungen ausführlich geschildert worden. Der Künstler stellt die grausige Seuche als eine Sonne mit darin sichtbarem gekrönten Totenkopf dar, die ihre Giftstrahlen als schlängelnde, tückische Pfeile auf eine Gruppe Befallener schleudert.

Das beispiellose Elend der Folgezeit, das die Münsterberger im Jahre 1649 zum Verkauf ihrer großen Glocke an den Grafen Oppersdorf zwang (Htm. 179—182), gibt den Vorwurf zum zweiten Hauptbilde: Hungersnot.

Ueber der großen Glocke erscheint Graf Oppersdorf als Uebernehmender, und der Bürgermeister und Ortspastor als Uebergebende.

Für das Thema Krieg wurde ein Bild aus den Hussitenkämpfen von 1429 gewählt. Einige Vertreter der wilden Hussitenhorden stürmen vor. Einer von ihnen führt die Fahne mit dem Kelch, das Wahrzeichen der Hussiten. Einer bedient eine kleine Kanone. Man erinnere sich daran, daß in dieser Zeit Feuerwaffen zuerst zu breiterer Verwendung kamen. Die andern führen die alte Bauernwaffe der Hellebarde.

Ueber diesem dritten Bilde erscheint in der Giebelspitze St. Michael, der Patron der Deutschen, in den Händen die Schilde des Fürstentums und der Stadt Münsterberg, um anzudeuten, daß die Stadt und das Land Münsterberg von den Anfängen ihrer kulturellen Erschließung an bis auf den heutigen Tag treu deutsch war und fühlte, auch in den Zeiten der Abhängigkeit von Böhmen. Die Jahreszahl 1565 ist auf den Wunsch weiterer Kreise in Münsterberg aus dem alten Sgraffitoschmuck des Hauses zum Andenken herübergenommen worden.

Die sechs Nischen rechts und links von den drei Hauptbildern stellen berühmte Münsterberger Persönlichkeiten dar. Oben erscheint Herzog Bolko II. (1321—1341) und seine Gemahlin Jutta, wie sie von ihren Grabfiguren in Heinrichau bekannt sind. Bolko, der Begründer der Münsterberger Herzogslinie, in seinem Leben und Münsterberger Wirken von Htm. 23—33 ausführlich geschildert, ist eine echt mittelalterliche Fürstenerscheinung, mit allen hellen Lichtern und scharfen Schatten der Großen seiner Zeit ausgestattet.

Das zweite Nischenpaar nehmen die Figuren Herzog Karls I. und seiner Gemahlin Anna ein, dargestellt nach ihrem gemeinsamen Hochgrab in Frankenstein. Ueber ihre Bedeutung für Münsterberg sollte man ebenfalls Htm. nachlesen. Karl war ohne Zweifel der bedeutendste schlesische Fürst seiner Zeit überhaupt.

Das unterste Nischenpaar vereint Johannes Otto von Münsterberg, den Gründer und ersten Rektor der Universität Leipzig, Münsterbergs berühmtesten Sohn schlechthin (vgl. Htm. 75 ff), und den Bürgermeister Albertus Helbigius, Münsterbergs großen Wohltäter in bedrängter Zeit (Ausführliches bei Htm. 227).

Auf die Felder außerhalb dieser untersten Nischen ist das aus der Allerheiligenlitanei und dem Fronleichnams-Prozessionsritus bekannte Gebet verteilt: A peste, fame et bello libera nos Domine. Vor Pest, Hungersnot und Krieg bewahre uns, o Herr! Dieses Gebet hat hier seine mehrfache Berechtigung. Einmal faßt es zusammen, was sich bei der Betrachtung der vergangenen Drangsale Münsterbergs auf den Hauptbildern als Herzenswunsch für die Heimat zwanglos ergibt. Sodann sollte es gerade für das jetzt lebende Geschlecht das nächstliegende Bittgebet sein! Hat je ein Geschlecht einen so greuelvollen Krieg erlebt wie wir! Haben wir nicht auch jahrelang unter Hunger und Not gelitten! Haben wir nicht die Seuche der bei ihrem ersten Auftreten millionenmordenden Grippe erlebt! Libera nos Domine!

Das Wappenpaar in den äußeren unteren Nischen stellt dann noch einmal, wie dies auch unsere Altvorderen liebten, im Sinne einer heraldisch formulierten Datierung, den Anfangs- und bisherigen Endpunkt der Geschichte Münsterbergs zusammen, indem es die Insignien der alten Erbvögte von Münsterberg (Andreaskreuz mit Rosen) und des derzeitigen Bürgermeisters gegenüberstellt. Auch diese beiden Nischenfüllungen stellen ein Geschenk des für seine Aufgabe begeisterten Künstlers dar.

So ist die Alte Schule eine rechte Chronica pauperum geworden, wenn ich diesen Ausdruck bilden darf. Man nannte im Mittelalter Biblia pauperum ausführliche Bilderfolgen über die Heilstatsachen des Alten und Neuen Testaments. Sie sollten an Kirchenwänden und in Büchern denen predigen, die nicht lesen konnten. Nun, solche Leute gibt es zwar heute nicht mehr; aber groß genug ist noch die Zahl derer, denen der edle Genuß, das „eigene Ergötzen, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen", immer noch nicht aufgegangen ist, und die von Hartmanns gutem Buche kaum den Titel kennen. Vor diese stellt sich nun die Alte Schule gemütlich hin und erzählt ihnen, ob sie es hören wollen oder nicht, vom Kreuz und Leid, vom Stolz und der Frömmigkeit, vom Gott- und Selbstvertrauen derer, die meist unter dem benachbarten Rasen des Kirchplatzes ausruhen, und denen die Nachwelt so viel von den Grundlagen ihres Seins verdankt.

Malerische Zeugen eines vergangenen Münsterbergs.

Artur H. Knoblich.

Städte erkennt man an ihren Silhouetten. Diese zu betrachten, ist von hohem Reiz. Manche sind leer und nichtssagend, manche charakteristisch; manche auseinandergezogen und aufgelöst, manche von gedrängter Fülle. Münsterberg darf sich einer bedeutenden Silhouette rühmen. Beherrscht wird sie vom Georgsmünster. Ueber alle Gebäude hinweg ragt es weit hinaus, von wuchtiger Wirkung durch seinen schweren Turm und das fast gleich hohe Dach des Chors. Um das Münster her drängen sich die andern: Das Rathaus und die evangelische Kirche. Abseits liegen kleinere: Der Turm des merkwürdigen Patschkauer Tores mit seinem neuen böhmischen Löwen, die Johanneskirche und das Kloster der Elisabethinerinnen. Schade, daß der Turm des letzteren so weit ab und tief liegt, er würde sonst sehr wesentlich mitzureden haben. So hat man von manchen Stellen her geradezu den Eindruck pyramidalen Aufbaues, wobei die Industrieanlagen trotz ihrer Größe zurückhaltend flankieren. Wer sich aber die Mühe macht, auf den umliegenden Höhenzügen die Stadt zu umwandern, dem bietet sich ein Spiel von sehr seltenem Reiz: Die Erhebungen des mächtigen Mittelstücks wandern mit und schieben sich durcheinander, hier verschwindet ein Turm, dort wird ein anderer dem Blick wieder freigegeben, da sticht eine Zacke des Münsters in die Luft. Der Wanderer mag sich auch darüber freuen, wie alle diese Zacken und Spitzen von Süden und Osten gesehen gegen den Himmel sich abzeichnen, von Westen her aber gleichsam auf den dunklen Grund des aufsteigenden Stadtparks gemalt sind. Verbindet sich mit diesem vielfachen Wechsel an einem glücklichen Tage der Reiz der Beleuchtung, dann mag der Münsterberger stolz sein auf das Bild seiner Stadt. Und noch etwas: In diesen Türmen ist der Geist der Geschichte bewahrt. Das Münster mit seinen aufragenden Spitzen und der Nadel seines Dachreiters führt den Blick aufwärts zum Himmel, aufwärts im Sinne der Gotik. Die bewegten Linien des Ratsturmes und der Kreuzkirche zeigen die Siegesfreude des Barocks, in Schlesien besonders begründet in der endgültigen Niederwerfung des seit Jahrhunderten drohenden Türken. Die flache Halbkugel der evangelischen Kirche deutet auf das ruhige Gleichmaß des Klassizismus. So ist in den Formen Bewegung und Leben. —

Aber wer Städte verstehen will, sucht auch das Bedeutende des Inneren auf. Es trifft sich gut, daß das gerade vom Bahnhofe aus bequem zu finden ist. Man mag bedauern, daß vor dem Stationsgebäude selbst zunächst nichts das Auge fesselt, und manches harte Urteil ist allein aus diesem Grunde von dem Fremden, der vom Zuge kommt, über die Stadt gefällt worden. Wer aber bis an die Ohlebrücke, die Komturbrücke, der Bahnhofstraße gekommen ist, hat ein höchst erfreuliches Bild vor sich. Vom Kloster der Elisabethinerinnen, dem alten Kreuzherrenstift, an steigt die Straße allmählich zum Ringe auf.



Münsterberg.

Langsam gleitet das Auge mit. Aber wo, wie es sonst gewöhnlich in unseren schlesischen Städten geschieht, die niedrigen Baudenhäuser den Blick abzuriegeln drohen, da wird er hier emporgerissen; denn darüber türmt sich mächtig und groß in wirkungsvoller Schrägstellung das Münster auf. Wer aber ein paar Minuten später am Eingange der Neisser Straße unmittelbar vor dem gewaltigen Bau selbst steht, der sieht zu seinem Staunen, daß sein Auge im engen Durchblick der Straße noch einmal weiter und höher gezogen wird über den Dachreiter der Kirchhofskapelle hinweg zu den Höhen des Stadtparks mit dem „Wasserschloß". Als in außergewöhnlich glücklichem Griff 1904 das neue Kreishaus an den Eingang der Anlagen gesetzt wurde, da begann hier in gesunder Höhe das neue Münsterberg sich zu entwickeln, während man in den 90er Jahren noch an der Wallstraße haften geblieben war. Ist das Kloster der Elisabethinerinnen die stärkste Betonung des tiefliegenden, im Tale der Ohle sich dahinbreitenden und unter Obstbäumen schier vergrabenen Bürgerbezirks, so ist das Kreishaus auf der Höhe der entsprechende Gegenpol dazu für den reizvollen neuen Stadtteil. Beide sind aber nicht nur in dieser Hinsicht

die aufeinander weisenden Pole der Stadt, sondern auch in ihrer baulichen Gestaltung. Beide fügen sich der Landschaft in Form und Aufbau vorzüglich ein; wie das neue Klostergebäude sich dem Laufe der Ohle anschmiegt, so ist das Kreishaus dem Gelände des Stadtparks trefflich angepaßt. Aber noch mehr: Obwohl das Kreishaus ein moderner Zweckbau ist und die verschiedenen Zweckbestimmungen in seiner Gestalt klar zum Ausdruck bringt, schwingt doch in ihm der baugeschichtliche Geist unserer ganzen Landschaft überall mit, im Umriß und in der Fassadengestaltung ebenso wie in den Kreuzgewölben des Flurs. Wer also diesen bedeutungsvollen Weg vom Bahnhofe bis zum Wasserschlosse zurücklegt, der sieht: Zweimal ist Münsterberg aus dem Tale der Ohle emporgestiegen, das erste Mal in der Mitte des 13. Jahrhunderts, als man im frischen Schwunge die alte Stadt auf die Höhe des Ringes setzte, und das zweite Mal, als man um die Wende des 19. Jahrhunderts die Stätte des alten Galgens und die öden Sandberge als Park- und Baugelände entdeckte. Ist es Zufall, daß diese Erdehnung der Stadt zur Höhe in ihren Stufen zusammenfällt mit den Zeiten mächtigsten Aufstieges unseres Volkes oder ist hier, bewußt oder unbewußt, Geschichte sichtbar gestaltet worden? —

Wer von der sogen. „Kommende" der Stadt sich nähert, erblickt zu seiner rechten Hand den stattlichen Patschkauer Torturm. Sein Baujahr dürfte nach einer aufgefundenen Jahreszahl an einem Balken das Jahr 1491 sein. Die rundbogig geschlossene Durchfahrt ist mit einem im Grundriß quadratischen Obergeschoß überbaut, das sich durch schlichte Abkantung der Ecken zu einer ungleichmäßigen Plattform umsetzt, die von einer Zinnenmauer umzogen wird. Auf der Plattform erhebt sich eine sehr steile, aus Formziegeln erbaute Kegelspitze, wie sie der Glockenturm des St. Georgsmünsters und die Kirchtürme von Großnossen und Hertwigswalde aufweisen. Zwischen den einfachen Ankern wurde auf der Außenseite das Münsterberger Wappen angebracht. Dieser Torturm ist leider der letzte der einst zahlreichen Wachttürme, die die ebenfalls nur noch teilweise erhaltene Stadtmauer bekrönten.


Patschkauer Torturm in Münsterberg.

Auch von den Giebelhäusern sind nur noch wenige erhalten geblieben. Die schönsten finden wir, wie auch in anderen Städten auf dem Ringe.

Als erstes muß das Haus Nr. 42, jetzt im Besitz des Kaufmanns Max Myslowitzer, dem Kunstfreunde ins Auge fallen. Ein Renaissancebau mit reichen Einzelformen. Auf den fein gegliederten Gesimsen stehen cannelierte Säulen mit frei gezeichneten Kapitälen. Leider ist der schöne Gleichklang dieses Giebels etwas durch die vergrößerten Fenster im ersten Stockwerk gestört worden, indes zeigt er mit dem wuchtig dahinter aufsteigenden Münster eine der malerischsten Partien der Stadt.

Auf der gleichen Ringseite finden wir in dem Hause Nr. 35, jetziges Grundstück des Fleischermeisters Franz Bläschke, ein Denkmal der gleichen, allerdings späteren Renaissance. Das bemerkenswerte Portal ist mit Rundbögen geschlossen. Das dreiteilige Gebälk wird mit Voluten und einem kleinen Aufbau gekrönt, auf dessen Mittelfläche der Genius der Zeit mit Stundenglas und Totenkopf dargestellt ist. Die Beischrift lautet: MORS OMNIA AEQUAT MDCXVI CRISTOF GEBHARD. (Der Tod macht alles gleich. 1616.) Diese Inschrift, zwei Jahre vor dem 30jährigen Kriege, erscheint wie eine düstere Vorahnung der furchtbaren Geschehnisse.



Rathausgäßchen in Münsterberg.

Nur wenige Schritte weiter erblickt man das heute noch schloßartige Gebäude des Hotels „Zum Rautenkranz", mit einem prächtigen Portal. Dieses im Innern mit schönen Gewölben ausgestattete Haus wurde im Jahre 1656 das Absteigequartier der Heinrichauer Aebte. Daher wurde 1702 das Wappen des Klosters mit den Buchstaben T. A. H. et Z. über dem Eingang angebracht. Die Buchstaben bedeuten: Tobias Abt von Heinrichau und Zirz. Das beste Gewölbe enthält das zur rechten Seite gelegene Gastzimmer. Es ist ein Sterngewölbe ohne Mittelstütze, gebildet von länglichen Kreuzgewölben. Die Mitte ziert eine größere, als Stern modellierte Stuckrosette. Die vier Kreuzungspunkte der kräftig hervortretenden Rippen enden mit geflügelten Engelsköpfen. Die Widerlagepfeiler sind in den Raum hineingezogen und mit einfachen Kapitälen versehen. In neuerer Zeit ist der historische Raum durch eine feinfühlige Malerhand wieder künstlerisch herausgearbeitet und sehr stimmungsvoll gemacht worden.

Auf der gleichen Ringseite ist neben zwei Giebelhäusern vor allem das stattliche Haus des Kaufmanns Robert Stoll zu nennen, das 1911 sachgemäß erneuert wurde. Es muß schon vorher ein achtunggebietendes Bürgerhaus gewesen sein, denn es beherbergte besonders in den Kriegszeiten im Anfang des vorigen Jahrhunderts vielfach hohe Persönlichkeiten.

An der Ecke der Bahnhofstraße fällt uns der hübsche Barockgiebel der jetzigen Helenen-Apotheke auf mit der Jahreszahl 1749, der dank des Einspruches des Provinzialkonservators bei der Umgestaltung des Hauses erhalten blieb.

Einige Häuser weiter schwingt in ruhigen und wohlabgewogenen Linien der malerische Giebel des Hauses Nr. 13, Grundstück des Bäckermeisters Heinrich Winkelmann. Er trägt die Jahreszahl 1791 und erinnert in seiner schönen Architektur an die evangelische Kirche, die in den gleichen Jahren entstand. An dem Giebel sehen wir einen Bienenkorb, von Bienen umschwärmt, das Handwerkszeichen des Pfefferküchlers. Man darf diesen Giebel ruhig als einen der besten von Münsterberg bezeichnen.



Haus am Ring

Alte gediegene Häuser sind noch die Häuser Nr. 7 (Zigarrenhaus Blaschke) aus dem ausklingenden Barock und das gegenüber liegende Haus Nr. 45. Aus der Biedermeierzeit sind einzelne Häusergruppen auf der gleichen Ringseite, auf der Neisser-, Pusillus- und Patschkauerstraße erhalten geblieben. Sie kennzeichnen in ihrer Einfachheit den Geist dieser besonnenen und ruhigen Zeit.

Ein echt kleinstädtischer Spitzwegwinkel ist die niedliche Häusergruppe gegenüber dem Eingang des mächtigen Münsters. Der von Efeu umsponnene grausteinerne Winkel wird von der künstlerisch wieder hergestellten alten Schule mit den sgraffitogeschmückten Renaissancegiebeln wirkungsvoll abgeschlossen. (Siehe Bretschneider: Der neue Schmuck der „Alten Schule".)

In der Burgstraße, verdeckt durch den unschönen Kasernenbau des Amtsgerichtes, liegt fast vergessen die ehemalige Schloßkapelle, eigentlich Corpus Christi-Kapelle, die im Jahre 1738 zur Sühne eines von einem Soldaten begangenen Hostienfrevels erbaut wurde.

Von gleich schlichter Schönheit ist die auf der Höhe des Pusillusberges weithin sichtbar gelegene Notburga-Kapelle aus dem Jahre 1783.

Damit sind wir mit unserem Rundgang durch die Stadt am Ende. Das stattliche Rathaus, das prachtvolle Münster, die schöne evangelische Kirche und die Klosterkirche sind an anderer Stelle schon gepriesen worden. Bekennen müssen wir, daß von der einstigen, romantischen Schönheit der alten Herzogsstadt noch Reste geblieben sind. Die letzten Jahrzehnte haben ganze Zerstörungsarbeit geleistet. Möchte es den heute Lebenden Pflicht sein, diese wenigen Reste einer großen und geschichtlichen Vergangenheit zu erhalten und den Kommenden als Vermächtnis zu vererben.

Das Rathaus zu Münsterberg.

Artur H. Knoblich.

Wie alle öffentlichen Gebäude, so hat auch das Rathaus in Münsterberg seine Jahrhunderte alte Geschichte. Nach der Hartmann'schen Chronik wurde

es auf den Grundmauern eines schon vorhanden gewesenen Baues, durch den Herzog Johann im Jahre 1561 erbaut. Der Unterbau des Turmes rührt ebenfalls von dem ursprünglichen Bau her, der schon in einer Urkunde vom Jahre 1335 erwähnt wird. Nach einem Oelbilde aus dem Jahre 1677 zeigte das damalige Rathaus neben dem Turm zwei schöne, schlanke Giebel, gekrönt von zwei Wetterfahnen.

Auf einem der beiden hohen Dächer erhob sich ein Dachreiter mit der sogenannten Bierglocke. An der Ostseite des Gebäudes befand sich schon damals eine von zwei Seiten zugängliche Freitreppe mit einer Plattform. Bei Schützenfestlichkeiten wurden auf dieser Plattform die Pauken der Schützengilde aufgestellt, die jeden ankommenden Würdenträger der Gilde mit einem Musiktusch begrüßten. Die Kellerräume dieses Rathauses wurden ebenfalls schon zu Restaurationszwecken verwendet. Allerdings befand sich der Eingang zu dem Rathauskeller in dem engen, schattigen Turmgäßchen. In dem Rathause war noch die Staupsäule und ein hübsch gegliedertes, steinernes Spitzbogen-Portal mit der Inschrift: „Die Eintracht der Bürger ist die Zierde der Stadt".

Während der folgenden Jahrhunderte mußte das Rathaus mehrere Umwandlungen und Umbauten erfahren, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll. Der wesentlichste Umbau geschah im Jahre 1830, als die schönen Spitzgiebel wegen Einsturzgefahr abgetragen wurden. In dieser an sich armen Zeit erhielt das Rathaus ein ebenso armseliges Gepräge. Erst im Jahre 1888 schritt man zu einer vollständigen Erneuerung des Gebäudes. Mit anerkennenswerter Opferwilligkeit gingen die damaligen städtischen Körperschaften an die Lösung dieser wichtigen Aufgabe heran. Von den 19 Entwürfen, die durch ein Preisausschreiben einliefen, wurde der Entwurf der Regierungsbaumeister Mühlke und Poetsch aus Berlin, letzterer geboren in Hertwigswalde, angenommen und zur Ausführung Herrn Maurermeister Wiesner übertragen. Der Bau wurde mit einem Kostenaufwand von 86 900 Mark bestritten, jedoch belaufen sich die Gesamtbaukosten nach einem städtischen Verwaltungsbericht vom Jahre 1891 auf 127 417 Mark.

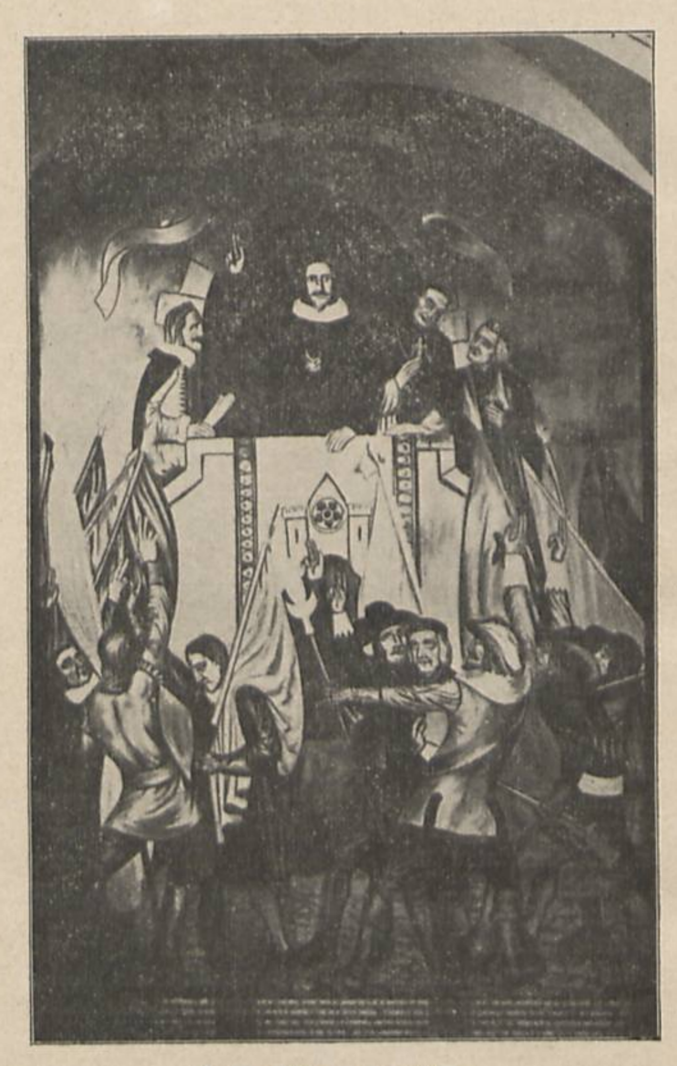
Der Rathausturm behielt seine schöne ursprüngliche Form, nur wurde das sogenannte Turmstübel erhöht und der Turmhelm neu bedacht. Nach den Urkunden, die im Turmknopf verwahrt wurden, zählt Münsterberg in diesem Jahre 6084 Einwohner. Die Stadt besitzt ferner 82,59 ha Grundbesitz und ein Vermögen von 365 405 Mark, an Schulden 38 955 Mark.

Die Wetterfahne über dem Turmknopf zeigt die Jahreszahl 1720. An der Südseite des Turmes wurde unter der Glockenuhr eine farbige Sonnenuhr angebracht, mit der Inschrift: „Horas non numero nisi serenas". (Ich zähle nur die heiteren Stunden.)

Das Rathaus ist in seiner heutigen Form ein künstlerisches Wahrzeichen der Stadt. Es versinnbildet in seiner Gesamtheit, sowie in den reichen künstlerischen Einzelformen die machtvoll emporgeblühte neue Zeit. Durch die Erhaltung des ehrwürdigen alten Turmes, der für den Stil des neuen Baues richtunggebend war, wurde gleichzeitig die Brücke zur Vergangenheit geschlagen, ohne die die neue Zeit nicht denkbar wäre.

Im Jahre 1927 erhielt das Innere des Rathauses eine bemerkenswerte, nicht alltägliche Ausmalung durch den schlesischen Maler Alfred Gottwald. In farbigen, allerdings teilweise sehr kräftigen und herben Bildern wurden

die Geschichte der Stadt, sowie Typen einzelner Stände der Vergangenheit dargestellt. Pfarrer Bretschneider, Neualtmannsdorf, hat in einem besonderen Führer Sinn und Deutung der kunstvollen Gemälde und Glasbilder dargelegt.



Wandbild im Rathaus.

Das erste Wandbild erzählt die Gründung der Stadt Münsterberg durch Herzog Heinrich III. von Schlesien, das zweite Bild die Erbauung des Münsters, das dritte den Tod des Herzogs Johann von Münsterberg bei Alt-Wilmsdorf am 27. Dezember 1428. Dieses Bild ist die späte Ehrung, die die Stadt Münsterberg ihrem letzten Herzog für seine bedeutungsvolle Tat gebracht hat. Das vierte Wandbild, an der Stirnwand des Treppenhauses, zeigt die wuchtige

Gestalt des Bürgermeisters Hellwig, des größten Wohltäters der Stadt Münsterberg, der zum dritten Male auf der Freitreppe des alten Rathauses das damalige schwere Amt des Bürgermeisters aus den Händen des kaiserlichen Kommissars Grafen Otto von Nostiz empfängt. Die Innungen der Stadt und die Schützen-Bruderschaft mit ihren Fahnen geben diesem Bilde eine besondere Wucht und Kraft. Die Deckengewölbe sind mit heraldischem Schmuck ausgefüllt. Wir sehen die Wappen von Münsterberg und den umliegenden Städten, die Wappen der alten Herzöge, Fürstentümer und Bistumsländer. Neben diesen Wappen sind noch die Handwerkszeichen aller Münsterberger Handwerker festgehalten.

Voll farbigen Lebens sind die von dem gleichen Künstler geschaffenen Glasfenster, die die Vertreter einzelner Stände verewigen. Das erste Fenster zeigt einen Minoriten, nach dem alten Minoritenkloster, das im 13. Jahrhundert neben dem St. Georgsmünster der mächtigste Bau der damaligen Stadt war.

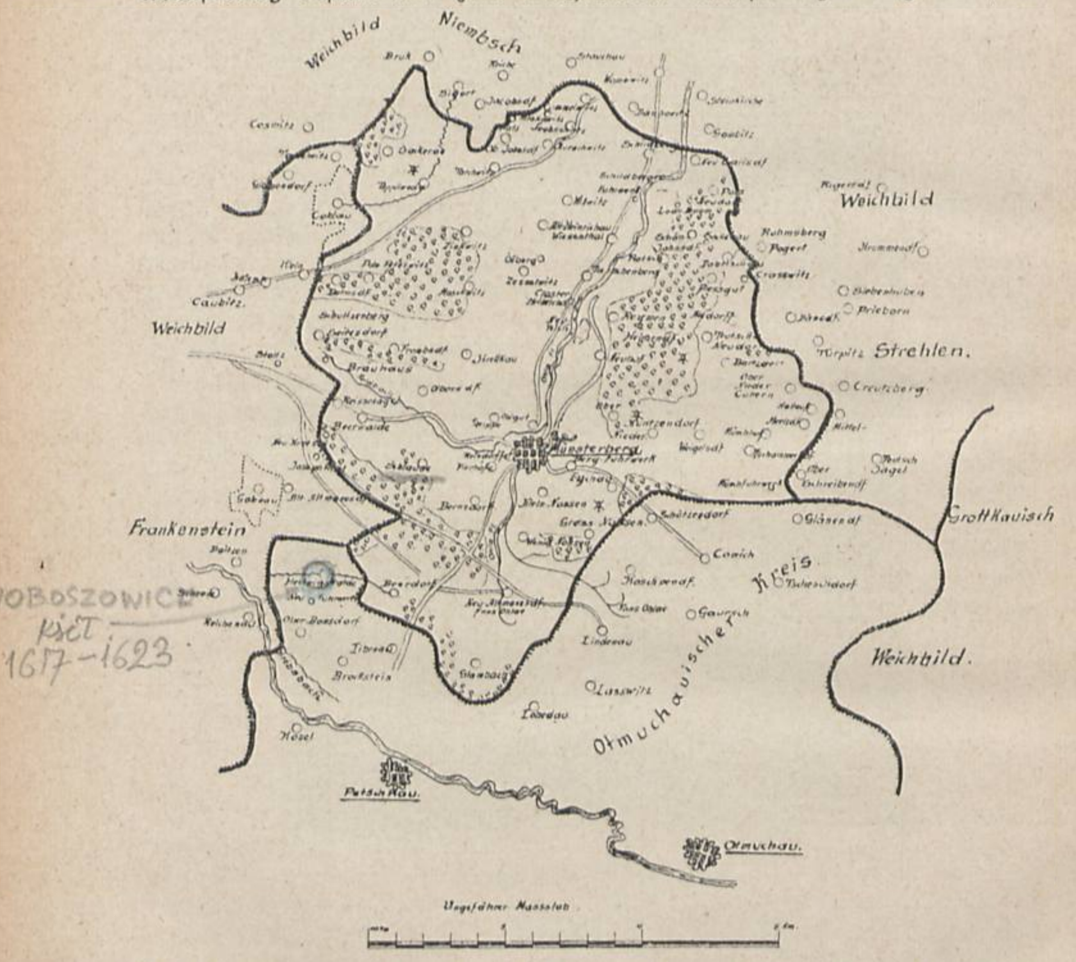
Im zweiten Fenster erblicken wir einen Heinrichauer Zisterzienser, im dritten einen Kreuzherrn, im vierten einen Gelehrten, im fünften einen Handelsherrn. Das sechste zeigt einen Goldschmied, die weiteren Fenster einen Töpfer, einen Hopfenbauer und eine Marktfrau. Ein Treppenhausfenster ist den Inhabern öffentlicher Aemter gewidmet. Wir sehen einen Ratsherrn, einen Erbvogt, einen Richter, einen Münzer, einen Stadtverteidiger und einen Nachtwächter. In dem unteren Geschoß des Rathauses kommt auch der Humor zu seinem Recht. Besonders in dem Bild „Herzog Bolko und die Milchweiber", und in dem Bilde der „Posthalterin von Münsterberg" mit dem „Schaf-Elsner". Durch diese bedeutsame Ausschmückung und Ausmalung ist das Rathaus von Münsterberg eigentlich erst vollendet und sein Inneres mit dem Aeußeren des Baues zur vollen Harmonie gebracht worden. Die schwere und herbe Kraft der Bilder mit ihren mittelalterlichen, harten und wuchtigen Menschen spricht nicht zu jedem Herzen. Jedoch können wir mit den Worten des Bretschneider'schen Führers schließen: „Tief empfundene Heimatliebe hat ein großes Werk in aller Stille geschaffen. Von seiner gemütreichen Wärme strömt Heimatliebe und Heimatstolz über in das Herz jedes unvoreingenommenen Beschauers; und aus solchem Stolz auf die engere Heimat erblüht noch immer die treueste und echteste Liebe zum großen Volk und Vaterland".

Zur Verwaltungsgeschichte des Kreises Münsterberg.

Fritz Finke.

I. Allgemeines.

Die Einteilung Schlesiens in Kreise nach seiner Besitznahme durch Friedrich den Großen (Kabinettsordre vom 25. November 1741) lehnte sich eng an die österreichische Einteilung der Fürstentümer in Weichbilder an, deren Ursprung sehr alt ist und bis in das 14. Jahrhundert zurückreicht. Das Fürstentum Münsterberg bestand aus zwei Weichbildern: Münsterberg und Frankenstein.



Ursprünglich hatte unser Heimatkreis eine andere Gestalt. (Karte des Fürstentums Münsterberg, berichtigt von dem Königl. Militärbefehlshaber und Architekten M. von Schuburth 1736.) Der südliche Teil, umfassend die Gemeinden Hertwigswalde, Oberpomsdorf, Brucksteine, Neuhaus, Gollendorf, Niederpomsdorf und

Herbsdorf, gehörte zu dem Kreise Grottkau (Edikten-Sammlung 1742, S. 265) und wurde erst in den Jahren 1820—22 unserem Heimatkreise zugeteilt. Nach der Kreiseinteilung im Jahre 1741 gehörten ihm 60 Ortschaften [1]) an.

Die Bevölkerungszahl des Kreises ist im Laufe der letzten Jahrhunderte nur gering gestiegen. Im Jahre 1784 wurden gezählt: in der Stadt 1711, auf dem Lande 14 570 Einwohner. Seitdem hat sich die Zahl der Kreisbevölkerung, wie aus den nachstehenden Ergebnissen der Volkszählungen seit 1820 ersichtlich, nur etwas mehr als verdoppelt:

Zähljahr	Stadt Münsterberg	Landgemeinden und Gutsbezirke	Kreis Münsterberg zusammen
1820	2681	21 310	23 991
1821	2797	21 921	24 718
1822	2856	22 160	25 016
1825	3074	22 864	25 938
1828	3324	23 160	26 484
1831	3480	23 950	27 430
1834	3636	24 425	28 061
1837	3776	25 177	28 953
1840	3946	26 486	30 432
1843	4331	27 271	31 602
1846	4457	28 021	32 478
1849	4763	28 546	33 309
1852	5102	29 101	34 203
1855	4995	28 511	33 506
1858	4885	28 524	33 409
1861	5010	29 125	34 135
1864	5168	29 251	34 419
1867	5245	27 943	33 188
1871	5491	27 943	33 434
1875	5591	27 172	32 763
1880	5980	27 464	33 444
1885	6136	27 018	33 154
1890	6182	26 176	32 358
1895	6360	25 813	32 173
1900	8160	23 694	31 854 [2])
1906	8475	25 871	32 346
1910	8632	23 404	32 036
1916	7538	20 582	28 120 [3])
1917	7725	22 075	29 798 [3])
1919	8152	23 705	31 857
1925	8427	23 895	32 322

[1]) In dem Reglement über Errichtung der Feuersozietäten auf dem platten Lande in dem Herzogtum Schlesien und der Grafschaft Glatz wurde der Kreis Münsterberg in drei Sozietäten geteilt. In dem diesem Reglement beigegebenen Ortschaftsverzeichnis des Kreises ist als ihm zugehörig auch die Gemeinde Altaltmannsdorf genannt, die später dem Kreise Frankenstein zugeteilt wurde.

[2]) Die Verschiebung in der Zahl der Bevölkerung zwischen Stadt und Land ist auf die Eingemeindung der Landgemeinden Kommende, Ohlgut und Bürgerbezirk in die Stadt zurückzuführen.

[3]) Rückgang durch Einziehung der Wehrfähigen zum Heeresdienst.

Der wirtschaftliche Charakter des Kreises ist ein überwiegend agrarischer. Von dem industriellen Aufschwung seit 1871 wurde unser Heimatkreis nur wenig berührt. Große industrielle Werke, die Deutschen Ton- und Steinzeugwerke, die Präserven- und Konservenfabrik von Seidel & Co. und die Zuckerfabrik, befinden sich nur in der Stadt. Die Landwirtschaft ist im Kreise vorherrschend gewesen und geblieben.[1]) Von der Gesamtfläche des Kreises 34 357 ha werden 32 542,5 ha land- und forstwirtschaftlich genutzt, die sich auf 3450 Betriebe verteilen. In ihnen sind 13 274 Personen beschäftigt, das sind $^{2}/_{3}$ der berufstätigen Bevölkerung des Kreises.

Nach der letzten Viehzählung wurden im Kreise gezählt[2]): Pferde 3897, Rindvieh 21 280, Schafe 2038, Schweine 21 650, Ziegen 2035, Federvieh 79 001, Bienenstöcke 1843.

Gegenüber der Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe tritt die Zahl der gewerblichen Betriebe, damit den Charakter der wirtschaftlichen Struktur des Kreises bestimmend, erheblich zurück. Nach der Gewerbe- und Betriebszählung im Jahre 1925 wurden 1642 gewerbliche Betriebe mit 5565 darin beschäftigten Personen (darunter 2966 Arbeiter) gezählt. Unter den gewerblichen Betrieben befinden sich

a) industrielle und handwerksmäßige 965 mit 3821 beschäftigten Personen, davon 2545 Arbeiter,
b) solche des Handels und Verkehrs einschließlich Gast- und Schankwirtschaften 626 mit 1498 beschäftigten Personen, davon 337 Arbeiter.

Den neuen Strömungen in politischer Beziehung sind im Kreise auch die neben den Landgemeinden vorhandenen Gutsbezirke, deren Besitzer die Träger der Gutsherrlichkeit waren, mit welcher bestimmte Rechte und Pflichten verbunden waren, zum Opfer gefallen. In Auswirkung des Gesetzes vom 27. Dezember 1927 wurden am 1. Oktober 1928 sämtliche Gutsbezirke (44) aufgelöst und mit den gleichnamigen Gemeinden vereinigt. Bei dieser Gelegenheit wurden auch zwei Gemeinden (Schönjohnsdorf und Satrau) zusammengelegt. Der Kreis besteht nunmehr aus 1 Stadt und 58 Landgemeinden.

II. Die Verwaltung des Kreises.

Bis zur Besitznahme Schlesiens durch Friedrich den Großen wurden die Kreise oder Weichbilder der einzelnen Fürstentümer durch die Stände verwaltet, denen das Abgabenrecht, die Rechtspflege, die Verwaltung und sogar die Kriegsrüstung oblagen. Die Stände setzten sich in unserem Kreise aus den adligen Rittergutsbesitzern, dem Kloster Heinrichau und der Stadt Münsterberg als Besitzerin des Rittergutes Reindörfel, das sie im Jahre 1729 erwarb, zusammen. Seit der Eroberung Schlesiens schwanden jedoch die Reste der alten Ständeverfassung. Zwar sicherte Friedrich der Große den Fürsten und Ständen durch Patent vom 15. Januar 1742 (Editten-Sammlung 1742, S. 16) die Aufrechterhaltung aller Vorrechte zu, knüpfte sie aber an Bedingungen, die

[1]) Der früher in dem Kreise betriebene Hopfenbau und die Seidenzucht sind gänzlich aufgegeben. Es ist von Interesse, daß im Jahre 1784 im Kreise 19 950 Scheffel Hopfen geerntet und 17 538 Maulbeerbäume festgestellt wurden (Beiträge zur Beschreibung von Schlesien, 4. Band).

[2]) Es sei demgegenüber mitgeteilt das Viehzählungsergebnis im Jahre 1784, in welchem gezählt wurden: Pferde 1783, Rinder 7996, Schafe 18 879, Schweine 1440. Die Schafzucht stand demnach im Kreise in hoher Blüte.

von den Ständen nicht erfüllt wurden, so daß sich eine streng landesherrliche Verwaltung der Kreise durchsetzte, wodurch die wichtigsten Organe der alten Ständeverfassung außer Tätigkeit gesetzt wurden.[1]) Ein neuer Geist zog in die Verwaltung ein, der äußerlich dadurch in Erscheinung trat, daß die bisherigen Landesältesten ihrer Landesverrichtungen enthoben und an ihrer Stelle Landräte eingesetzt wurden. Diese tiefgehende Wandlung in der Verwaltung der Kreise beunruhigte die Stände, erkannten sie doch, daß die neue Herrschaft trotz ausdrücklicher Bestätigung aller alten Rechte eine völlig neue Zeit heraufführte. Die Beunruhigung, die auch unter den Ständen des Kreises Münsterberg Platz griff, fand ihren Ausdruck in einer gemeinsamen Eingabe des Abts von Heinrichau und der Stände, vertreten durch Ernst Wilhelm von Eckwricht, vom 24. Juli 1744 an den König.[2]) In einem von der Oberamtsregierung Breslau an die Kriegs- und Domänenkammer Breslau hierauf erteilten Bescheide vom 2. September 1744 wurde unter Hinweis auf das Patent vom 15. Januar 1741, die erhobenen Bedenken zerstreuend, das Fortbestehen des im Fürstentum Münsterberg üblichen Landrechts erneut versichert. Trotzdem wurden eigentliche ständische Versammlungen nicht mehr geduldet. Wo sie stattfanden, wurden sie von der Regierung mit Strenge unterdrückt.[3])

Zum ersten Landrat des Kreises wurde von dem König am 22. Dezember 1741 der Kammerherr von Eckwricht auf Tschammerhof ernannt (Edikten-Sammlung 1741, S. 179), der zugleich Regierungsrat der fürstlich Auerspergischen Regierung war. Der Landrat war das oberste Organ der Kreisverwaltung. Seine Stellung innerhalb des Kreises war eine doppelte. Er war zugleich königlicher Beamter und Vertrauensmann der Stände, aus deren Mitte er immer in unserem Kreise hervorgegangen ist. Das landrätliche Amt war mehr ein Ehrenamt, da die Besoldung des Landrats sehr gering war.[4]) Sein Verhältnis zu den Ständen war ein völlig unabhängiges, da ihr Einfluß nach Abschaffung der Kreisversammlungen nur sehr gering war. Der König hatte zwar den Ständen die Wahl der Landräte ausdrücklich zugesichert, doch erfolgte die Ernennung der Landräte oft ohne Anhörung der Stände. In unserem Kreise hat aber eine Ausnahme bestanden, wie aus den nachstehenden Aufzeichnungen des Landrats von Wentzky hervorgeht[5]):

„Als im Dezember 1803 mein Amtsvorgänger, der Landrat von Gaffron starb, so war ich damals Marsch-Kommissar und als solcher verbunden, das Geschäft zu übernehmen, wozu ich auch von der damaligen königlichen Kriegs- und Domänen-Kammer autorisiert und beauftragt ward, welche mir auch im Januar 1804 auftrug, die Wahl zur Besetzung des Postens zu veranlassen. Die sämtlichen Kreisstände wurden hierzu aufgefordert und die Votis (Stimmen) eingeschickt, worauf mir am 4. März der damals dirigierende Minister von Stein, Exzellenz, meldete, daß ich durch die fast einstimmige Wahl der Kreisstände von Seiner Majestät dem König zum Landrat des Kreises Münsterberg bestätigt worden sei, und wegen meiner Vereidigung von der Kriegs- und Domänenkammer das weitere erhalten werde, was auch erfolgt ist.

[1]) Die preuß. Behördenorganisation in Schlesien bis zum Jahre 1756 von Hedwig Nave.
[2]) Akten des Staatsarchivs Rep. 33 F. Münsterberg IV 1 d.
[3]) Das Landratsamt in Schlesien 1740—1806 von Oskar Kutzner.
[4]) Das Gehalt betrug 900 Mark, dazu kamen 6 Mark Diäten bei Dienstreisen.
[5]) Akten des Landratsamts, Landräte und Kreisdeputierte.

Die Stimmen wurden von sämtlichen Ständen gesammelt, wozu auch die geistlichen Klostergüter und der Magistrat wegen des Kämmerei-Gutes „Dominium Reindörfel" teilnahm, keineswegs aber von dem Magistrat als Stadtbehörde, noch sonst jemand vom Rustikal. Diese Prozedur (Verfahren) hat auch — seit Schlesien unter preußischer Hoheit steht — mit meinem damaligen Vorgänger, dem Landrat von Eckwricht, meinem Vater und dem Landrat von Gaffron stattgefunden.

Der Münsterberger Kreis, ebenso der Strehlener Kreis, haben immer das Wahlrecht gehabt, andere benachbarte Kreise in früheren Zeiten aber nicht ganz."

Zur Unterstützung des Landrats bei seinen Amtsangelegenheiten waren ihm ein Marschkommissar und 2 Kreisdeputierte[1]) beigegeben. Erster war der Gehilfe und Vertreter des Landrats in militärischen Geschäften. Die Kreisdeputierten halfen bei den übrigen Kreisgeschäften. Sie wurden wie der Landrat von den Kreisständen gewählt und von der Kammer bestätigt. Ihr Amt war häufig die Vorstufe für das Landratsamt.

Eine wichtige Rolle in der Kreisverwaltung spielte der Steuereinnehmer, dem das gesamte Finanzwesen des Kreises, also hauptsächlich die Erhebung und Ablieferung der Steuern, oblag.

Die gesamte Medizinalpolizei des Kreises lag in den Händen des Kreisphysikus (jetzt Kreisarzt), der die Tätigkeit des österreichischen Weichbilds- und Fürstentumsphysikus fortsetzte.

Die ausführenden Organe der landrätlichen Kreisverwaltung waren die Landdragoner, deren es auch 2 in unserem Kreise gab. Sie wurden im Polizeidienst auf dem platten Lande verwendet und standen ausschließlich zur Verfügung des Landrats. Auch diese Einrichtung bildete eine Fortsetzung einer ähnlichen, die bereits unter der österreichischen Herrschaft bestand.

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Kreise im wesentlichen rein staatliche Verwaltungsbezirke. Eine Selbstverwaltung, wie sie unter gewissen Einschränkungen in den Städten seit Jahrhunderten bestand, gab es nicht. Als nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges 1806/07 Reformen auftauchten und zum Teil auch verwirklicht wurden (als wesentlichste ist die Aufhebung der Gutsuntertänigkeit durch Edikt vom 9. Oktober 1807 anzusehen), zog allmählich auch ein neuer Geist in die Verwaltung der Kreise ein.

Die Art der Verwaltung der Kreise, welche im wesentlichen von den adeligen Großgrundbesitzern beherrscht war, entsprach nicht dem freiheitlichen Geiste der Stein-Hardenbergschen Reform. Nach Gleichstellung der bäuerlichen und adeligen Besitzungen und Lösung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Gutsherrschaften und Hintersassen war der Zeitpunkt gekommen, auch dem bäuerlichen Stande einen gebührenden Einfluß auf die Kreisverwaltung einzuräumen. In Auswirkung der Stein-Hardenbergschen Reform erging das Edikt über Errichtung der Gendarmerie vom 30. Juli 1812 (G. S. S. 141), welches in seinem ersten Teile eine Kreisverfassung enthielt. Dieses Edikt beabsichtigte die gänzliche Beseitigung der alten kreisständischen Verfassung mit dem Institut der Landräte. Die bisherige Kreiseinteilung sollte nur einstweilen bestehen bleiben.

---

[1]) 1767 war Marschkommissar Franz von Schubert, Kreisdeputierter Maximilian von Gaffron auf Kunern. Die 2. Kreisdeputiertenstelle war unbesetzt. Kreissteuereinnehmer Johann Friedrich Bonens, Kreisschreiber Johann Heinrich Hönisch (Akten des Staatsarchiv Rep. 207 Nr. 11 Münsterberg).

Im übrigen war geplant, kleine Kreise aufzulösen und in größere Verwaltungsgebiete zusammenzufassen. Jeder Kreis sollte nicht nur Verwaltungsbezirk, sondern auch Gemeindeverband sein, zu dessen Zuständigkeit alle die Angelegenheiten gehören sollten, welche mehr als 3 Gemeinden interessierten. Die Verwaltung der Kreisangelegenheiten sollte durch ein Kollegium unter der Bezeichnung „Kreisverwaltung" erfolgen, welches bestehen sollte: aus dem Kreisdirektor als Vorsitzender, aus dem Stadtrichter und 6 Deputierten der Gemeinden. Daß dieser Reformplan nicht zur Durchführung gelangte, war bei dem immer noch großen Einfluß der Stände zu erwarten. Einen neuen Organisationsplan enthielt die nach Beendigung der Freiheitskriege erlassene Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzialverbände vom 30. April 1815 (G.S.S. 85). Die danach verheißene Organisation der Kreisverwaltung erfolgte jedoch erst in den zwanziger Jahren. In Ausführung dieser Verordnung erging für das Herzogtum Schlesien, die Grafschaft Glatz und das Markgrafentum Oberlausitz die Kreisordnung vom 2. Juni 1827 (G. S. S. 71). Nach ihr umfaßten die bestehenden landrätlichen Kreise die Bezirke der Kreisstände, die die Kreiskorporation in allen Kreiskommunalangelegenheiten, ohne Rücksprache mit den einzelnen Gemeinden und Einwohnern zu nehmen, vertreten. Das Organ der Kreisstände war die Kreisversammlung (Kreistag), welche bestand

a) aus den Besitzern von Fürstentümern, Standesherrschaften und Rittergütern,
b) aus einem Deputierten jeder Stadt,
c) aus drei Deputierten des bäuerlichen Standes.

Wenn auch Steins Gedanke, daß der Kreistag durchweg aus bezirksweise gewählten Abgeordneten bestehen müsse, nicht zur Anerkennung gelangte, so bedeutete doch die Kreisordnung insofern einen Fortschritt im kommunalen Sinne, als sie auch den Städten und Landgemeinden eine Vertretung in der Kreisversammlung einräumte. Der Kreisversammlung lag die Beschlußfassung über ständische Kommunalangelegenheiten ob, während der Landrat die Beschlüsse auszuführen hatte, abgesehen von seiner eigenen Zuständigkeit als Leiter der Kreispolizei.

Die neue Kreisordnung entsprach nicht den veränderten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen der damaligen Zeit, und so war es erklärlich, daß sie auch von den Strömungen des Jahres 1848 erfaßt wurde und wenigstens vorübergehend einer neuen Kreisverfassung Platz machen mußte. Die stärker werdende Gegenströmung drängte aber nur zu bald die Reformbestrebungen zurück und hatte auch den Erfolg, daß die alte Kreisordnung von 1827 im Jahre 1863 wieder in Kraft gesetzt wurde. Indessen blieb die Regierung bemüht, die Reform der Kreisverfassung durchzuführen. Die wiederholt unterbrochenen Verhandlungen zogen sich jedoch jahrelang hin, und erst im Jahre 1872 wurde die Kreisordnung von den gesetzgebenden Körperschaften angenommen und am 13. Dezember 1872 veröffentlicht.

Ein wesentliches Merkmal des Selbstverwaltungsrechts ist die Befugnis zur Besteuerung der Einwohner eines Verwaltungsgebiets und die Verwendung des Steueraufkommens für dessen Aufgaben. Dieses Recht wurde den schlesischen Kreisen erstmalig durch Verordnung vom 7. Januar 1842 eingeräumt, jedoch nur unter wesentlichen Einschränkungen. Mit Verleihung des Selbstverwaltungsrechts an die Kreise durch die Kreisordnung für die östlichen Provinzen vom 13. Dezember 1872 und vom 19. März 1881 und Erweiterung ihres Abgaben-

rechts begann ihre eigentliche kommunale und politische Bedeutung. Ihre Aufgaben sind in den letzten Jahrzehnten außerordentlich gewachsen. Ihr Aufgabengebiet ist ein unbegrenztes. Sie betätigen sich auf den verschiedensten wirtschaftlichen Gebieten (Chausseewesen, Sparkassenwesen, Bahnbau, Elektrizitäts-, Gas- und Wasserversorgung, Siedlung usw.) und auf dem sozialen Gebiete. In den letzten Jahren ist ihnen auf diesem Gebiete eine besonders wichtige Aufgabe, nämlich das gesamte Fürsorgewesen, zugefallen.

Nach der Kreisordnung sind die Kreise staatliche Verwaltungsbezirke geblieben, die neben der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten auch zur Erfüllung staatlicher Aufgaben herangezogen werden. Angehörige des Kreises sind alle Personen, die innerhalb des Kreises einen Wohnsitz haben. Sie sind berechtigt

1. zur Teilnahme an der Verwaltung und Vertretung des Kreises nach näherer Vorschrift der Kreisordnung,
2. zur Mitbenutzung der öffentlichen Einrichtungen und Anstalten des Kreises nach Maßgabe der für dieselben bestehenden Bestimmungen.

Sie sind verpflichtet, unbesoldete Aemter in der Verwaltung und Vertretung des Kreises zu übernehmen und dürfen die Uebernahme solcher Aemter nur unter bestimmten Voraussetzungen ablehnen.

An der Spitze des Kreises steht der Landrat, der auf Vorschlag des Kreistages von dem Staatsministerium ernannt wird. Zur Vertretung des Landrats sind ihm 2 Kreisdeputierte beigegeben, die von dem Kreistage aus der Zahl der Kreisangehörigen gewählt werden. Der Landrat führt als Organ der Staatsregierung die Geschäfte der allgemeinen Landesverwaltung und leitet als Vorsitzender des Kreistages und des Kreisausschusses die Kommunalverwaltung des Kreises. Er führt die laufenden Geschäfte des Kreisausschusses, bereitet dessen Beschlüsse vor und sorgt für ihre Ausführung, vertritt den Kreisausschuß nach außen, verhandelt mit Behörden und Privatpersonen und führt den Schriftwechsel.

Organe des Kreises sind

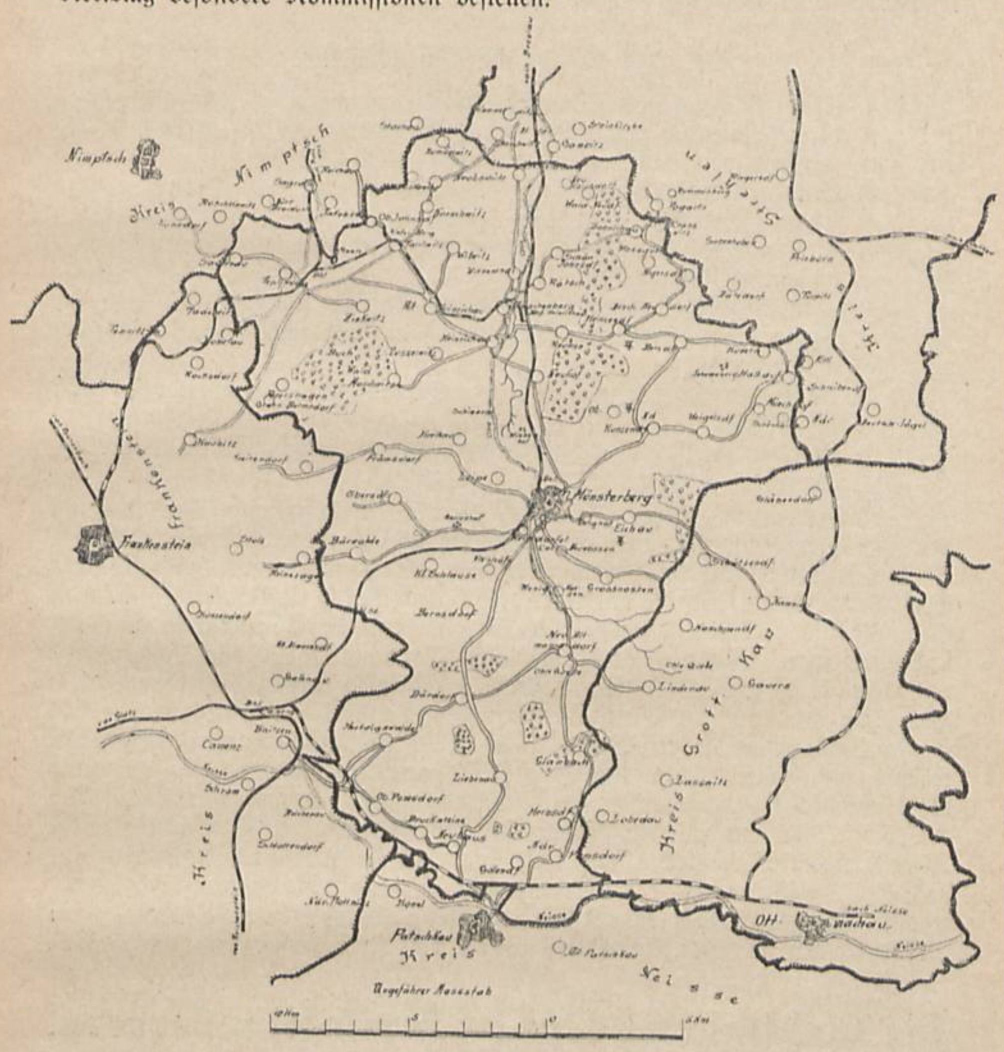
1. der Kreistag (Beschlußorgan über Kreisangelegenheiten und solche Gegenstände, welche durch besondere Gesetze und Verordnungen ihm überwiesen sind),
2. der Kreisausschuß (Verwaltungsorgan zur Verwaltung der Kreisangelegenheiten und Wahrnehmung der Geschäfte der allgemeinen Landesverwaltung).

Die Mitglieder des Kreistages werden in unmittelbarer, geheimer Wahl von den Wahlberechtigten nach den Grundsätzen der Verhältniswahl gewählt.

Der Kreisausschuß besteht aus dem Landrat und 6 Mitgliedern, welche der Kreistag aus der Zahl der Kreisangehörigen wählt. Zu seinen Aufgaben gehören

1. die Vorbereitung der Beschlüsse des Kreistages und ihre Ausführung,
2. die Verwaltung der Kreisangelegenheiten nach den Gesetzen und Beschlüssen des Kreistages sowie nach dem festgestellten Kreishaushaltsvoranschlag,
3. die Ernennung der Kreisbeamten und Beaufsichtigung ihrer Geschäftsführung,
4. die Abgabe von Gutachten über alle Angelegenheiten, welche ihm von den Staatsbehörden überwiesen werden,
5. die Führung von Geschäften der allgemeinen Landesverwaltung.

Für die unmittelbare Verwaltung und Beaufsichtigung einer Kreiseinrichtung sowie für die Besorgung einzelner Kreisangelegenheiten kann der Kreistag besondere Kommissionen bestellen.



III. Einrichtungen des Kreises.

Zur Pflege und Förderung der Wohlfahrt der Bevölkerung unseres Heimatkreises auf wirtschaftlichem, sozialem und gesundheitlichem Gebiete hat die Kreisverwaltung namentlich in den letzten Jahrzehnten mannigfaltige Einrichtungen getroffen, von welchen die wichtigsten, abgesehen von der Erweiterung und Verbesserung des Chausseenetzes, in zeitlicher Reihenfolge nachstehend aufgeführt werden: Kreiskrankenhaus (1856, erweitert 1899 und 1928), Kreiskindererziehungshaus (1860, erweitert 1928), Kreishaus (1905), Kreisbahn Frankenstein—Münster=

berg—Nimptsch (1905), Kreissparkasse (1910), Kreisspielplatz und Sporthalle (1912, Erweiterung des ersteren 1926), Kreiswanderhaushaltungsschule (1912), Kreiswohlfahrtsamt (1921), Ländliche Fortbildungsschulen (1925).

IV. Die Landräte des Kreises.

1. Ernst Wilhelm von Eckwricht auf Tschammerhof (1741—1767),
2. Georg Friedrich von Wentzky auf Bärwalde (1767—1779),
3. Freiherr von Gaffron auf Kunern (1779—1803),
4. Ernst Friedrich von Wentzky auf Bärwalde (1804—1848),
5. Eduard Schwenzner (1848—1865),
6. Regierungsassessor Freiherr von Stillfried-Kottwitz [nur Landratsamtsverwalter] (1865),
7. Königlicher Kammerherr Freiherr von Gaffron-Haltauf (1865—1870),
8. Regierungsreferendar a. D. Reinisch auf Münchhof [nur Landratsamtsverwalter] (1870—1871),
9. Rittergutsbesitzer Hugo von Sametzki auf Nieder-Kunzendorf (1872 bis 1896),
10. Rittergutsbesitzer Paul von Chappuis auf Korschwitz (1896—1900),
11. Dr. Karl Kirchner seit 30. Juni 1900.

Noch bis zum Jahre 1812 wurde das Landratsamt von dem Wohnsitz des jeweiligen Landrats aus verwaltet, die Besitzer von Rittergütern waren. In die Kreisstadt wurde erstmalig der Sitz des Landratsamts durch Landrat Ernst Friedrich von Wentzky auf Bärwalde verlegt, der 1812 Fräulein Wilhelmine Charlotte von Scholten ehelichte, die Eigentümerin des Grundstücks Pusillusstraße 18 war. Wo nach dem Tode dieses Landrats (1848) das Landratsamt untergebracht war, läßt sich nicht feststellen. Es wird vermutet, in dem Grundstück Ring 43. Während der Dienstzeit des Landrats Schwenzner war das Landratsamt einige Jahre (1863—1865) in dem alten Kreishause untergebracht, welches im Jahre 1863 von Landrat Schwenzner erbaut und später durch Beschluß des Kreistages vom 31. Dezember 1883 erworben wurde. Am 1. Juni 1865 wurden die Büros in das Haus Ring 37 (Hotel „Gelber Löwe") übergeleitet, doch schon im Jahre 1866 nach der Junkernstraße 1 verlegt. Die Verlegung des Landratsamtes in das von Landrat Schwenzner erbaute, im Jahre 1883 vom Kreise erworbene Kreishaus erfolgte 1884. Es verblieb darin bis zur Errichtung des neuen Kreishauses im Jahre 1905.

Die Wohlfahrtspflege im Kreise Münsterberg.

Fritz Finke.

Die enge Verflechtung zwischen Wirtschaft und sozialer Lage der breiten Massen des Volkes bringt es mit sich, daß ein erheblicher Rückgang im Volkswohlstand notwendig Verarmung und bittere Not in weiten Kreisen zur Folge hat. Vor allem haben aber die Kriegs- und Inflationsverhältnisse Massennotstände verursacht, zu deren Beseitigung erhebliche Mittel von der Volkswirtschaft aufzubringen sind. Die ständige Verschlechterung der Wirtschaftslage bedingt ebenfalls in steigendem Maße das Eingreifen der öffentlichen Wohlfahrtspflege. Hinzu kommen die mittelbaren Folgen des Krieges, die sich

vor allem in dem Geburtenrückgang, der Verschlechterung des Gesundheitszustandes, der Verwahrlosung der Jugend und der Wohnungsnot auswirken. Alle diese Ursachen führten zu einer wesentlichen Steigerung der Wohlfahrtspflege. Sehr oft wird, wenn von Wohlfahrtspflege gesprochen wird, damit lediglich der Gedanke an Wohltätigkeit, worunter gelegentliches Geben zu verstehen ist, verknüpft. Wer so spricht, dürfte sich nicht klar darüber sein, wie die Wohlfahrtspflege, sich wesentlich von Wohltätigkeit unterscheidend, tief in der Volkswirtschaft wurzelt und ein Mittel ist, wirtschaftliche Kräfte zu wecken und für eine kräftige Volkswirtschaft nutzbar zu machen. Eine gesetzliche Begriffsbestimmung hat das Wort „Wohlfahrtspflege" erstmalig in der dritten Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Ablösung öffentlicher Anleihen vom 4. Dezember 1926 gefunden. Danach ist Wesen und Aufgabe der Wohlfahrtspflege „die planmäßige zum Wohle der Allgemeinheit und nicht des Erwerbes wegen ausgeübte Sorge für notleidende und gefährdete Mitmenschen. Die Sorge kann sich auf das gesundheitliche, sittliche oder wirtschaftliche Wohl erstrecken und Vorbeugung oder Abhilfe bezwecken." Das Ziel der Wohlfahrtspflege bewegt sich in zwei Richtungen. Sie wendet sich in erster Linie den Hilfsbedürftigen und Schwachen zu, die aus eigenen Kräften eine bestehende Notlage nicht zu beseitigen vermögen. Darüber hinaus will sie aber — und darin besteht ihre wichtigste Aufgabe — durch geeignete Maßnahmen in wirtschaftlicher, gesundheitlicher und sittlicher Hinsicht gegenüber einzelnen oder ganzen Schichten der Bevölkerung einem drohenden Notstande vorbeugen, d. h. die Ursachen, die zu einem Notstande führen könnten, beseitigen, ehe sie Schaden anrichten. Die Sorge für das wirtschaftliche Wohl ist vor allem gerichtet auf die Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit, auf Arbeitsbeschaffung und Erwerbsbefähigung Minderjähriger und Erwerbsbeschränkter. In gesundheitlicher Hinsicht umfaßt die Wohlfahrtspflege die Sorge für die körperliche und geistige Gesundheit. Die Sorge für das sittliche Wohl erstreckt sich namentlich auf Maßnahmen zur Unterstützung und Ersetzung von Erziehungsberechtigten, zur Bewahrung Gefährdeter, zur Rettung und Hebung Verwahrloster und Gesunkener.

Das Bedürfnis nach organisatorischer Zusammenfassung der vorhandenen Bestrebungen der Wohlfahrtspflege ist in den ländlichen Kreisen erst in neuerer Zeit in Erscheinung getreten. Zweck und Aufgabe eines ländlichen Wohlfahrtsamtes ist die Zusammenfassung und zweckmäßige sachliche Gliederung aller Bestrebungen der ländlichen Wohlfahrtspflege, ihre Anregung, Ergänzung und Förderung mit dem Ziele der Besserung der gesundheitlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der Bevölkerung. Die Errichtung des Kreiswohlfahrtsamtes wurde in unserem Heimatkreise von dem Kreistage am 16. Juli 1921 beschlossen. In den Aufgabenkreis des Wohlfahrtsamtes fallen folgende Einzelzweige der Fürsorgearbeit:

a) auf dem Gebiete der Wirtschaftsfürsorge: Fürsorge für Kriegsbeschädigte und -Hinterbliebene, für Sozialrentner und Kleinrentner und für Hilfsbedürftige, Rechtsauskunft, Wohnungspflege und -fürsorge, Erwerbsbeschränktenfürsorge, Trinkerfürsorge, Kredithilfe, Mittelstandsfürsorge, Siedlungswesen, Gefangenen-, Obdachlosen- und Wanderarbeiterfürsorge, Landarbeiterfragen;
b) auf dem Gebiete der Gesundheitsfürsorge: die Fürsorge für werdende Mütter, Wöchnerinnen-, Säuglings- und Kleinkinder-, Schulkinder- (schulärztliche Aufsicht), Krüppel-, Psychopathen-, Erholungsfürsorge (insbesondere Ver-

schickung von Kindern in Erholungsheime), die Krankenpflege, erste Hilfe bei Unglücksfällen, Bekämpfung von Tuberkulose und anderen Seuchen, Aufsicht über Krippen, Horte und Heime;

c) auf dem Gebiete der Jugenderziehung und Volksbildung: Jugendpflege, Jugendfürsorge, Gefährdetenfürsorge, Elternberatung, Jugendgerichtshilfe, Amtsvormundschaft, Aufsicht über Haltekinder, Waisenfürsorge, Jugendheime, Jugendherbergen, Haushaltungsschulen, Berufsschulwesen, Bekämpfung von Schmutz in Wort und Bild, Kinozensur, Lesehallen, Volks- und Jugendbüchereien, Heimatpflege.

Das Kreiswohlfahrtsamt untersteht in seinen Abteilungen dem Vorsitzenden des Kreisausschusses, der das Amt nach außen vertritt und die Gewähr für ein einheitliches Zusammenarbeiten aller Zweige der Kreisverwaltung und aller privaten Organisationen, die dem Kreiswohlfahrtsamt angeschlossen sind, übernimmt. Die Leitung der Abteilung b (Gesundheitsfürsorge) liegt dem Kreisarzt als Kreiskommunalarzt mit beratenden Befugnissen ob. Zur Erfüllung der gesamten Aufgaben ist ein Wohlfahrtsausschuß gebildet, welcher aus dem Landrat als dem Vorsitzenden, dem Kreisarzt, dem Kreisjugendpfleger, einem Vertreter der Krankenkassen, je einem Geistlichen und je einem Lehrer beider Konfessionen, drei Landwirten, je einem Vertreter der Industrie, der Innungen und des Handels, zwei Arbeitnehmer-Vertretern, je einem Kriegsverletzten und einer Kriegerhinterbliebenen, der Vorsitzenden des Vaterländischen Frauenvereins und des katholischen Frauenbundes besteht.

Träger der Wohlfahrtspflege können private und öffentliche Organe sein, die, sich gegenseitig ergänzend, dem gleichen Ziel zustreben. Bereits vor dem Kriege waren einzelne Gebiete der Wohlfahrt von Trägern der freien Wohlfahrtspflege erfaßt. So entfaltet der Vaterländische Frauenverein, die größte Organisation mit über 3000 Mitgliedern, eine segensreiche Tätigkeit, die sich vorwiegend auf dem Gebiete der Gesundheitsfürsorge bewegt. Der umfassende Ausbau der Gemeindekrankenpflege ist ihm zu verdanken. Er errichtete 14 Gemeindepflegestationen, in denen 26 Schwestern (21 kath. und 5 ev.) wirken. Der Vaterländische Frauenverein fördert ferner die Wochenpflege, Säuglingsfürsorge und Kleinkinderfürsorge. In 15 Mutterberatungsstellen werden den Müttern unter ärztlicher Leitung Ratschläge über zweckmäßige Pflege und Ernährung ihrer Kinder unentgeltlich erteilt. In der Stadt unterhält er eine Milchküche, in der in erster Linie auf Grund ärztlicher Verordnung Heilnahrungen hergestellt werden, welche zum Selbstkostenpreise abgegeben werden. Sieben Kindergärten dienen der Bewahrung von Kleinkindern, deren Mütter tagsüber einem Erwerb nachgehen. Die von dem Kreiswohlfahrtsamt seit einigen Jahren eingerichtete örtliche Gesundheitsfürsorge für erholungsbedürftige Kinder wird von dem Vaterländischen Frauenverein mit Hilfe seiner Vereinssamariterinnen durchgeführt, wodurch eine wesentliche finanzielle Entlastung der öffentlichen Gesundheitsfürsorge eintritt. Der Verein widmet sich ferner in nachhaltiger Weise der Ausbildung von Vereinssamariterinnen, die berufen sind, die erste Hilfe bei Unglücksfällen zu leisten und ihre Kräfte dem Verein zur Erfüllung seiner mannigfaltigen wohlfahrtspflegerischen Aufgaben zur Verfügung zu stellen. Von den übrigen Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege seien noch die Kindergärten der Borromäerinnen im St. Josefsstift, der ev. Kirchengemeinde in Bethanien sowie der Kinderhort des kath. Frauenbundes genannt.

Eine der wichtigsten Aufgaben des Kreiswohlfahrtsamtes ist die Durchführung der sozialen Fürsorge, die eine einheitliche und umfassende Regelung in der Verordnung über die Fürsorgepflicht vom 13. Februar 1924 erfahren hat. Zu den von den Trägern der sozialen Fürsorge zu erfüllenden Fürsorgeaufgaben gehören die soziale Fürsorge für Kriegsbeschädigte und Kriegerhinterbliebene und die ihnen auf Grund der Versorgungsgesetze Gleichstehenden, die Fürsorge für Rentenempfänger der Invaliden- und Angestelltenversicherung, soweit sie nicht den Versicherungsträgern obliegt, die Fürsorge für die Kleinrentner und die ihnen Gleichstehenden, die Fürsorge für Schwerbeschädigte und Schwererwerbsbeschränkte durch Arbeitsbeschaffung, die Fürsorge für hilfsbedürftige Minderjährige, die Wochenfürsorge und schließlich die Armenfürsorge. Die Durchführung der sozialen Fürsorge ist mit erheblichen finanziellen Leistungen verbunden, die eine schwere Belastung des Kreishaushalts bedeuten. Es muß daher bei Durchführung der Fürsorge darauf Bedacht genommen werden, daß mit den jeweils zur Verfügung stehenden Mitteln der höchstmögliche Nutzen erzielt wird. Dieses Ziel läßt sich nur durch eine individualisierende Methode der Fürsorge, d. h. durch intensive Arbeit am Einzelfall, erreichen. Der Einzelne soll in seiner besonderen Notlage erfaßt und ihm die gerade für ihn erforderliche Hilfe geboten werden. Um diesem Ziel näher zu kommen, sind zwei Kreisfürsorgerinnen angestellt, die einerseits die Ursachen der Hilfsbedürftigkeit zu ergründen und die Verbindung mit den Hilfsbedürftigen und dem Wohlfahrtsamt herzustellen und aufrechtzuerhalten, andererseits aber auch die Unterlagen zu beschaffen haben, daß eine unberechtigte Inanspruchnahme der öffentlichen Fürsorge vermieden wird.

In Fürsorge befanden sich am Schluß des Rechnungsjahres 1928 (31. März 1929): 481 Kriegsbeschädigte mit einer Erwerbsfähigkeitsminderung von mindestens 25 v. H. (darunter 190 Schwerbeschädigte, deren Erwerbsfähigkeitsminderung 50 v. H. und mehr beträgt), 176 Kriegerwitwen, 461 Kriegerwaisen, 36 Vollwaisen, 3 Empfängerinnen von Witwenbeihilfe, 128 Elternrentenempfänger, 41 Empfänger von Elternbeihilfe, 360 Sozialrentner, 329 Kleinrentner. Hierzu treten noch die zahlreichen sonstigen Hilfsbedürftigen, die durch einmalige und laufende Zuwendungen in Geld und Naturalleistungen, durch Unterbringung in Krankenhäusern, Heilstätten, Familienpflegen und durch freie ärztliche Behandlung unterstützt wurden. Von der Fürsorge waren im Jahre 1927 insgesamt 1 928 Personen erfaßt, sodaß, da der Kreis nach der Volkszählung vom 16. Juni 1925 32 452 Einwohner zählte, auf je 100 Einwohner 6 Fürsorgebedürftige entfielen. Wie fühlbar die Durchführung der zwangsläufig gebotenen sozialen Fürsorge die Kreisfinanzen beeinflußt, geht daraus hervor, daß sie — abgesehen von den Verwaltungsausgaben — im Rechnungsjahre 1927 einen Aufwand von 273 000 RM. erforderte, wovon rund 130 000 RM. durch Ueberweisung aus dem Hauszinssteuer-Aufkommen gedeckt werden.

Eine wichtige Aufgabe ist neben der Durchführung der sozialen Fürsorge die Förderung des Wohnungswesens. Sowohl auf dem Lande als auch in der Stadt herrscht eine fühlbare Wohnungsnot, die durch geringe Größe und schlechte Beschaffenheit der Wohnräume gekennzeichnet ist. Dies sind sehr oft die Ursachen sittlicher Verwahrlosung und vieler Erkrankungen, insbesondere an Tuberkulose, deshalb ist die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse im Kreise

eine wichtige Aufgabe der Gegenwart und Zukunft. Eine wirksame Förderung des Wohnungsbaues wird aus den dem Kreise zur Verwaltung überwiesenen Hauszinssteuermitteln erreicht, aus denen zur Erstellung neuer Wohnungen Darlehen, die niedrig zu verzinsen sind, gewährt werden. Das Darlehen beträgt für eine Wohnung in der Regel 4000 RM., kann aber darüber hinaus in besonderen Fällen bis auf 5500 RM. erhöht werden. Es ist bisher mit Hilfe dieser Mittel gelungen, die Errichtung 242 neuer Wohnungen, darunter 129 auf dem Lande, zu fördern. Da die Zinsen der bewilligten Darlehen und die Tilgungsbeträge nur für Neubauten zu verwenden sind, ist die Gewähr für eine dauernde Verbesserung der Wohnungsverhältnisse im Kreise gegeben. Zur Verbesserung von Altwohnungen auf dem Lande wurde ein besonderer Betrag zur Verfügung gestellt, aus dem ebenfalls niedrig verzinsliche Darlehen bewilligt werden können.

Der Förderung der Ansiedlung dient die unter finanzieller Beteiligung des Kreises errichtete Kreissiedlungsgesellschaft, die jedoch nur noch eine untergeordnete Bedeutung hat, nachdem die Kulturämter und die größeren Siedlungsgesellschaften sich mit dieser Aufgabe befassen. Siedlungen in größerem Umfange wurden in Hertwigswalde und Bernsdorf, in neuerer Zeit auch in Tepliwoda durch Aufteilung größerer Güter vorgenommen. Ein wirksames Mittel, der Landflucht zu steuern, ist die Seßhaftmachung von Landarbeitern durch Errichtung von Eigenheimen. Für diesen Zweck sind von dem Staate erhebliche Mittel bereitgestellt. Nach Bildung einer Landarbeitereigenheim-Genossenschaft ist die Ansiedlung der Landarbeiter in vollem Gange. Die Kreisverwaltung unterstützt diese Maßnahme durch Gewährung von Zinszuschüssen für erststellige Hypotheken.

Zu den Pflichtaufgaben des Wohlfahrtsamtes gehört auch die Jugendfürsorge. Einen wichtigen Markstein in der Entwickelung der Jugendfürsorge stellt das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz dar. Bereits vor Beendigung des Krieges im Jahre 1918 waren Maßnahmen im Gange, die auf eine einheitliche Regelung der Jugendfürsorge auf gesetzlicher Grundlage gerichtet waren. Es vergingen jedoch noch Jahre, ehe die Verhandlungen zum Erlaß eines Reichsgesetzes für Jugendwohlfahrt führten. Am 1. April 1924 ist das Gesetz vom 9. Juli 1922 in Kraft getreten. Die Jugendwohlfahrtspflege hat die Aufgabe, den Nachwuchs vor Schädigungen zu bewahren, andererseits eingetretene Schäden nach Möglichkeit zu bessern und zu heilen. Die hierauf gerichtete Tätigkeit ist einerseits eine vorbeugende, welche man als Jugendpflege bezeichnet, und andererseits eine vorwiegend heilende, die unter den Sammelbegriff Jugendfürsorge fällt. Organe der öffentlichen Jugendwohlfahrtspflege sind die Jugendämter. Für unseren Kreis wurde das Jugendamt durch Beschluß des Kreistages vom 22. November 1924 errichtet. Nach dem Gesetz hat jedes deutsche Kind ein Recht auf Erziehung zu leiblicher, seelischer und gesellschaftlicher Tüchtigkeit. Die Organe der öffentlichen Jugendwohlfahrtspflege sind zum Eingreifen nur berechtigt und verpflichtet, wenn der Anspruch des Kindes auf Erziehung von der Familie nicht erfüllt wird. Jugendwohlfahrtspflege ist eigentliche Erziehungsarbeit, die, wenn sie von Erfolg begleitet sein soll, von der lebendigen Mitarbeit der gesamten Bevölkerung getragen sein muß. Neben den Organisationen der privaten Jugendfürsorge ist das Jugendamt bei Erfüllung der ihm obliegenden Aufgaben auf die Mitwirkung interessierter Einzelpersonen angewiesen.

Zu diesem Zweck sind für jede Ortschaft geeignete Frauen und Männer, vornehmlich Geistliche und Lehrer, zu Vertrauensleuten bestellt worden, denen mit Unterstützung der Kreisfürsorgerinnen die wichtige Außenarbeit obliegt. Dem Jugendamt liegen als Pflichtaufgaben u. a. ob: Schutz der Pflegekinder, die Führung der Geschäfte der Amtsvormundschaft und des Gemeindewaisenrats, Mitwirkung bei Schutzaufsicht, Fürsorgeerziehung und Jugendgerichtshilfe. Die wichtigste Fürsorge- und Erziehungsarbeit umfassende Aufgabe ist die Amtsvormundschaft, der jedes uneheliche Kind untersteht. In Erkenntnis der Bedeutung dieser Jugendfürsorgearbeit war schon mehrere Jahre vor Inkrafttreten des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes im Kreise die Berufsvormundschaft eingeführt. Das Ziel der Amtsvormundschaft ist in erster Linie die Sicherstellung der Unterhaltsansprüche gegenüber dem Vater des Kindes. Einen Hauptteil der Tätigkeit des Jugendamts bildet die Beitreibung der Unterhaltsbeiträge. Doch auch um das persönliche Wohlergehen muß der Amtsvormund bemüht sein. Diesem Wirken sind jedoch Grenzen gezogen, da es dem Amtsvormund, dem Hunderte von Mündeln anvertraut sind, naturgemäß unmöglich ist, sich so eingehend um das einzelne Mündel zu kümmern, wie es ein tüchtiger Einzelvormund kann. Auf die Ueberführung der Mündel in Einzelvormundschaft wird rechtzeitig hingewirkt. Grundbedingung ist aber, daß dem Jugendamt geeignete Vormünder zur Verfügung stehen. Hierbei bietet sich für die freie Wohlfahrtspflege ein Feld zu reger Betätigung, indem sie geeignete Persönlichkeiten zur Uebernahme der Einzelvormundschaften gewinnt. Dem Jugendamt unterstehen z. Zt. 1273 Vormundschaften über Kinder, 8 über Erwachsene, 24 Pflegschaften über Kinder und 20 über Erwachsene. Die finanzielle Auswirkung dieser wichtigen Jugendfürsorge-Einrichtung tritt deutlich hervor in dem Geldverkehr, den die Amtsvormundschaft seit ihrer Einführung aufzuweisen hatte. Es wurden vom 1. April 1924 bis 31. März 1929 vereinnahmt:

1. an Abfindungen	14 557,57	Rm.
2. an freiwilligen Zahlungen	89 277,39	„
3. an gepfändeten Unterhaltsbeiträgen	33 251,90	„
4. an Renten	68 241,20	„
zusammen	205 328,06	Rm.

Ein weiteres Glied der Jugendfürsorgearbeit des Jugendamtes ist der Schutz der Pflegekinder, die bis zum Inkrafttreten des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes nur mangelhaft geschützt waren. Durch Uebertragung des Pflegekinderschutzes gewinnt das Jugendamt Einfluß auf die Umgebung des Kindes, seine Pflegestelle und bis zu einem gewissen Grade auch auf die Erziehungsberechtigten. Zur Annahme eines Pflegekindes bedarf es der Genehmigung des Jugendamtes.

Bei den weiteren dem Jugendamt zugewiesenen Aufgaben, der Mitwirkung bei der Schutzaufsicht und Fürsorgeerziehung sowie Jugendgerichtshilfe, die als Jugendfürsorge im engeren Sinne bezeichnet werden können, findet eine unmittelbare Einwirkung des Jugendamtes auf die Jugendlichen statt. Während die Schutzaufsicht durch geeignete Erziehungsmaßnahmen (Ueberwachung, Warnung, freiwillige Unterbringung in fremden Familien, in Heimen, Anstalten usw.) einer drohenden Verwahrlosung, gleichgültig, ob die Ursache in dem Verhalten des Jugendlichen selbst oder in seiner Umgebung zu suchen

ist, vorbeugen will, ist die Fürsorgeerziehung ein merklicher Schritt voran, um zur unmittelbaren erzieherischen Beeinflussung der Jugend zu gelangen. Der Erfolg der Schutzaufsicht hängt wesentlich davon ab, ob die Fälle dem Jugendamt rechtzeitig gemeldet werden, ferner von der Persönlichkeit, die die Schutzaufsicht auszuüben hat. Bei der Schutzaufsicht muß die Arbeit an dem Jugendlichen selbst im Vordergrund stehen. Der Helfer, dem die eigentliche Erziehungsarbeit an dem ihm anvertrauten Jugendlichen obliegt, muß sich bemühen, in dessen Seele einzudringen und ihm zu helfen, einen Weg zu bahnen, daß der Jugendliche wieder ein wertvolles Glied der menschlichen Gesellschaft wird.

Die Jugendgerichtshilfe hat die Aufgabe, dem Jugendgericht Mitarbeiter zu stellen, die die persönlichen Verhältnisse des Angeklagten ermitteln, bisweilen als Rechtssachverständige bei Beurteilung der Einsichtsfrage zu dienen und vor allem die Jugendlichen nach der Aburteilung erzieherisch zu betreuen.

Im Laufe von 5 Jahren wurden unter Schutzaufsicht gestellt 49, zur Fürsorgeerziehung überwiesen 56 Jugendliche. Die Jugendgerichtshilfe wurde 51 Jugendlichen zuteil.

Der Förderung der Jugendpflege wurde bereits vor dem Kriege die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Zu ihrer Entwickelung trug wesentlich die Schaffung eines räumlich ausgedehnten Kreisspielplatzes bei, der einen Sammelpunkt für die sporttreibende Jugend des Kreises darstellt. Der im Jahre 1913 geschaffene Kreisspielplatz und die auf ihm errichtete Kreissporthalle verdanken ihr Entstehen Landrat Dr. Kirchner. Ursprünglich 12 Morgen umfassend, wurde der Platz im Jahre 1927 durch Erwerb eines weiteren 11 Morgen großen Grundstücks erweitert und durch Anlage einer allen sportlichen Anforderungen entsprechenden Aschenlaufbahn ausgestattet. Der Kreis besitzt nunmehr eine Sportanlage, welche weit über seine Grenzen hinaus Bedeutung hat und auch von den sporttreibenden Jugendvereinigungen entsprechend gewürdigt wird. Wenn die Pflege der schulentlassenen männlichen Jugend auf dem Lande nur allmählich Fortschritte machte, so lag dies daran, daß es an einer der wesentlichen Grundbedingungen für ihre Entwickelung fehlte, nämlich an Spielplätzen. Um diesem Mangel abzuhelfen, gewährt der Kreis zum Erwerb von Grundstücken zur Anlage als Spiel- und Turnplatz Beihilfen in Höhe eines Drittels der Erwerbskosten. Da von dem Staate eine gleich hohe Beihilfe zu erwarten ist, sind die von den Gemeinden aufzubringenden Kosten verhältnismäßig gering. Den Mittelpunkt für die Jugendpflege wird in einer Gemeinde neben dem Spielplatz das Jugendheim bilden. Erfreulicherweise sind in der letzten Zeit Bestrebungen im Gange, Jugendheime zu schaffen, welche geeignet sind, namentlich die weibliche Jugendpflege auf dem Lande zu festigen. Die Kreisverwaltung ist geneigt, diese Bestrebungen durch Zuschüsse zu den entstehenden Kosten wirksam zu unterstützen. Die weibliche Jugendpflege wurde kräftig gefördert durch die im Jahre 1926 errichtete Kreiswäschesparkasse, eine Einrichtung, die besonders geeignet ist, den Sparsinn zu fördern, die weibliche Jugend zur Wirtschaftlichkeit zu erziehen und sie innerhalb der Nähstuben sittlich zu beeinflussen. Die Kreiswäschesparkasse unterhält 22 Nähstuben, in denen 81 Nähmaschinen benützt werden. Der Kreisausschuß für Jugendpflege besteht aus 20 Mitgliedern. Seine Tätigkeit wird wirksam unterstützt durch den Kreisjugendpfleger und die Kreisjugendpflegerin. Dem Kreisausschuß für Jugend-

pflege sind 61 Jugendvereine und zwar 36 männliche und 25 weibliche mit 1469 Jugendlichen angeschlossen.

In das Gebiet der Jugendfürsorge fällt auch die Förderung des ländlichen Fortbildungsschulwesens. Die auf Grund des Gesetzes betreffend die Erweiterung der Berufs-(Fortbildungs-)Schulpflicht vom 31. Juli 1923 erlassene Kreissatzung vom 27. Juli 1925 sieht die Einführung des obligatorischen Fortbildungsschulunterrichts für die Jugend beiderlei Geschlechts vor. Der Besuchszwang ist zunächst aber nur auf die männliche Jugend ausgedehnt, da der Errichtung von Mädchenfortbildungsschulen noch erhebliche Hindernisse entgegenstehen. Der Kreis hat 25 ländliche Fortbildungsschulen.

In Erkenntnis der hohen Bedeutung, welche einer richtigen Ausbildung und Erziehung der künftigen Hausfrauen und Mütter für die Erhaltung eines gesunden Familienlebens und damit für Staat und Gesellschaft zukommt, wurde von dem Kreistage am 21. November 1912 eine Kreiswanderhaushaltungsschule errichtet. Nach Ausbruch des Krieges mußte ihr Betrieb leider eingestellt werden. Erst im Jahre 1927 wurde die Schule, dank der Bemühungen des Vaterländischen Frauenvereins, wieder in Betrieb gesetzt. Die Durchführung der Lehrgänge liegt diesem Verein ob, der auch die Kücheneinrichtungen beschafft und für deren Ergänzung zu sorgen hat. In achtwöchigen Kursen erhalten die Teilnehmerinnen von einer hauptamtlichen Haushaltungslehrerin Unterricht im Kochen, Backen, Waschen, Flicken, Plätten und Nahrungsmittellehre, ferner in Gesundheits- und Säuglingspflege, sowie in Gartenbau und Kleintierzucht. Letztere Unterrichtszweige werden von dem Kreiskommunalarzt, dem Kreisobstgärtner und einem in der Kleintierzucht praktisch erfahrenen Lehrer erteilt. Um auch den erwerbstätigen Frauen und Mädchen Gelegenheit zu bieten, sich einige Kochkenntnisse anzueignen, werden im Anschluß an die planmäßigen Lehrgänge Abendkurse von einwöchiger Dauer abgehalten, denen sich die Teilnehmerinnen mit besonderem Eifer widmen. Für die Teilnahme an einem planmäßigen Lehrgang ist eine Gebühr von 8 RM. und ein Beköstigungsgeld von 40 Pfg., in der Stadt von 50 Pfg., zu zahlen. Dafür erhalten die Teilnehmerinnen Mittagbrot.

Der Förderung des Volksbildungswesens dient die Kreisvolks- und Jugendbücherei, die auf dem Lande als Wanderbücherei eingerichtet ist. Es sind 24 Ausgabestellen für Erwachsene und 10 für Jugendliche vorhanden. In der Stadt wurde mit der Wanderbücherei gebrochen und eine Standbücherei eingerichtet, die sich eines ständig wachsenden Zuspruchs erfreut und durch Neuanschaffung von unterhaltenden und belehrenden Büchern weiter ausgebaut wird.

Ein Kreiswanderkino, welches gemeinsam von den Kreisen Frankenstein, Reichenbach und Münsterberg unterhalten wird, bietet in den Wintermonaten in erster Linie der Volksschuljugend wertvolle Filme. Ihr steht diese Einrichtung unentgeltlich zur Verfügung. In Abendveranstaltungen werden gegen ein mäßiges Eintrittsgeld auch Erwachsenen gute Steh- und Laufbilder geboten.

Die vorstehende Abhandlung gibt nur einen kurzen Ausschnitt aus der umfassenden Wohlfahrtsarbeit unseres Heimatkreises. Die getroffenen Einrichtungen zeigen, daß ein fester Wille vorhanden ist, die Hilfsbedürftigen in ihren Nöten zu erfassen. Diese amtliche Fürsorge bedarf aber der Unterstützung weitester Kreise.

Die ärztlichen Fürsorgeeinrichtungen im Kreise Münsterberg.

Dr. Egon Schlüter.

Der Gedanke, durch ärztliche Fürsorge dem Entstehen der Krankheiten vorzubeugen, ist in unserem Kreise in ausgedehnter Weise in die Tat umgesetzt worden. Die Fürsorge für die Neugeborenen liegt in den Händen des Vaterländischen Frauenvereins. Dieser hat eine Anzahl von Mütterberatungsstellen im Kreise eingerichtet. Solche Mütterberatungen fanden im Jahre 1929 in 15 Landgemeinden monatlich statt, in der Stadt wöchentlich. Ueber 700 Säuglinge wurden in diesen Sprechstunden vorgestellt. Den Müttern werden bei schlechtem Gedeihen der Säuglinge Ratschläge inbetreff der Ernährung gegeben. In nötigen Fällen wird für ärztliche Behandlung gesorgt. Kinder, die nicht gedeihen wollen, werden der Kinderklinik zu Breslau überwiesen. In den ländlichen Bezirken werden die Hebammen vom Wohlfahrtsamt für die Säuglingspflege verpflichtet, in einzelnen Bezirken auch die Gemeinde-Schwestern. Diese überwachen das Aufwachsen der Neugeborenen und stehen den Müttern mit Rat und Tat zur Seite. Eine wertvolle Hilfe für die Säuglingspflege ist die ebenfalls vom Vaterländischen Frauenverein eingerichtete und unterhaltene Milchküche in Münsterberg, die es erst ermöglicht, den Kindern die modernen Heilnahrungen zu verabfolgen. Der Erfolg, der durch die Mütterberatungen erreicht ist, läßt sich auch zahlenmäßig nachweisen. In den Vorkriegsjahren betrug die Säuglingssterblichkeit dauernd 20%; nach dem Ausbau der Säuglingsfürsorge sank die Sterblichkeit stetig und schwankt jetzt zwischen 12 und 14%. Ferner hat der Vaterländische Frauenverein auf dem Lande 7 Kleinkinderschulen eingerichtet, in denen auch eine ärztliche Ueberwachung der Kinder stattfindet; Kindern mit Zeichen von englischer Krankheit wird hier unentgeltlich Lebertran verabfolgt.

In der Stadt Münsterberg findet wöchentlich, in vier Landgemeinden monatlich einmal eine Sprechstunde für durch Tuberkulose Gefährdete oder an ihr Erkrankten statt. Die Zahl der Besucher betrug im Jahre 1929 660. Das Hauptgewicht in der Tuberkulosenfürsorge liegt in der Ueberwachung. 261 tuberkulös Bedrohte standen unter dauernder Beobachtung der Fürsorgestellen. Die Hauptstelle in Münsterberg ist seit einem Jahre mit einem neuzeitlichen Röntgenapparat ausgestattet, so daß hier jetzt auch die besonders wichtigen Früherkrankungen festgestellt werden können. Falls es die wirtschaftliche Lage der Erkrankten nötig macht, erhalten sie Lebensmittelzulagen; an alle, welche an offener Tuberkulose erkrankt sind, werden Desinfektionsmittel unentgeltlich abgegeben. Die Fürsorge erstreckt sich auch über die Sprechstunde hinaus; so machten die Fürsorgerinnen 573 Hausbesuche bei den gefährdeten Familien. Auch die Gemeindepflegestationen beteiligen sich rege an der Fürsorge; solche unterhält der Vaterländische Frauenverein im Kreise 14. In ihnen waren im Jahre 1929 27 Schwestern tätig. Von dem Umfange ihrer Tätigkeit kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß in diesem Jahre 4342 Personen gepflegt wurden. Den Pflegestationen auf dem Lande liegt auch die wichtige laufende Desinfektion bei ansteckenden Krankheiten ob.

Für Unbemittelte wird in der Stadt Münsterberg wöchentlich eine Sprechstunde abgehalten. Hier werden kleinere Leiden behandelt oder es wird für ärztliche Hilfe in der Wohnung Sorge getragen. Diese soziale Sprechstunde wird reichlich besucht, im Jahre 1929 von 1112 Personen.

Schwächliche und gesundheitlich gefährdete Kinder wurden in den früheren Jahren zahlreich in Erholungsheime, z. T. an die See geschickt. Die Kosten hierfür können die Kommunen jedoch nicht mehr aufbringen. Als Ersatz werden örtliche Erholungskuren durchgeführt. In den Sommermonaten wandern täglich 30 bis 35 Kinder, während der Schulzeit nachmittags, während der Ferien schon vormittags, auf den Kreissportplatz. Hier erhalten die Kinder zuerst Milch und Brötchen, machen dann eine längere Liegekur und spielen die übrige Zeit auf dem ausgedehnten Platze. Große Freude bereitet dann in den heißen Tagen eine herrliche Dusche, von der sich die Kinder nur schwer trennen können. 99 Kinder nahmen im Jahre 1929 an diesen örtlichen Erholungskuren teil.

Seit 1926 ist im Kreise auch die ärztliche Ueberwachung der Schulkinder eingeführt worden. Die Zahl der Schulkinder beträgt zurzeit 4600. Jedes Kind wird bei Schuleintritt untersucht; ist es nicht ganz gesund, so kommt es auf die Ueberwachungsliste. Die gesunden Schüler werden dann nochmals im 12. Lebensjahr und vor der Entlassung untersucht. Die Ueberwachungsschüler werden jährlich zweimal untersucht. Im letzten Jahre wurde auch die ärztliche Betreuung der Schüler der ländlichen Fortbildungsschulen durchgeführt.

Für Kinder, die an Wirbelsäulenverkrümmung leiden oder in Gefahr sind, eine solche zu bekommen, werden orthopädische Turnstunden von einer besonders hierfür ausgebildeten Turnlehrerin erteilt. 63 Kinder nahmen im Jahre 1929 an diesem Turnen teil.

Aus all diesem geht zur Genüge hervor, daß der Kreis Münsterberg, was die ärztlichen Fürsorgeeinrichtungen betrifft, ruhig den Vergleich mit wohlhabenderen Kreisen aushalten kann. Natürlich sind all diese Einrichtungen nur nach und nach entstanden. Manche Hindernisse gab es zu überwinden, sei es, daß das Geld fehlte, sei es, daß alteingewurzelte Vorurteile zu beseitigen waren.

Die Schulen in Stadt und Kreis Münsterberg.

Alfred Kretschmer.

A. Volksschule.

Als die Ausspendung der Taufe an Erwachsene immer seltener wurde, traten an die Stelle des Katechumenats die Pfarr- oder Parochialschulen. In den Pfarrschulen lernten die Kinder durch Zwiegespräch die Anfangsgründe der christlichen Lehre, mitunter auch das Lesen. Die ersten Spuren einer historisch beglaubigten christlichen Elementarschule findet man zu Ausgang des zweiten Jahrhunderts in Edessa, wo ein Priester Protogenes die Kinder im Lesen, Schreiben und Psalmensingen unterwies.

Angeregt durch die Bestrebungen des Benediktinerordens wurde es im 8. Jahrhundert üblich, daß sich die Klöster wie auch die Domkapitel dem

Unterrichte vornehmer Laienkinder widmeten.[1]) Seit dem 10. Jahrhundert nahm die Sitte, daß vornehme Eltern ihre Töchter in Klöstern erziehen ließen, immer mehr zu. Unterrichtsgegenstände waren Religion, Lesen, Schreiben und Handarbeiten. Karl der Große ist der erste weltliche Herrscher, welcher für die Erziehung und den Unterricht seiner Untertanen Sorge trug. Der Gedanke eines allgemeinen Volksunterrichts nebst Schulzwang tauchte in seinem weitblickenden Geiste mit einer für die damalige Zeit bewundernswerten Klarheit auf, wenngleich wir darin nicht schon die heutige Volksschule erblicken dürfen.

Der Anregung des 3. Laterankonzils (1179) Folge leistend, drangen die Bischöfe auf die Einrichtung von Pfarrschulen. Die alten Pfarrschulen erwachten denn auch zu neuem Leben, und neue entstanden da, wo ein geordnetes Pfarrsystem eingerichtet war. Allein die Pfarrer waren, da die Arbeiten in der Seelsorge sich häuften, nicht immer imstande, den Unterricht in den Schulen selbst zu erteilen. Wo sie Vertreter in den Hilfsgeistlichen oder in den Angehörigen der Bettelorden fanden, war der Fortbestand der Schule gesichert; andernfalls mußte die Schule eingehen. Um dieses zu verhüten, wurde hie und da ein Tagelöhner oder Handwerker beauftragt, den Dorfkindern nach bestem Können den Unterricht im Lesen und Schreiben zu erteilen, während die Pfarrgeistlichkeit in der Religion unterrichtete. Häufiger trat noch der Fall ein, daß der Küster oder der Organist mit dem Unterrichte der Kinder beauftragt wurde; so kam es, daß an vielen Orten das Schulamt mit dem Kirchendienst dauernd vereinigt und damit eine bleibende Schuleinrichtung gesichert wurde. Als älteste Pfarrschulen in unserm Kreise dürfen die in Großnossen und Tepliwoda gelten, die etwa ums Jahr 1300 begründet wurden. Altheinrichau erhielt wahrscheinlich im 14. und Bärwalde im 15. Jahrhundert eine Schule. Wie weit das Schulwesen unter der Obhut und Pflege der Kirche in Deutschland gediehen war, geht daraus hervor, daß um das Jahr 1400 allein in der Diözese Prag etwa 640 Pfarrschulen bestanden. Da um jene Zeit das Deutsche Reich in 63 Bistümer geteilt war, von denen einige bezüglich des Schulwesens bedeutend weiter entwickelt waren als Prag, wird man nicht fehl gehen, wenn man die Zahl der Pfarrschulen (Volksschulen) auf ungefähr 50 000 schätzt.

[1]) Wiewohl nicht zum Thema gehörig, möge doch eine kurze Beschreibung der Heinrichauer Klosterschule hier Platz finden. Die Klosterschule war im heutigen Sinne eine höhere Schule. Sie war bestimmt, junge Leute für die Universität zum Studium der Theologie und auch der Philosophie heranzubilden. Die Schule bestand aus zwei Hauptabteilungen, der Unterricht dauerte in jeder 3 Jahre. Die Schüler der unteren Klassen, die in Latein, Rechnen, Geschichte, Geographie, deutscher Sprache und Religion unterrichtet wurden, nannte man Parvisten, Prinzipisten und Grammatisten; die der oberen Klassen, welche außer dem Unterricht in den genannten Fächern auch solchen in der Anfertigung von deutschen wie lateinischen Gedichten und Abfassung von Predigten erhielten, hießen Syntaxisten, Poetisten und Rhetoristen. Diejenigen Schüler, welche den Stand der Klostergeistlichen erwählten, kehrten nach einem 3jährigen Universitätsstudium in Breslau ins Kloster zurück und genossen 3 Jahre lang von zwei Professoren den Unterricht in der Theologie. Während dieser Zeit erhielten sie vom Abt die niederen Weihen. Die Schüler, bei der Aufhebung des Klosters 90 an der Zahl, waren bei den Bewohnern Heinrichaus meist auf Kosten des Stifts untergebracht. Unterricht morgens 8—10½ Uhr, nachmittags von 2—4 Uhr. Dienstag war der ganze Tag, Donnerstag der Nachmittag schulfrei. Schulgeld wurde nicht erhoben. Wohlhabende Schüler trugen einen Teil der Kosten für Heizung und Aufwartung, jährlich 10 Sgr. Die Diskantisten und Altisten erhielten für ihre Mühewaltung auf dem Chore freie Bekleidung.

Als infolge der Kreuzzüge Handel und Gewerbe einen starken Aufschwung nahmen, hoben sich die Städte zu Macht und Blüte. Mit dem Wachstum des Wohlstandes und dem Fortschritt der geschäftlichen Entwickelung regte sich das Bedürfnis nach praktischen Kenntnissen allgemeiner und dringender. Da die vorhandenen Dom-, Stifts- und Klosterschulen für die Schülerzahl nicht mehr ausreichten, ihr Lehrplan auch den Bedürfnissen der Bürger nicht genügend entgegenkam, errichteten die Städte selbst Schulen, die dem Kaufmann und dem Handwerker die für den Beruf notwendige praktische Bildung geben sollten. Diese Unterrichtsanstalten hießen Stadt- oder Ratsschulen. Die Kloster- und Domgeistlichkeit stellte sich diesen Schulen anfangs feindlich gegenüber, da sie eine Beeinträchtigung ihrer Schulen befürchtete. Diese Feindseligkeiten veranlaßten sogar die Päpste, vermittelnd einzugreifen. Papst Alexander III. verordnete 1170: „Kein Abt soll einem Scholastikus oder Magister untersagen, einer Schule in der Stadt oder in den Vorstädten vorzustehen, da die Wissenschaft eine Gabe Gottes und das Talent etwas Freies ist." Ursprünglich stimmten die Stadtschulen in ihrem Lehrplan mit dem der kirchlichen Schulen überein. Nach und nach aber wich ihr Lehrplan von jenem ab, und es bildeten sich bald zwei Arten, Schreibschulen und Lateinschulen, aus. Die letzteren hatten in ihrer Einrichtung große Aehnlichkeit mit den Dom- oder Stiftsschulen. In der Wahl des Lehrstoffes und der Methode hatte der Lehrer trotz der Abhängigkeit seiner Stellung volle Freiheit. Die Methode bestand im Vor- und Nachsagen, die Zucht war wie in allen Schulen des Mittelalters hart. Eigene Schulhäuser besaßen nur wenige Städte. Die Schulen waren meistens in gemieteten Räumen untergebracht.

Durch die Reformation gingen die meisten der bestehenden Schulen zugrunde. Die Klosterschulen fanden mit den Klöstern ihr Ende. Den Domschulen wurden mit den eingezogenen Gütern die Mittel zum Unterhalt entzogen. Die städtischen Schulen lösten sich auf, weil die Leiter ihr Amt niederlegten oder die Magistrate die Gehälter verweigerten. Die Religionsstreitigkeiten drangen auch in die Schule und entzweiten Lehrer wie Schüler untereinander. So kam es denn, daß niemand mehr Schulen unterhalten, keiner sie mehr besuchen wollte. Die blutigen Kämpfe, die Bauernkriege, die Wiedertäuferunruhen zerstörten die Schulen auf katholischer wie protestantischer Seite.

Dagegen lagen auch in der Reformation erhebliche Förderungsmomente für das Bildungswesen.

Durch den Grundsatz der selbsteigenen Forschung in der hl. Schrift wurde das Lesen und somit das Lesenlernen für die Anhänger der neuen Lehre zur religiösen Pflicht. Dadurch war zur Verallgemeinerung dieser elementarsten Kenntnis außerordentlich viel beigetragen, und auch das Bedürfnis elementarer Unterrichtsanstalten zu einem allgemeinen erhoben worden. Die Reformation half aber weiter eine einheitliche Unterrichts- und Schriftsprache in dem Hochdeutschen anzubahnen. Ferner wurde eine Reihe von Männern angeregt, ihre Kräfte der Förderung des Bildungswesens zu widmen; ihre Anregungen, Belehrungen und Anweisungen sind für den Fortschritt des Unterrichts und der Erziehung recht bedeutungsvoll geworden.

Die kirchliche Bewegung des 16. Jahrhunderts führte dann, als die ersten Stürme vorüber waren, zu einer wesentlichen Förderung des Volksunterrichts, da beide Parteien die Bedeutung desselben für die Erhaltung und Vergrößerung ihres Besitzstandes wohl zu würdigen wußten. Die Bewegung auf katholischer

Seite knüpfte an die Pfarrschulen an, erneuerte die untergegangenen und rief weitere ins Leben. Dem protestantischen Volksunterricht diente die Kinderlehre, die der Pfarrer nach Vorschrift des „Visitationsbüchleins" am Sonntagnachmittag abhalten mußte. In die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt auch die Erneuerung der Münsterberger Pfarrschule, die sogar im Jahre 1565 ein eigenes Gebäude erhielt, das bis zum Jahre 1881 seinem Zwecke diente. Daß neben der Münsterberger noch viele andere kirchliche Schulen in dieser Zeit wieder auflebten beziehungsweise neue errichtet wurden, ist zweifelsfrei. Wenn uns bestimmte urkundliche Beweise dafür fehlen, so liegt das daran, daß im 30jährigen Kriege mit den Kirchen auch alle Kirchenbücher, die uns Aufschluß geben könnten, vernichtet worden sind.

Die Aufwärtsbewegung des Volksunterrichts erlitt durch den 30jährigen Krieg eine jähe Unterbrechung. Dieser Krieg hatte wie für das politische und wirtschaftliche, so auch für das geistige Leben des deutschen Volkes die verderblichsten Wirkungen. Erst als die schlimmsten Wunden des Krieges geheilt waren, konnten edelgesinnte Fürsten dem Schulwesen ihres Landes Aufmerksamkeit schenken.

Und doch wurde die greuelvolle Zeit für die Volksschule von höchster Bedeutung. Comenius war es, der ihren Begriff in der heutigen Geltung feststellte, und sie zur Grundlage aller Schulen machte, indem er forderte, daß die öffentliche Volksschule oder Muttersprachschule von der Jugend beiderlei Geschlechts ohne Unterschied des Standes und Vermögens besucht werden sollte. Damit nahm er der Volksschule das Gepräge der Armenschule und fügte sie dem Organismus des Schulwesens überhaupt erst ein. Die volle Verwirklichung seiner Gedanken blieb einer späteren Zeit vorbehalten, die Schulgründungen erfolgten nur spärlich, in unserem Kreise wurden Weigelsdorf 1651, Neualtmannsdorf 1654 und Bärdorf 1671 begründet.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde das Bildungswesen vom Pietismus beherrscht. Dieser erstrebte, das Volk nicht bloß religiös zu erneuern, sondern auch seine Bildung in weltlichen Dingen so zu vervollkommnen, daß dadurch seine materielle Kultur gehoben und seiner Verarmung an irdischen Gütern gesteuert werde. Unter den Pietisten ragt Francke als Volkspädagoge im großen Stil hervor. U. a. förderte er durch sein Seminarium praeceptorum die Berufsbildung des Lehrerstandes und gab Anstoß zur Gründung von Lehrerbildungsanstalten. Seine Bestrebungen haben in den Verordnungen des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I. und in Heckers Wirken ihre direkte Fortsetzung und Weiterentwickelung gefunden.

Das bisherige Bildungsideal erlitt im 18. Jahrhundert eine Aenderung, als man vielfach den christlich gläubigen Boden der Pädagogik verließ und als Hauptziel der Bildung irdische Wohlfahrt und unmittelbare Verwendbarkeit der Kenntnisse für das praktische Leben erblickte. Daß das „Aufklärungszeitalter" der Begründung neuer Schulen günstig war, ist uns verständlich, zumal ja auch Friedrich d. Gr. um die Mitte des Jahrhunderts die Geschicke Schlesiens in seine feste Hand genommen hatte. Seine Stellung zur Schule kennzeichnet das Wort: „Keine Sorgfalt ist eines Gesetzgebers würdiger, als die für die Erziehung der Jugend." In Schlesien fand der große König bei seinen Bemühungen um den Volksunterricht die kräftigste Unterstützung an dem Minister von Schlabrendorf und an dem Abte von Felbiger. Im Jahre 1763 erschien

das „Königlich preußische General-Landschul-Reglement, wie solches in allen Landen Seiner Königlichen Majestät von Preußen durchgehends zu beachten, um der so höchst schädlichen und dem Christentum unanständigen Unwissenheit vorzubeugen und abzuhelfen, für die Folgezeit in den Schulen geschicktere und bessere Untertanen bilden und erziehen zu können.“ Da das General-Landschul-Reglement eine Reihe von Bestimmungen enthielt, welche nur für evangelische Schulen berechnet waren, stieß die Einführung desselben in den kath. Schulen Schlesiens auf mancherlei Schwierigkeiten. Deshalb wurde Felbiger vom Könige veranlaßt, für die kath. Schulen Schlesiens ein besonderes Reglement auszuarbeiten. Felbigers Entwurf erhielt am 3. November 1765 die Unterschrift des Königs und wurde unter dem Titel „Königlich preußisches General-Landschul-Reglement für die Römischkatholischen in Städten und Dörfern des souveränen Herzogtums Schlesiens und der Grafschaft Glatz“ veröffentlicht. Ausführlich beschäftigt es sich u. a. mit der Ausbildung der Lehrer und den hierfür zu gründenden Seminaren (Breslau, Grüssau, Rauden, Leubus, Sagan, Ratibor und Habelschwerdt). Das Schulwesen in Schlesien hob sich so bedeutend, daß dem Könige 1769 mitgeteilt werden konnte, seit Einführung des Reglements seien 240 katholische und 238 evangelische Schulen neuerrichtet worden. In diese Zeit fällt die Begründung der Schulen Bernsdorf, Berzdorf, Dobrischau, Eichau, Frömsdorf, Hertwigswalde, Liebenau, Münsterberg ev., Neuhaus, Niederpomsdorf, Oberkunzendorf, Schönjohnsdorf ev., Waldneudorf und Wiesenthal. Der Mangel an geeigneten Lehrern blieb aber immer noch ein großes Hindernis für die Durchführung der Schulreformen. Hatte Friedrich 1758 bestimmt, daß Schulmeister- und Küsterstellen nicht mit Invaliden besetzt werden sollten, ordnete er 1779 die Besetzung mit solchen an. Im Jahre 1796 hatte kaum ein Sechstel der Lehrer pädagogische Vorbildung. Das Einkommen war so dürftig, daß häufig die Nebenämter und Nebenbeschäftigungen dem Lehrer die Haupteinnahmequelle boten. Im Jahre 1778 versah der Gerichtsschreiber in Oberkunzendorf die Schule. Seine Besoldung bestand in: 6 Scheffl. $^{6}/_{4}$ Getreide, Schulgeld vom Kinde $^{1}/_{2}$ Sgr., und wenn es schreibt $^{2}/_{3}$ Sgr., 1 Sgr. vom Schreiben eines Gevatterbriefes, Erträgnisse von Begräbnissen, Neujahrs- und Gründonnerstagumgängen, freie Wohnung, 8 Brote, 5 Schck. Geb. Holz. Als Gerichtsschreiber erhielt er 2 Rth. 20 Sgr., von jedem Gutsverkauf 5 Sgr. Die Aufsicht über die Schule führte die Geistlichkeit, die Ernennung der Schulinspektoren wie die Anstellung der Lehrpersonen vollzogen die geistlichen Behörden. Die Bestimmung des Landschul-Reglements, daß die Schulstube von der Wohnung des Lehrers getrennt sein müsse, war eine sehr dringliche. In den Akten der Schule Bärwalde lesen wir aus dem Jahre 1764 folgendes: Das Schulgebäude war ein kleines, niedriges Häuschen aus Holzfachwerk, mit Lehm ausgeklebt, mit Strohschauben gedeckt und hatte nur eine heizbare Stube und eine Kammer. Diese Stube diente dem Lehrer mit seiner Familie als Wohnung und zugleich als Lehrzimmer. Die Frau des Lehrers verrichtete natürlich auch während der Lehrstunden ihre häuslichen Arbeiten. Oben erwähnte Kammer war die Totenkammer und diente zur Aufbewahrung aller Arten kirchlicher Utensilien und Requisiten und Aufbahrung der Leichen. Hier wurde auch „ausgesungen“.

Das Geistesleben, welches um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts sich entwickelte, hatte bereits vor den Tagen des unglücklichen Krieges be-

fruchtend auf die Gestaltung des Schulwesens in Preußen eingewirkt. Als dann die Jahre schwerer Trübsal hereinbrachen, erkannte man, daß eine Stärkung der Volkskraft durch Hebung der Volksbildung notwendig sei. Die Reform der Schule nach Pestalozzischen Grundsätzen war gekommen. Der König erklärte: „Zwar haben wir an Flächenraum verloren, zwar ist der Staat an äußerer Macht und an äußerem Glanze gesunken, aber wir wollen und müssen dafür sorgen, daß wir an innerer Macht und an innerem Glanze gewinnen. Deshalb ist es mein fester Wille, daß dem Volksunterrichte die größte Aufmerksamkeit gewidmet werde." Unter dem Minister v. Schrötter sandte die Regierung geeignete Schulmänner nach der Schweiz zu Pestalozzi, so Rendschmidt, den Mathematiklehrer vom katholischen Lehrerseminar in Breslau. Alle kehrten voll Begeisterung für die „Erziehungsschule" in die Heimat zurück und bildeten in Preußen eine selbständige, die Preußisch-Pestalozzische Schule aus. Sodann begründete die Regierung eine Reihe neuer Lehrerseminare, ältere Seminare wurden neu eingerichtet. Die Schulen Bärwalde, Großnossen und Oberpomsdorf erhielten in den Jahren 1814—1819 den ersten seminaristisch vorgebildeten Lehrer.

Neben der inneren Schulreform ging auch eine Reform der Schulverwaltung einher. Im Jahre 1808 wurde die Gutsuntertänigkeit aufgehoben und die Städteordnung eingeführt, wodurch die Städte die Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten unter Aufsicht des Staates erhielten. 1811 wurden städtische Schuldeputationen errichtet und 1812 Schulvorstände auf dem Lande zur Vermögensverwaltung der Schule vorgeschrieben. An die Stelle der Kriegs- und Domänenkammern traten durch Verordnung von 1808 die Königlichen Regierungen. Die gesamte Unterrichtsverwaltung bildete die III. Abteilung (Kultus und öffentlicher Unterricht) beim Ministerium des Innern. Durch Königliche Verordnung vom 3. November 1817 wurde das Unterrichtswesen einem besonderen Ministerium, dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, unterstellt. Am 1. Juni 1826 bestimmte der Minister, daß an jedem Seminar eine Entlassungsprüfung stattfinden müsse, und dieser nach Verlauf von 3 Jahren eine zweite Prüfung folgen sollte zur Erlangung der Befähigung für die endgültige Anstellung. Der französische Minister Cousin, welcher 1835 Preußen bereiste, konnte an seine Regierung berichten: „Preußen ist das klassische Land der Kasernen und Schulen; der Schulen, um das Volk zu erziehen, der Kasernen, um es zu verteidigen. Schulpflicht und Dienstpflicht, diese beiden Worte bezeichnen das ganze Preußen, das ganze Geheimnis seiner Macht und die Bürgschaft seiner Zukunft."

Schon zu den Zeiten Friedrich Wilhelms III. gab es eine Reihe einflußreicher Männer, welche mit dem Entwicklungsgange der Volksschule in Preußen nicht zufrieden waren; man erklärte offen, sie habe ihr Unterrichtsgebiet in unzulässiger Weise erweitert und huldige dem religiösen Rationalismus. Diese Richtung erstarkte immer mehr und erhielt unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. die Oberhand. Die Unterrichtsziele in den Seminaren und Volksschulen wurden infolgedessen „auf das praktisch notwendige Maß" eingeschränkt. Die Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 stellte erneut in Uebereinstimmung mit dem Allgemeinen Landrecht von 1794 das alleinige Aufsichtsrecht des Staates über alle Unterrichts- und Erziehungsanstalten fest. Demzufolge bestimmte das Schulaufsichtsgesetz vom Jahre 1872, daß die Ernennung der Lokal- und Kreisschulinspektoren Sache des Staates und nicht

mehr der geistlichen Behörden sei. Einen Markstein in der Aufwärtsentwicklung des Volksschulwesens bedeuteten die Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872. Sie beseitigten zunächst die unglückseligen Regulative von 1854, bauten die Volksschule nach außen wie innen weiter aus und schufen eine den Bedürfnissen des Volkslebens angepaßte reiche Gliederung der Volksschule.

Von 1892—1899 hatte Minister Bosse das Kultusministerium inne. Kein Minister, weder vor noch nach ihm, hat die äußere Lage der Lehrerschaft auf gleich kräftige Weise gefördert wie er. 1893 brachte Bosse das Gesetz betr. Ruhegehaltskassen für die Lehrer und Lehrerinnen zustande, wodurch den Lehrern jeder Abzug vom Einkommen für die pensionierten Vorgänger abgenommen wurde. Diesem Gesetz folgte am 3. März 1897 das Lehrerbesoldungsgesetz und am 4. Dezember 1899 das Gesetz betr. die Fürsorge für die Witwen und Waisen der Lehrer an den öffentlichen Volksschulen. Bosse's Nachfolger, Minister Studt, ebenso wie Minister Falk ein geborener Schlesier, übertrug seine Sorge mehr dem inneren Ausbau der Volksschule und der fortschrittlichen Entwicklung des Lehrerbildungswesens, wenn auch nicht ausschließlich. Sechs Minister hatten sich vor Studt vergeblich um das Zustandekommen eines Schulgesetzes bemüht, er hat dieses Ziel wenigstens teilweise erreicht; am 28. Juli 1906 konnte das Volksschulunterhaltungsgesetz veröffentlicht werden.

An dem beispiellosen wirtschaftlichen und geistigen Aufschwung Deutschlands nahm auch die Schule teil, bis der Weltkrieg sich hemmend entgegenstellte. Die Lehrer waren zum größten Teile im Felde, sechsklassige Schulen mit einer Lehrkraft waren keine Seltenheit, die Unterrichtszeit mußte an einzelnen Orten bis auf 20% herabgesetzt werden, die übermäßige Anspannung der kindlichen Arbeitskraft außerhalb der Schule tat das ihre dazu. Verschärft wurden diese beklagenswerten Verhältnisse noch häufig durch das Fehlen des väterlichen Einflusses in der häuslichen Erziehung.

Die grundlegende Aenderung, die der Weltkrieg und die Revolution in wirtschaftlicher, sozialer und politischer Hinsicht herbeiführten, konnte natürlich nicht spurlos an der Schule vorübergehen. Eine Fülle von Gesetzen, Verordnungen und Erlassen ist dann auch in dem letzten Jahrzehnt über die Schule gekommen. Den inneren Ausbau der Volksschule haben die Richtlinien für die Aufstellung von Lehrplänen für die Grundschule vom 16. März 1921 und für die Oberstufe der Volksschule vom 15. Oktober 1922 zum Gegenstande.

Von wesentlichster Bedeutung für die gesamte deutsche Schulgliederung wurde der Umstand, daß die Reichsverfassung (Artikel 10) die Grundsatzgesetzgebung auf dem Gebiete des Schulwesens an sich zog. Im Artikel 146 ist eine für alle gemeinsame Grundschule, auf der sich das mittlere und höhere Schulwesen aufzubauen hat, festgelegt. Dieses Programm ist dann in dem bisher einzigen Reichsschulgesetz, dem Grundschulgesetz vom 28. April 1920, ausgeführt worden. Die Volksschule ist damit endlich aus ihrer Abseitsstellung befreit und organisch mit dem gesamten übrigen Schulwesen so verbunden, wie es ihrer Bedeutung als volksbildnerischer Anstalt für 94% aller Deutschen entspricht. Nach vierjährigem Grundschulbesuch steht jedem Kinde der Uebertritt in eine mittlere oder höhere Lehranstalt offen. Kinder, die im reiferen Alter eine zur höheren Schule weisende Entwickelung zeigen, finden den Weg zu ihr in der Aufbauschule. Diese ist eine neue Form der höheren Schule, welche unmittelbar an den 7 jährigen Volksschulbesuch anschließt. Die Eltern können

ihre Kinder bis zum 13. Lebensjahre die Volksschule durchlaufen lassen, um sie dann, wenn sie sich für die höhere Schule geeignet zeigen, in die Untertertia der Aufbauschule zu bringen, die sie in 6 Jahren zur Reifeprüfung und damit im gleichen Durchschnittsalter zu denselben Zielen führt wie jede andere höhere Schule. Zu den für die Schulgliederung entscheidend wichtigen Maßnahmen gehören weiter die Bestimmungen für die neue Lehrerbildung. Der höheren Schule liegt nun die Allgemeinbildung des Volksschullehrers ob. Man soll sich allein die Auswirkung dieser Tatsache einmal vorstellen und sich überlegen, welche Bedeutung diese Verbindung von 111 000 Volksschullehrern mit der höheren Schule gewinnen wird. Der künftige Volksschullehrer, der früher gerade in den entscheidenden Jahren geistiger Gärung und Reife zwischen dem 14. und 20. Lebensjahr in der Lehrerbildungsanstalt von den allgemeinbildenden höheren Schulen ab- und ausgesperrt war, wird nun bis zum 19 jährigen Reifeprüfungsalter im Leben dieser Schulen und in der Kameradschaft mit ihrer Jugend stehen. Wie die Volksschule, so tritt auch ihre Lehrerschaft aus der bisherigen Abseitsstellung im Bildungsleben des Volkes heraus und mitten in dieses hinein. Geistig gereift und von der gleichen Bildungsgrundlage, die allen Arbeitern im geistigen Leben des Volkes gemeinsam ist, tritt der jetzige Volksschullehrer in seine zweijährige Fachausbildung auf der Pädagogischen Akademie ein, die ihm in neuer, für die Entwickelung unserer gesamten Volksbildung vielverheißenden Form die Prägung für sein Amt geben soll. Ein Aufblühen unseres Volksschul- und Volksbildungswesens unter der Führung volksbildnerisch tiefgeschulter, ihrer weitreichenden Einflußmöglichkeiten und ihrer großen Verantwortung bewußter Männer und Frauen wird uns Deutsche endlich zu dem Volk formen und bilden, das wir heute immer noch nicht sind.

Zum Schluß noch eine kurze statistische Angabe. Der Schulaufsichtskreis Münsterberg wurde am 1. Januar 1922 errichtet und wird seit Begründung von Schulrat Kretschmer verwaltet. Der Bezirk umfaßt 37 Schulen mit 4600 Kindern, 130 Klassen und 104 Lehrkräften.

B. Gehobene Volksschulklassen.

Mit der katholischen Knabenschule Münsterberg sind seit 1913 gehobene Klassen verbunden. Bis Ostern 1929 waren es deren fünf, jetzt sind nur noch Unter- und Obertertia vorhanden. Die gehobenen Klassen bilden die Fortführung der im Jahre 1801 ins Leben gerufenen Präfektenschule. Durch diese sollte den begabten Kindern katholischer Eltern Gelegenheit gegeben werden, sich auf den Besuch höherer Lehranstalten mit Nutzen vorbereiten zu können. Eine ähnliche Einrichtung war bereits an der evangelischen Stadtschule seit längerer Zeit vorhanden. Der erste Leiter war der junge Theologe Joseph Wurst, später Seminardirektor in Breslau. Im Jahre 1862 löste die Präfektenschule ihre Verbindung mit der katholischen Volksschule. Sie ist in dem mehr als hundert Jahre währenden Bestehen ihrer im Jahre 1801 übernommenen Aufgabe treugeblieben. Unter den Präfekten Hahn und Heisig erfreute sie sich eines wohlberechtigten hohen Ansehens. Im Jahre 1913 wurden, wie schon oben vermerkt, die Klassen der Präfektenschule wieder in die katholische Volksschule eingereiht. Nach Begründung des städtischen Reformrealprogymnasiums beschlossen die städtischen Körperschaften im Jahre 1928 aus planwirtschaftlichen Erwägungen heraus den jahresweisen Abbau der

gehobenen Klassen. Mit dem Ostertermin 1933 gehört die Schule der Vergangenheit an, nachdem sie über 130 Jahre eine segensreiche Pflanzstätte christlicher und nationaler Gesinnung gewesen ist.

C. Seminar und Präparandenanstalt.

Am 1. Oktober 1849 wurde das 1847 begründete evangelische Lehrerseminar von Löwen nach Münsterberg verlegt, wie es ausdrücklich hieß „zur Anerkennung für die königstreue Haltung der Bürgerschaft im verflossenen Revolutionsjahre.“ Zur Unterbringung der Anstalt erwarb die Stadt das am kleinen Ringe gelegene Haus Nr. 44 für den Preis von 12000 Talern. Am 22. Juni 1854 wurde in der Schützenstraße der Grundstein für ein eigenes Seminargebäude gelegt. Durch das Lehrerkollegium erfolgte im Jahre 1874 die Begründung einer Privat-Präparandenanstalt. Leiter der Anstalt war der Seminardirektor; den Unterricht erteilten die Lehrer des Seminars und zwei Präparandenlehrer. Die Schüler der Anstalt waren zunächst bei geeigneten Familien in der Stadt untergebracht, bis die Anstalt als Internat in der Kühn'schen Villa ein eigenes Heim erhielt. Später wurde auf dem Seminargrundstücke ein besonderes Präparandiegebäude errichtet. Das Seminar darf sich rühmen, unter seinen Lehrern Männer gehabt zu haben, die durch ihr hervorragendes Wirken weit über Schlesiens Grenzen hinaus bekannt geworden sind, so Bock (Lesebuch), Mettner (Musikwerke), Steuer (Rechenwerke), Baron (Jugendschriften) und Fedor Sommer (Romane und heimatliche Erzählungen). Am 15. Oktober 1922, dem goldenen Jubiläumstage der Allgemeinen Bestimmungen, versammelte das Seminar seine derzeitigen wie früheren Lehrer und Schüler zu einer schlichten, aber überaus würdigen Feier des 75jährigen Bestehens der Anstalt. In die Jubiläumsfreude mischte sich leider die Gewißheit einer baldigen Auflösung der Seminare. Auf Grund des Artikels 143 der Reichsverfassung beschloß denn auch das Preußische Staatsministerium am 9. September 1924, die Fachausbildung der Lehrer in Zukunft pädagogischen Akademien anzuvertrauen. Im März 1925 bestanden die letzten Münsterberger Seminaristen ihre erste Lehrerprüfung, und so schloß das Münsterberger Seminar, nachdem es über 2300 Lehrern ihre wissenschaftliche wie berufliche Bildung gegeben hatte, für immer seine Pforten. Der jetzt in Aurich lebende Regierungs- und Schulrat Konopka war sein letzter Direktor.

D. Lyzeum.

Das jetzige Lyzeum Helenenschule zu Münsterberg wurde im Dezember 1904 als dreiklassige höhere Töchterschule (Leiterin Klara Berger) von der Schulvorsteherin Helene Zolondek käuflich erworben. Die Schule zählte damals 38 Schülerinnen. Die Uebersiedelung der stetig wachsenden Anstalt aus den in keiner Weise zweckentsprechenden Räumen des Hintergebäudes der späteren Villa Cimbal, Schützenstraße, in das frühere Kreishaus, Patschkauerstraße 34, erfolgte im Januar 1908.

Die langjährigen Bemühungen, der zehnklassigen höheren Töchterschule die staatliche Anerkennung als vollberechtigtes Lyzeum zu verschaffen, wurden nach Uebertragung der Konzession an den Studienrat Professor Mellin aus Duisburg-Meidrich mit Erfolg gekrönt. Vor der Anerkennung der Anstalt als Lyzeum übergab die ehemalige Leiterin die Schule, welche bis 1921 ihr Eigentum war, an das Kuratorium, welches als Verein für das höhere

Mädchenschulwesen zu Münsterberg am 30. Juli 1921 unter Nr. 12 in das Vereinsregister des hiesigen Amtsgerichts eingetragen wurde. Stadt und Kreis wurden von diesem Zeitpunkte ab Unterhaltungsträger der Anstalt. Als Gegenleistung für die Ueberlassung der Anstalt wurde der Vorsteherin das Gehalt einer Schulvorsteherin mit Ruhegehaltssicherung zugesprochen. Die ministerielle Anerkennung der Schule als Lyzeum galt vom 1. Januar 1922 ab.

Als 1925 mit der Aufhebung des Lehrerseminars in Münsterberg die Seminargebäude frei wurden, und der Staat darin eine sechsklassige Deutsche Oberschule in Form einer Aufbauschule, in die auch Mädchen aufgenommen werden konnten, zu errichten beschloß, da begann die Schülerinnenzahl des Lyzeums, welche im Schuljahre 1924 nicht weniger als 172 betragen hatte, allmählich und stetig zu sinken. Hatte die Schule nach jahrelangen Kämpfen gegen widrige Verhältnisse eben erst begonnen, sich einer ruhigen Weiterentwicklung zu erfreuen, da beschlossen die staatlichen und städtischen Behörden 1928, ein städtisches Reformrealprogymnasium der Aufbauschule anzugliedern und die Klassen des Lyzeums jahresweise abzubauen. Mit dem Jahre 1932 wird das Lyzeum, das durchaus einem Bedürfnisse von Stadt und Kreis entsprochen und unzweifelhaft, da es das einzige Lyzeum zwischen Glatz und Breslau war, auch Bedeutung über den Kreis Münsterberg hinaus hatte, gewesen sein.

E. Aufbauschule.

Die staatliche Aufbauschule wurde Ostern 1925 gegründet und im Gebäude des ehemaligen evangelischen Lehrerseminars untergebracht. Sie führt in sechs Jahrgängen, die Klassen Untertertia bis Oberprima umfassend, zur Reifeprüfung und erteilt dieselben Berechtigungen wie ein Realgymnasium. In die unterste Klasse (Untertertia) werden nur Volksschüler nach mindestens siebenjährigem Volksschulbesuch aufgenommen. Die Aufnahme erfolgt auf Grund einer Aufnahmeprüfung, für welche die Kenntnisse des siebenten Volksschuljahres vorausgesetzt werden.

Die Aufbauschule ist eine höhere Lehranstalt für die männliche Jugend. Mädchen werden nur auf besonders begründeten Antrag hin und nach jedesmaliger vorheriger Genehmigung des Breslauer Provinzialschulkollegiums aufgenommen.

An Fremdsprachen werden in der Aufbauschule gelehrt: von Untertertia an Englisch, von Untersekunda an Latein. Da die Aufbauschule nach dem Lehrplan der Deutschen Oberschule unterrichtet, stehen die deutschkundlichen Fächer (Deutsch, Geschichte, Erdkunde) im Mittelpunkt des Unterrichts. Doch ist auch ein erheblicher Teil der Unterrichtszeit den Naturwissenschaften zugewiesen, die auf der Oberstufe mit 5 Wochenstunden in jeder Klasse vertreten sind.

Für die Unterbringung auswärtiger Schüler stehen in der Stadt zwei auf konfessioneller Grundlage errichtete Schülerheime zur Verfügung: für kath. Schüler im St. Josephsstift der Borromäerinnen, für evangelische im Gemeindehaus Bethanien. Das Schulgebäude ist in den Jahren 1928—1930 einem umfassenden Umbau unterzogen worden, durch den das ehemalige Lehrerseminar für die Zwecke der neuzeitlichen Schule hergerichtet wurde. Die Schule besitzt jetzt helle und freundliche Klassenzimmer, mustergültig ausgestattete Unterrichts- und Sammlungsräume für die Naturwissenschaften, ein besonderes Lehrzimmer für Erdkunde, einen geräumigen und hellen Zeichensaal, ein großes Musikzimmer

mit Flügel, Klavier, Harmonium wie Uebungsorgel und eine besonders sehenswerte Aula. Letztere ist von dem schlesischen Kunstmaler Gottwald ausgemalt.
Die Schule hat sich sehr günstig entwickelt. Sie zählt zur Zeit in sechs Klassen 160 Schüler, darunter 40 Mädchen. Aus der Stadt Münsterberg selbst stammt etwas über ein Viertel der Schülerschaft. Und das entspricht durchaus dem Sinn der Aufbauschule. Denn ihrem Gründungsgedanken entsprechend soll sie eine Sammelschule für alle begabten Kinder des flachen Landes sein, denen so die Möglichkeit gegeben ist, bis zu ihrem 13. Lebensjahre im Elternhause zu bleiben.

F. Reformrealprogymnasium.

Das städtische Reformrealprogymnasium wurde Ostern 1929 begründet. Es umfaßt zur Zeit 3 Klassen (Sexta, Quinta und Quarta) und wird seinen Ausbau 1935 vollendet haben. Die Aufnahme in die Sexta erfolgt nach vierjährigem Besuch der Grundschule auf Grund einer Aufnahmeprüfung. An Fremdsprachen werden gelehrt: von Sexta an Englisch, von Untertertia an Französisch, von Untersekunda an Lateinisch. Das Reformrealprogymnasium ist im Gebäude der Aufbauschule untergebracht und dem jeweiligen Direktor der Aufbauschule unterstellt.

G. Fortbildungsschule.

Der Gedanke, für die Fortbildung der schulentlassenen Jugend Sorge zu tragen, wie er in den Min.-Erl. vom 2. Februar 1876 und 30. Oktober 1895 ausgesprochen ist, wurde nur zögernd von den in Betracht kommenden Kreisen aufgenommen. Am frühesten setzten ihn die gewerblichen und kaufmännischen Arbeitgeber in die Tat um. Die ersten ländlichen Fortbildungsschulen bringt dagegen erst das Jahr 1911. Die in den Jahren 1911 und 12 begründeten 9 ländlichen Fortbildungsschulen wurden leider auch Kriegsopfer. Eine wesentliche Förderung des Fortbildungsschulwesens brachte das Gesetz betr. Erweiterung der Berufs-(Fortbildungs)schulpflicht vom 31. Juli 1923. Auf Grund dieses Gesetzes wurde eine Kreissatzung (27. Juni 1925) für die ländlichen Fortbildungsschulen im Kreise Münsterberg geschaffen. Durch dieselbe wurde der Kreis Träger der Schullasten und Förderer des Fortbildungsschulgedankens. Damit war eine stetige Entwickelung gewährleistet, und die Möglichkeit, alle Angelegenheiten der ländlichen Fortbildungsschule einheitlich zu behandeln, gegeben. Zur Zeit bestehen im Kreise 25 ländliche Fortbildungsschulen, und in der Stadt Münsterberg eine gewerbliche und eine kaufmännische Fortbildungsschule.

Benutzte Quellen:

Aufzeichnungen in den Schul- und Kirchenchroniken. Mitgeteilt durch die Lehrerschaft des Kreises.
Verfassung des Deutschen Reiches.
Badenhop-Schulte, Schulgesetze und Verordnungen.
Volkmer, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts.
Kaestner, Zur Frage der Schulgliederung.
Kehrein, Handbuch der Erziehung und des Unterrichts.
Herold, Schematismus der Volks- und Mittelschulen Schlesiens.
Frankenberger, Die Volksschule.
Krukenberg, Der Wegweiser für Schulverwaltung und Schulaufsicht.
Schumann und Voigt, Lehrbuch der Pädagogik.
Kretschmer, Pädagogisches Lesebuch.
Hartmann, Geschichte der Stadt Münsterberg.

Ortsverzeichnis.

Alfred Kretschmer.

Algersdorf. 1318.[1]) Wahrscheinlich benannt nach Alsik bezw. Alsiko, der um 1305—1318 als Besitzer von Gütern zwischen Heinrichau und Münsterberg erwähnt wird.

113 Einwohner, davon 36 evangel. Kath. Kirche und Schule Berzdorf 3,3 km. Evangel. Kirche Heinrichau. Im Norden des Kreises gelegen, 13 km von der Kreisstadt entfernt. Bahnstation Heinrichau 9 km, Post Strehlen Land.

Altheinrichau, vor 1222 aus mehreren slawischen kleinen Ortschaften hervorgegangen, die dem späteren Domherrn Nikolaus gehörten, welcher das ganze Gebiet zu Ehren seines Herzogs Heinrichow nannte. Nach Gründung des Klosters Heinrichau erhielt es den unterscheidenden Zusatz Altheinrichau 1295.

481 Einwohner, davon 54 evangel. Kath. Kirche und 4 klassige Schule am Ort. Evangel. Kirche Heinrichau. Die Kirche in Altheinrichau ist aus einer dem hl. Martin geweihten Kapelle entstanden und um 1200 zur Pfarrkirche erweitert worden. Sie wurde 1241 von den Mongolen, 1429 von den Hussiten zerstört. Die jetzige Kirche wurde 1582—86 erbaut, im 30 jährigen Kriege geplündert und 1705 erweitert. Im Norden des Kreises gelegen, 10 km von der Kreisstadt. Post Heinrichau. Altheinrichau ist Station der Frankenstein—Münsterberg—Nimptscher Kreisbahn und 4 km von der Station Heinrichau der Staatsbahn Breslau—Mittelwalde entfernt. Altheinrichau liegt an der Kunststraße Heinrichau—Tepliwoda. Standesamt und Amtsvorstand Altheinrichau. Der überwiegend größte Teil der Bevölkerung ist in der Landwirtschaft tätig. Die Erbscholtisei ist im Besitze des Großherzogs von Sachsen-Weimar. Als älteste Familie nennt das Urbarium die Familie des Gutsbesitzers Klemenz (1750).

Bärdorf. 1305 Beyrsdorf, vermutlich nach einer Familie Bevarus oder Beier genannt.

896 Einwohner, davon 28 evangel. Kath. Kirche und 4 klassige Schule am Orte, evangel. Kirche Münsterberg. Im südlichen Teile des Kreises auf der 300 m hohen Bärdorfer Höhe gelegen, 8 km von der Kreisstadt entfernt. Post am Orte, Bahnstation Altaltmannsdorf 5 km. Kunststraßen nach Münsterberg, Patschkau und Kamenz. Täglich dreimal Kraftpostverbindung nach Münsterberg.

---

[1]) Die erste Jahreszahl bedeutet immer die erste urkundliche Erwähnung.

Bärwalde. 1253 Berinwalde genannt. Der Name darf direkt von Bär und Wald abgeleitet werden.

612 Einwohner, davon 59 evangel., 3 ref., 1 atheistisch. Kath. Kirche und 4 klassige Schule am Orte. Evangel. Kirche Olbersdorf. Im Südwesten des Kreises gelegen, 8 km von der Kreisstadt entfernt. Post am Orte, nächste Bahnstation Altaltmannsdorf 2,6 km. Bärwalde liegt an der Kunststraße Münsterberg—Frankenstein. Amtsvorstand und Standesamt Olbersdorf.

Belmsdorf. 1305. Nach dem althochdeutschen Personennamen Baldowin (Balduin) benannt.

123 Einwohner. Kath. Kirche und Schule Seitendorf, evangel. Schule Kobelau, evangel. Kirche Tepliwoda. Im Westen des Kreises gelegen, 14 km von der Kreisstadt entfernt. Post und Bahnstation Frankenstein 8 km. Standesamt und Amtsvorstand Tepliwoda.

Bernsdorf. 1305 Bernhardsdorf, nach Herzog Bernhard benannt.

698 Einwohner, davon 84 evangel. Kath. 4 klassige Schule am Orte, kath. und evangel. Kirche Münsterberg. In einer 1886 erbauten Kapelle wird seit 1923 wöchentlich zweimal katholischer Gottesdienst abgehalten. Bernsdorf liegt 4 km südlich von der Kreisstadt entfernt. Standesamt und Amtsvorstand Bernsdorf. Nächste Bahnstation Münsterberg. Post am Orte. Bernsdorf liegt an der Kunststraße Münsterberg—Patschkau und hat dreimal täglich Kraftpostverbindung mit der Kreisstadt.

Berzdorf. 1234 Bertoldsdorf. Das Dorf war von Anfang an Stiftsdorf von Heinrichau.

435 Einwohner, davon 37 evangel. Kath. Kirche und 4 klassige kath. Schule am Orte, evangel. Kirche Heinrichau. Amtsvorstand und Standesamt Berzdorf. Post Heinrichau 8 km, Bahnstation Heinrichau 6 km. Der Ort liegt im Nordosten des Kreises und ist von der Kreisstadt 8 km entfernt. Berzdorf liegt an zwei Kunststraßen und hat Sonnabends Kraftpostverbindung mit Münsterberg.

Bruckssteine. 1293 Mrococin, Ort des Mrokocz.

250 kath. Einwohner. Kath. Kirche und Schule in Oberpomsdorf, evangel. Kirche in Patschkau. Im Süden des Kreises gelegen, 15 km von Münsterberg. Bahnstation und Post Hertwigswalde 3 km. Amtsvorstand und Standesamt Neuhaus. In Brucksteine eine Kapelle mit sehenswertem Altar. An der Nordseite des Dorfes ein 400 m hoher Höhenrücken mit schönem Blick auf das Neißetal und reicher Ausbeute für den Geologen und Naturkundigen. Bruckssteine liegt an der Kunststraße Hertwigswalde—Patschkau.

Deutschneudorf. 1331 Nevindorf.

178 Einwohner. Kath. Kirche und Schule Berzdorf, evangel. Kirche Heinrichau. Post- und Bahnstation Heinrichau 6 km. Amtsvorstand und Standesamt Berzdorf. Deutschneudorf ist im Nordosten des Kreises gelegen und 10 km von Münsterberg entfernt.

Dobrischau. 1304 Dobruschow. Abzuleiten von dem polnischen dobr (gut) bezw. von dem davon gebildeten Personennamen Dobrusch (guter Mensch), also Ort des Dobrusch.

122 Einwohner, davon 23 evangel. Kath. Kirche und Schule am Orte, evangel. Kirche in Strehlen. Im Norden des Kreises gelegen, 340 m Meereshöhe, Entfernung von Münsterberg 14 km. Post Strehlen, Bahnstation Heinrichau 6 km. Die jetzige Kirche ist 1750 erbaut, sehenswert wegen ihrer Walfischkanzel und eines aus dem 18. Jahrhundert stammenden Marienbildes.

Eichau. 1269 Breyte Eyche. Von Herzog Heinrich auf Eichenrodung angelegt.

447 Einwohner, davon 20 evangel. Kath. Kirche Weigelsdorf, kath. 2klassige Schule am Orte, evangel. Kirche Münsterberg. Amts- und Standesamtsbezirk Eichau. Post und Bahnstation Münsterberg 3,5 km. Eichau liegt an der Kunststraße Münsterberg—Neisse. Die kleine Dorfkapelle ist im Jahre 1834 erbaut worden. Sie birgt einen gotischen Klappaltar von anerkanntem Kunstwert aus dem Jahre 1513. Er war zuerst im Kloster Kamenz aufgestellt. Sein Hersteller ist der Nürnberger Künstler Veit Stoß. Das große Mittelbild zeigt die Himmelfahrt Mariens und die 12 Apostel in Hochrelief. Die beiden Seitenflügel geben Darstellungen aus dem Leben Jesu und der Mutter Gottes. Gekrönt wird das Altarwerk durch ein Antoniusbild aus dem Jahre 1835. Es ist dies das Werk eines Wiener Meisters. 1912 wurde die Kapelle einer gründlichen Erneuerung unterzogen.

Frömsdorf. 1264 Chirnczicz, 1361 Wrobinsdorf, 1637 Frümsdorf, dann meistens Frömsdorf. Das Dorf war also ursprünglich slawische Siedlung, die später zu deutschem Recht mit dem Namen des ersten Schulzen Frowein umgewandelt wurde.

712 Einwohner, davon 36 evangel. Kath. Kirche und 3klassige kath. Schule am Orte, evangel. Kirche Olbersdorf. Amts- und Standesamtsbezirk Frömsdorf. Post am Orte, Bahnstation Münsterberg 7 km. Mittwoch und Sonnabend Kraftpostverbindung mit Münsterberg und Frankenstein. Der Ort liegt an der Kunststraße Münsterberg—Frankenstein.

Glambach. 1296 Glambocice, abgeleitet vom polnischen glamboku = tief. „Tiefenort" bezeichnet treffend die Lage des Dorfes.

308 kath. Einwohner. Kath. Kirche Liebenau 3,5 km, kath. einklassige Schule am Orte. Post und Bahnstation Patschkau 6 km. Amtsbezirk und Standesamt Liebenau. Der Ort liegt 11,2 km südlich von Münsterberg an der Kunststraße Münsterberg—Patschkau.

Gollendorf. 1239 Gola, 1379 Golindorf. Ort in baumloser Gegend, golu = kahl.

129 kath. Einwohner. Kath. Kirche Liebenau, kath. 3klassige Schule Niederpomsdorf. Post und Bahnstation Patschkau 3 km. Standesamt Liebenau, Amtsbezirk Niederpomsdorf. Gollendorf ist 15,5 km von der Kreisstadt entfernt und liegt an der Kunststraße Münsterberg—Patschkau.

Großnossen. 1274 Osina, 1293 Ozsina vel Nuzin. Vermutlich nach einem Ritter Ossina benannt.

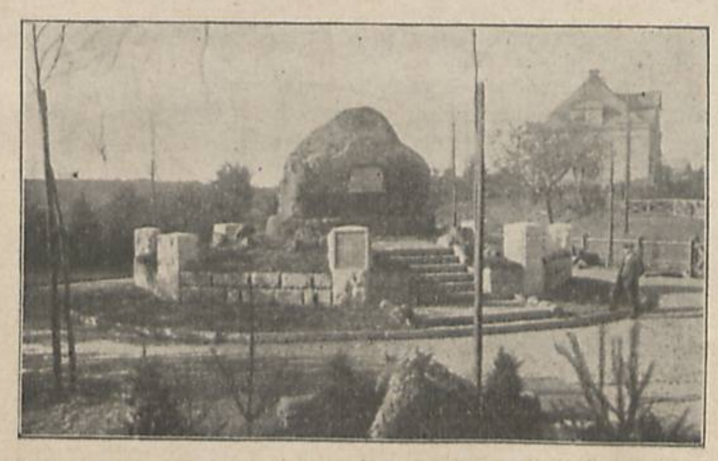
631 Einwohner, davon 20 evangel. Kath. Kirche und 3klassige kath. Schule am Orte. Evangel. Kirche Münsterberg. Standesamt und Amtsbezirk Großnossen. Post und Bahnstation Münsterberg. Großnossen liegt 3,5 km östlich von Münsterberg entfernt und ist an einer Kunststraße nach dem Kreisorte gelegen. Ueber die Verhältnisse der Scholtisei

in Großnossen gibt die Urkunde des Abtes Nikolaus vom 4. November 1465 näheren Aufschluß. In derselben erneuert und bestätigt er dem Scholzen Peter Püschel alle Rechte und Privilegien, welche die Scholtisei daselbst seit alters gehabt hat, nämlich: 3 Hufen Ackers mit freier Schaftrift für 200 Schafe, die er von einem eigenen Schäfer weiden lassen soll, den dritten Pfennig vom Gerichte. Er darf Bier ausschänken an der Kirchmeß und bei allen festlichen Gelegenheiten, doch soll er das Bier aus Münsterberg beziehen und es nur im Gerichtskretscham ausschänken. Der Scholze und seine Nachkommen sollen dem Stifte Camenz jährlich drei Mark Erbzinsen, die Hälfte an Walpurgis, den Rest an Michaelis zahlen. — Im Jahre 1761 hatte Friedrich der Große längere Zeit sein Hauptquartier in Großnossen, er wohnte in der Scholtisei. Eine Anzahl von Verordnungen und Befehlen ist von Nossen aus datiert.

Haltauf. 1591. Vermutlich der seltene Fall eines imperativischen Ortsnamens. 176 Einwohner, davon 84 evangel. Kath. Kirche Berzdorf, kath. Schule Schreibendorf, evangel. Kirche und Schule Schreibendorf. Amtsbezirk Münchhof-Kunern, Standesamt Kunern. Post Schreibendorf, Bahnstation Münsterberg 12,5 km.

Heinrichau. Nach seinem Gründer Herzog Heinrich I. von Schlesien benannt. 1028 Einwohner, davon 322 evangelisch. Kath. und evangel. Kirche am Orte, ebenso Schulen für beide Bekenntnisse. Die kath. Schule ist 5 klassig, die evangel. 2 klassig. Amtsbezirk und Standesamt Heinrichau. Post am Orte. Heinrichau ist Station der Staatsbahn Breslau—Mittelwalde und Ausgangspunkt der Frankenstein—Münsterberg—Nimptscher Kreisbahn, der Ort liegt an der Kunststraße Breslau—Strehlen—Münsterberg. Von der Kreisstadt ist Heinrichau 7,5 km entfernt.

Das Zisterzienser-Kloster Heinrichau wurde durch Edikt vom 30. Oktober 1810 aufgehoben. Die Klostergüter kamen durch Kauf in den Besitz der holländischen Königsfamilie und durch Erbschaft schließlich an den Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar, vermählt seit



Kriegerdenkmal Heinrichau.

dem 4. Januar 1910 mit Feodora Prinzessin von Sachsen-Meiningen, gestorben 23. April 1923.[1]) An Sehenswürdigkeiten sind zu erwähnen: Klosterkirche, Schloß, Park und Kriegerdenkmal.

Heinzendorf. 1284. Der Name kommt von Heinz, der bekannten Abkürzung von Heinrich.

176 Einwohner, davon 42 evangel. Kath. Kirche und Schule in Berzdorf, evangel. Kirche Heinrichau. Amtsbezirk und Standesamt Berzdorf. Post und Bahnstation Heinrichau 4 km. Heinzendorf liegt an der Kunststraße Berzdorf—Heinrichau.

Herbsdorf. 1416 Herbigisdorf. Der Name des Ortes ist auf den deutschen Personennamen Herwig zurückzuführen.

263 Einwohner, davon 6 evangel. Kath. Kirche Liebenau, kath. Schule Niederpomsdorf. Post und Bahnstation Patschkau 5 km. Amtsbezirk Niederpomsdorf, Standesamt Liebenau. Herbsdorf ist von Münsterberg 13,4 km entfernt und liegt an der Kunststraße Münsterberg—Patschkau.

Hertwigswalde. 1291 Hertwigiswaldau. Kommt von dem Personennamen Harduwig = kühner Streiter.

1120 Einwohner, davon 44 evangel. Kath. Kirche und 4klassige Schule am Orte. Evangel. Kirche Kamenz. Amtsbezirk und Standesamt Hertwigswalde. Post am Orte, von der Bahnstation 3 km, von der Kreisstadt 11 km Entfernung. Die durchs Dorf führende Kunststraße bildet die Verbindung zwischen den Straßenzügen Kamenz—Neisse und Patschkau—Münsterberg.

Korschwitz. 1284 Scorossow, 1370 Skorschwitz. Vom slawischen Personennamen Skorsow = der Schnelle abzuleiten.

186 Einwohner, davon 50 kath. Evangel. Kirche Reichau, kath. Danchwitz, evangel. und kath. Schule Tarchwitz. Amtsbezirk und Standesamt Korschwitz. Post Steinkirche, Station der Kleinbahn Tarchwitz 2 km, der Staatsbahn Heinrichau 9 km. Korschwitz liegt an der Kunststraße Breslau—Frankenstein und ist von der Kreisstadt 15 km entfernt.

Kraßwitz. 1254 Crasitz. Vom slawischen Personennamen Kras = der Schöne abgeleitet.

166 Einwohner, davon 33 evangel. Kath. Kirche und Schule in Dobrischau, evangel. Kirche Steinkirche. Amtsbezirk und Standesamt Algersdorf. Post Strehlen, Bahnstation Steinkirche 6 km. Entfernung von der Kreisstadt 14 km.

Krelkau. 1282 Crelkow. Die Nachsilbe ow läßt auf einen Personennamen Krelk schließen.

700 Einwohner, davon 30 evangel. Kath. Kirche und 4klassige Schule am Orte, evangel. Kirche in Olbersdorf. Amtsbezirk und Standesamt Krelkau. Post und Bahnstation Münsterberg 5 km. Mittwoch und Sonnabend ist Fahrgelegenheit mit dem Postauto nach Münsterberg und Frankenstein. Im Orte besteht eine Haushaltungsschule; die Leitung liegt in den Händen der Armen Schulschwestern v. U. L. Fr.

---

[1]) Seit dem Weltkriege hat die Großherzogliche Familie ihren dauernden Wohnsitz in Heinrichau.

Kummelwitz. 1352 zum ersten Male erwähnt. 1437 Komlowitz. Vermutlich vom Personennamen Chomoly abgeleitet.

210 Einwohner, davon 43 kath. Evangel. Kirche Steinkirche, evangel. Schule Neobschütz. Kath. Kirche und Schule Danchwitz. Amtsbezirk Korschwitz, Standesamt Neobschütz. Post und Bahnstation Steinkirche 4,2 km. Entfernung von der Kreisstadt 18 km, aber durch gute Kunststraßen mit ihr verbunden.

Kunern. 1267 Conare. Von Konary = Pferdewärter abgeleitet. Es war also wohl ein polnisches Hörigendorf, in dem die zur gleichen Berufstätigkeit Gehörigen zusammenwohnten.

217 Einwohner. Kath. Kirche und Schule Berzdorf. Evangel. Kirche und Schule Schreibendorf. Amtsbezirk und Standesamt Kunern. Post Schreibendorf, Bahnstation Kreutzberg 4 km.

Leipe. 1330 Lipa. Vom slawischen lipa = Linde abgeleitet.

300 Einwohner, davon 30 evangel. Kath. Kirche und Schule in Krelkau. Evangel. Kirche in Münsterberg. Amtsbezirk und Standesamt Krelkau. Post und Bahnstation Münsterberg 2 km. Mittwoch und Sonnabend Kraftpostverbindung mit Münsterberg und Frankenstein.

Liebenau. 1290 Libenow. Der Ortsname kommt von dem außerordentlich häufig verwendeten slawischen ljub = lieb, lieblich, das die Anmut und Schönheit der Lage eines Ortes bezeichnet.

790 Einwohner, davon 8 evangel. Kath. Kirche und 3 klassige Schule am Orte. Evangel. Kirche Patschkau. Amtsbezirk und Standesamt Liebenau. Post am Orte, Bahnstation Patschkau 5 km. Täglich zweimal Kraftwagenverbindung nach Patschkau. Liebenau liegt im Südteil des Kreises und ist 12 km von Münsterberg entfernt.

Moschwitz. 1238 Muscowicz. Zu Grunde liegt wohl das tschechische muz (sprich musch) = Mann.

500 Einwohner, davon 35 evangel. Kath. Kirche Altheinrichau, kath. 2 klassige Schule am Orte. Evangel. Kirche Heinrichau. Amtsbezirk Altheinrichau, Standesamt Moschwitz. Post und Bahnstation Heinrichau 4 bezw. 6,5 km. Moschwitz ist 12 km von Münsterberg entfernt und liegt an der Kunststraße Heinrichau—Petershagen. An das idyllisch gelegene Dorf schließt sich der 4000 Morgen große Buchenwald an. Dieser herrliche Wald birgt mehrere an anderer Stelle erwähnte Naturdenkmäler. Vom Buchenwalde aus wird Heinrichau mit Wasser versorgt. Einige Minuten von Moschwitz entfernt, unweit des Waldrandes, befindet sich eine Quelle, die von Maria, Prinzessin Karl von Preußen, Herzogin zu Sachsen in Stein gefaßt wurde. Eine Marmortafel gibt Nachricht. Aus einem Sammelbrunnen wird das Quellwasser durch elektrische Kraft in einer Rohrleitung nach Heinrichau geschafft.

Moschwitz ist Wallfahrtsort. Im Buchenwalde, auf dem Mariaberge, steht eine Kapelle, der hl. Anna geweiht. Sie wurde im Jahre 1707 erbaut. Das früher in der Kapelle befindliche Gnadenbild (hl. Mutter Anna) ist jetzt in der Dreifaltigkeitskapelle der Kirche Heinrichau aufbewahrt. Trotzdessen ist aber die Moschwitzer Waldkapelle am 26. Juli, dem Tage der hl. Anna, immer noch alljährlich das Ziel vieler frommer Wallfahrer, besonders Gliederkranker,

Münchhof. Gegen 1400. Wegen seiner Beziehung zum Kloster Trebnitz erhielt es wohl seinen Namen Mönchshof.

273 Einwohner, davon 93 evangel. Kath. Kirche und Schule Weigelsdorf, evangel. Kirche und Schule Schreibendorf. Amtsbezirk Münchhof-Kunern, Standesamt Kunern. Post Schreibendorf, Bahnstation Münsterberg 10 km.

Münsterberg. 1234 Sambice. Die um 1250 gegründete deutsche Kolonistenstadt entstand aus dieser slawischen Ansiedlung. Das auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegene (= Berg) stattliche Münster hat der Stadt den Namen gegeben.

8427 Einwohner, davon 1865 evangel. bezw. lutherisch, 57 jüdisch und 10 bekenntnislos. Zwei kath. Kirchen und zwei kath. Kapellen, eine evangel. und eine lutherische Kirche, ein jüdisches Bethaus. Gegenwärtig besitzt Münsterberg eine staatliche Aufbauschule, ein Reformrealprogymnasium i. E., ein Lyzeum i. A., eine kath. Knabenschule mit gehobenen Klassen, letztere i. A., eine kath. Mädchenschule, eine evangel. Volksschule, eine kaufmännische und eine gewerbliche Berufsschule. Behörden: Landratsamt, einzelstehende Beamte: Medizinalrat, Veterinärrat, Schulrat, Amtsgericht, Finanzamt, Postamt. Münsterberg ist Station der Staatsbahn Breslau—Mittelwalde. Außer den schon an anderer Stelle erwähnten Sehenswürdigkeiten besitzt Münsterberg einen etwa 20 ha großen Stadtpark, wie ihn keine zweite schlesische Kleinstadt aufzuweisen vermag.

Neobschütz. 1396 Nobeschicz, 1603 Nobschitz. Eine einwandfreie Feststellung des zu Grunde liegenden slawischen Wortes zu geben, ist zur Zeit nicht möglich.

395 Einwohner, davon 23 kath. Evangel. Kirche und 2 klassige Schule am Orte, kath. Kirche Danchwitz. Amtsbezirk Korschwitz, Standesamt Neobschütz. Post und Bahnstation Steinkirche 4,5 km. Der Ort liegt an der Kunststraße Strehlen—Frankenstein und ist 17 km von Münsterberg entfernt.

Neualtmannsdorf. Vermutlich 1250 begründet. 1346 villa Altmannsdorf, 1528 Neualtmannsdorf. Der Zusatz „Neu" beweist, daß der später als Altaltmannsdorf gegründete Ort in irgend einem Zusammenhange mit diesem Dorfe steht. Nach Kopietz ist er aus einem Vorwerk von Altaltmannsdorf entstanden.

932 Einwohner, 68 evangel. Kath. Kirche und 4 klassige Schule am Orte, evangel. Kirche Münsterberg. Post am Orte, Bahnstation Münsterberg 7 km. Neualtmannsdorf hat dreimal täglich Kraftwagenverbindung mit der Kreisstadt. Amtsbezirk und Standesamt Neualtmannsdorf. Das Dorf hat gute Straßenverbindung mit Neisse, Patschkau, Kamenz und Münsterberg. Bei Neualtmannsdorf liegen die Ohlequellen.

Neuhaus. 1295 Novum castrum. Es war der Sitz eines Kastellans oder Burggrafen, daher Novum castrum = Neuschloß.

448 Einwohner, davon 26 evangel. Kath. Kirche Liebenau, kath. 2 klassige Schule Neuhaus, evangel. Kirche Patschkau. Amtsbezirk und Standesamt Neuhaus. Post und Bahnstation Patschkau 2 km. Neuhaus liegt an der Kunststraße Patschkau—Münsterberg und ist von letzterer Stadt 14 km entfernt. In der Nähe des Dorfes liegt der Jägerberg, von welchem man eine hervorragende Aussicht genießt.

Neuhof. 1316 Nova curia. Vorwerk des Klosters Heinrichau.
365 Einwohner, davon 58 evangel., 7 lutherisch, 2 religionslos. Kath. Kirche und Schule Heinrichau, evangel. Kirche und Schule Heinrichau. Amtsbezirk und Standesamt Heinrichau. Post und Bahnstation Heinrichau 2,4 km. Der Ort liegt an der Kunststraße Strehlen—Münsterberg und ist von der Kreisstadt 5,4 km entfernt.

Neukarlsdorf. Neuere wohl erst im 17. Jahrhundert angelegte Gründung, benannt nach dem Besitzer Freiherrn Karl von Sierotin.
180 Einwohner, davon 84 kath. Evangel. Kirche in Steinkirche, evangel. einklassige Schule am Orte, kath. Kirche und Schule Waldneudorf. Amtsbezirk und Standesamt Schönjohnsdorf. Post und Bahnstation Steinkirche 2 km. Neukarlsdorf ist von der Kreisstadt 17 km entfernt.

Niederkunzendorf. 1243 Cuncendorf. Benannt nach dem ersten Gründer und Scholzen Konrad, abgekürzt Kunz.
372 Einwohner, davon 49 evangel., 1 jüdisch. Kath. Kirche und Schule Weigelsdorf, evangel. Kirche Münsterberg, evangel. Schule Oberkunzendorf. Amtsbezirk Oberkunzendorf, Standesamt Weigelsdorf. Post und Bahnstation Münsterberg 3,5 km. Der Ort liegt an der Kunststraße Münsterberg—Grottkau und hat Sonnabends Kraftpostverbindung mit Münsterberg.

Niederpomsdorf. 1261 Ponnansdorf, 1353 Pomiansdorf. Pomian ist ein slawischer Geschlechtsname.
439 Einwohner, davon 11 evangel. Kath. Kirche Liebenau, kath. 4 klassige Schule Niederpomsdorf, evangel. Kirche Patschkau. Amtsbezirk Niederpomsdorf, Standesamt Liebenau. Post und Bahnstation Patschkau 3 km. Niederpomsdorf liegt an der Kunststraße Patschkau—Münsterberg. Entfernung von der Kreisstadt 13 km.

Oberjohnsdorf. 1437 Jonsdorf, offenbar deutsche Gründung, deren Name aus Johannesdorf zusammengezogen ist, Oberjohnsdorf zum Unterschied von Schönjohnsdorf.
180 Einwohner, davon 38 kath. Evangel. Kirche Reichau, evangel. Schule Tarchwitz, kath. Kirche Altheinrichau, kath. Schule Tarchwitz. Amtsbezirk und Standesamt Tepliwoda. Post und Station der Kreisbahn Tepliwoda. Oberjohnsdorf ist von der Kreisstadt 14,5 km entfernt und hat Kunststraßenverbindung.

Oberkunzendorf. (Näheres über Name und Gründung siehe Niederkunzendorf.)
336 Einwohner, davon 122 evangel. Kath. Kirche und Schule Weigelsdorf, evangel. Kirche Münsterberg, evangel. einklassige Schule am Orte. Amtsbezirk Oberkunzendorf, Standesamt Weigelsdorf. Post und Bahnstation Münsterberg 6,5 km. Der Ort liegt an den Kunststraßen Grottkau—Münsterberg und Strehlen-Münsterberg.

Oberpomsdorf. (Erklärung des Namens siehe bei Niederpomsdorf.)
309 Einwohner, davon 37 evangel. Kath. Filialkirche und kath. 3 klassige Schule am Orte. Amtsbezirk und Standesamt Neuhaus. Oberpomsdorf liegt an der Kunststraße Patschkau—Münsterberg und ist von letzterem Orte 16 km entfernt. Post und Bahnstation Hertwigswalde 2 km. Die Kirche enthält ein von Willmann stammendes Bild der hl. Barbara.

Olbersdorf. 1292 Alberi villa, 1439 Olbrechtsdorf. Vom Personennamen Adalbrecht abgeleitet.

535 Einwohner, davon 117 Katholiken. Evangel. Kirche und Schule am Orte, kath. Kirche Bärwalde. Amtsbezirk und Standesamt Bärwalde. Post Bärwalde, Bahnstation Münsterberg 7,5 km. Olbersdorf hat Kunststraßenverbindung mit Frankenstein und Münsterberg.

Petershagen bis 1922 Polnisch-Peterwitz. 1237 Petrowicz. Nach dem Gründer des Dorfes Peter benannt.

288 Einwohner, davon 7 evangel. Kath. Kirche Frömsdorf, kath. einklassige Schule am Orte, evangel. Kirche Tepliwoda. Amtsbezirk und Standesamt Tepliwoda. Post Frankenstein, täglich zweimal Kraftwagenverbindung mit derselben Stadt. Nächster Kleinbahnhof Kobelau 3 km, Staatsbahnhöfe Frankenstein oder Heinrichau 11 km, Kreisstadt Münsterberg 17 km. Die Erbscholtisei gehört seit 1560 der Familie Fischer, sie dürfte wohl zu den ältesten Familien des Kreises rechnen.

Pleßguth. Anscheinend slawische Siedlung, doch erst 1585 als Pleßkott erwähnt, der Ortsname hängt vielleicht mit dem Personennamen Plaskota zusammen.

56 kath. Einwohner. Kath. Kirche und Schule Dobrischau. Amtsbezirk und Standesamt Algersdorf. Post Strehlen, Bahnstation Heinrichau 5 km. Der Ort ist von der Kreisstadt 12,5 km entfernt.

Rätsch. 1263 Radsici, 1619 Recz. Der Name geht auf den Personennamen Radislaus zurück.

122 Einwohner, davon 5 evangel. Kath. Kirche und Schule Wiesenthal, evangel. Kirche Heinrichau. Amtsbezirk und Standesamt Wiesenthal. Post und Bahnstation Heinrichau 1 km. Rätsch liegt an der Kunststraßenverbindung Heinrichau-Kreisgrenze und ist 10 km von der Kreisstadt entfernt.

Reindörfel. Das Dorf gehörte schon im 15. Jahrhundert der Stadt Münsterberg. Der Name ist von Raum, räumen abzuleiten.

676 Einwohner, darunter 211 evangel. Kath. Kirche und Schule, evangel. Kirche und Schule Münsterberg. Amtsbezirk und Standesamt Bernsdorf. Post und Bahnstation Münsterberg 2 km. Dreimal Kraftwagenverbindung nach Münsterberg, liegt an den Kunststraßen nach Münsterberg, Patschkau und Frankenstein. In Reindörfel liegen die Deutschen Ton- und Steinzeugwerke.

Reumen. Altes polnisches Dorf. 1405 Rewmen. Der Name kommt von „räumen", ausroden.

212 Einwohner, davon 46 evangel. Kath. Kirche und Schule zu Wiesenthal, evangel. Kirche und Schule in Heinrichau. Post und Bahnstation Heinrichau. Amtsbezirk und Standesamt Wiesenthal. Die Entfernung bis zur Kreisstadt beträgt 7 km.

Schildberg. 1318 Schildberg. Nach der öfteren Schreibung Schildberch könnte man vermuten, daß der 2. Teil des Namens ursprünglich bercht = glänzend (der Schildglänzende) geheißen habe.

350 Einwohner, davon 174 evangel. Kath. Kirche und Schule Waldneudorf, evangel. Kirche Heinrichau, evangel. Schule Schönjohnsdorf. Amtsbezirk und Standesamt Schönjohnsdorf. Post und Bahnstation Steinkirche 2 km. Schildberg ist 14 km von Münsterberg entfernt und liegt an der Kunststraße Strehlen—Münsterberg.

Schlause. 1189 Sluseov, 1413 Slawse, 1619 Schlauß. Wohl abzuleiten von sluha (polnisch sluga) Knecht, Gemeindehirt und vielleicht einem davon gebildeten Personennamen Slusz.

413 Einwohner. Kath. Kirche und Schule Bärwalde, evangel. Kirche und Schule Olbersdorf. Post Bärwalde, Bahnstation Altaltmannsdorf 3 km. Von Münsterberg ist Schlause 6 km entfernt, es liegt an der Kunststraße Münsterberg—Frankenstein.

Schönjohnsdorf. (Erklärung des Ortsnamens bei Oberjohnsdorf.)

600 Einwohner, davon 150 evangel. Kath. Kirche Waldneudorf, kath. 2klassige Schule Schönjohnsdorf. Evangel. Kirche Heinrichau, evangel. Schule Schönjohnsdorf. Amtsbezirk und Standesamt am Orte. Post und Bahnstation Heinrichau. Schönjohnsdorf liegt an der Kunststraße Heinrichau-Kreisgrenze. Die Entfernung von Münsterberg beträgt 13 km. Sehenswert sind die Wasserburg (an anderer Stelle beschrieben) und die Sacrauer Schluchten.

Tarchwitz. 1287 Targowitz, 1625 Tarchwitz. Der Name ist abzuleiten vom polnischen targ = Markt, also Marktdorf.

243 Einwohner, davon 79 evangel. Kath. Kirche Altheinrichau, evangel. Kirche Reichau. Am Orte selbst einklassige Schulen für beide christlichen Konfessionen. Amtsbezirk und Standesamt Korschwitz. Post Heinrichau. Tarchwitz ist Haltepunkt der Frankenstein—Münsterberg—Nimptscher Kreisbahn. Tarchwitz liegt an der Kunststraße Breslau—Frankenstein und ist von Münsterberg 13 km entfernt.

Taschenberg. 1259 Bruckaliz, 1334 Taschinberg, 1416 Taschenberg. Eine einwandfreie Deutung des deutschen Namens Taschenberg ist noch nicht gefunden.

111 Einwohner, davon 35 evangel. Amtsbezirk, Standesamt, kath. Kirche, evangel. Kirche, kath. und evangel. Schule, Post und Bahnstation Heinrichau. Liegt an der Kunststraße Breslau—Münsterberg und ist 8 km von dem letzteren Orte entfernt.

Tepliwoda. 1293 Ceplowod, 1619 Teppelwude. Kommt cieplo = warm und woda = Wasser, also Warmwasser, Warmbrunn.

1503 Einwohner, davon 122 kath. Evangel. Kirche und 7klassige Volksschule am Orte, kath. Kirche Altheinrichau. Amtsbezirk, Standesamt, Post und Bahnstation am Orte. Von Münsterberg 16 km entfernt, hat Kunststraßenverbindung nach Frankenstein, Nimptsch und Münsterberg.

Waldneudorf. 1350 Nova villa. Die neue Siedlung erhielt, weil man nichts besseres wußte, den Namen Neudorf. Die dem Namen seit 1922 gegebene Vorsilbe „Wald" bezeichnet recht treffend die Lage des Ortes.

366 Einwohner, davon 92 evangel. Kath. Kirche und 3klassige Schule am Orte. Amtsbezirk und Amtsvorstand Schönjohnsdorf. Post und Bahnstation Steinkirche 4 km. Eine Kunststraße verbindet den Ort mit der Hauptverkehrsstraße Münsterberg—Strehlen. Waldneudorf ist 16 km von der Kreishauptstadt entfernt.

Weigelsdorf. (Siehe Ortsgeschichte von Weigelsdorf Seite 113.)

726 Einwohner, davon 100 evangel. Kath. Kirche und 5klassige kath. Schule am Orte. Evangel. Kirche Schreibendorf. Amtsbezirk und Standesamt Weigelsdorf. Post und Bahnstation Münsterberg 8 km. Sonnabend Kraftpostverbindung mit der Kreisstadt.

Wenignossen. Ueber den Namen ist bei Großnossen das auch hier Zutreffende schon gesagt worden.

145 Einwohner, davon 25 evangel. Kath. Kirche Großnossen und einklassige Schule in Wenignossen. Evangel. Kirche Münsterberg. Von der Kreisstadt ist Wenignossen 2,5 km entfernt. Es ist mit derselben durch eine Kunststraße verbunden. Amtsvorstand und Standesamt sind in Großnossen, Post und Bahnstation Münsterberg.

Wiesenthal. Ursprünglich slawische aus 2 Dörfern bestehende Gründung. Der heutige Name erklärt sich aus der sehr anmutigen Lage des Dorfes im Ohletale.

410 Einwohner, davon 87 evangel. Kath. Kirche und 2klassige kath. Schule am Orte, evangel. Kirche Heinrichau. Amtsbezirk und Amtsvorstand Wiesenthal, Post und Bahnstation Heinrichau 1,2 km. Wiesenthal ist durch Kunststraßen mit den Städten Strehlen und Münsterberg (9 km) verbunden.

Willwitz. 1318 Wilhelmowicz. Der deutsche Name Wilhelm mit der slawischen Nachsilbe owice.

254 Einwohner, davon 21 evangel. Kath. Kirche und kath. Schule Altheinrichau, evangel. Kirche Heinrichau. Amtsbezirk und Standesamt Wiesenthal. Post Heinrichau. Kleinbahnstation Altheinrichau 2,5 km, Station der Staatsbahn Heinrichau 7 km. Eine Kunststraße verbindet Willwitz mit Altheinrichau.

Zesselwitz. 1237 Ceclawitz. Nach dem Personennamen Ceslaus benannt.

210 Einwohner, davon 16 evangel. Kirchlich wie schulisch gehören beide Konfessionen nach Heinrichau. Amtsbezirk, Amtsvorstand, Post, Bahnstation Heinrichau 3,5 km.

Zinkwitz. 1242 Cenkowitz. Hängt offenbar mit dem Personennamen Czenko zusammen.

183 Einwohner, davon 8 evangel. Kath. Kirche und Schule Altheinrichau, evangel. Kirche Tepliwoda. Amtsbezirk und Standesamt Altheinrichau. Post Tepliwoda, Station der Kleinbahn Altheinrichau 4 km, Station der Staatsbahn Heinrichau 8 km. Zinkwitz ist 14 km von der Kreisstadt Münsterberg entfernt.

Benutzte Quellen.

Klemenz, Die Ortsnamen des Kreises Münsterberg.
Das statistische Material hat in dankenswerter Weise die Lehrerschaft des Kreises geliefert.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen und Karten.







